Mixed Pickles

von
Henri Regenwetter

Eingelegte sowie gemischte Elukubrationen,

Mit bio – logisch kultiviertem Pep

Bebildert

*

N.B.

Der Genuss dieser Ware ist keinesfalls Gesundheitsgefährdend.

*

1

Plate

Dezember 2016

Inhaltsverzeichnis

Wie der Vater so der Sohn
Biografisches
Vom Vater
Mein eignes Ich
Vorwort
Die Kinderzeit
Freizeit und Spiele
Die Schule
Eine Anekdote fällt mir eben ein
Praktische Naturkunde
In meinem ersten Beruf war ich Knecht
Beim Bauer
Krieg (1914 – 1918)
Freiwillig zur Armee (Bild mit Uniform)
Abrechnungsbuch (Soldbuch im Bild)
Bild der Geliebten
Eine zaghafte Liebeserklärung!
Der erste Liebesbrief
Noch ein Brief
Bitte um Erlaubnis heiraten zu dürfen
Foto des verheirateten Ehepaares
Brief der Großeltern an die Kinder
Es war 1928
Brief der Eltern vom 13.2.1930 an das Ehepaar
Regenwetter Albert François
Der Krieg scheint unvermeidlich
Granaten ins Schlafzimmer
Geblättert im Notizbuch I –Zur Annexion und Proklamation
Der Kampf der Ähre mit dem Wind
Brief an den Neffen Mathias
Jours des primevères (poésie en français)
Erennerung un Flensburg (Gedicht)
Versetzung nach Lubninitz
Fragmenter – Aus de Breiwer un seng Frau
Eng Auer (Gedicht)
Eng Blimchen (Gedicht)
Et geet Schanzen (Gedicht)
Der beschwerliche Weg der Repatriierung.
Die schwarze Madonna. (Bild)

Alphabetische Liste der Landsleute (120), die beisammen waren, als die Fahrt nach Odessa begann.
A Polen, e Sonndeg am Rén (Gedicht).
Der Luxemburger Konsul Blum in Moskau erhält die Liste der Luxemburger, die unterwegs sind.

Fragmente aus den Memoiren von Mathias Zeimet.

Vom Sohn
3 Gedichte
Das Heimathaus
Die Beschneidung aller männlichen Geburten
Das Treppenhaus
Feuersbrunst
Der kleine Gemüsegarten
Erziehungsmethode meiner Mutter
Die Schlittschuhe
Der Bob
Guiche - moi
Chorknabe
Baden Powell
Gefährlicher Verkehr auf der Strasse
Der friedliche Park
St. Nikolaustag
Überfall der Deutschen
Ode au pinard
Evakuation
Der Kaffeeschmuggler
Wieder in Lebensgefahr
Deportation des Vaters
Gartenarbeiten und Kaninchen im Stall
Hausarbeiten und kein Ende
Als Musiker
Als Depositär
Als Milchmann
Pimpfe und Hitlerjugend
Gefährliches Spiel
Schnell gereizt
Erziehungslager Capellen
Erziehungslager Schönfels
Sport war notwendig
Ich lerne Schwimmen
Bomber und Fliegeralarm
Tag der Befreiung
Kontakt mit den Amis
Die Luftballons
Unmenschliche Zollverwaltung

Die erste Liebe
Wieder weg von zuhause
Umzug nach Oberkorn
Fatale Beichte
Zukunftspläne
Kirchensänger
Liebe auf Sparflamme
Am Tode vorbei
Besoffen
Militärzeit
Das Bataillonsfest
Das Bataillonsfest
Genie in Kapellen
Bilder zum Genie
Wir spielen Krieg
Abschlussmanöver
Die letzten Tage
Manöver in Sissonne
Beruf – Jubiläumsfeierlichkeiten
Wissen und Kenntnisse explodieren
Jamboree in Bad Ischl
Nachforschungen
Schwimmen um Nussensee
Eine meiner bittersten Enttäuschungen meines Lebens
Erziehungsmethode in der Schule, Kalligrafie
Die chinesische Sprache
Der Drache
Der Löwe
Geomantie
Der chinesische Garten
Unser Schulwesen
Weltliteratur
Placebos
Höhen und Tiefen der persönlichen Erfolge
Das Aquarium in Wasserbillig
Sekten
Hochzeit
Mallorca
Eine Flugreise nach Djerba
Impressionen auf Teneriffa I
Impressionen aus Teneriffa II

WIE DER VATER, SO DER SOHN

ZWEI AUTOBIOGRAPHIEN

GESCHICHTEN – GEDICHTE – LIEDER – ANEKDOTEN
GESAMMELT
von
REGENWETTER Albert Henri
&
REGENWETTER Henri Mathias Nicolas
alias
„GROF HENG I. vun Zolver“

Einleitung.

Geografische, historische, genealogische und sonstige, zumeist aber vermeintlich geistreiche Zusammenhänge.

Obiges Wappen gehört zum Grafen Alexander von Zolver. Dies ist historisch erwiesen. Er allein hat es vor langer, langer Zeit getragen und sicherlich auch in seinem Banner genutzt. 793 wird die Burg Zolver zum ersten Mal in den Urkunden erwähnt. Sie bestand aus einem hölzernen Turm, umgeben von einem Erdwall mit Palisaden.

An diesen Ort wird wohl dieses Wappen selten zu sehen gewesen sein. Schade für so eine unrationelle, ja echt verschwenderische, eigentlich einmalige Verwertung.

Da ich ebenfalls in gleichem Ort wohne, denke ich, dieses Wappen sei allgemeines Strandgut. Darum nutze ich diese einmalige Gelegenheit, um in ehrwürdiger Weise an den markanten Grafen zu erinnern. Das Wappen kann in diesem Fall auch meiner Familie dienen, und sei es auch nur als dekoratives Element oder um uns, in unserem ungeadelten Dasein zu trösten.

Ich wohne im Hang und der Differdingen zugewandten Seite der Bodenerhebung gegenüber dem Zolver Knapp. Der Strasse hat man den Namen „Ieweschte Béinert“ gegeben. Da noch keiner der luxemburgischen Idiomforscher sich geäussert, oder es irgendwo niedergeschrieben hat, was ein „Béinert“ sei, habe ich mir zuerst eine weitere Freiheit genommen.

Ich greifte also diesen Spezialisten etwas vor, und wollte ihnen einen Anlass bieten, sich in Kräfte messenden (wohl verstanden geistigen) Auseinandersetzungen zu äussern. Es ist ja völlig bekannt, dass der Mensch nicht nur an seinen eigenen Äusserungen, sondern auch an den diametral entgegen gesetzten Repliken der Leser, oder Zuhörer, gemessen werden kann. Dadurch gibt es sicherlich Antagonisten, die dazu beitragen, dass man sich eine geteilte Meinung bilden kann, was dann auch eine durchschnittliche Meinungs-Zusammenfassung zulässt.

Ich glaube der Bedeutung ‚Béinert‘ auf die Sprünge gekommen zu sein. Anscheinend gab es früher ein Verb das etwa wie „béinen“ gebraucht wurde. Gesichert ist auch die Tätigkeit, dass in früheren Zeiten zur Sicherheit der Ortsbevölkerung Späher beschäftigt waren, die nicht anderes zu tun hatten als Ausschau zu halten, um die Bevölkerung vor einer sich anbahnenden Gefahr, in Schutz zu bringen. Um dieser Berufung nachkommen zu können waren Aussichtspunkte notwendig, die den Weitblick in ein möglichst grosses Areal erlaubten. Dieser Aussichtspunkt kann genau da, wo die Bezeichnung „Béinert“ angewendet wurde, gewesen sein. Vor dieser Anhöhe konnte man weit über das Land spähen.

In südöstlicher Richtung sieht man bis weit über die Grenze nach Frankreich. Im Wesen stösst unser Auge bereits hinter, der im Tal der Korn liegenden Ortschaft Differdingen, gegen die Anhöhe der Minetteberge. Nach Nordwesten öffnet sich der Blick bis wiederum an die französische Grenze mit Miont Saint Martin. Rechts davon und viel weiter entfernt sieht man Arlon. Dann geniesst unser Blick Freiheit bis nahezu 60 Kilometer weit, im eigenen Land. Mit dem Fernglas kann man auf dem Napoleonsgaard den Loetscheff mit seinem Béinert ausmachen. Im Osten geht der Blick weit über die Hauptstadt hinaus, bis an die Moseld un zum anderen Ausblickspunkt, dem Johannisberg bei Düdelingen.

Wer aber war dieser Grof Heng 1, vun Zolver und wer ist, „Grof Heng I. vum Ieweschte Béinert“?

Zum besseren Verständnis sei hier zuerst eine geografische Ortsbestimmung, aus dem Internet vorgestellt.

Zolver, Luxembourg Page

Latitude	49.5256	**Longitude**	5.9406	**Altitude (feet)**	1026
Lat (DMS)	49° 31' 32N	**Long (DMS)**	5° 56' 26E	**Altitude (meters)**	312

Click here to include current weather info

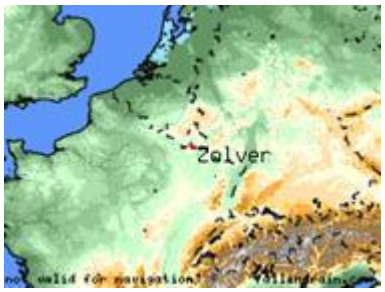
Google links for Zolver | Google links for Zolver, Luxembourg

FAST/Alltheweb images for Zolver | FAST/Alltheweb images for Zolver, Luxembourg

77.9 nm east and west of Zolver. Mercator projection.

Illuminated Bigger Smaller Wider Narrower Taller Shorter Reset

4.0X In 2.0X In 1.4X In 1.4X Out 2.0X Out 4.0X Out



Nun aber geradewegs zurück zum Grafen Alexander. Dieser Herr von Zolver wurde zuerst erwähnt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Er besass also angeblich eine Burg auf dem so genannten „Zolver Knapp“, die er aus Sicherheitsgründen wohl kaum bewohnte, denn es war eine regelrechte Mausefalle, in welcher sich zuweilen und ausschliesslich nur Rittersmann und Knappe aufhielten, um sicherlich das eine oder andere Zechgelage dort ab zu halten, wohl aber nicht der Herr selber. Bei einer Belagerung gab es nämlich dort kein

Entkommen, es sei denn, man wählte den Weg entweder in den Himmel oder in die Hölle. Einen unterirdischen Fluchtweg hat man bisher nicht gefunden, es sei denn auch man gelange über den noch existierenden Brunnen hinab, auf die Wasserhöhe in der Ebene, und damit ins Freie. Es bleibe der Vollständigkeit halber zu bemerken, dass die spätere Burg errichtet wurde mit Steinquadern, die wahrscheinlich aus den Rümelinger Steingruben stammten, denn vor Ort in Zolver hätte man sogar nicht genug Minettegestein, für einen solchen Bau finden können.

Möglicherweise, trotz allem, wohnte der Herr aber doch in einem Kastell, das einst auf dem Standort des heutigen Schlosses von Sanem stand, was den späteren (unten erwähnten) Schenkungsakt etwas verständlicher machen würde.

Von der Burg ist heute nur noch ein verschlossener Brunnenschacht zu sehen. Nach der brutalen Zerstörung der Burg im XVI. Jahrhundert, durch die kulturell hoch stehende Nachbarnation, die man mit „Franzose“ bezeichnet, wurde anschliessend das ungenutzte Gemäuer von den Zolver Einwohnern, Stein für Stein den Hügel hinab ins Dorf geschleppt und manches Haus in Zolver konnte nur auf diese Weise kostengünstig errichtet werden. Niemand hat hinterfragt, ob dies ehrenhaft sei oder nicht. Der bekannte Eigennutz hatte Vorrang. Selbstverständlich und inzwischen hatten sich die plötzlich arbeitslos gewordenen Schlossgeister vermehrt und nisteten sich ebenfalls in all den so neu entstandenen Behausungen im Dorf ein. Sie haben bis heute noch keinesfalls an ihrer Spukfähigkeit eingebüsst.

Der Zolver Knapp ist eine markante Anhöhe, die mit 420 Metern über NN, im Süden des Landes Luxemburg, auffällt. Die Höhe erlaubt einen Weitblick bis hoch hinauf ins Ösling, von wo man, wie behauptet wird, dieses Wahrzeichen der Minettegegend sehen kann. Er liegt nahe der französischen Grenze, genau auf einer Wasserscheide. Einerseits fliessen alle Gewässer in die Maas, andererseits in die Mosel. Das aber schien einigen Menschen nicht zu gefallen, weshalb wahrscheinlich der Maas-Mosel Kanal gebaut werden sollte, damit die Zusammengehörigkeit der Gewässer wieder hergestellt sei.

Der Einflussbereich dieser Grafschaft erstreckte sich weit im Umkreis und gilt, historisch gesehen, als wichtiger Eckpfeiler der Luxemburger Geschichte, übrigens bereits existierend bevor die Gründung der Stadt Luxemburg, die erst im Jahre 963 erfolgte. Also nahezu 200 Jahre später. Wie der Herr von Zolver zu dem Titel Graf gekommen ist, bleibt nicht nur mir unklar. Man meint, da wäre eine spezielle Begnadigung im Spiel gewesen, wobei mancher sich aber nicht so recht bewusst ist, worum es sich dabei handeln soll. Es ist nämlich nicht bekannt, in wessen Diensten er (der Graf von Zolver) ein Amtsträger war, der sogar richterliche Befugnisse hatte und somit schreiben konnte, denn im finsteren Byzantin war Grafeus (der Schreiber) ein Hoftitel, und daher dürfte wohl auch die Bezeichnung „Graf“ stammen.

„Grof Heng I. vun Zolver“, ist ebenfalls ein Herr von Zolver. Er bewohnte, bis zur definitiven Abreise, seinen Bungalow, im Westhang des Loetscheff, ein ebenso auffälliger Hügel gleich dem Zolver Knapp und gelegen direkt nebenan, jedenfalls auch auf der Wasserscheide. Da es irgendwo heisst „my house is my castle“ kann dieser Herr mitnichten behaupten, auch sein Haus wäre eine Burg, seine Burg. Die Steine zu seinem Bau konnten keinesfalls aus der Burgruine bezogen werden. Dieser Selfservice war bereits längst erschöpft, sozusagen ausgeschlachtet und steht sowieso unter archäologischer Quarantäne. Deshalb mussten die Steine (wie jene der Burg) diesmal aber per Lastwagen, aus denselben

Steingruben in Rümelingen herangekarrt werden. Leider versuchten die überlebenden ehemaligen Zolver Schlossgeister ihm den lang ersehnten Bauplatz zu verleiden. Diese konnten sich aber vor Gericht nicht durchsetzen und die Auseinandersetzung endete mit einem Selbstmord, der einem der armen Geister das Leben kostete. Eine Schrotflinte, die unterm Kinn losging, war das Handwerkszeug. Die jungen Geister, die im Rümelinger Gestein wohnten, hatten sich gegen die einheimischen Geister aus dem Altertum, erfolgreich durchsetzen können. Das hat man aber dem Zuwanderer nie verziehen und umgekehrt mied dieser auch jeglichen Kontakt mit den örtlichen Vereinigungen, die es immer wieder versuchten ihn als Mitglied anzuheuern.

Grof Heng I. vun Zolver, ist ein Eckpfeiler und Verteidiger aller Interessen der Familie Regenwetter – Reichling. Er ist ein Musenfreund, Naturfreund, Musikfreund und Familienvater von zwei Töchtern Monique und Martine und einem Sohn, den er Mike nennen wollte. Die Buchführung kannte diesen Namen jedoch noch nicht, so wurde er unter dem Vornamen Michel registriert. Manchmal versuchte Grof Heng I. sich in der Schriftstellerei, also nahe dran an der Bezeichnung Grapheus (heute Grafeus) und an sonstig Schönen Künsten. Nicht aber nur weil er auch schreiben kann, kommt es, dass er sich den Titel eines Grafen zugelegt hat.

Im Gegensatz zum Schlossherrn, der sich wahrscheinlich besser mit Pfeil und Bogen, oder mit Ross und Rüstung auskannte, konnte Grof Heng I. bestens mit einem Fotoapparat umgehen. Demnach war er zwar ein nicht diplomierter Fotograf, aber immerhin ein Graf. Er beschrieb, was er gesehen hatte in und mit Bildern, die er anlässlich vieler Vorträge im In- und Ausland kommentierte. Also ein spezialisierter Hobbygraf. Mit mehr als 60000 Dias, repertoriert in seiner Homepage, denkt dieser Graf, dass auch er sich den ehrwürdigen Titel unvoreingenommen zulegen kann.

Der ehrwürdige Graf Alexander von Zolver war wahrscheinlich ein gelehrter Mensch, denn sein Siegel findet man auf vielen historischen Dokumenten. Er wird in seinem Leben wohl kaum aber eine umfangreiche Bibliothek aufgebaut haben, was sich „Grof Heng I. vun Zolver“ seinerseits jedoch leisten konnte. Im Laufe seiner Entwicklungsgeschichte hat er über 4300 Titel zusammengetragen. Vorrangig war es zu allererst, berühmte Werke der Weltliteratur, Theater und Gedichte, besonders in deutscher und französischer, dann aber auch in englischer Sprache. Bald kamen naturkundliche Bücher hinzu, die in Monografien über Pflanzen und Tiere ihren Höchststand erreichten, weil da alles studiert und gelesen wurde, was an Neuerscheinungen auf den Markt kam. Auch Bücher über nahezu alle Religionen der Menschheit, trugen dazu bei um dessen Wissensdurst zu stillen. Fachbücher über Philosophie, Psychologie und überhaupt Nachschlagewerke aus nahezu allen Sparten der Wissenschaft kamen hinzu. Er studierte also intensiv fast alle Götter und Religionen der Menschheit, worauf der Schreiber dieser Zeilen noch einmal zurückkommen will.

Hier sei noch ein etymologischer Hinweis eingefügt. Der lateinische Name Henricus hat den französischen Namen Henri und der wiederum den deutschen Namen Heinrich hervorgebracht, übrigens ist es der Vorname vieler deutscher Könige. Der einheimische, aber typisch luxemburgische Name ist „Heng“. Und jetzt machen wir einen bedeutenden Sprung zurück in die Geschichte Chinas.

Bereits im 1. Jahrhundert nach Christus, genauer gesagt von 78 -139 nach Christus wirkte in China ein berühmter Mathematiker mit Namen Zhang Heng, der als Erfinder eines Seismografen bekannt ist. Es leuchtet also gewiss jedem Banausen ein, dass der in Luxemburg

weitverbreitete Vorname „Heng“ wohl direkt von diesem chinesischen Familiennamen abgeleitet werden kann.

Dem sei noch nicht genug. Zur gleichen Zeit, als dieser chinesische Heng lebte, herrschte in China die kaiserliche Dynastie Han. Auch zu dieser Han-Dynastie besteht eine weitere linguistische Verbindung über die Gemahlin von Grof Heng I. Sie ist eine geborene Reichling und ihr Vater war mit einer Dame verheiratet, deren Familienname ebenfalls Han war. Heute allerdings hat die volksdümmliche Schreibweise verschiedene Formen angenommen. Hahn oder Haan werden offensichtlich von modernen Forschern lediglich als Verballhornung des typisch chinesischen Ur-namens Han angesehen. Wie also oben ersichtlich ist, hat die Gemahlin von Grof Heng I. von Zolver ebenfalls eine DNA - Verbindungen zu fernöstlichen Vorfahren, was direkt von ihrem Familiennamen abgeleitet werden kann. So simpel kann Geschichts- respektive Ahnenforschung sein. Übrigens kommen wir noch später auf diese China-Connection zu sprechen.

Doch jetzt wieder kurz zurück, zur erwähnten umfangreichen Büchersammlung. Platzmangel war im kleinen Bungalow vorprogrammiert und so schenkte Grof Heng I. der Naturschutzgesellschaft AAT Garten- und Teichfreunde Luxemburgs ca. 1000 Titel für deren Fach-Bibliothek. Er war der Utopie versessen es würden sich viele an diesem Literaturangebot inspirieren. Das erfordert, dass wir später auch auf dieses Thema zurückkommen. Es sei nebenbei vermerkt, dass Grof Heng I. diese Naturschutzgesellschaft ins Leben gerufen hat. Er war über 30 Jahre deren Präsident und wurde anschliessend als Ehrenpräsident geehrt, in welcher Position er sich weiterhin an den Umweltbemühungen der Gesellschaft beteiligt. Grof Heng I. hat übrigens seine Tätigkeiten in dieser Gesellschaft und damit eine beachtlichen Teil seines Lebens, autobiografisch verarbeitet und in der Jubiläumsnummer des „Heckefräsch“ publiziert. Es handelt sich somit um die „Chronik von 25 Jahren Vereinsleben in der AAT“. (Erschienen im 16. Jahrgang – März 1998 – Nr.58) siehe dazu auch die Internetseiten der AAT-Gesellschaft. Im Inhaltsverzeichnis kann man diesbezüglich auf „Kaleidoskop“ klicken, um schnell dorthin zu gelangen. Inzwischen hat ein ehrlicher und sicherlich auch wohlgesinnter Mitbürger es für notwendig empfunden um dessen Tätigkeit als luxemburger Naturschützer ins Netz zu setzen und zwar in der Sprache seiner Heimat.

Alexander von Zolver war seinerseits also, von irgendwelchen Gnaden zu seinem Titel „Graf“ gekommen. Leider konnte nicht ausgemacht werden wer überhaupt dessen Vorfahren waren und so blieb er der Nachwelt Angaben über seine Herkunft schuldig. Er hatte es versäumt seinen Stammbaum, d. h. in Richtung Vorfahren zu erstellen. Wir wissen nur, dass seine Gattin Hadewig genannt wurde und seine Neffen Anselm und Thiderich anwesend waren als er im Jahre 1245 seiner Gemahlin all seine Güter überschrieb. Der Äbtissin und dem Konvent von Differdingen vererbte er unter anderem eine alljährliche Wagenladung Wein (wahrscheinlich aus seinem Weingut in Machtum). Ich kann mir kaum vorstellen, dass die in Differdingen bekannte Gemarkung „Wangert“ soviel Rebensaft hätte liefern können. Des Grafen Nachfahren aber sind nahezu alle peinlichst registriert worden, also genau bekannt.

„Grof Heng I. vun Zolver“ dagegen kann seine Eltern mit Namen und Vornamen nennen. In den Jahren 1999 und 2000 begann dieser sogar sich seiner Vorfahren und aller Nachkommen zu besinnen, begann zu forschen und fertigte daraufhin einen Stammbaum an. Eine vorzügliche elektronische Stammbaumschablone lieferten ihm die Mormonen. Es war ihm daraufhin ein Leichtes in die Familiengeschichte vorzudringen, in der stillen Hoffnung in einem der Äste des Stammbaumes bis zum Grafen Alexander von Zolver vorstossen zu können.

Später werden wir auch auf diesen Stammbaum zurückkommen. Eines sollte aber jetzt schon vorweggenommen werden. Die Forschungen auf diesem Gebiet endeten mit einem handfesten Paukenschlag. Im 18.Jahrhundert, genauer gesagt um 1743 und danach wurden Menschen geboren, die den Namen Regenwetter eigentlich unverdient trugen und an ihre Nachkommen weiter gaben. Deren Taufpaten und Patinnen trugen zwar den Namen Regenwetter, doch die Eltern waren in den Registern eingeschrieben als Anna Jahns und Jean Henckels. Eigenartig war, dass Anna Jahns vorher mit Luc Regenwetter verheiratet war und mit ihm 5 Kinder zeugte. Jean 1.4.1733; Jean 2.11.1734; Cathérine 13.1.1737; Jean Pierre 15.1.1737; Marie 4.1.1741. Diese kommen aber nicht als die Ureltern der Regenwetter – Linie Zolver – in Betracht.

Dieses Stammbaumrätsel ist aber inzwischen gelöst worden und es ist wieder Ruhe unter die Vorfahren eingekehrt.

Möglicherweise und im Gegensatz zu Alexander, kennt er also seine Eltern und einige seiner Vorfahren persönlich. Da sein Vater Albert bereits über eine poetische Ader verfügte, kann meine Homepage sich etwas ausführlicher, mit dessen bisher unveröffentlichten poetischen Aderlass beschäftigen.

***

Die Burg von Zolver, mit grossem Bering, wurde bereits in einem Dokument von 793 erwähnt, in welchem Rede geht von mehreren bewohnbaren Gebäulichkeiten. Damals übertrugen Gerbanus und Ratsint ihren Gesamtbesitz in Villa Hagenen, dem Kloster in Echternach: „Villa Hagenen, iuxta castellum celobrium“, das also als Schenkung in andere Hände überging. Meines Erachtens handelt es sich dabei um die angebliche Römervilla, die neben (iuxta) dem Schloss von Sanem gefunden wurde. In diesem Dokument wird auch der dort fliessende Bach erwähnt, der eine der lebenswichtigsten Voraussetzungen war, um in dieser Gegend sesshaft zu sein. Heute heisst er „Rourbaach“ und führt das ganze Jahr über eine beachtliche Menge Wasser, denn der grösste westliche Teil der Wasserscheide, die bis vor das Dorf Limpach reicht, wird in seinem Bett gesammelt und fliesst dann in die von Oberkorn kommende Chiers, oder Koar, wie dieser Bach auf luxemburgisch genannt wird.

Wer die Burg in Zolver, und das gilt auch für jene vom Johannisberg, erbaut oder für den Baubeginn verantwortlich zeichnete, ist noch keinesfalls enträtselt, doch der Schreiber dieser Zeilen vermutet dass bereits die Römer an ihrer Fernstrasse, die von Arlon nach Metz führte, hier die ersten Wachtürme auf keltischem Kulturgut erbaut hatten, welche später immer wieder ergänzt oder ausgebaut wurden. Von hier aus konnte man Signale senden von und nach Arlon, dem grossen römischen Militärlager auf Titusberg, nach Johannisberg und darüber hinaus bis auf das Hochplateau in Dalheim, wo heute manches an eine römische Besiedlung erinnert, besonders eine Arena. Also, alles Stätten die nach damaligen Begriffen an der genannten Heerstrasse lagen.

Der Bungalow, nebst bescheidenem Bering, des Grafen Grof Heng I. vum Ieweschte Béinert, wurde vor rund 45 Jahren mit harter Knochenarbeit, nach eigenem Entwurf des Bauherren und seiner Gemahlin errichtet, und ging im Januar 2004, wohl gemerkt, ohne kriegerische Auseinandersetzung, - à fond perdu - in andere Hände über. Damit Grof Heng I. sesshaft werden konnte, wurde seine Burg an die interkommunale Wasserleitung, an das nationale elektrische Netz sowie auch an die fortschrittliche Erdgasleitung und an das elektronische Kabelnetz angeschlossen. Sogar baute man bis an seine Wohnung eine Zufahrtsstrasse, die später verlängert und ausgebaut wurde.

Zwischen den beiden Herren von Zolver, gibt es aber noch einen anderen, eher beglückenden Unterschied, der nicht unbeachtet bleiben soll.

Graf Alexander starb bereits im 13. Jahrhundert. Vielleicht findet man einmal seine verschollene Rüstung, wenn nicht jemand sich bereits in jener Zeit, im Selfservice bedient hatte, um schleunigst in das metallene Hemd des Grafen zu schlüpfen.

Der zeitgenössische Grof Heng I. wurde erst am 29. Juli 1932 geboren und erfreut sich zurzeit noch immer beachtenswerter Quicklebendigkeit.

Es wäre vielleicht noch angebracht eine kleine Vorschau zu geben über den Lebenswandel von Grof Heng I. damit man seine, von einigen Zeitgenossen mit einigem Neid verfolgten, aber durchaus menschlichen Qualitäten, noch besser einschätzen kann.

Seine Mitgliedschaft in verschiedenen Vereinigungen, vermittelt so ganz nebenbei eine Vorstellung mit welch friedlichen Beschäftigungen, besonders im unbezahlten Volontariat, dieser sein Leben und sicherlich auch einen guten Teil von dem seiner getreuen Mitarbeiter gestaltete.

Hier beginnt der Beitrag zu dieser Veröffentlichung
und zwar zuerst die von
meinem Vater
Regenwetter Albert Henri

Inhaltsverzeichnis

Mein eignes Ich
Vorwort
Die Kinderzeit
Freizeit und Spiele
Die Schule
Eine Anekdote fällt mir eben ein
Praktische Naturkunde
In meinem ersten Beruf war ich Knecht
Beim Bauer
Krieg (1914 – 1918)
Freiwillig zur Armee (Bild mit Uniform)
Abrechnungsbuch (Soldbuch im Bild)
Bild der Geliebten
Eine zaghafte Liebeserklärung!
Der erste Liebesbrief
Noch ein Brief
Bitte um Erlaubnis heiraten zu dürfen
Foto des verheirateten Ehepaares
Brief der Großeltern an die Kinder
Es war 1928
Brief der Eltern vom 13.2.1930 an das Ehepaar
Regenwetter Albert François

Der Krieg scheint unvermeidlich
Granaten ins Schlafzimmer
Geblättert im Notizbuch I –Zur Annexion und Proklamation
Der Kampf der Ähre mit dem Wind
Brief an den Neffen Mathias
Jours des primevères (poésie en français)
Erennerung un Flensburg (Gedicht)
Versetzung nach Lubninitz
Fragmenter – Aus de Breiwer un seng Frau
Eng Auer (Gedicht)
Eng Blimchen (Gedicht)
Et get Schanzen (Gedicht)
Der beschwerliche Weg der Repatriierung.
Die schwarze Madonna. (Bild)

Alphabetische Liste der Landsleute (120), die beisammen waren, als die Fahrt nach Odessa begann.
A Polen, e Sonndeg am Rén (Gedicht).
Der Luxemburger Konsul Blum in Moskau erhält die Liste der Luxemburger, die unterwegs sind.
Fragmente aus den Memoiren von Mathias Zeimet.

Vorab ein Hinweis, zum besseren Verständnis, bei der Lektüre nachfolgender Zeilen, meines Vaters.

Henri Mathias Nicolas Regenwetter.

Der Leser wird in den nachfolgenden Zeilen sofort merken, dass sich viele Schreibfehler, Interpunkts Fehler, sowie ungewohnte Satzbildungen eingeschlichen haben. Ich habe bewusst nur an jenen Stellen eingegriffen, wo es meines Erachtens um ein besseres Verständnis des Geschriebenen geht. Seine eigentümliche Denk- und Schreibweise sollte unbedingt erhalten bleiben. Sie geben einen unschätzbaren Einblick in seinen Zeitgeist. In dieser gegensätzlichen Diskrepanz spiegelt sich gewiss die wahre Grösse seiner genialen Stärke.

Man sollte auf jeden Fall bedenken, dass mein Vater kein Akademiker war, sondern ein viel erfahrener Mann, mit ausschliesslich Primärschulbildung, die wie er selber schreibt, ihm nicht beachtlich viel fürs Leben gebracht hat.

Seine geistreichen Erzählungen und Gedichte zeugen eindeutig, wieviel Intelligenz und umfangreiches Wissen, er sich ausschliesslich durch umfangreiche Lektüre, angeeignet hat. So wurde er wegen seiner Kenntnisse immer wieder gefragt Vorträge zu halten, besonders über seine aussergewöhnlichen Kenntnisse, auf dem Gebiet der Naturwissenschaft.

„...sie trauern um mich, doch der Zug rollt aus dem Bahnhof."

Mein eigenes Ich
von
Regenwetter Albert Henri

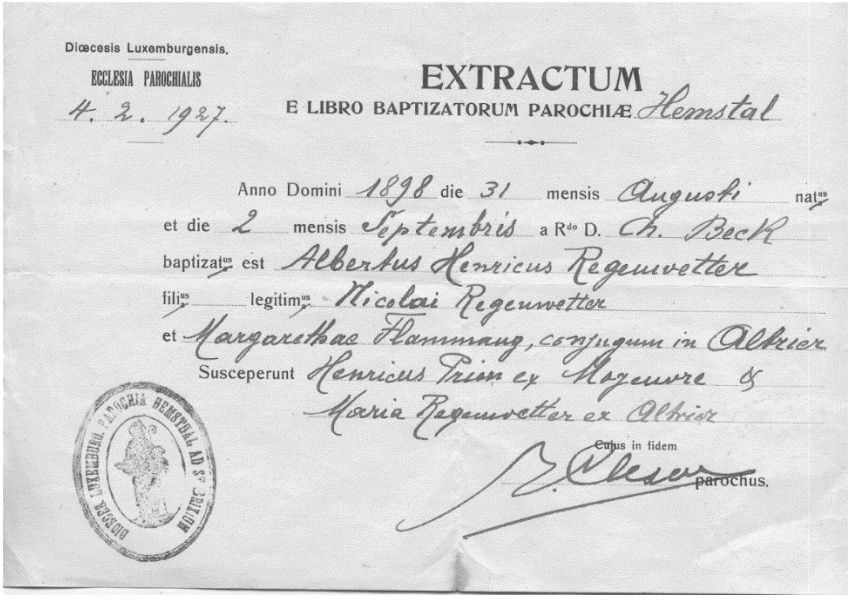
Geboren am 31 August 1898 in Altrier, Gemeinde Bech, Kanton Echternach.
Getauft am 2. September 1898.
Einritt in die Kompagnie der Freiwilligen in Luxemburg
am 14. Januar 1918.
Provisorisch als Zollaufseher ernannt am 1. Oktober 1926. Stationiert in Niederkorn.
Heirat am 18. April 1927.
Vereidigt am 11 September 1927.
Ernannt als Zollaufseher am 1. Dezember 1927 in Niederkorn.
Von Niederkorn nach Rodingen versetzt am 1. Februar 1930.
Deutsche Schulung in Traben Trarbach 7.September 1941 – 27. September 1941.
Deutsche Schulung in Flensburg 30.6.1942.
Dienstverpflichtet in Welkenrath 1942.
Dienstverpflichtet in Loben (Polen) 20.Oktober 1943.
Rapatrierung über Odessa am 4. Juni 1945.
Ankunft in Marseilles am 9. Juni 1945.
Brigardier der Zollverwaltung in Lieler 20.November 1945.
Brigardier in Differdingen am 19.Juli 1947.
Succursaliste in Differdingen seit 1. August 1948.
Reinschrift aus seinen Tagebüchern zu Ostern 1954.
Eintritt in den Ruhestand am 1. Oktober 1959.
Gestorben an einem Schlaganfall am 16. Mai 1973.
Begraben, auf dem sogenannten Neuen Friedhof in Zolver.

Vorwort.
Ich wollte eigentlich schön früher meine Lebensbeschreibung anfangen, aber mir fehlte das Schriftstellertalent und ich bitte auch heute noch die Leser dieser Zeilen auf diese Bemerkung Rücksicht zu nehmen. Man wird nämlich nie als Schriftsteller geboren, was ich auch beweisen will.

Die Taufpaten

„Pätter“ Hary Prim aus Moyeuvre und „Goud“ Ketty (Maria) Regenwetter aus Altrier, wohnhaft in Heffingen. In deren Haus, “ Um Leisbesch“ waren wir 1940 evakuiert. Später verbrachten wir ebenfalls unsere Sommerferien beim Pätter. Ich half dann bei der Ernte. Meine Gemahlin (als geschulte Näherin) flickte Zerissenes. Sie war nicht so gut bei der „Gued“ angesehen. Als meine Frau einmal in der Küche werken durfte, präparierte sie eine deftige Gemüsesuppe, begleitet von "Gromperekichelcher". Das kannte die Gued nicht, doch der Vorwitz trieb sie den Pfannkuchen schmecken zu können. Sie bat darum, und meinte gleich daraufhin, man solle ihr noch einmal von diesem "Dreck" rüberreichen.

Ihr Urteil war prägnant: "Dieser Dreck schmeckt aber unerwartet gut"!



Diœcesis Luxemburgensis.

ECCLESIA PAROCHIALIS

4. 2. 1927.

EXTRACTUM

E LIBRO BAPTIZATORUM PAROCHIÆ Hemstal

Anno Domini 1898 die 31 mensis Augusti natus

et die 2 mensis Septembris a R^do D. Ch. Beck

baptizatus est Albertus Henricus Regenwetter

filius legitimus Nicolai Regenwetter

et Margarethae Flammang, conjugum in Altrier

Susceperunt Henricus Prim ex Moyeuvre &

Maria Regenwetter ex Altrier

Cujus in fidem

parochus.

DIOECESIS LUXEMBURGENSIS PAROCHIA HEMSTAL AD S^m MUTTIC

Die Kinderzeit

Mein Vater war ein Tagelöhner und meine Mutter das Kind armer Eltern. Sie bewohnten mit den Großeltern mütterlicherseits eine ärmliche Hütte mit Strohdach, welches mein Vater aber zeitlebens in ein ordentliches Dorfhäuschen, mit Stall und Scheune umwandelte. Er war eine Riese an Stärke und ich weiß noch aus meinen Kinderjahren, dass er einmal einen Hinterwagen (2-rädriger Anhänger an einem Pferdekarren) auf den Armen trug, wohin er wollte.

Seine erste Frau schenkte ihm vier Kinder, drei Mädchen und ein Junge. Diese Frau starb auf eine mir unbekannte Weise. Er heiratete die Schwester seiner ersten Frau und diese wurde meine Mutter. Sie starb aber an meinem fünften Geburtstage, nachdem sie meinem Vater drei Jungen geschenkt hatte, wovon ich also der Jüngste war. Diese tragischen Todesfälle gruben meinem Vater tiefe Sorgenfalten in die Stirn und als Eidam mit 7 Kindern bei den Schwiegereltern wohnen, war auch schon zu jener Zeit ein großes Wagnis.

Wir schrieben das Jahr 1898. Es war an einem heißen Augusttage. Man trug meine Mutter zu Grabe und mich legten sie in den Schoss einer Schwester meiner Großmutter, die sich bereit erklärt hatte mich groß zu ziehen. Ich wuchs und gedieh allem Anschein nach prächtig. Die

Pflegemutter starb in meinem vierten Lebensjahr und nun wurde ich von den Geschwistern der ersten Frau meines Vaters groß gezogen. Ich aß und weinte, schlief auch zuweilen, aber meistens bin ich vor Hunger eingeschlafen. Der Vater ging morgens fort, wohin wusste ich nicht. Vielleicht in den Wald irgendwo und wenn es finster war kam er zurück. Ich lief ihm damals immer entgegen. Er hatte immer ein Stück Hasenbrot in der Tasche in einem roten Taschentuch eingewickelt. Das waren, wie ich später erfuhr, die Reste seines Vesperbrotes, die er dann unter den kleinsten Kindern seiner Familie teilte.

In demselben Haus lebte damals noch ein Großvater, ein kleiner gesetzter weishaariger Greis, Anfang achtzig Jahr alt. Er erzählte uns Kinder oft von seinen Fußtouren in seiner Jugendzeit. Er ging die Strecke von Altrier, im Kanton Echternach, bis Paris mehrmals zu Fuß, hin und zurück.

Damals bestanden noch keine Eisenbahnen in der Mehrzahl und des Schusters Rappen war das billigste Reitpferd. Er starb 1908 im Monat Februar. Am Tage vor seinem Tode rollte er noch Faschinen in einem Holzschlag.

Nun war mein Vater mit sieben unmündigen Kindern allein. Das älteste Mädchen dirigierte die Hausarbeiten nach seinem Gutdünken. Sobald sie alt und stark genug waren musste sie in fremder Leute Dienste treten und so gingen wir der Reihe nach, sobald die sechsjährige Schulzeit vorbei war, zu fremden Leuten in uns fremde Dörfer. Die Löhne hob der Vater auf. Sie reichten kaum zur Kleidung von uns. Die Schulzeit oder die Freizeit während der Schulzeit war ein Einüben in alle Haus und Feldarbeiten. Viehfüttern, Suppen tragen in den Wald, zum Vater, Bäume fällen, Wälder ausroden und für die Saat bestellen waren die Spielstunden unserer Kinderzeit. Die Arbeit gegen Lohn war so spärlich, dass wir alle Gelegenheiten ausnutzten um Geld zu verdienen. Wir dreschten tagelang mit dem Flegel das Korn auf der Tenne für die Kost. Wir drehten die Räder der Dreschmaschine und sägten das Holz für die Schule und das Herrenhaus. Der Lohn: Suppengrün mit einem Kartoffelgemisch und eine Mark am Tag oder den Schnitterlohn einer Korde Holz. Damals war der Wert einer Mark noch gleich 1,25 Frs (ca. 0,1 €).

Luxemburg stand damals im deutschen Zollverein. Die Lebenshaltung oder Kosten waren zu der heutigen Zeit sehr interessant. Ein fettes Kalb kostete 35 Franken. Ein flotter Anzug 125 Franken. Ein Paar solide Arbeitsschuhe 9,50 Franken und eine Semmel 1 Sous und ein Kranz Leberwurst 1 Franken.

Das Haarschneiden besorgte mein Vater damals für das ganze Dorf. 4 Sous pro Kopf. Es gab nur Kurzschnitt, gleich einem geschorenen Igel. Dies hatte seinen Zweck bei den Kindern, wegen der Läuse und bei den Grossen wegen dem Schmutz. Das Kopfwaschen geschah in einem Eimer Wasser oder an der Dorfpumpe zu zwei, der eine drückte die Pumpe und der andere hielt den Kopf unter den Auslauf der Pumpe.

Unterhaltung für uns Kinder gab es nur einmal im Jahr, das war am Kirchweihfest. Dann spielten die großen Jungen ein Dorftheater und wir durften in die Kindervorstellung. Vorbedingung war das ganze Jahr fleißig bei der Arbeit.

Ich rühmte mich zu vierzehn Jahren einer der besten Mäher des Dorfes zu sein. Wenn die Mahd anfing gingen wir zu vier Brüder, früh morgens beim ersten Lerchenruf auf die Wiese und die Schwaden mehrten und mehrten sich bis zum Angelus. Dann wurde gefrühstückt und die zweite Etappe ging los bis 11.30 Uhr. Dann steckten wir den Schleifstein in den Köcher und schritten nach Hause. Die Tageshitze ermüdet den Schnitter und trocknet zu schnell das

Gras. Das nimmt der Sense die Schneide. Wenn die Abendsonne sich neigte und die ersten Tautropfen sich zeigten war Fortsetzung.

Freizeit und Spiele

Die Freizeit des Sonntags gehörte dem Messegang. Wir hatten drei Essgänge am Tag. Das Viehfüttern, ein selbst gebasteltes Kegelspiel mit Steinklotzen, das Knopfspiel, das Mirwelspiel, das Bockspringen auf freier Strasse, das Eierspiel zu Ostern („Schadderen“ im luxemburgischen). Das war so: "Auf einem Holzbock legte man zwei gleichlange, glatt gehobelte Bohnenstangen, die mit einem Ende den Boden berührten, schön nebeneinander. Es entstand zwischen den Stangen eine kleine Rille. Man stellte das Gerüst in einen kleinen Abhang. Nun ließ man die Eier über diese Rille laufen. Es wurde Los gezogen, wer zuerst sein Ei laufen lassen durfte. Wenn der Zweite sein Ei laufen lies und dieses tickte auf seinem Lauf das Ei des Ersten, so hatte er das Ei gewonnen. Je mehr Spieler daran teilnahmen je spannender war das Spiel. Für einen guten Läufer und zum Anspielen suchte man womöglich ein ganz rundes mitteldickes Ei. Hat der zweite Spieler keinen guten Läufer und der dritte, vierte und fünfte auch nicht, so waren sie arg im Nachteil. Ein ganz geriebener Spieler suchte ein Ei mit spitzem Kopf und dickem Satz. War das Ei über die Latten hinunter, drehte es sofort nach rechts oder nach links, demnach wo der Schwerpunkt des Eies es hinzog. Vor allem mussten die Eier hart gekocht und bunt gefärbt sein, sollte man ein sauberes Spiel spielen. Die Gewinnchancen waren nicht allzu groß und Stunden lang wurde gespielt, bis dass alle Eier verloren oder vom vielen Ticken zerbrochen waren und nicht mehr liefen. Ein jeder Spieler hatte das nötige Quantum in der Tasche oder in einem Körbchen. Alt und Jung machte mit. Es war so ein kleines Dorffest.

Die Pfingsttage ging es in den Wald. In dem Wald da hörten wir schon als Kinder, wie man sagt, das Gras wachsen und da wuchs nicht ein Halm Gras, das wir nicht mit Namen kannten. Das Schneidgras, das Zittergras, der Lerchensporn, die Heide, die Einbeere, die Himbeere, der Seidelbast u.s.w.. Alles was eine Frucht und Laub trug, war mir bekannt und wir schleckten, wo etwas zu schlecken gab. Teils aus Hunger, teils aus Wissensdrang.

Die Schule

Dann die kleine Dorfschule. Sie bot uns nicht viel und doch zu viel was wir im Leben nicht verwenden konnten. Jedes Kind wusste wieviel Kühe dass jeder im Dorf hatte ohne dem Schulmeister sein Zutun und hatte einmal eine Sau geferkelt und sie hatte mehr als zwölf, wusste eine Stunde nach dem Ferkeln das ganze Dorf Bescheid. Die Kuh, die am meisten Milch im Dorfe gab, kannten wir alle und hatte ein Pferd den Pansen weh oder die „Strengels“, so wussten wir Kinder, das heilt der Pärdsklos sicher oder der Schinder vom Nachbardorf. Hatte jemand einen Bienenstich oder eine Pflaume mit einer Biene verschluckt bekam er einen Trunk von Sauermilch und im Handumdrehen war eine Lehmauflage drauf, wenn der Stich äußerlich war.

Der Schulmeister stammte selbst aus einem kinderreichen Elternhaus und verstand die Wünsche der Kinder im Handumdrehen. Wir prüften seine Geduld und seine Nerven auf alle Art und Weise. Wir fingen Mücken, ersäuften dieselben in den Tintenfässer, die in den Bänken angebracht waren. Rollten Papierstreifen und warfen sie in alle Himmelsrichtungen im Schulsaal, telefonierten durch ein altes Dachrohr aus einer Ecke des Saales zur anderen. Wir ließen Schmetterlinge fliegen, die wir auf dem Schulweg gefangen hatten und sangen mit dem

Lehrer, dass es eine Freude war. Begegneten er uns auf der Dorfstrasse, so grüßten wir laut und die Mütze ziehend: "Gelobt sei Jesus Christus". In der Kinderlehre bei dem Herrn Pfarrer war es ein Vergnügen. Dieser hatte so einen schönen Dackel, der so schön Pfötchen geben konnte. Etwas Süßes gab es für ihn, wenn er Männchen machte und die Vorderpfoten zum Gebete zusammenlegte. Das war ein Lehrstück seines Meisters. Die Bibel und der Katechismus wurden in der Religionsstunde herausgenommen und dann wurden die Bilder erklärt. Etwas blieb immer in unserm Gedächtnis. Die Bilderlosen Aufgaben erläuterte der Herr Pfarrer immer in Gleichnissen. Am Ende der Stunde sangen wir das Lied: "Europa braucht Ruh, und wenn Europa Ruhe braucht, so braucht Europa Ruh, Ruh, Ruh und wenn Europa Ruhe braucht, so braucht Europa Ruh".

So vergingen meine Schuljahre ohne besonderes Ereignis. Wir waren zu drei in der Klasse. Es waren zwei Jungen und ein Mädchen. Das Mädchen war immer die Letzte in der Klasse, wurde aber im späteren Leben eine tüchtige Hausfrau und die Lebensbegleiterin meines Bruders.

An den Donnerstagnachmittagen streiften wir durch Flur und Wald zum Holzsammeln und auch zur Naturkunde. Oft machte uns der Bau eines Dachses oder Fuchses zu schaffen. Wir krochen auf dem Boden, in den Boden, in die Höhlen der Felsen und kletterten auf die Gipfel der Bäume. Alles was da fleucht und kreucht wurde unter die Lupe genommen, was bei uns die Augen waren. Wir sahen mit unseren Augen mehr in einer Sekunde als der gelehrteste Professor aus der Stadt an einem Tag. Diese konnten uns nicht einmal beim Anblick eines Kuhfladens sagen, ob die Kuh mit Grün oder Dürrgras gefüttert wurde. Fragten wir so einen Städter, mit so einer gelehrten Brille, er solle uns den Unterschied sagen zwischen Buchweizen und Brotweizen, dann griff der Gelehrte sich hinter die Ohren, wie wenn er eine Ohrfeige erhalten hätte!

Die Kinder auf dem Lande sind gescheiter, in ihrer Art, als die Städter. Wie lange brütet eine Haustaube oder ein Hänfling, ein Rabe oder ein Stieglitz. Sind die Eier des Zaunkönigs gefärbt oder nicht. Baut der Habicht sein Nest in eine Felsspalte oder auf einen Schornstein? Fängt die Spitzmaus Fliegen oder frisst sie Eidechsen? Der Salamander, ist das eine Froschart oder ein Nachtschattengewächs? Ist die Herbstzeitlose ein Zwiebelgewächs oder ein Laubbaum? Ja ihr Herren Schulräte und Alleswisser. Das Leben fängt nicht bei der Atombombe an! Wenn du bei der Kuh stehst, dann musst du wissen wohin du dich stellst, sonst haut sie dir eine mit dem Knollen behangenen Schweif in die Veranda, dass du meinst die Domglocken aus der Kathedrale würden dir ins Gesicht fallen oder der Merkur oder Jupiter würden eine Polka tanzen.

Beim Viehhüten besprachen wir die Ereignisse im Dorfe, knobelten neue „Spichten“ aus, um die Wespen zu vernichten, oder wie man die Bremsen tötet, wie die Dasselfliege ihre Eier legt und aus diesem oder jenem Buch.

Eine Anekdote fällt mir eben ein.

Ein Mädchen aus dem Dorf hütete drei Kühe, eine braune eine scheckige und eine schwarze, an einem Seile. Zum Zeitvertreib sang sie das Lied: "Mariechen saß weinend im Garten, im Grase da schlummert ihr Kind." Wie wenn es müsste so sein, um den Hügel lag die Strasse und da kam der Herr Pfarrer geschritten. Er hatte die Weise gelauscht, trat zum Mädchen und fragte ob es die Fragen aus dem Katechismus auch so klar beantworten könnte, wie das von ihr für sie so imposante Lied? Sie schwieg eine Weile, machte eine verdutzte Miene und nickte mit dem Kopf. Der Herr Pfarrer stellte nun eine Frage aus dem Katechismus: "Wie viel

Personen sind in der Gottheit vorhanden?" Das ging dem Mädchen über die Hutschnur. Sie musste gestehe, das wusste sie nicht. Der gutmütige Pfarrer fing an zu erklären: "Du hast wieviele Kühe?". "Drei" antwortete sie. "Nun, in der Gottheit sind auch drei Personen, Gott Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist, verhältst du das? Nehmen wir nun an Anna: die schwarze Kuh ist Gott der Vater, die braune Gott der Sohn und die scheckige Gott der Heilige Geist! Das verhältst du doch?" "Ganz gut Herr Pastor" sagte die Anna. Der Herr Pfarrer ging seines Weges, nach etlichen Tagen fügte es sich, dass die zwei sich wieder am Wege trafen. Die Anna hütete diesmal nur 2 Kühe. Als der Herr Pfarrer in ihre Nähe kam rief sie ihm zu: "In der Gottheit sind drei Personen. Gott Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist. Gott der Heilige Geist ist aber heute nicht dabei, der steht im Stall, der hat gestern Abend ein Kälbchen bekommen." Der gutmütige Pfarrer lachte dass der Bauch ihm wackelte und ging seines Weges. Ob die Anna es heute richtig weiß?

So wuchs die Kindheit in die Reife, mit Scherz und Humor, in Armut und Gesundheit. Ich als Jüngster von meinen Geschwistern hatte oft die schwersten Arbeiten zu leisten. Ich musste vor dem Schulgehen am Morgen die Kühe hüten, am Mittag nach der Schule meinem Vater die Suppe tragen und nachmittags nach der Schule wieder die Kühe hüten. Mein Vater kaufte mir gelegentlich eine Flöte. Ich nahm sie immer mit, wenn ich die Kühe hüten musste, spielte alle Lieder die ich wusste, auf meine Art. Eines Tages, es war furchtbar heiß und die Bremsen plagten das Vieh auf alle Art. Die Kühe schlugen aus, peitschten mit dem Schwanz, stießen mit den Hörnern in den Boden und wollten mir fortlaufen. Eine sprang einen Hügel hinunter, die anderen aber blieben oben. Das Seil, womit ich dieselben festhielt hatte ich um den rechten Arm gewickelt. Bei dem Sprung den die Kuh den Hügel hinunter tat, löste sich das Seil nicht schnell genug und ich fiel hin und wurde von der Kuh den Hügel hinunter geschleift. Alle Knöpfe meines Paletots waren ab. Ich geriet so in Wut, dass ich mangels eines Stockes die Kuh mit der Flöte schlug. Schon beim ersten Hieb, brach sie entzwei und mit diesem Ereignis war ich zwar ärmer an Freude, aber reicher an Erfahrung. Mit Musikinstrumenten dressiert man keine Kühe.

Praktische Naturkunde

Oft durfte ich donnerstags nachmittags bei meinem Vater bleiben. Er arbeitete damals in einer Steingrube. Hier gab es für mich soviel Interessantes. Hier standen Werkzeuge, die oft der Traum eines Buben sind: Pickel, Schaufel, Hebel in allen Größen, Schubkarren, Holz zum Brückenbauen und allerhand anderes Werkzeug. Alles was meine kleinen Hände fassen konnten wurde probiert und gebraucht. Ich durfte mit einem großen Schubkarren über die hohe Brücke Erde transportieren, mit einem Hebel Steine in die Höhe zwingen. Pflastersteine zählen und vermessen. Verschiedene Größen wurden da verhauen. Ich transportierte sie von einer Stelle zur andern mit dem Schubkarren. Mein Vater wettete dann mit mir wie viel Steine dass ich aufladen konnte. Im Anfang fünf oder sechs, später als ich größer war lud ich fünfunddreißig. Format 10 x 15cm. Eine beachtliche Leistung, die kein Bube in meinem Alter mir nachmachte. Mein Vater zeigt mir auch die Vögel, die in einer Steingrube brüten. Ich lernte auch ihren Gesang und ihr Gefieder kennen, suchte die Neststellen ab und war stolz, wenn eine Bachstelze, ein Rotschwanz oder eine Steinlerche, eine Goldammer oder sogar eine Amsel ihre Brut hoch bekam. Ich beobachtete sie beim Füttern der Jungen. Wenn ich im Walde oder irgendwo eine Vogelfeder fand, musste ich meinem Vater verraten welcher Vogel sie getragen hat. Oft hatte ich auch mein Vergnügen mit Eidechsen, Feuersalamander und Molchen, Unken und Fröschen, die zahlreich in einem Steinbruch anzutreffen sind. Der Steinbruch war ein Menschenleben lang in Betrieb und da gab es Gräben, Pfützen, Spalten und Löcher die voll Wasser standen. Erde und Gestein die durch die Zeit mit Moos und anderen Pflanzen bewachsen waren. Es war wie in einem Urwald. Die Fortsetzung, wo die Ausbeute der Grube

noch in ihrem Urzustande war, bestand aus Mischwald mit viel Untergehölz, wie Faulbaum, Vogelbeeren, wilder Holunder, Heidekraut, Heidelbeeren, Erdbeeren, Adlerfarn, Walddistel, Ziest, Wacholder, hie und da eine Buche auf altem bemoosten Stock. In dieses Unterholz hatte der Waldförster Schneisen ausgehauen um den Durchgang zu erleichtern. Ich beobachtete auch einmal wie er einen Krammettsvogel da fing. Ich lief zu ihm. Ja, da hingen mehrere an einem Strick. Aus Faulbaum und Pferdehaaren hatte der Förster Vogelschlingen angefertigt und in Abständen bis in die Schneisen aufgehängt. Er erzählte mir die Krammettvögel ziehen immer fort, sie seien Zugvögel und für die Landwirtschaft schädlich. Der Fang sei gesetzlich erlaubt. Doch es gäben auch Diebe die ihm die Vögel aus der Schlinge stehlen täten. Ich glaubte es nicht gerne doch da zeigte er mir einen Baummarder den er eben gefangen hatte. Auch seien die Wildkatzen oder die Raubvögel, wie Elster und Habicht eifrige Diebe. Das betreten dieses Waldbodens war gefährlich wegen der Schlangenbisse, denen man ausgesetzt war. Doch die Vogelwelt in diesem Walde war ein besonderer Reiz für mich und auf alle mögliche Art und Weise suchte ich sie kennen zu lernen.

Hier im Grase, Farn und Moos brüteten die Schnepfen, Birkhühner, Drosseln, Rotkehlchen, Eichelhäher und Turteltauben auf alten Birken und Tannen, Eulen in Felslöchern. Habicht und Mäusebussard auf hohen Stämmen. Überall spähte mein Auge. Grünfrösche (Laubfrösche, Anm. HR), spukten mir ins Gesicht, wenn ich den Wald durchstreifte. Sie sitzen auf einem Aste auf dem grünen Laub und lauern auf Mücken, In der Nähe der Grube waren auch zwei Moore. Die Frösche im Moos sangen mir zu herrlich. An den Maiabenden hörte man sie stundenweit. "Marx, Marx, ist der Vetter zu Haus? Nein, nein er ist mit den Kühen aus.“ Das war so ungefähr der Text ihrer Lieder in Alt und Basston. Mit nackten Füssen durchstreifte ich oft im Sommer die Moore in allen Richtungen. Blutegel hingen an meinen nackten Beinen, wenn ich aus dem Moor herauskam. Dort im hohen Schilf nisteten die Wildenten und der Fischreiher. Oh welch eine Freude war es für mich, wenn ich von meinen Streifzügen nur erhaschte was mein Wissen bereichern konnte. Wenn es auch nur eine Holzmade war, eine Libelle oder ein Heupferdchen. War das Wetter zu schlecht krochen wir in eine Felsspalte, machten Feuer und brieten Weinbergschnecken in den glühenden Kohlen und verspeisten sie mit Hochgenuss. Gelbe Schnecken wurden von Leuten gegessen die an Asthma oder an Gelbsucht litten. Der Wissensdrang bei uns Kinder auf dem Lande war unersättlich. Wir wollten jedes Kraut und jedes Unkraut mit Namen kennen. Was wo, wohin, woher mit welchen Mitteln. Wie, das galt bei jeder Frage. Mein Vater war ein weiser Mann. Er wartete nicht, bis man ihn frug. Er erklärte jedes Ding bis ins kleinste. Z.B. die Fortpflanzung des Schöllkrautes durch die Ameisen, den Unterschied zwischen Mistel und Mispel, zwischen Tollkirsche und Einbeere. Wie alt die Faulbaumrinde sein muss um als Teepflanze gelten zu dürfen und wann der Kuckuck seine Eier ausbrütet. Wann der Dachs seinen Winterschlaf beginnt und wo der Siebenschläfer seine Jungen hat. Er war ein wanderndes Buch mit viel Wissen und Erfahrung. So vergingen die Jahre.

In meinem ersten Beruf war ich Knecht.

Ich sagte mit zwölf Jahren der Schule Ade und ging nach C. zu einem Bauern in Verding. Mein Monatslohn waren 10 Mark. Als Gesinde waren da ein Großknecht im Pferdestall mit fünf Pferden, ein Schweizer und ich im Kuhstall mit achtzehn Milchkühen und fünfundsechzig Schweinen im Schweinestall. Außerdem eine Magd zum Melken der Kühe und zur Hausarbeit und ein Brenner in einer Branntweinbrennerei. Die Abfälle der Brennerei galten als Mastfutter für Vieh und Schwein. Ich schlief in der Gesindekammer mit dem Schweizer, dem Großknecht und dem Brenner zusammen.

Auf dem Gehöft wimmelte es von Ratten. Ich lernte das Fürchten. Wenn ich abends in den Stall musste, oder auf die Futterkammer und die Ratten mir dutzendweise entgegen kamen, war es für mich ein Grausen. Mit langen Stangen gingen wir abends auf die Biesterjagd und oft geschah, dass die Ratten uns angriffen, anstatt wir sie. Sie sprangen gegen uns, auf den Kopf, liefen uns am Körper entlang. Ich war erst zwölf Jahre alt und noch nicht so stark, dass ich mir der Hand eine Ratte tot drücken konnte. Eine Maus schon, aber noch keine Ratte. Meine mit Malz und Milch besudelten Kleider, die ich abends an die Bettstelle hängte, war oft der Nachtisch für die hungernden Biester. Der Schweizer, ein alter Mann in den sechziger Jahren, war gegen alle Furcht gefeit. Er roch immer stark nach Vorschuss. Wenn er oft stundenlang abwesend war und ich nach ihm suchen ging, fand ich ihn am ersten im Kartoffelkeller, denn von diesem gelang man in den Weinkeller der Herrschaft und in den Lagerkeller der Brennerei. Hier fand ich ihn oft, sehr oft schlafend und nach Fusel riechend. Das war seine schwache Seite, der Branntwein! Er hatte sonst keinen Anhang von Familie und er lebte sein eigenes Leben. Das war ein großer Nachteil für mich, die viele Arbeit mit dem Vieh, die musste gemacht werden. Wenn er auf der Strecke lag, besoffen wie ein Loch und es ans Füttern ging, Junge, Junge dann musste ich mich sputen. Fünfundsechzig Schweine, jedes einen Eimer Nahrung, achtzehn Kühe, jede zwei Eimer Schlempe ohne das Dürrfutter. Mensch, spute dich. Mit einem großen Fass fuhr ich das Futter bis vor die Stalltür, schüttete den Fraß in die Tröge. Die hungrigen Schweine schrieen in allen Tonarten, kletterten an den Stallwänden hoch, streckten die Köpfe über die Wände und heulten nur so bis dass der Trog gefüllt war und das Fressen los ging. Wir hatten so ein Dutzend Eber in der Mast liegen, die gemütlich ihre sechs Zentner wogen. Wenn ich einen nach dem andern in den Hof lies um sich reinigen zu können, musste ich immer eine lange Stange haben und sie fest im Auge behalten, damit ich, wenn sie Lust hatten anzugreifen, sofort Ihnen einen Stoss an die Kinnbacken gab. Das Einstallen war oft eine richtige Kampfszene. Ich war ja nur ein Bube, aber ich musste und wusste mich immer meiner Haut zu wehren. Der alte Suff dem war es egal, er fragte nicht, hat das Vieh seinen Teil oder nicht. Er war ja satt, das war das Wichtigste. Ich blieb ein Jahr auf dieser Stelle. Oft wollte ich fortlaufen, aber es galt als eine Schande für den Knecht und das Haus, wenn ein Gesinde nicht sein volles Jahr machte. Von Weihnachten zu Weihnachten.

Also, am Stephanstag war Stellenwechsel. Ich kassierte noch ein paar Mark ein und trabte dem Ausgang des Dorfes zu. Meine Waschfrau, die Frau des Dorfhirten, begleitete mich ein Stück Weges im Glauben noch ein paar Sous zu erhaschen, außer der Reihe. Aber ich wollte meinem Vater zeigen dass ich etwas im Jahr gespart hatte. So kam ich schmutzig bekleidet, nach Hause. Die Schuhe waren nicht mehr einwandfrei. Sie mussten durch neue ersetzt werden. Am anderen Tag sollte ich eine neue Stelle beziehen. Ich packte die Kiste und zog aus.

Beim Bauer

Das Haus, in das ich einzog, lag längs des Dorfweges, in Colbett. Es war ein altes Bauernhaus mit Dependenzen. Auf der Strasse gegenüber lagen der Pferdestall und der Geräteschuppen mit dem Backhaus. Ein großer Haufen Mist lag vor dem Hause und wartete auf die Wegfuhr. So um Neujahr sind die Felder oft nass und dreckig und da bleibt das Gespann im Hof. Ich stieg eine hohe Haustreppe hinauf, drückte die Türklingel und trat auf den Flur. Alles altmodisch. Die Wände waren weiß getüncht. Ein schmaler Streifen überlängs den Steinplatten war pechschwarz. Der Flur durchschnitt das Haus in der Mitte und landete in der Küche. Rechts im Flur eine Zimmertür und das Treppenhaus um in das Oberhaus zu steigen. In der Küche links um die Ecke, führte eine Tür in die Wohnstube, die sehr groß war und aus der Stube führte noch eine Tür in eine Kammer. Der Meister des Hauses, der mich im Hausflur empfing, führte mich zuerst in die Dienstbotenkammer, die rechts des Hausflures auf gleicher

Höhe lag. Ich durfte mein Gepäck ablegen und dann machte er mich mit den Hausinsassen bekannt. Da waren Urahne, Großmutter, Mutter und sechs Kinder. Drei Mädchen und drei Buben: die Schwester der Mutter, der Vater der Mutter, der Hausherr oder Vater der Kinder und ich. Zusammen dreizehn. Komische Zahl, aber der vierzehnte Kostgänger war unterwegs. Die Tradition des Hauses war streng katholisch. Man hörte selten ein lautes Wort im Hause und im Gehöft. Der Viehbestand richtete sich nach dem Ackerland das so um zwanzig Hektar lag. Der alte Herr im Haus gab seine Ratschläge und diese wurden meistens so ausgeführt, wie befohlen. Der junge Herr kam von außen, was ich gleich feststellte.

Die Familienfeste in diesem Hause waren für mich sehr interessant. Es wurde ein Ochse geschlachtet und ein Schwein. Es wurde gekocht und gebraten und am Festtage selbst strömten Gäste aus der Familie, vom Enkel bis zum Urenkel, vom Kind bis Kindeskind herbei. Von Nommern, von Gladbach, von Bech von Berburg. Von Hemsthal, von Olingen mit Kutsche und Pferd, mit Frau und Kind kamen sie. Es wurde gemeinsam vor Tische gebetet dann ging es ans Essen. Zähle die Häupter aller Lieben, siebenzig, achtzig, ja wie viel waren es und wenn der Tisch, der zum Bersten beladen war, leer war, dann war es Dienstag oder Mittwoch und die Gäste waren wieder alle abgereist. Wenn man sich dann unter den Rauchfang stellte konnte man wieder das Blaue des Himmels sehen. Die Würste und Schinken hatten sich getrennt. Wohin waren die meisten? Die abziehenden Gäste mussten jeder einen großen Kuchen mit nach Hause nehmen, für die, die nicht mitkommen konnten. Wie viele Feste waren es so? Kindtaufe, Kommunion, Sterbefall, Kirchweih, Erntedankfest und so weiter. Der alte Herr im Hause in den Siebziger Jahren damals, war der Bauer vom Scheitel bis zur Sohle. Bei diesem und von diesem lernte ich das Mähen, die Sense wetzen und Dengeln, den Mist verteilen auf dem Acker, dass jede Scholle ihren Mist bekam, die Fütterung des Viehs mit Maß und Gewicht. Er war die Seele der Familie und als Ratgeber bei Krankheiten des Viehs, weit und breit bekannt. In diesem Haus verbrachte ich nur ein Jahr ohne nennenswerten Zwischenfall. Ich schnürte das Bündel und zog zu Weihnachten wieder nach Hause. Ich sollte nun ein Handwerk erlernen.

Mein Vater war von Beruf Anstreicher, Tapezierer, Gipser und Steinmetzen. Er übte all diese Berufe der Jahreszeit gemäss aus. Im Winter war er Steinmetzen, Steingrubenarbeiter. Im Sommer Anstreicher und alles andere. Auch Landwirt oder Kleinbauer zur Schaffung des täglichen Brotes und der Milch für uns Kinder. Die älteste Schwester war in der Zwischenzeit verheiratet und hatte im Nachbarsdorf eine Familie gegründet. Die Zweitälteste auch schon und die Dritte war zu Hause. Sie führte die Wirtschaft. Später verließ sie das Elternhaus auf eine mir unbekannte Weise und lebte in fremdem Land. Ihr Schicksal ist mir nicht bekannt. Die Brüder standen auch in fremden Diensten bis auf den Ältesten. Es war eine Notzeit im Elternhaus.

Ich wollte das Handwerk des Vaters als Anstreicher erlernen, zog wieder von Hause fort nach einem Dorfe namens Crauthem. Der Meister, bei dem ich lernen sollte, war halb Landwirt, halb Holzhauer und was noch, aber Anstreicher! Ja, aber nur im Sommer. Ich half im Walde Stöcke ausheben. Ich verwundete mich an einer Hand, konnte monatelang nicht arbeiten und dann suchte ich mir eine andere Stelle. Ich lernte schnell und mein Meister war sehr zufrieden mit mir. Im Winter musste ich wieder nach Hause wegen Mangel an Arbeit. Im Frühjahr trat ich wieder bei einem anderen Meister ein. Es dauerte ein paar Jahre, dann wollte es das Schicksal, dass der Meister mich entliess. Ich hatte Unglück mit einer Kulissenleiter. Sie rutschte mir über die Dachrinne, zerschlug eine Doppeltreppe, die unter der Leiter stand und schlug während dem Fallen verschiedene Sprossen kaputt und ein großer Topf mit Ölfarbe spritzte über die farbig getünchte Fassade und verursachte Kleckse überall. Eine Mehrarbeit die nicht zu bezahlen war. Resultat! Auf der Stelle musste ich meine Arbeit verlassen. Ich

ging noch ein paar Tage mit dem Vater des Meisters. Dieser war auch Anstreicher. Es ging aber nicht, denn die Leute hatten nun keine Schlafgelegenheit mehr. Ich schlief immer mit dem Meister in einem Bett. Er war mir aber zum Todfeind geworden und ich musste das Haus verlassen.

Krieg (1914-1918)

Es war im Jahr 1916. Im ersten Weltkrieg. Arbeit! Ja Arbeit! Wir wurden alle wieder ärmer und vom Handwerker zum Tagelöhner und wie ich schon eingangs erwähnte, der Mann für alles. Was nur Arbeit hiess wurde übernommen. Mähen, Dreschen, Holzschneiden, Waldarbeiten, Straßenarbeiten, Weinbergarbeiten, Lohschleissen und was es alles noch gab. Der Hunger machte sich fühlbar. Alle Lebensmittel waren rationiert. Woher nehmen und nicht stehlen? Wir rodeten einen Hektar Wald, säten darin Heidekorn. Im Herbst bei der Ernte, war die Not gebrochen. Wir aßen jeden Tag Heidekornmehlklösse („Sterzelen“) wir sparten das Brotmehl und die Kartoffeln. Ja, einen Winter hielt ich aus, dann zog ich weiter ins Ösling zu einem Grossbauern mit 375 Hektar Land. Da gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Große Lohhecken, große Obstgärten. Das war nur ein Teil, das andere war die Landwirtschaft. Ich muss unbedingt diesen Mann schildern.

Er war Großkapitalist. Er war zugleich Wirt, Gemeindeeinnehmer, Kohlenhändler, Baumaterialienhändler, Bahnhofsvorsteher, Immobilienhändler und Landwirt mit so einem großen Areal Wald, Wiesen und Felder. Er stand in den vierziger Jahren und hatte eine Frau mit sechs Kindern wovon das älteste Mädchen 21 Jahre und der jüngste Sohn 5 Jahre alt waren. 2 Mädchen und 4 Knaben. Der älteste Knabe hatte zu der Zeit wo ich da war, neunzehn Jahre. Es war im Jahr 1917. In diesem Jahr starb auch mein guter Vater an unheilbarer Nierenentzündung. Mein weiteres Schicksal sollte sich in diesem Jahr entscheiden. Der Krieg schlug überall schwere Wunden und die Arbeit wurde wegen Mangel an Rohmaterial immer spärlicher. Es kam die Armut und dabei die Arbeitslosigkeit. Mit 19 Jahren ist man so ein wenig aus den Kinderschuhen heraus und man überlegt wie, wo und auf welche Weise eine Existenzmöglichkeit in Aussicht ist. Einige rieten mir, das Handwerk hätte goldenen Boden, Ja aber wie viele Handwerker hatten den Pinsel auf die Mansarde gelegt oder verlegten sich auf Bildmalerei nicht nur zum Zeitvertreib. Aber wenn Mangel in der Haushaltskasse war, wurde die Schippe in die Hand genommen und man arbeitete als Straßenarbeiter. Ein Bruder meines früheren Meisters war Militär. Dieser riet mir die Militärlaufbahn zu ergreifen. Die Freiwilligen Kompanie in der Heimat Luxemburg zählte damals zweihundertfünfzig Mann und eine Beförderungsmöglichkeit in der Kompanie war wie ein Zwirnfaden, wo man kein Ende sah. Aber eines war doch interessant, man war von der Strasse, bekam die nötigen Kleider und Essen und das war in der armen Zeit ein großer Vorteil. Mein Herr Bauer, dem ich von meinem Vorhaben unterrichtete stimmte mir bei, stellte mir ein schönes Führungszeugnis aus und am 14. Januar 1918 wurde ich unter die Fahne gerufen.

Freiwillig zur Armee

Eine Aufnahme in die Freiwilligen Kompanie galt zu der Zeit als eine besondere Ehre, denn das Strafregister musste blank sein. Die Führung tadellos, gesundheitlich ohne Makel, eine vorgeschriebene Größe von 1,65 m musste stimmen. Ich war Vollwaise und stand unter Aufsicht eines Leumundes, wegen meiner Minderjährigkeit. Ich achtete nicht darauf. Ich setzte mir nun einmal in den Kopf: "Hier heißt es aushalten und folgsam sein bis zur letzten Konsequenz. Die Ausbildungszeit dauerte 6 bis 8 Wochen. Ich bestand dieselbe tadellos und wurde am 1. Mai schon in die Gendarmerie detaschiert, von wo ich jedoch bereits nach 10 Tagen

wegen 4 Tagen strengen Arrests zurück in die Kaserne musste. Die Obrigkeit der Gendarmerie hatte in meinen Augen viel an Respekt verloren. Ich musste diese Strafe unschuldig und ohne Entschuldigung hinnehmen. Bloß weil ich dem Herrn Wachtmeister nicht Folge geleistet hatte als er mir einmal den Auftrag gab 4 Korden Buchenholz zu schneiden und klein zu machen. Er konnte und durfte mich nicht dazu zwingen. Er konnte mich nur wegen einer Tat anzeigen, die ich getan haben könnte und wo ich ohne Zeugen war. Er kontrollierte einen Dienstgang bei Nacht. Als ich meinen Dienstgang zu Ende führte und durch Unterschrift im Büro bescheinigen wollte, legte er mir die Anzeige vor Augen. Ich kannte das Resultat im Voraus. Sofortige Ablösung mit 4-tägigem strengem Arrest.

Bei meiner Rückkehr in die Kaserne, ließ mich der Herr Hauptmann rufen und gab mir einen gehörigen Rüffel. Ich saß meine Strafe ab ohne Widerrede. In der Kaserne war ich ein vorbildlicher Soldat nach dem Urteil meiner Vorgesetzten. Nach etlichen Monaten kam ich wieder zur Grenze und zwar nach Bollendorf. Der Zweck dieser Grenzwoche bestand in der Überwachung der Wehrmachtsangehörigen, die über die Grenze gingen und Lebensmittel mit ins Reich schleppten. Die Anordnung gab der für Luxemburg zuständige Oberheerführer Tessmas, zurzeit in der Stadt Luxemburg im Hauptquartier. Der Krieg trieb noch immer sein Unwesen und die Luft dröhnte vom Grollen der krepierenden Granaten, aus der Frontlinie im nahen Frankreich. Die Deutschen versuchten mit allen Mitteln die Front zu durchbrechen aber glücklicherweise hielt die Festung Verdun stand. Ein moderne Waffe zu der Zeit waren die dicke Berta und der schlanke Heinrich. Es waren Kanonen mit langen Schussrohren, deren Schussweite bis 80 Kilometer betrug. Paris als Hauptsstadt von Frankreich stand ja sogar zeitweilig unter dem Feuer von Granaten die sogar 130 Kilometer weit flogen. Die Stadt Luxemburg und sein Land lagen nur in der Besatzungszone und wurde sonst nicht viel von den Truppen belästigt. Die Lebensmittelversorgung, die die große Frage war, lag in den Händen des Ernährungsministers und die geheime Polizei hatte die Aufsicht über die Ablieferungspflichten der Produzenten. Mancher Bauer musste Strafen bezahlen wegen Unterlassung seiner Pflichten und mancher Hamsterer wurde neben seinem Geld auch noch seiner gehamsterten Ware entledigt.

Ablieferungszwang bestand für Kartoffeln, Obst und Getreide. Die Hamsterei stand in voller Blüte. Mangelwaren wie Karbid, Petroleum, Zwirn, Leder und Wolle waren die begehrtesten Tauschmittel und bei den Bauern eine große Mangelware. Damals war die Elektrizität noch in den Kinderschuhen. Beförderungsmittel gab es nur auf der Eisenbahn und mit den Fahrrädern. Autos gab es sehr selten. Erstens wegen der hohen Anschaffungskosten und zweitens wegen Benzin und Ölmangel.

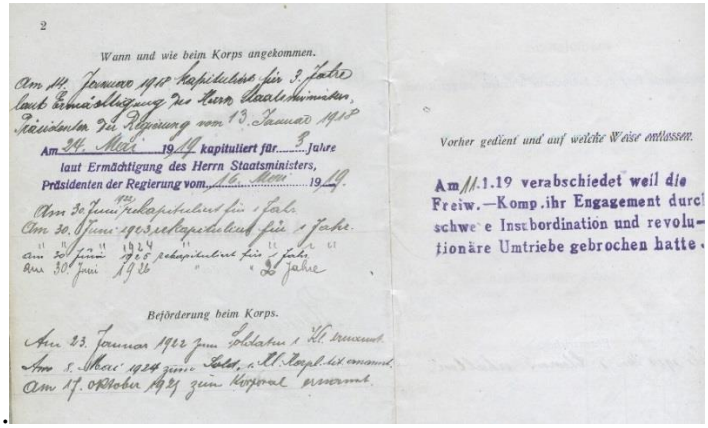
In den Küchen gab es auch kein Speiseöl. Der Salat wurde mit Rahm oder saurer Milch zubereitet. Der Import lag im ganzen Land lahm und exportieren konnte das Land nur Minette. Selbst diese wurde noch fast alle im Lande verhüttet. Alles für die deutsche Wehrmacht. Das gab den Franzosen Anlass unsere Hüttenwerke zu zerstören und sie mit Fliegerbomben zu belegen. Es gelang aber nicht, denn die Fliegerei war damals nur erst im Anfangsstadium ihrer

Entwicklung. Einmannkampfflugzeuge gab es, nur ab und zu sah man einen Doppeldecker mit zwei Mann Besatzung. Die Flughöhe war auch nicht bedeutend, so dass man mit dem bloßen Auge noch unterscheiden konnte welcher Nationalität es war. Fliegerbomben fielen in Esch an der Alzette und in Clausen bei Luxemburg. Diese waren für die Clausenerbrück bestimmt, fielen aber in die Häuser und auf den freien Platz in Clausen. Es gab einige Tote und Häuserschaden. Die Aussichten des Kriegsendes wurden von Monat zu Monat besser. Jedermann glaubte nicht, dass ein neuer Winter noch vor Kriegsende eintreten könnte. Die Not war groß und das Volk kriegsmüde. Die Brotration, die nur noch 200 Gramm betrug, war nicht genug zum Leben. Feldbohnen mussten gemahlen und das Mehl zu Brot verbacken werden. Das Brot war schwarz und lehmig. Viele Leute wurden krank wegen Vitaminmangel.

Im Oktober 1918 ging ich zurück in die Kaserne. Grosse Ereignisse standen bevor. Die Truppen im deutschen Heer verweigerten den Gehorsam und wollten nicht mehr zur Front. Die blieben im Etappengebiet und viele streikten schon. Am 1. November brach die Front zusammen und die Deutschen rückten zurück in die Heimat. Der geordnete Rückmarsch begann. Zerlumpt und abgemagert zerschunden und gebrochen, so zog die einst so eingebildet stolze Armee durch alle Dörfer des Landes, der Our, der Sauer und der Mosel zu und hinter ihnen die siegreichen Franzosen, Amerikaner, Kanadier und Engländer. Sie nannten sich die Alliierten. Beim Einmarsch in die Hauptstadt Luxemburg kannte der Jubel des Volkes keine Grenzen. Bei Merl liefen sie den Franzosen entgegen. Wir Soldaten wurden sofort im Lande auf die größeren Dörfer detachiert um den Rückzug der Deutschen zu überwachen, denn es kam oft zu Schlägereien und Diebstählen. Ich war zu dieser Zeit in Roodt an der Syr. Einmal wurde ich in ein Bauernhaus gerufen, wo die Deutschen Soldaten ihre Pferde in eine Scheune eingestallt hatten, ohne den Willen des Eigentümers. Die Pferde fraßen alles was zu fressen war und nach kurzer Zeit hatte der Eigentümer einen enormen Schaden. Ich verwies die Deutschen aus der Scheune heraus und machte sie für den Schaden verantwortlich. Ob sie bezahlt haben entzieht sich meiner Kenntnisse, denn ein paar Tage später, rückte ich wieder in die Kaserne ein. Ich wurde dann nach Untereisenbach detachiert, wo wir das Überwachen des Geldhandels übernahmen. Das deutsche Geld, das im Lande zirkulierte, wurde eingezogen und durch Luxemburger Währung ersetzt. Das deutsche Silbergeld 1/2 Mark, 1 Mark, 5 Mark wurde in der Luxemburger Sparkasse in Säcke gesammelt und abgeliefert. Das deutsche Goldgeld blieb noch in Währung, war aber nirgends mehr zu sehen. Im ganzen Land und bis an den Rhein standen die alliierten Truppen. Im politischen Leben unseres Landes sollte auch eine Änderung eintreten.

Die Großherzogin Marie-Adelheid soll während des Krieges mit den Deutschen geliebäugelt haben, sogar der deutsche Kaiser soll bei ihr zu Besuch gewesen sein? Die Sozialisten und die Liberalen des Landes kneteten aus diesem Ereignis ein Verbrechen und sie wollten vor allem die Absetzung der Herrscherin. Um diesen Gedanken ausführen zu können musste zuerst Unzufriedenheit unter das Volk gebracht werden. Einige Abgeordnete kaperten sich Militärpersonen und sprachen ihnen vom fremden Militär, von dem hohen Lohn in der alliierten Armee, von dem verbesserten Drill gegenüber dem deutschen, von der freien Zeit und dem Sport in der Kaserne u.s.w. Die Militärpersonen hörten sich andächtig diese interessanten Dinge an und ein Feldwebel wollte die Idee in der Kaserne in die Tat umsetzen. Flugzettel wurden gedruckt und verteilt. Es wurde zum Streik aufgerufen. Die Militärkommandantur ließ den Feldwebel verhaften und einsperren. Es entstand ein Tumult ohne gleichen. Die Soldaten, denen die Flugzettel so schöne Versprechen machten, bliesen Sturm und befreiten den Feldwebel aus seinem Kerker. Ein Soldatenrat wurde eingesetzt, enthob die Offiziere ihres Amtes und sandte eine Delegation mit ihren Forderungen an die Regierung. Nach kurzem Beraten wurde eine Verbesserung der Militärlage versprochen.

Zuerst aber sollte jedoch eine Volksbefragung stattfinden. Das Volk stand den Forderungen sympathisch gegenüber und eine Kollekte sorgte für die Finanzierung des ganzen Vorhabens. Wie gesagt die Sozialisten und Liberalen in der Kammer nutzen diese Gelegenheit aus und luden die ganze Geschichte auf die politische Karre. Der Sturz der Herrscherin sollte stattfinden und damit soll die ganze Geschichte mit den Soldatenkrisen, zusammenhängen. Sie maßten sich sogar an, die Politik so weit zu treiben und die Republik auszurufen. Die Gendarmerie die anfangs der Revolte mit den Militärs solidarisch war, zog sich nun in den Hintergrund und legte alle Verantwortung für ein solches Vorgehen ab. Somit zwangen sie die Soldaten zu kapitulieren und sie verhafteten sogar die Rädelsführer. Ein schweres Fiasko für die Soldaten aber eine schäbige Réussite für die Herren Deputierten. Die Soldaten die an der Grenze standen, erklärten sich natürlich auf einem Fragbogen solidarisch mit den Forderungen des Soldatenrates, wurden also auch solidarisch mit diesen entlassen. Die Klerikalen im Lande, sogar einige Würdenträger riefen die Bauern auf, die Soldaten mit Gabel und Rechen zum Dorf hinaus zu jagen. Sie seien Bolschewiken und Revolutionäre. Die Stimmung im Lande stand auf höchster Tour. Es siegte jedoch der Verstand. Die Freiwilligenkompanie in Luxemburg wurde aufgelöst und die französische Militärbesatzung rückte in die Kaserne ein. Ein Möbelwagen der Firma Reuss, Spediteur in Luxemburg beförderte die entlassenen Soldaten bis zum Bahnhof, wo diese in verschiedene Zugrichtungen verschwanden. Beim Transport aus der Stadt erscholl das Lied: " Mus i denn Mus i denn, zum Städtle hinaus, und du mein Schatz bleibst hier."Nachfolgendes Dokument stammt aus dem **Abrechnungsbuch von Regenwetter Albert Heinrich, Soldat 1. Klasse.** Grossherzoglich-Luxemburgisches Gendarmen- u. Freiwilligen- Korps.


2

Wann und wie beim Korps angekommen.

Am 14. Januar 1910 kapituliert für 3 Jahre laut Ermächtigung des Herrn Staatsministers, Präsidenten der Regierung vom 13. Januar 1910

Am 24. Mai 1919 kapituliert für 3 Jahre laut Ermächtigung des Herrn Staatsministers, Präsidenten der Regierung vom 16. Mai 1919.

Am 30. Juni 1921 rekapituliert für 1 Jahr.
Am 30. Juni 1923 rekapituliert für 1 Jahr.
" " " 1924 " " 1 " "
Am 30. Juni 1925 rekapituliert für 1 Jahr.
Am 30. Juni 1926 " " 2 Jahre

Beförderung beim Korps.

Am 23. Januar 1912 zum Soldaten 1. Kl. ernannt.
Am 8. Mai 1924 zum Sold. 1. Kl. Kapl. 1. Kl. ernannt.
Am 17. Oktober 1924 zum Korporal ernannt.

Vorher gedient und auf welche Weise entlassen.

Am 11.1.19 verabschiedet weil die Freiw.—Komp. ihr Engagement durch schwere Insubordination und revolutionäre Umtriebe gebrochen hatte.

Anmerkung von HR:

Diese Eintragung war eine Diskriminierung sondergleichen. Das Soldbuch war von 1918 bis 1930 im Gebrauch und jedermann konnte die ungeheure Anschuldigung lesen und sich dabei denken was er wollte. Wie aus den Memoiren ersichtlich hatte Albert Regenwetter absolut nichts mit dieser Sache zu tun. Er wurde als „Mitgegangen, Mitgehangen“ abgefertigt. Aus heutiger Sicht eine für den Staat und seine Dienststellen beschämende Angelegenheit.

Die Politik, ja die Politik im Lande missbrauchte ein Häuflein Soldaten um zu ihrem Ziel zu kommen. Das Resultat war schäbig und ein Hohn auf die Herren Abgeordnete der damaligen Zeit, die allein Schuld daran tragen.

Ich bin wieder zu Hause und mittellos. Wir schreiben Januar 1919. Die gebratenen Äpfel sind alle und überall schaut ein Hasser einem in die Augen. Ja, dieser war auch Revolutionär. Ja, so stet es in allen Akten. Aus der freiwilligen Kompanie am 15. Januar 1919 entlassen, weil

die Freiwilligenkompanie ihr Engagement durch schwere Insubordination und revolutionäre Umtriebe gebrochen hat! Wer gibt einem solch verkommenen Menschen noch Arbeit? Ja, tags zuvor noch stand ich in Untereisenbach auf der Brücke im Staatsdienst als treuer Landsmann und heute? Ja, wer war Schuld an diesem Fiasko? Bücher wurden über diese Geschichte geschrieben, aber nirgendwo steht das mea culpa.

In dieser schweren Zeit des Kriegsendes, des Umsturzes und der Arbeitslosigkeit erreichte mich eine Nachricht von meinem früheren Meister. Dem Großgrundbesitzer und homme à tout faire. Ihm starben in einem Zeitraum von 14 Tagen fünf Kinder an einer unbekannten Krankheit. Wer kann soviel Leid ertragen? Das ganze Streben dieses Mannes galt nur den Kindern eine Existenz zu schaffen und ihnen ein schönes Leben zu bereiten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Was da nicht alles genörgelt und gesprochen wurde. Manche Leute erzählten von den Sünden der Väter, wie ein Mann als Jüngling bei einem Grossbauer um die Hand seiner Tochter anhielt. Der Jüngling, ein Schuster von Beruf, fand bei dem Bauer jedoch kein Gehör! Der Bauer jagte ihn vor die Tür mit der Bemerkung er sei nicht im Stand eine Frau zu ernähren viel weniger noch eine Familie zu gründen.

Der Jüngling geriet in Wut und erwiderter: "Gut, Meister, ich gehe jetzt fort in die Fremde und wenn ich zurückkomme und ihr seid noch am Leben, werde ich euch mit meinem Golde totschlagen, wenn ihr mir die Tochter nicht gebet." Ohne Gruß schritt er fürbass. Im Dorf erzählt man, der Hannes ist von Hause fort und keiner weiß wohin. Andere wussten mehr und sagten: " Er ist über den großen Pull." Damals bestand das Ausreisefieber im Lande. Es mag um die fünfziger Jahre gewesen sein. Alles wollte nach Kalifornien in die Goldgruben arbeiten gehen. Viele Leute reisten oder wanderten aus der Heimat ins Ungewisse. Auch unser Hannes soll dabei gewesen sein.

Nach etlichen Jahren kam er als steinreicher Mann zurück und ging zum Bauer um das Mädchen zu holen. In der Stube angekommen, schlug er mit dem Goldsack auf den Tisch dass es nur so krachte und der Bauer war ganz paff. Er hatte noch nie soviel Geld beisammen gesehen. Er klopfte dem Hannes auf die Schulter und sprach: "So ist es gut, ich hatte nicht gedacht, dass du so ein tüchtiger Junge seiest. Ich gebe und vertraue dir meine Tochter an und wünsch euch beiden viel Glück und Segen."

Aus dieser Ehe soll nur ein Kind geboren sein und dieser war der Vater der fünf so unerklärlich verstorbenen Kinder. Nur der Jüngste überlebte seine Eltern und Geschwister. Sogar dieser hatte nicht viel Glück, denn auch er wurde als Jüngling operiert. In den Sagen der Alten Vorfahren liegt oft Wahrheit. War der Hannes einwandfrei zu seinem Vermögen gekommen? Ich will das Schicksal einer ehrbaren Familie nicht angreifen. Ich war und bin des Lobes voll, vor solchem Leid und solcher Energie. Die Nachricht machte mich wochenlang traurig, obschon meine persönlichen Ereignisse mir Leid verursachten. Es war kein Vergleich zu diesem Schicksalsschlag. Diese Erinnerung will mein ganzes Leben nicht aus meinem Gedächtnis. Ich habe sie alle so gut gekannt. Alle waren so gut zu mir gewesen. Ich konnte mein eigenes Elend eine Zeitlang vergessen.

In meinem Elternhaus waren fünf Amerikaner im Quartier. Ich hatte nun Gelegenheit amerikanisch zu lernen. Das Soldatenleben in der Armee interessierte mich sehr stark. Ich durfte die Gewehre in Augenschein nehmen. Machte den Yankees, wie sie genannt wurden, Gewehrgriffe vor, machte Gewehr über, präsentierte, nahm Gewehr bei Fuß, legte zum Zielen an u.s.w. Ich gewann ein großes Zutrauen bei den Soldaten. Ich durfte sogar mit zu einem provisorischen Schiesstand. Die ganze Kompanie wurde auf mich aufmerksam. Ich schoss genau,

so genau wie einer der ihrigen. Es machte mir riesigen Spaß. Ich erlernte auch das amerikanische Exerzierkommando: "Right shoulder arms, left shoulder arms“, u.s.w. Ich speist mit ihnen in der Kantine, rauchte und kaute amerikanischen Tabak und in meinem Innern erglühte der Wunsch mich als amerikanischer Soldat anwerben zu lassen.

Im Februar 1919 war auf dem Glacisfeld in Luxemburg ein großes amerikanisches Pferderennen. Sechs Amerikaner luden mich ein mit nach Luxemburg zu fahren, sie würden mir Freifahrt und Kost bezahlen. Ich ging mit. Es war ein schöner Tag. Was da geboten wurde, so was hatte Luxemburg noch nicht gesehen. In meinem Jünglingsalter war es für mich eine Augenweide sondergleichen und ich kam zu dem Entschluss Amerikaner zu werden und mich freiwillig in die Armee zu melden. Ich machte später die nötigen Schritte. Ich ging sogar bis zur höchsten Kommandostelle in Europa, General Pershing. Leider bekam ich einen abschlägigen Bescheid. Eine Anwerbung von Europäern, sei zwar erlaubt aber nur für die Dauer der Besatzung in Europa. Eine Einwanderung dieses Militärs nach den U.S.A. sei nicht zulässig. Ich war enttäuscht, denn ich sah mich schon in Amerika als M.P. der Armee und eine Karriere in Aussicht, wo mancher mich beneidet hätte. Träume sind Schäume! Bleib im Land und ernähr dich redlich, wenn auch hungrig.

Ein armer Bauer aus dem Nachbardorf hatte sich ein Pferd erstanden und stand im Begriff damit nach Hause zu fahren. Mein Heimathaus war das letzte im Dorf. Als das Pferd nun keine Häuser mehr sah, wollte es nicht mehr weiter. Es hatte ein Fußleiden und zögerte auf diesen Fuß zu treten. Es wollte nicht mehr weiter. Der Bauer hatte das Pferd zum Schlachten gekauft. Was nun? Es gab nur einen Weg. Hinein in unsere Scheune und geschlachtet und dann auf einem Karren nach Hause. Gesagt getan! Der Bauer, die sechs Amerikaner, meine Freunde und meine Brüder, berieten nun wie das Tier zu töten sei. Die Wahl fiel, tot durch Erschießen. Wer sollte nun der Täter sein? Das Los fiel auf mich! Ein Amerikaner stellte mir einen Browning zur Verfügung. Ich fasste das Pferd, das in der Tenne stand mit dem Halfterknopf, zielte

auf die Stirn und drückte los. Der Schuss ging zu hoch, schlug in der Stirn ein und kam hinter dem Nacken wieder heraus. Das Pferd, ein wenig erschreckt, riss sich aus meiner Hand, drehte sich um sich selbst und spazierte in der Scheune umher. Ich rüstete zum zweiten Schuss. Diesmal zielte ich auf die Schläfengegend, von links nach rechts. Die Kugel traf, denn ich schoss 20 cm vom Ziel. Das Pferd blieb wie versteinert stehen. Was nun? Ich wollte aber nicht zum Tierquäler werden, lief in unsere Stube ergriff ein langes Schlachtmesser in der Schublade und stach damit das Pferd ins Herz. Soweit das Messer reichte. Hoch im Bogen spritzte das Blut auf den Platz vor der Scheune. Wie angewurzelt blieb das Pferd stehen. Das Blut floss immer langsamer. Da plötzlich sank der Körper zur Seite und fiel, die Einfassung des Scheunentores mit sich reißend auf die steinerne Tenne. Ein Sprung und schon stand es wieder da, aufrecht, machte einen Sprung vorwärts auf die Strasse, fällt nieder, wieder auf, nochmals nieder und da sprangen wir ihm auf den Kopf und drückten diesen zur Erde. Es schlug mit allen vieren um sich, wie toll, bis auf einmal die blutleeren Körperteile wie nasse Säcke zu Boden fielen und tot war das arme Biest. Mit einem Flaschenzug zogen wir den toten Körper in die Scheune zurück.

Kein fremder Mensch hatte eine Ahnung dieser aufregenden Szene. Die Haut wurde nun vom Körper abgedeckt und das Fleisch zerteilt. Da durfte ich zum ersten Mal in meinem Leben Pferdefleisch essen. Ich muss gestehen es war tadellos. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir ein Amerikaner, dass ein Soldat mit Namen Dempsey, er war Champion im Boxen der ganzen Welt, in Sandweiler bei Luxemburg einen Maulesel, der sich bockig stellte mit der bloßen Faust totgeschlagen hat. Man muss die richtige Stelle wissen wo die Lebensader im Körper sitzt. Dann ist es einfach. Ich nahm mir aber vor nie mehr Pferde zu erschießen. Es war etwas Gutes an der Geschichte. Ein großes Stück Fleisch fiel für mich ab, und wir hatten ein paar Tage wieder Fleisch im Hause.

Die Amerikaner lebten in Saus und Braus. Sie hatten Geld. Sie kauften ab und zu ein Spanferkel, brieten es in unserm Backofen, fein knusprig und aßen Pommes-Fritten dazu mit dem nötigen Bier und Wein. Als Soldat erhielt ein Amerikaner eineinhalb Dollar, das waren unserer Währung nach 7,50 bis 8 Franken. Wir erhielten als Soldat 5 Sous bis 1 Franken den Tag. Das war ein haushoher Unterschied. Die Verpflegung war bei den Amerikanern gratis. Wir (als Soldaten) hatten aber allerhand Unkosten. Erste Ausrüstung, Zuschuss zur Kleidermasse. Menage, außerordentliche Abzüge u.s.w. Nach Verrechnung aller Abzüge bekamen wir noch 5 Sous den Tag ausbezahlt. Wir schämten uns fast es weiter zu sagen.

Außer dem Sold hatten die Amerikaner Gelegenheit zu Vorzugspreisen Schnaps, Zigaretten, Lebensmittel und Kleidungsstücke ein zu kaufen. Bei uns war das alles noch Mangelware und streng rationiert. Ich hatte Gelegenheit von einem Amerikaner ein Paar Schuhe zu kaufen und die meinigen zu begraben. Man las irgendwo in einer Zeitung folgende Anzeige: " Die Familie Wichs und Kinder, Scarabée und Pilo, Reibebürste und Putzlappen bringen hiermit die traurige Nachricht, dass es Manitu dem großen Geiste gefallen hat in einen besseres Jenseits abzurufen. Unser ältestes Paar Schuhe wohlversehen mit allen Regeln der Flickkunst, ausgezeichnet mit den Schuhriemen erster, zweiter und dritter Klasse, gefallen im Dienste fürs Vaterland. Die Beisetzung geschieht in aller Stille auf dem Schutthaufen. Man ist gebeten von allen Blumen und Kranzspenden ab zu sehen. Die trauernden Hinterbliebenen."

Und stolz wie Oskar trampte ich mit meinen Amerikanern blitzblank gewichst im Monat Mai wieder zurück zur Kaserne. Mein Engagement dauerte drei Jahre und ich war eingeschrieben als Forstkandidat. Im Laufe des Jahres wurden wir zum Examen zugelassen. 15 Soldaten und 6 Zivilisten stritten sich um die Siegespalme. Das Resultat war schäbig. 15 Soldaten fielen durch den Korb und die 6 Zivilisten wurden zur Forstschule in der Kaserne zugelassen. Die

Examenkommission blieb sich nicht konsequent. Sogar ein Mitglied der Kommission hatte sich geäußert: "Solange ich Major bin, kommt kein Mitglied der Freiwilligenkompanie in eine Staatsverwaltung. Honni soit qui mal y pense.

Das Bleiben in der Kaserne war nun für mich ein Zeitvertreib und ich war von dieser Zeit an Abschiedskandidat. Alle Gelegenheiten den Drill zu schwänzen wurden angenommen. Das Kartoffelschälen wurde eine meiner Leidenschaften. Ich wurde sogar zum Hilfskoch und später zum Koch befördert. Als Koch hatte ich allerhand Vorteile. Ich verdiente mehr, hatte mehr freie Zeit und bekam besser zu essen. Ich legte viel Eifer für meinen Beruf an den Tag. Ich bekam öfters eine öffentliche Belobigung für Sauberkeit, Zubereitung und Sparsamkeit im Haushalt. Meine Leidenschaft für Blumen fand doch manchmal Genugtuung. Ich sammelte auf dem Felsen der alten Festung, Metzviolen, Flieder, Veilchen, Vergissmeinnicht u.s.w. auch manchmal Feldblumen: Kornblume, Kornrade, Natternkopf, Feuerblume u.s.w. um den Offizierstisch zu schmücken, wo täglich die Kostprobe des Menageoffiziers stattfand. Einmal hatte ich Pech. Mein Freund und ich, wir machten oft Spaziergänge bis in die Vorstädte der Hauptstadt. Wir sprachen dem Alkohol ein wenig zu stark zu und mussten mit fremder Hilfe zur Kaserne gebracht werden. Mein Ansehen bei dem Herrn Hauptmann sank dadurch bis auf den Gefrierpunkt. Ich musste meine Charge als Koch aufgeben. Von morgens früh bis zum Mittag, bis der Fall richtig geklärt war. Die Geschichte endete mit einem Verweis des Herrn Hauptmann. Er dachte auch: "Wer niemals einen Rausch gehabt, das ist ein armer Mann."

Die Jahre vergingen pfeilgeschwind. Meine drei Jahre sollten bald zu Ende sein und ich war entschlossen die Militärlaufbahn auf zu geben. Der Herr Hauptmann ließ mir sagen: "Er sei mit meinen Diensten immer zufrieden gewesen und ich sollte seinem Rat folgen und meine Kandidatur umändern als Zollaufseher. Die politische Seite des Landes sprach von einer Zollunion mit Belgien. Falls dies Wirklichkeit werden sollte, hätten über hundert Soldaten Gelegenheit in die Staatsdienste zu kommen. Es kam auch soweit. Ich änderte meine Kandidatur als Abschiedkandidat auf Zollaufseher und am 1. Mai 1921 wurde ich nach der Stadt Ettelbrück zum dortigen Zollamt detachiert. In der Wilhelmstrasse bei der Familie Koster-Wirto (?) nahm ich Quartier. Mein Chef war ein griesgrämiger älterer Beamte, dem ich nichts nach hatte, aber er war mir gar nicht sympathisch.

Ich weinte nicht, als ich einen Monat später nach Weiswampach detachiert wurde. Dort blieb ich neun Monate. Hatte ein gutes Kosthaus und wurde immer von der Tochter des Hauses serviert, die ein hübsches Mädchen war und eine schwache Seite für Uniformen hatte. Die Liebenswürdigkeiten der Tochter wollte ich mit kleinen Hilfsarbeiten in der Wirtschaft belohnen. Es hatte aber, was ich ausdrücklich bemerke, keinen Hinterzweck. Es war mehr Sucht nach Bewegung und Erlernen und Auffrischung der landwirtschaftlichen Kenntnisse, meiner Kindeszeit.

Der Liebhaber der Tochter des Hauses war ein Grossbauer der einen großen Misthaufen mit allem Drum und Dran sein Eigen nannte. Einmal half ich beim Kartoffelausheben. In der Nähe war ein Jäger auf der Jagd. Als Gesellschafter hatte er einen Hund und zwei Kinder bei sich, die bei ihm in Ferien waren. Ich kannte den Jäger sehr gut. Er war Hotelier und Lebensmittelgeschäftinhaber. Er jagte, der Hund bellte und die beiden Kinder spielten Versteck hinter Ginsterbüschen. Da fielen ein Schuss und zugleich auch ein markerschütternder Schrei eines der Kinder. Wir liefen sofort hin und da lag das fünfjährige Kind hinter einem Ginsterstrauch mit einem Wadenschuss im linken Bein. Die ganze Wade war durch den Schrotschuss zerfetzt bis auf die Knochen. Eine grässliche Wunde. Mit einem Taschentuch band ich sofort das Bein oberhalb des Knies ab um eine Verblutung zu verhindern. Wir spannten die Ochsen an und fuhren sofort mit dem Kinde nach Hause. Doch es war schon zu spät. Der Arzt kam

auch zu spät. Die Wunde hatte sich wegen Mangel an Desinfektion vergiftet und das Bein musste amputiert werden. Traurig. Solche Hasen bringen den Jäger ums Latein und nicht lange dauerte es und er hing auf dem Mansardenzimmer an einem Strick. Nicht der Hase, aber der Jäger! Die Prozesskosten brachten ihn bis an den Rand des Abgrundes und er machte in einem Anfall von Schwermut seinem Leben ein Ende. Traurige Geschichten. Was? Wenn man zur Jagd geht, lässt man fremde Kinder zu Hause und lässt die Hunde jagen.

Im Februar 1922 ging ich zurück zur Kaserne und wie ich später erfuhr starb der Liebhaber der Tochter meines Kostgebers an einer Typhus Epidemie.

Im Juni 1924 kam ich nach Mondorf und blieb 6 Monate dort. Mondorf ist ein Kurort ersten Ranges und die Gegend ist so richtig um manchem Zöllner ein Schnippchen zu schlagen. Mein Chef in Mondorf war ein leidenschaftlicher Briefmarkensammler, was mich auch auf diese Idee brachte. Ich sammelte und kaufte, was meine Börse erlaubte. Dass ich aber schon im Jahr 1923 in Rodershausen, wo ich 6 Monate war, auch Briefmarken sammelte, will ich nicht verheimlichen, aber nur so nebenbei. Damals sammelte ich Ansichtskarten, Notgeld und hartes Geld. Viele hundert Notgeldscheine hatte ich damals in meiner Sammlung. In Deutschland bestand im jähre 1923 eine Geldinflation. Einmal ging ich zu Post ins nahe Dasburg auf deutscher Seite und kaufte Briefmarken für 10 Luxemburger Franken. Der Postmeister gab mir seinen ganzen Bestand an Briefmarken. Es waren Provisorien von 50 Mark aufwärts bis 5 Milliarden. 27 verschiedene Werte in 100 Stück Bogen. Das war einmalig. Die Provisorien wurden abgeschafft. An ihre Stelle traten die Rentenmark und der Rentenpfennig als Einheit. Die deutsche Währung wurde stabilisiert. Die Geschäfte mit dem Reich wurden wieder auf Goldbasis getätigt.

Im Sommer 1923 verbrachte ich 3 Monate in Hosingen. In diese Zeit fiel auch die Bekanntschaft mit meiner zukünftigen Frau.

Weiswampach, den 8. Januar 1923 an die Cousine Lilly

Liebe Cousine Lilly

Ich will dir mitteilen, dass ich gut angekommen bin und mich ganz gesund und munter fühle, aber wie du siehst ich bin ein wenig aufgeregt, die Finger zittern mir aber es ist doch lesbar, nicht wahr. Jetzt muss ich dir die allerneueste Nachricht mitteilen. Als ich heute Morgen in den Bahnhof kam, begegnete mir ein Kollege, der mir sagte, ich würde diesen Monat noch abgelöst werden. Ich musste mich aufrecht halten, sonst hätte ich einen Schlaganfall bekommen. Hätte ich das doch gestern gewusst so wäre es anders gegangen als Madame Milius sagte sie täte den Herrn Hauptmann Krantz kennen und könnte also ein Wort einlegen. Du weist Lilly, ich war jetzt im Himmel, dass ich aus der Kaserne war und jetzt geht's aus dem Himmel wieder in die Hölle. O Jammer, o Verdruss, was unsereiner sich peinigen muss. Was soll ich anfangen. Komme ich in die Kaserne, so zieht es mich Tag für Tag tiefer in den Abgrund. Jetzt war ich bald ein Mensch, jetzt werde ich wieder ein Stück -------. Denn die Kaserne verdirbt einem nur die guten Launen und bringt nur Zorn und Kopfzerbrechen. Ich dürfte nicht mehr in den Rollingergrund kommen, um keinen Verdacht zu erregen und trotzdem dass ich denn nahe an meinem Glücke wäre, wäre ich doch gezwungener Weise, doch so fern. Wann leuchtet mir mal hier auf Erden die Sonne. Die Sonne des Glücks, die Sonne des Friedens, ja in ihren Strahlen möchte ich nur stehen, aber nein. Ach -------- wie ist es im Leben so hässlich eingerichtet, dass bei den Rosen gleich die Dornen stehen. Man ganzes Leben lang ging mein Weg nur über Dornen und Disteln, mein Herz sitzt mir im Halse, ich kann nicht mehr, warte ein wenig, bis auf der anderen Seite:

So, Lilly, ich wollte fragen, welches Urteil hat Familie Milius über mich gefällt. Ich glaube meine witzige Laune hat mir einen Strich durch meine Rechnung gemacht. Wüste ich wie es wäre, ob ich Sympathie bei Ihnen habe oder nicht. Lilly, du wirst so gut sein mir alles zu schreiben, was ich bei meinem Benehmen da angestiftet habe. Sage mir, im Namen meiner, der Familie und besonderes Fräulein Sybilla meine wärmsten Danksagungen für das zarte Mitleid, das sie mit einem armen Soldaten hatten. Ich werde sie in meinen Gebeten nicht vergessen. Hätte ich einmal doch das Glück in meinem Leben in eine Familie zu sehen, wo Vater Mutter und Kinder nur eine Person sind. Wie fühlte ich mich so heimisch. Ging doch ein Zucken durch mich wie Feuer und Kälte. Ich war daheim, aber ein Wort, das mir auf dem Herzen lag, dürfte ich nur im Munde verschlucken, als es wagte über meine Lippen zu kommen. Es war das Wort, vielmehr die Worte: "Lieber Vater, liebe Mutter, wie bin ich so glücklich euch wieder zu sehen." Aber meine Mutter, Gott segne sie und mein Vater, war er nicht ein Ebenbild von Herrn Milius, hatte er nicht die nämliche Laune in Gesellschaft, lustig und froh, trotz seines Elends. Doch sehe ihn jetzt vor mir, es war so. Ich träumte von ihm, ich sagte ihm alles. Ich war bei ihm. Er verstand mich, er gab mir seinen Segen und verschwand. Hab Dank lieber Vater, ich bin namenlos glücklich dich wieder gesehen zu haben. War es mein Vater, der im Himmel ist, oder war es ein vager, der mich noch beschützen will. Nein es war mein Vater. O hätte ich noch einmal, wie Fräulein Sybilla die Gelegenheit, Vater und Mutter zu sehen. Aber nein. Es ist eine beneidenswerte Familie, die Fräulein Billa da geniest. Weist du Lilly, du weist genug. Teile diese Zeilen mit Fr. Billa, wenn es ihr angenehm ist und dann will ich wenden und auf ein anderes Thema kommen.

Auf baldige Antwort wartet, dein Cousin

Albert.

***

Mein Kostherr damals war ein Siebzigjähriger. Er war ein genialer Mensch in seiner Art. Seine Frau war gut 3o Jahr jünger und hatte durch diesen Altersunterschied manch schwere Stunden. Sie klagte mir oft ihr Leid, ja sie erzählte mir Episoden aus ihrem Eheleben. Ihr Mann war eines Wirtes Sohn und sie eine Wirtstochter. Nebenbei betrieben sie Landwirtschaft, was während des Kriegs 1914 - 1918 sehr zustatten kam. Sie erhielten zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen.

Der Mann war egoistisch veranlagt und nebenbei ein leidenschaftlicher Alkoholiker. Sein Körper musste das Sinnige haben, koste es was es wolle. Bei Ausbruch des Kriegs im August 1914, war er so weitsichtig, dass er für seinen Bedarf voraussichtlich ein Fuder Branntwein einlegte. Wie lange der Krieg dauerte konnte er nicht wissen. Als Wirt kaufte er absatzgemäß die nötigen Quantitäten nebenbei. Sein Vorrat durfte nicht für seine Gäste sein. Nein, nur für ihn allein. Im dritten Kriegsjahr, erzählte mir seine Frau war die Gurgel leer und ein neues Quantum sollte eingelegt werden, war aber wegen der Bezugsscheinpflicht nicht möglich. Die Trunkenheit wurde ihm zum Laster. Die Frau, eine hausehrliche Haut, weinte oft bittere Tränen in meiner Gegenwart. Ich musste oft zusehen, dass der Mann dreimal am Tag betrunken war und zwar so sehr dass er nicht mehr unterscheiden konnte, was gut und was schlecht war.

Als ich im Hause war, waren die Kinder 12 und 14 Jahr alt. Zu jung um all das Elend zu begreifen. Da lag der Vater geistesabwesend in der Weinstube unter dem Tisch, die Gäste gingen ein und aus. Das Mädchen servierte die Gäste. Die Mutter war mit dem Sohn auf dem Feld. Das Vieh brüllte in dem Stall nach Futter. Die Früchte im Feld, das Heu sollte eingefahren werden, die Runkelrüben gehackt, die Kartoffeln gehäufelt, die Kostgänger ihre Kost haben und die Mutter allein mit ihren Kindern. Der Vater im Säuferwahnsinn murmelte Worte in den Bart, sammelte seine fünf Sinne zusammen, kroch die Stiege hoch, legte sich ins Bett und nach einer Stunde Schlaf griff er wieder zum Schnapsglase und trank, trank, bis er eines Tages den Atem im Alkoholrausch aushauchte. Wenn er nüchtern war, diese Stunden waren ja selten, war er ein brauchbarer Mensch.

Ich kam einmal nachmittags vom Dienst. Er rief mich zu sich und stieg mit mir in sein Schlafzimmer. An einer Wand an einigen paar rostigen Nägeln hingen ein alter Mantel und einige Bilder. Sonst war sein Bett das einzige Möbelstück. Wir traten zu dem Mantel hin. Er sprach kein Wort, nur lächelte er mir zu. Er knüpfte den Mantel von einem Nagel los und was sah ich? In einer Nische in der Wand hing an einem Haken ein feister Hase an einem Strick. Also, zu dem Laster der Trunksucht, gesellte sich auch die Leidenschaft des Wilderers. "Mir entkommt keiner!" sagte er zu mir und schob die weiße Tonpfeife von rechts nach links im Munde. "Er wird dir gut schmecken!" Ich bemerkte: "Es ist aber Schonzeit!" "Lieber Junge", antwortete er, "Wenn ich ihn nicht fange, fängt ein anderer ihn und was heißt schon Schonzeit für so einen dicken Rammler." Ich war meiner Sache sicher, dass das Wildern eine gesetzeswidrige Tat war. Ich wollte aber nur der Frau und den Kindern nicht auch noch diesen Schmerz und die Schande aufladen und behielt es für mich als ein Geheimnis.

In dem Haus war auch der Wachtmeister der Gendarmerie in Kost. Anderntags, es war um die Mittagszeit. Ich trat als erster ins Esszimmer, hinter mir der Wachtmeister. Er zog tief Atem, als er zur Tür eintrat las ich in seinen Augen. Er hatte Zweifel was es zu Mittag geben würde. Der Wirt saß in der Ecke beim Kolonnenofen, die Knie übergeschlagen, die Pfeife im Munde und spukte ab und zu in den Aschenkasten, der vor dem Ofen stand.

Das junge Mädchen servierte die Speisen. Wir setzten uns an den Tisch und aßen ohne langes Umschweifen. Wir sprachen vom Wetter und seinen Launen. Draußen wehte ein kühler Ostwind und die Hasen humpelten über die jungen Kleefelder. Es war so um Markustag. Stumm saß der Wirt, horchte nur ob nicht ein Wort soll fallen. Als er den Namen Hasen hörte zuckte er zusammen. Er glaubte sicher schon von dem Herrn Wachtmeister in Verhör genommen zu werden. Aber nein! Der Herr Wachtmeister aß mit gutem Appetit, putzte sich mit der Serviette den Mund, grüßte und ging zur Tür hinaus. Die Sonne schien so freundlich auf die Türschwelle und er blieb zu einem kleinen Schwatz mit dem Gegenüber stehen. Ich trat auch auf die Schwelle. Aber da konnte der Herr Wachtmeister ein Lächeln nicht verdrücken und fragte mich: " Na haste es geschmeckt?" Ich antwortete mit fragender Mine: "Und wie! Prima!“ Er fügte hinzu: "Was soll man da machen?" Er hatte es heraus geschmeckt. Der Hasenpfeffer war zu pikant. Die Sache verlief im Sand. Ich war zufrieden. Kann man mit einem kleinen Unglück eine Katastrophe vermeiden, so soll man es tun. Trinker sind oft hinterhältige Leute. Man soll sie nicht reizen. Sie scheuen vor keiner Tat. Nach etlichen Wochen war's.

Ich saß im Esszimmer und las meine Zeitung. Vor der Tür auf der Strasse brüllte eine Kuh. Ich schaute auf die Uhr. Es war um die 2 Stunde nachmittags. Es war draußen ziemlich heiß und ich fragte mich, sollen die Kühe schon zur Weide? Ich öffnete das Fenster und sah ungefähr ein Dutzend Kühe, herrenlos in der Strasse. Was heißt das? Ich trat auf die Strasse, hörte jedoch in der Wirtsstube, dem Esszimmer gegenüber einen heftigen Wortwechsel. Ich wusste die Frau war mit den 2 Kindern in den am Dorfausgang liegenden Garten, zum Hacken der Runkelrüben. Also ist der Wirt allein zu Hause und wahrscheinlich war er wieder besoffen. Ich lauschte im Flur und hatte Recht. Der betrunkene Wirt hatte das Wort in der Wirtschaft und wie ich hörte, ging es um einen Kuhhandel. Ein Kuhhändler trieb eine Herde Jungvieh, die er im nahen Belgien gekauft hatte vor sich her und war zu einem Glas Bier eingetreten. Das ging mich nun nichts weiter an. Ich trat in die Stube zurück und las weiter meine Zeitung. Nach einer Weile verstummte das Gespräch in der Wirtsstube. Ich hörte den Viehhändler aus dem Stalle des Wirtes eine Kuh herausholen und eine andere an deren Platz stellen, dann war wieder alles still im Haus.

Es wurde 5 Uhr. Das Vieh sollte auf die Weide, doch es war kein Mensch zu Hause. Ich lugte in die Wirtsstube hinein. Da lag der Wirt unter dem Tisch im tiefen Schlafe, betrunken wie noch nie. Ich war fassungslos über solch eine Tatsache. Ich konnte aber nichts ändern. Ich durfte nicht in diese Verhältnisse eingreifen. Es wurde Abend. Die Frau kam mit den Kindern nach Hause. Sie ging sofort in den Stall um zu sehen ob der Herr Hausmeister mit den Kühen auf die Weide sei. Die Wirtsstube durften sie oft wegen Mangel an Gästen ein paar Stunden am Tag schließen. Doch was war das? Ein Herz zerbrechendes Weinen kam an mein Ohr und aus dem Stall in die Küche stürmte die Frau und schrie "Paul, Paul, Paul". Doch kein Paul antwortete. Sie kam zu mir ins Esszimmer und schrie wie wahnsinnig: " Mein lieber Mann, kommen sie doch einmal schnell in den Stall und schauen sie was mein Mann heute Nachmittag wieder gemacht hat. Die beste Kuh ist fort, die beste Kuh ist fort und wohin, wohin. Eine magere Geiß steht da, sehen sie, sehen sie! O wäre ich doch tot! Dieser Mann bringt mich ins Narrenhaus. Ich werde verrückt!"

Ich ging in den Stall. Ja, die Kuh war fort. Ich kannte alle ihre Kühe. Eine magere Kuh stand an der Stelle und wurde von den anderen beäugt und beschrieen. Als wollten sie sagen: "Was machst du mageres Luder hier, wo kommst du her?

Die Frau saß auf dem Melkstuhl und weinte, weinte, dass es mir ans Herz ging. Ich griff sie am Arm und führte sie in die Küche, tröstete sie. Ich brach Holz, zündete das Feuer an, Es

wurde Zeit das Abendmahl bereit zu stellen. "Liebe Frau", sagte ich, "Ich bereite das Abendmahl, sorgen sie für das Vieh."

Sie stellte mir Eier, Speck und Kartoffeln hin und ging in die Wirtsstube. Sie ahnte dass er drin läge, der alte Suff. Doch da war er nicht. Sie ging in sein Schlafzimmer. Da lag er mit den Kleidern und den Schuhen mit Kuhdreck beschmutzt auf dem sauberen Bett. Sie schöpfte tief Atem. Erdrosseln möchte ich ihn. Doch es lohnt sich nicht. Ich bereitete mein Abendessen, speiste und ging auf meine Diensttour.

Ich machte mir so meine Gedanken und sah vor mir ein Bild, das ich einmal im Flur des Kriminalgebäudes in Luxemburg sah. Eine Frau steht auf der Türschwelle ihres Hauses. Auf dem Arm trägt sie ein Kind. Ein zweites etwas größer, schaut zur Mutter hinauf und sagt: " Mutter, der Vater liegt da.“ Neben ihnen lag der Vater, besoffen in der Strassenrinne.

Warum gibt es kein Alkoholverbot im Lande? Was nützt ein Trunkenbold dem Volke? Wie viel Leid verursacht ein Trunkenbold in seiner Familie, in der Gesellschaft und wie versündigt er sich an seinen Nachkommen? Was wird das Erbe der Kinder von ihren Eltern sein? Verkrüppelung, Verblödung, Irrsinn, Tobsucht, Fallsucht, Trinksucht usw. O gäbe es doch ein Schutzgesetz in dieser Hinsicht. O Branntwein du ludrig Kraut, du hast schon manchen in den Dreck gehaut.

Am andern Morgen. Es klopfte an meine Schlafzimmertür. Ich erwache und rufe herein! Da stand der Wirt wieder nüchtern an meinem Bett und bat mich ihm zu helfen. Er erzählte mir den Hergang der Geschichte, bis zu dem Moment, wo er nichts mehr wusste und seine Beine und sein Geist ihn im Stich ließen. Ich konnte mir die Sache ganz genau vorstellen. Also, das kam so, der Kuhhändler trat in die Wirtschaftsstube und fing an mit Ihnen zu handeln. Im Anfang interessierte sie der Handel sehr und sie sollten für ihre Kuh ein Stück Geld heraus bekommen und eine andere Kuh an deren Stelle. Über den Überpreis wurden sie sich nicht so recht einig. Nein. Gut, nun gab der Händler Ihnen eine Tour Schnaps, noch eine und noch eine und nun war die Ziege fett. Er ging in den Stall, band die Kuh los, setzte die andere an die Stelle und machte sich mit seiner Herde weiter. Waren sie mit in den Stall? War der Händler allein oder waren sie zu zwei? Sie waren zu zwei. Wo wohnt der Händler und was ist er von Nebenberuf?

"Er war allein in den Stall und er wohnt neben dem Bach, wenn sie von H. nach H. gehen wollen." "Gut". Ich stand auf, zog mich an, frühstückte, miet mir beim Nachbarn ein Fahrrad und rannte so schnell ich konnte zu dem Viehhändler. Glück hatte ich, er war zu Hause. Ich stellte nun dem Händler folgende Fragen: "Von wo kamen sie gestern mit der Viehherde?" "Aus Neubelgien!" "Hatten sie für die Einfuhr dieses Viehs eine Einfuhrgenehmigung?" "Ist nicht nötig!" "Sind die Kühe frei von allen Krankheiten? Wo haben sie das Attest des Tierarztes?" "Ich habe keine!" "Nun, sie haben in Hosingen bei einem Wirt eine Kuh vertauscht." " Ja", "war der Mann bei diesem Handel zurechnungsfähig und hatten sie Zeugen?" "Er hatte getrunken, das hat er ja immer. Jedenfalls war er einverstanden und Zeugen brauchen wir keine."

Ich bat nun den Händler mit mir nach Hosingen zu fahren um die Geschichte zu klären, andernfalls ich Strafanzeige gegen ihn beantragen täte, wegen unerlaubter Einfuhr von Parkvieh und Übertretung der damit zugehörigen Bestimmungen. Der Mann versprach zu kommen. Ich fuhr voraus und telefonierte dem Tierarzt. Dieser kam sofort und untersuchte die Kuh. Sie war 75 % tuberkulös. Gerade noch gut genug für den Schinder. In der Wirtsstube waren die Worte

noch nicht verhallt, da trat der Viehhändler ein. Dieser musste sich nun eine gehörige Lektion Moral von dem Tierarzt gefallen lassen.

Er wollte den Händler zwingen die vertauschte Kuh wieder zurückzubringen. Doch das ging nicht mehr. Der Händler hatte dieselbe an den Schlachthof verkauft. Man telefonierte an den Schlachthof. Leider zu spät. Die Kuh war schon geschlachtet. Man konnte sich nicht einigen und es kam zu einem Prozess, der viele Jahre dauerte und noch manche Kuh gekostet hat. Die Ursache war: Der Branntwein!

Ich verließ das Haus und ging nach Rodershausen zum Nachbardorf. Es liegt im Ourtal so fein säuberlich an einen Berg gelehnt. Die Einwohner sind durchweg brave Landleute die sich schlecht und recht durchs Leben schlagen. Nach sechs Monaten kam ich wieder zur Hauptstadt. Das Kasernenleben war so ein Durchgangslager für Ruhebedürftige. Es galt ja exerzieren, aber was war das für so alte Kämpen. Ein Zeitvertreib. Es war wieder Wechsel an der Grenze und so kam ich nach Mondorf, wie ich andeutete. Dort lernte ich Briefmarkensammeln.

Dort steht das Denkmal Grüns, des stärksten Menschen Luxemburgs, ich möchte sagen der ganzen Welt. Seine Taten sind in Büchern niedergeschrieben. Ich habe von ihm gelesen und seine Taten bewundert. Sie waren zum Nachahmen empfohlen, aber bis heute war noch keines da, der dem Herkul Grün seine Taten übertrumpfte. Hätten wir, es war in meinem Leben oft der Wunsch, 250000 Grüne Herkules im Lande! Wir ständen heute anders.

Mondorf ist weltberühmt durch seine Heilquelle. Die Menschen suchen die Gesundheit. Sie wissen nicht mehr, dass sie gesund waren und die Gesundheit ruiniert haben. Überlege einmal Mensch, was warest du einmal stark, jung, gesund. Eines fehlte dir, du warst zu schwach im Fleische. Keiner Versuchung konntest du widerstehen. Du wurdest der Sklave deiner Leidenschaften. Wie viel trankest du ohne Durst zu haben, wie viel aßest du ohne Hunger zu haben. Du wolltest auffallen! Du wolltest etwas gelten. Du saßest auf Veranden und glänztest vom fetten Zins und strahltest mit hochmodern angefertigten Kleidern! "Hier bin ich, was willst du von mir?" Heute, ja heute befehligt der Herr Arzt. Er verschreibt dir Kuren, deine Kleidung, er verordnet dir Schlafens- und Aufstehzeit. Er schaut dir in den Mund und steckt dir das Thermometer in den Hintern und erklärt dir klipp und klar, dass dein Körper eine Zusammensetzung von Billionen Bazillen ist. Diese haben das Bedürfnis gepflegt zu werden. Tust du das nicht, entsteht eine Krankheit und das kann dein Tod sein. Drum bedenke Mensch dass du ein Häuflein Erde bist und du zur Erde zurückkehrst, von der du genommen bist. Kuren können ja interessant wirken, doch ist es interessanter im Leben aufzupassen, dass es nie zu einer Kur zu kommen braucht. Anstatt Trinkkuren, mache Durstkuren, anstatt Esskuren, mache Hungerkuren, ich versichere dir dein Körper ist dir dankbar. Vergiss nie im Leben, dass das ganze Weltall der Ebbe und Flut unterliegt und der Lebenslauf ein Lauf nach den Sternen sei.

Der erste Liebesbrief

Brief datiert: Weiswampach am 24. September 1922

Geehrtes Fräulein!

Obschon nie mein Auge Sie gesehen hat, nie mein Ohr auch nur den leisesten Ton von Ihnen gehört, dennoch will ich Ihnen ein paar Worte zukommen lassen (Hier eingefügt ist ein welker Klatschmohn) indem ich meine Cousine Lilly als Vermittlerin nehme. Wer sind Sie? So lauteten die Gedanken die mich diese Nacht zum Schlafe einwogen. In dem Paradiese des Herrn

hier auf Erden, steht im Schatten eines umfangreichen Baumes, ein verlassener Rosenstock. Seine Knospen haben sich noch nicht entwickelt, denn es fehlten ihm die nötigen Sonnenstrahlen. Schon oft hat die Sonne mit ihren Strahlen ihm entgegen geleuchtet, aber noch keine waren stark genug um ihn zum Blühen zu bringen. Er sieht schwach aus. Seit Jahren her ist er nicht mehr gepflegt worden. Keine Nahrung wurde ihm verabreicht. Nur immer musste er sich begnügen mit dem was die Erde ihm an dieser verlassenen Stelle verabreichte. Ausdauern scheint er zu sein, sonst müsste er bei dem leidvollen Leben unbarmherzig zu Grunde gehen. O ja, welch ein trauriges Dasein. O Rosenstock bist du den nicht Wert dass man dir Nahrung gibt, dass du deine Knospen öffnen kannst, dass man deine Blüten küssen kann, dass man sie pflücken kann, dass du die Zierde einer lieblichen Wohnstube sein kannst, dass dein Duft sich nachträglich ausbreiten kann über ganze Generationen, die jetzt verblüht sind, dass ein liebevolles Herz sich an dir ergötzen kann, dass du an einer sonnigen Stelle, anstatt in dem Schatten verblühen musst. Könntest du nicht die Zierde eines Gärtchens sein, wo eine geschickte zierliche Mädchenhand dich pflegen, dich begießen, dich pflücken und dich in Ehren halten wird? Ja könntest du dann diesem Menschen keine Freude machen? O doch! Aber nein! Denn du bist verkommen, du bist zu stachelig, zu dünn, zu eigensinnig, zu schlecht dass man noch hoffen kann einen gesunden Zweig von dir zu sehen. Kein freundliches Gesicht schaut dir entgegen. Keiner hegt den Wunsch dir nahe zu treten, keiner will dich lieben. Warum? Warum? Hast du dich so schlecht in deiner Jugend entartet? Weil unglücklich derjenige ist, der sich inmitten seiner Jugend einer hoffnungslosen Liebe hingibt. Unglücklich derjenige ist der sich einer süßen Träumerei preisgibt, ohne zu wissen wohin seine Chimäre ihn hinführt auch dass ihm Vergeltung gegeben wird. Schlaff im Nachen liegend entfernt er sich immer mehr vom Ufer. In der Ferne bemerkt er entzückende Täler grüne Wiesen seines Eldorados. Die Winde nehmen ihn in der Stelle mit weg und wenn die Wirklichkeit ihn erwacht, so ist er weit entfernt von dem Ziel, das er erstrebt; er vermag weder seinen Weg zu verfolgen noch auf seine Schritte zurück zu kommen. Es fehlt ihm die Ruhe, die Unbesorgtheit welche aus dem Leben einen Spiegel macht worin sich alles kämmt und vorüber alles schleicht. Sieht er einen lieben Menschen, zieht sich seine Kehle zusammen, er erstickt als erhebe sich sein Herz bis zu seinen Lippen. Erblickt der Jäger im Walde die Hirschkuh die mit kleinen Schritten auf dem trockenen Laub einherschreitet, so klopft ihm unwillkürlich das Herz, er erhebt ganz leise seine Waffe, ohne einen Schritt zu tun, ohne Atemzug. Doch warum bin ich denn also? Sagt nicht ein altes Sprichwort, dass alle Meister sich gleichen. Warum gibt es denn so wenig Liebe, die sich gleicht.

Doch mein Fräulein, stellen sie sich einen Seiltänzer vor mit silbernen Halbstiefeln, schwebend zwischen Himmel und Erde. Rechts und links alte kleine zähe Figuren, magere und leichtere Phantome, gewandte Schuldner, Verwandte und Buhlerinnen, eine ganze Legion von Ungetümen hängen sich an seinen Mantel und ziehen ihn nach allen Seiten hin, damit er das Gleichgewicht verliere. Des phrases redondantes, de grands mots enchaînés cavalcadent autour de lui. Eine Menge austere Vorhersagungen machen ihn blind durch viele Hügel. Er führt seinen leichten Weg weiter vom Occident bis zum Orient. Schaut er nach unten so dreht sich sein Kopf, schaut er nach oben so verfehlt er den Schritt. Es geht schneller wie der Wind, um alle Hände die um ihn ausgebreitet sind, vermögen nicht einen Tropfen aus dem fröhlichen Becher, welchen er zu seiner Einzigen trägt umzustoßen. So gestaltet sich mein Leben.

Daran werden sie nun mein Bild erkennen.
Dans notre vie, l'hirondelle est l'image.
Nous sommes ici bas des oiseaux de passage.
Et quand la mort vient nous fermer les yeux.
Nous prenons notre cœur vers le séjour des cieux.

Ich will mir erlauben Ihnen zum Dank ein viel sagendes Blümchen mit zu senden. Au revoir, Mademoiselle, je finis avec mes salutations les plus sincères.

Regenwetter Albert.

Am 11. September 1926 wurde ich vereidigt um in die Zollverwaltung ein zutreten.
Am 1. Oktober 1927 wurde ich als provisorische Zollaufseher in Niederkorn ernannt.
Am 1.Dezember 1927 erhielt ich meine definitive Ernennung als Zollbeamte.

Ein anderer Brief - an Sybilla ohne Datum

E*ch hu ké Mönsch méi op der Welt*
Kén Hérz méi dat mech gär
Keng Platz vun der ech soe kéint
Dat et meng Hémecht wär.

Verehrtes Fräulein Sybilla.

Neulich ging ich an meinem Garten vorbei, wo meine Blumen blühen. Ich pflückte die schönste, legte sie in ein Buch, trocknete sie und hier ist sie.

Voilà, ach welche Schönheit war es als ich sie pflückte, den Namen kenne ich nicht, ist egal, die Blume nahm ich und nehme sie zum Vorbild meiner Jugend. Ich erlaube mir das Vergnügen, vielmehr die Freude, ihnen die Blume zu schenken. Sie sagten sie würden die Blumen nicht lieben, aber mein Herz ist wie eine Blume und gerade wie diese, also fassen sie es so auf, wie wenn sie mein Herz geschenkt bekämen, im Sinne einer Blume. Würden sie vielleicht Liebe aufbringen für die Blume und hätten Sie auch Liebe für mein Herz. Wäre es nicht der Fall, was ich nicht wissen kann, dass sie Liebe fänden, schicken Sie gefälligst mir mein Kleinod retour. Werfen sie mich nur bitte nicht weg, denn sonst spielen Sie mit Männerherzen. Entschuldigen Sie bitte Fräulein Billa, wenn ich ein Wort soll schreiben, was sie beleidigt:

Vor vielen Wochen las ich doch in einem Brief von meiner Cousine, die im Auftrage von Ihnen schrieb, dass Sie geneigt wären bei der kalten Jahreszeit an einem alten kränklichen Rosenstock noch Rosen zu züchten. Es schien mir gleich unglaublich. Doch zum zweiten Mal muss ich im Bedauern feststellen, wie Sie sich bei mir ausdrückten, dass Sie keine Freundin von Blumen wären. Also muss ich Sie zum Vielsprecher hinstellen, denn sie sprechen viel und halten wenig. Aber jetzt muss der Rosenstock verdorren, denn Sie haben gestern Abend ihm alle Pflege versagt. Doch nehmen Sie Vernunft an und nun sollte ein Knospe entspringen, so stören sie mich daran dann schenken sie mir die Freude die Blume zu sehen, denn ich bin ein Freund davon. Doch sie zweifeln an diesem Entspriessen, aber Frl. Billa, noch sind die Tage der Rosen. Habe eben einen Vers aus einem Lied gefunden:

Ein Herz, das sich mit Sorgen quält
Hat selten frohe Stunden
Es hat sich schon sein Teil erwählt
Es kann kein Glück mehr finden

Drum glücklich ist, wer vergisst, was einmal nicht zu ändern ist.

Sie stellen oder wollen sich hinstellen als Pflegerin eines Rosenstocks. Der Rosenstock im Schatten, bin ich. Und gleich wie ein Kind zu seiner Pflegerin Liebe hat, so habe ich auch

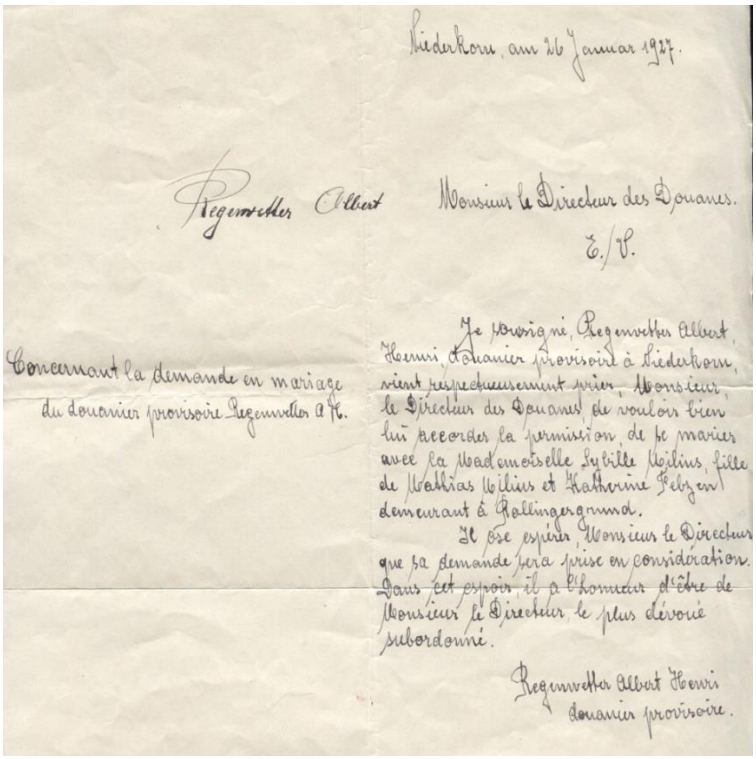
Liebe zu Ihnen. Aber sonst kann ein Kind auch nichts geben als Liebe. Also nur Liebe habe ich zu Ihnen und sonst nichts. Könnten Sie von dieser Kleinigkeit gebrauch machen, oder besser gesagt, wäre Ihnen mit meiner Liebe für Ihre Mühe gedankt. Wenn ja, dann richte ich an Sie untertänigst den Wunsch diese Zeilen zu beantworten. Mein erster Schritt ist getan. Tun Sie auch den ersten.

Et huet én alt am Liewen eng schwéier Stonn
Mer zidderen an mer biwen,
verléieren Hoffnung schon
Ma no der éischter Schauer,
kennt nés déi golde Sonn.
kennt nés déi golde Sonn.
An no all Léd an Trauer
och nés eng glëcklech Stonn,
eng glëcklech Stonn.

Bonsoir et gét an den Dengscht.

Albert

Die Jahre vergehen. Ich lande im Hafen der Ehe. (Interessant ist hier einzufügen, dass Albert damals noch bei seinen Vorgesetzten um Erlaubnis betteln musst um heiraten zu können. – Dazu gehört dieses Dokument - Brief an die Zollverwaltung - 26.1.1927. - Anmerkung von Grof Heng 1. Sowas muss man sich heute einmal vorstellen!!


Niederkorn, am 26 Januar 1927.

Regenwetter Albert

Concernant la demande en mariage du douanier provisoire Regenwetter A. N.

Monsieur le Directeur des Douanes.
E./V.

Je soussigné, Regenwetter Albert, Henri, douanier provisoire à Niederkorn, vient respectueusement prier, Monsieur, le Directeur des Douanes, de vouloir bien lui accorder la permission de se marier avec la Mademoiselle Sybille Weilins, fille de Mathias Weilins et Katherine Felzen demeurant à Rollingergrund.

Il ose espérer, Monsieur le Directeur que sa demande sera prise en considération. Dans cet espoir il a l'honneur d'être de Monsieur le Directeur, le plus dévoué subordonné.

Regenwetter Albert Henri
douanier provisoire.

Concernant la demande en mariage du douanier provisoire Regenwetter Albert.

Monsieur le Directeur des Douanes E/V.

Je soussigné Regenwetter Albert, Henri douanier provisoire à Niederkorn, vient respectueusement prier, Monsieur le Directeur des Douanes de vouloir bien lui accorder la permission de se marier avec la Mademoiselle Sybille Milius, fille de Mathias Milius et Katherine Felzen, demeurant à Rollingergrund.

Il ose espérer, Monsieur le Directeur que sa demande sera prise en considération. Dans cet espoir il a l'honneur d'être de Monsieur le Directeur le plus dévoué subordonné.

Regenwetter Albert Henri

Douanier provisoire.

Wir schreiben 1927. Die Ereignisse der Jahre vorher waren eintönig und nicht von besonderer Wichtigkeit. Es gaben gute und schlechte Tage. Helle und frohe Stunden. Das Alleinsein hat doch etwas an sich. Man fühlt sich überall zu viel. Man findet kein Verständnis in der Gesellschaft. Die große Masse sucht nach Glück, nach Glück! Der Krieg sollte es bringen! Die

Truppen sind wieder zu Hause, sie ruhen aus, oder sie sitzen an der Generalstabskarte und suchen neue Wege und Methoden doch das Glück zu finden. Die Geschäfte die nach dem Krieg auf Hochtouren liefen, beginnen einzurosten. Die Preise steigen und mit ihnen der ganze Lebensstandard. Die Arbeitslosigkeit greift um sich. Man greift zum Notbau von Anlagen und einige Jahre später erschien die Morgenröte einer Hochkonjunktur am Horizont. Die hohen Herren hatten den Dreh entdeckt. Sie bauten auf lange Sicht. Häuser, Kasernen, Kirchen usw. Die Löhne der breiten Masse stiegen und mit ihnen der Umsatz. Ein Maurer der bei 8 Stunden Arbeit 120 Franken verdiente trank täglich 80 Flaschen Bier, ist gleich 80 Franken. Blieben noch 40 Franken für Kost und Verpflegung. Die Ausfuhr unserer Minette erreichte eine Rekordhöhe. Auf den Industrien liefen die Bestellungen in Massen ein. Hohe Produktion bedingt hohen Lohn. Hoher Lohn bedingt wieder hohen Umsatz. Ganz Kluge sahen in diesem Geschehen wieder einen zweiten Weltkrieg. Der Index stieg immer höher.

Meine Schwiegeltern.

Brief der Eltern an die Kinder - 21.7.1929
Rollingergrund, den 21.Juli 1929
Liebe Kinder!

Euren Brief haben wir heute Morgen erhalten und will ich ihn auch gleich beantworten. Ich sollte immer schreiben aber es ist von einem Tag zu andern verlängert worden aber heute hätte ich doch geschrieben. Ich war bei dem Neugebauer gewesen mit der Uhr und dem Ring und der sagte er würde dir raten du solltest die Uhr nicht mit dem Armband machen lassen, das wäre nicht mehr modern. Du solltest sie mit einem schwarzen Band machen das wäre mehr stark wenn die Enden an dem Armband nachgeben, dann hättest du immer zu flicken und nun wartet er auf Antwort.

Mit den Lohnen (?) den bekommst du die andere Woche und Gurten die ich abgeben kann sollst du auch haben aber so viele kann ich nicht zusammen flicken und da werde ich dir sie besorgen vom Licht von Stampel unser Anna und Mari bekommen ihre auch von ihm und

Anna soll diese Woche noch zu unserer Anna kommen zum Kleid anprobieren und dann werde ich mit Ihm sprechen und dir schreiben wann einer kommen soll. Sonst ist noch alles beim Alten. Janny hat auch jetzt einen ganzen Monat frei und da wissen sie noch nicht wie sie es machen sollen mit Josy. Herr dein Wille meine Freude. Jetzt muss ich aber bald fertig machen den der Vater sitzt bei mir und will zu essen haben er sagt er will auch schlafen gehen er wird auch müde den ganzen Tag von einem Stuhl zum andern. (hier eingefügt mit zittriger Hand: "Grüsse von Vater un.....)

Vater schickt euch auch einen Gruss wie ihr seht er will noch schreiben aber es geht nicht mehr. Hoffentlich wird das Klima bald wieder besser, wenn er wieder ein paar Zähne hat nun will ich schliessen und Euch alle drei herzlich grüssen und küssen.

Vater und Mutter.

Es war 1928. Ich bezahlte in Niedercorn, Schulstrasse 11, zweihundert Franken für eine Vierzimmerwohnung, bezog monatlich achthundertundfünfzig Franken Gehalt und wartete am Schluss des Monats auf den Geldbriefträger. Der Verdienst lief nicht parallel mit den Ausgaben und man musste sich nolens, volens an der Leine halten.

Wir bekamen unser erstes Kind. Ein Junge. Er wurde freudig aufgenommen, obschon es ein Leidensweg für die Mutter war. Das Leben einer Familie bekommt erst Zweck, wenn Kinder kommen. Alles dreht sich um das Kind. Ist das Kind zufrieden, gesund und schläft es gut, sind Vater und Mutter auch zufrieden, auch wenn die finanzielle Lage auch nicht so rosig ist. Der Segen des Himmels ist mehr wert als alles irdische Vermögen. Meine Dienstzeit war an Tag und Nachstunden gebunden. Ich kam oft spät nach Hause. Wenn ich die Haustür aufschloss und es war Ruhe im Haus, dann wusste ich, dann wohnte noch immer das Glück im Hause.

Die Diebe waren anderswo am Werk. Einmal kam ich nach Mitternacht nach Hause. Die Strasse lag damals noch im tiefsten Dunkel. Ein paar Katzenaugen leuchteten mir von der Türschwelle meiner Wohnung entgegen. Ich wollte sie verscheuchen. Sie lief am Nachbarhaus vorbei, machte auf einmal so einen großen Seitensprung, den ich mir nicht erklären konnte. Ich griff nach meiner Taschenlampe, schaltete ein und leuchtete die Stelle ab, wo die Katze den Seitensprung getan hatte. Ich gewahrte in der Kellerluke des Nachbarhauses einen Mannskopf und es hatte den Anschein, wie wenn einer sich dort erhängt hätte. Doch beim Näher Zusehen stellte ich fest, dass der Kopf und die Arme in Ellenbogenstellung waren. Der Mann wollte rein, hing aber zwischen Himmel und Erde. Seine Füße hatten den Boden des Kellers noch nicht erreicht, als ich ihn in seinem Tun überraschte. Ich gab Alarm an dem Schlafzimmerfenster des Nachbarn und als dieser gewahr wurde dass ein Dieb in seinem Hause sei, war das Aufstehen um Mitternacht das Werk einer Minute. Sofort wurde auch die Polizei alarmiert. Als diese eintraf, erkannte sie in dem Dieb, einen lang gesuchten Einbrecher. Er wanderte hinter die schwedischen Gardinen für einige Monate. Die Aufmerksamkeit meinerseits belohnte mir der Nachbar am folgenden Sonntag mit einer Flasche Rebensaft.

Im Jahre 1928 lief durch den Süden des Landes die erste elektrische Straßenbahn. Die erste Fahrt war ein Ereignis für die anliegenden Dörfer; Düdelingen, Kayl, Rümelingen, Schifflingen, Esch, Beles, Obercorn, Differdingen, Niedercorn, Niederkerschen, Petingen, Rodingen. Alle Menschen die arbeiten wollten, hatten Gelegenheit. Die Transportschwierigkeiten waren abgeschafft. Geld wurde nun massig verdient. Es entwickelte sich ein großer Wohlstand unter der Bevölkerung. Eigenheime wurden gebaut. Industrieanlagen vergrößert. Lohn- und Mietverträge abgeschlossen, ja alles lebte in Saus und Braus.

Brief der Grosseltern an die Kinder - 13.2.1930 in alter deutscher Schrift

Rollingergrund den 13.2.1930

Liebe Kinder!

Jetzt wird es aber bald Zeit dass ich Euren Brief beantworte. Ihr denkt gewiss wir wollten nicht mehr schreiben, aber jeden Tag war etwas anderes zu machen bis wir wieder in unserer Ordnung sind und da ist das Schreiben immer aufgeschoben worden. Jetzt sind wir wieder in unserem alten Geleise und sind auch alle beide froh. Unsere neuen Einwohner ziehen auch nicht ein bis es nicht mehr so kalt ist und sie haben den halben Monat Miete bezahlt und wollen dann erst für März kommen. Es ist aber auch schrecklich kalt. Der Vater bekommt es auch nirgends warm genug, Wir waren die drei Fastnachtstage bei die Kinder essen aber dann sollt ihr gesehen haben was ich ihn eingewickelt habe wann wir abends nach Hause gingen. Gestern haben wir die „Götsch" begraben und wenn sie gesehen hätten dass sie so viele Kränze hatte, dann hätte sie gesagt, das ist Mutwill weil sie sagt immer sie sollten kein?? machen für sie von 1000 Fr. dass wäre nicht nötig. Wenn es nicht mehr so kalt ist dann bringe ich auch den Hühnern ihren ?? dann legen sie vielleicht besser, unsere legen auch noch nicht viel 2-3 aber es ist noch immer zu kalt. Wir haben auch schon oft an Albert gedacht wann er des Abends raus muss und es ist so kalt auf dem Berg? wann hier die haben das Bett in die Küche aufgepflanzen sie haben? umso 13 Grad Kälte. Es war gut, dass ihr damals mit dem Kleinen hier waret denn bei dieser Kälte hättet ihr nicht kommen können wenn ihr heute hier gewesen wäret, dann hättet ihr Waffeln bekommen. Der Vater hatte sich welche bestellt aber ich habe welche gebacken wir haben genug für 3 Tage. Unsere obere Nachbarin muss auch noch immer das Zimmer hüten sonst weiss ich aber nichts mehr zu schreiben und will nun schliessen und euch alle drei herzlich grüssen und Küssen

Vater und Mutter.

Regenwetter Albert François, der älteste Sohn, wurde am 23 Juni 1928 in Niederkorn geboren.

Am 1. Februar 1930 wurde ich nach Rodingen versetzt. Die Station Niedercorn wurde aufgehoben. Wir siedelten nach Rodingen um und wohnten in der Longwyerstrasse. Die Häuser in dieser Strasse standen damals noch vereinzelt. Die Fonderie, ein Zweig der Hüttenwerke, gab vielen Arbeiter Gelegenheit zur Arbeit und aus dieser Ursache waren die Wohnungen rar und teuer. Wir bezahlten 400 Franken monatlich. Der Eigentümer war ein Wirt aus der Hauptstadt.

Als wir in dieser Wohnung waren, kam 1932 unser zweiter Sohn (den wir bereits als Grof Heng I. vun Zolver kennen gelernt haben) zur Welt.

Wir wohnten dann gegenüber dem Kasino in der Nähe des Bahnhofes. Es war eine Dienstwohnung mit sieben geräumigen Zimmern. Die Miete war nicht hoch und wir konnten monatlich ein paar Franken sparen. Wir lebten ruhig im Lande. Nennenswerte Ereignisse kamen nur

aus dem Auslande. Die Politik der Unzufriedenheit hatte in den Nachbarländern, vor allem in Deutschland, Wurzeln geschlagen und die Zeitungen brachten Schlagzeilen von Aufruhr und Streik. Es fehlte überall an der richtigen Führung. Das Radio, eine Erfindung, die zu dieser Zeit schon eine achtbare Stellung einnahm, hielt mit Ton und Bild die Welt in Spannung. Die sensationellsten Berichte kamen aus Deutschland. In der Industriegegend des Landes aber fehlte es nicht an Arbeit. Die Dividenden stiegen. Grosse Summen wurden für Arbeiterwohnungen investiert. Ganze Blöcke Häuser wurden gebaut. Schöne Gärten wurden angelegt. Die Gemeinden ließen Schwimmbäder einrichten. Der Sport wurde auf der ganze Linie unterstützt und gepflegt. Vereine wurden gegründet in allen Hinsichten. Hundesportverein, Gartenbauverein, Basketballklub, Schwimmsportverein, Briefmarkensammlerverein usw. um nur einige zu nennen. Zur geistigen Ausbildung wurden auch Studienzirkel ins Leben gerufen. In den Schulen die neu erbaut oder vergrößert wurden, ließ man Lesestuben einrichten. Wer sparsam war konnte sich ein Eigenheim erwerben. Die Sparkassen liehen Geldbeträge zu niedrigem Zinsfuss aus. Man gründete sogar eine Gesellschaft für billige Wohnungen. Das Leben wurde zum Vergnügen.

Der Krieg scheint unvermeidlich

In Frankreich jedoch sprach man immer von der Maginotlinie. Dieses Wort sollte ein Begriff werden, für künftige Kriege und Generationen. Millionen wurden votiert. Es wurde gebaut, niedergerissen und wieder gebaut. Der Stolz der Nation wuchs von Tag zu Tag. Man ahnte etwas. Es ging ein Geist im Volk herum, der dunkelbange Fragen stellte, alle Lust ward stumm, wohin auch nur sein Schatten fiel. Das Gespenst eines zukünftigen Krieges.

In Deutschland hatte sich ein Mann an die Spitze des Landes gerungen. Adolf Hitler, war sein Name. Er stammte aus Braunau am Inn in Österreich. Die Politik dieses Mannes war die Gründung der N.S.D.A.P. die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter Partei. Sie sollte die einzige Partei im Dritten Reich werden die noch Geltung hätte. Das sollte und musste gelingen. Die Partei selbst wurde so ausgebaut, dass auch die entfernten Mitglieder ein Amt im Staate hatten und war es auch nur Blockwart, Zellenleiter, Blockleiter, Ortsgruppenleiter, Gauleiter, Bereichsleiter. Ja der ganze Aufbau war eine Leiter und oben auf der Leiter saß der Führer mit seinem Stab und dirigierte das ganze Volk nach seinem Gutdünken. Polizei und Propaganda taten das ihrige um die Nichtwilligen für die große Sache mürbe zu machen. Das Programm der NSDAP war nur für den deutschen Arbeiter. Es sprossen Wohnungen aus dem Erdboden, jedes Haus erhielt einen Garten. In der Peripherie der Grosstädte wurden Anlagen gebaut. Schwimmhallen, Sportsfelder wurden angelegt. Man gründete die Bewegung Kraft durch Freude, die deutsche Arbeitsfront und dergl. Das ganze Volk stand Kopf. Der Führer versprach: "Jedem Reichsdeutschen ein Eigenheim. Jedem arbeitenden Deutschen ein Auto, genannt Volkswagen.“ Ferienfahrten wurden organisiert. Das ganze Volk war voller Begeisterung für seinen Führer. Doch ein Sprichwort sagt: "Woher nehmen und nicht stehlen." Doch das sollte die Führung schaffen und die setzte auch die Hebel in Bewegung.

Der Kurs der Außenpolitik lag auf Raummangel. Das Volk schrie nach Raum. Ja, die im Kriege 1914-1918 an die Westmächte verlorenen Gebiete sollten wieder an das Reich angeschlossen werden. Die Parole lautete: "Deutsch ist die Saar." Die Lautsprecher schrieen es in alle Welt. Eupen und Malmédy sollten wieder Deutsch werden. Die Politik der Partei ließ das Volk nicht zur Ruhe kommen. Es wurden Reichsparteitage aufgezogen und Forderungen gestellt! Es bestand nun in dem Ausland kein Zweifel mehr, der deutsche Michel will wieder los. Sie sangen im Chor im Reich: "Wohlauf Kameraden aufs Pferd, aufs Pferd, hinaus in die Freiheit gezogen, im Kampf allein ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen“ usw. Die westlichen Staatsmänner hielten Konferenzen ab. In Belgien verunglückte der

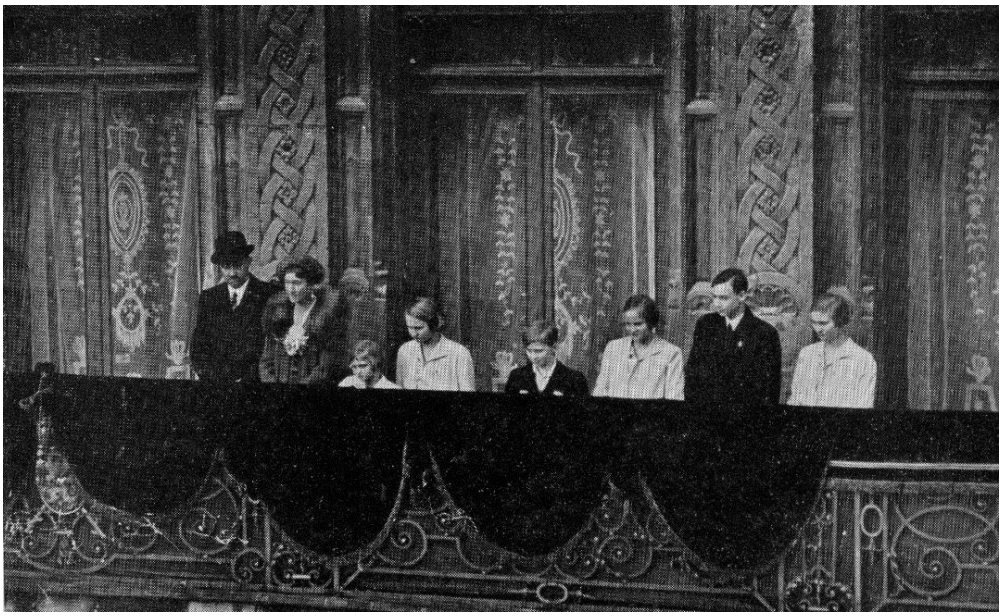
König. In Frankreich entwickelte sich der Szawiski Prozess. In Italien wurde der König abgesetzt. Auch dort stand ein Führer, "Mussolini!", an der Spitze des Volkes. Sensation folgte auf Sensation. Die ganze Welt lag in Spannung. Nur ein Fünkchen genügte und die Welt sollte in Brand stehen. Nicht die Waffen fehlten, nein, nur das Pulver! Um dieses Pulver balgten sich nun die Nationen. Im Eiltempo wurde gegangen. Die Räder wurden auf Volltouren gestellt. Die Fabriken arbeiteten Tag und Nacht. Zuerst für die eigene Sicherheit, dann für die Verteidigung und dann für die Eroberung. Deutschland baute die Siegfriedlinie. Vom Brenner bis zur Nordsee. Frankreich die Maginotlinie vom Atlantischen Ozean bis zum Mittelmeer. Auch die kleinen Völker mussten mit in den Wettlauf der Rüstung. Unser Land baute Grenzsperrungen und Bunkeranlagen. Belgien erneuerte seine Festungsanlagen usw. So lag die Welt in Spannung und in der Ruhe vor dem Sturm. Der kleine Mann auf der Strasse kümmerte sich wenig um die Weltgeschehnisse aber die Haute Volée straffte die Zügel und politisierte auf Verteidigung und Angriff.

In unserem Lande wurde gerüstet für die Unabhängigkeitsfeier die 1939 stattfinden sollte. Bis ins kleinste Dorf hinein regten sich patriotische Menschen, zur Organisierung von Festlichkeiten in diesem Jahr. Ja was sollte nicht alles aufgeboten werden. Die Hauptstadt soll eine Allee von Triumphbögen sehen, wie keine andere Stadt es nachmachen könnte. Jedes Haus seine Fahne, jedes Dorf seinen Umzug. Jeder Kanton sein Fest und die Hauptstadt selbst. Ja, da soll das Herz vor Entzücken stehen bleiben. Das soll uns keiner nachmachen. Hundert Jahre frei und unabhängig. Hundert Jahre Wohlstand. Hundert Jahre Dynastie. Das ganze Land im Taumel der Freude, im Taumel des Glücks. Im Vorhimmel der Seligkeit. Es kam auch so. Aber hinter diesem Vorahnen schlich die grässliche Fratze des Krieges an den Grenze des Landes entlang. Stein auf Stein. Wall auf Wall türmten sich die Festungen und es war nur eine Frage der Zeit und die Welt sollte in Flammen stehen.

Es war 1938 im Sommer auf Maria Himmelfahrtstag. Ich hatte zu einem kleinen Dorffest verschiedene Verwandte eingeladen. Ich hatte morgens noch Dienst. Während meiner Dienstzeit wurde mir unwohl. Ich setzte mich in den Schatten einer Hecke. So gegen zwölf Uhr sollte ich nach Hause. Ich verspürte dass mein Zustand sich verschlechterte. Mit Mühe erreichte ich das Haus. Ich täuschte gute Miene vor, ging mit zu Tisch aber beim ersten Löffel Suppe stellte sich Brechreiz ein. Ich musste ins Bett. Man rief den Arzt, der in der Nachbarschaft wohnte. Nach seinen Aussagen musste ich im Bett liegen bleiben. Man legte mir ein Senfpflaster auf die linke Schulterseite. Ich durfte nichts essen. Ich ahnte eine schwere Krankheit. Ich lag schweißgebadet im Bett. Die Gäste im Haus fanden nicht die richtige Stimmung. Sie verabschiedeten sich frühzeitig und nun lag ich krank danieder. 8 Wochen lang! Lungenentzündung mit Nierenentzündung. Der Arzt, ein erfahrener Mann versicherte mir jedoch eine komplette Genesung.

Ich stand abgemagert auf und versuchte wieder zu gehen. Das Krankenbett hatte mir fast alle Kräfte entzogen. Langsam fing ich wieder an meine Diensttouren ab zu schreiten. Der Appetit kam wieder und damit auch die Kräfte. Der Mensch stirbt nicht, wenn er will. Die Freude hält die Seele gesund. Ist die Seele gesund, ist auch der Mensch nicht zum Sterben krank. So durfte ich wieder sehen wie in meinem Dienstbereich sich die Erde wandelte. Wie große Betonmauern sich in die Weg stellten, wie längs der französischen Grenze Löcher in den Boden gegraben wurden. Drahtverhaue liefen durch den Wald und Hecken. Spione patrouillierten täglich an der Grenze entlang. Man flüsterte ja man sprach schon offen: " Soll es Tatsache werden? Ist es nicht anders möglich?“

Wir im Ländchen rüsteten zum Fest 1939. Freudenschüsse böllerten im Land. Fackelzüge erhellten die Dunkelheit der Nächte und bengalische Feuerwerke verzierten das Firmament. Alles tanzte vor Freude auf den Strassen, in den Häuser. Die Hauptattraktion war der folkloristische Umzug durch die Strassen der Stadt. Da wanderte ein Jahrhundert alte Geschichte an unserem Auge vorbei, in Wort, Bild, Pferd, Waren, Autos, Ritter und Knecht, gepanzert und getarnt. Da sah man Raubritter der alten Burgen im Land, die Lehnsherren der Schlösser, die Grafen und Herzöge usw. Ein Augenschmaus sondergleichen. So hielt die Fürstin Großherzogin Charlotte ihren Umzug durch die Stadt. Nur ein Lachen und Lächeln, stundenlang, ein Winken und Grüssen, ohnegleichen von allen Seiten. Das Volk stand auf dem Gipfel der Freude. Weitaus griffen die Kundgebungen des Volkes ihrer Herrscherin zu Liebe. Der Rausch der Freude sollte und wollte kein Ende nehmen.



Da brachte die Zeitung die Meldungen von einer Dreierkonferenz in München. Chamberlain, Daladier, Hitler. Und wie vom tropischen Fieber getroffen, verstummten alle Lieder des Volkes und die Fahnen an den Hauswänden fingen an zu weinen. Sie ließen sich sogar in Fetzen vom Winde verwehen. Wohin? Das große Fragezeichen. Die Meinungsverschiedenheiten der

Völker wurde auf der Münchener Konferenz eingehend besprochen, aber nicht aus der Welt geschafft, denn am 10. Mai 1940, beim ersten Sonnenstrahl, der ins Land fiel, standen bis an den Hals bewaffnete deutsche Soldaten an der Grenze unserer Heimat. Telegraphische Nachrichten liefen in alle Richtungen. Der Feind ist da, der Feind ist da, der Preuße ist gelandet. Es war kein Bluff, es war Wirklichkeit. Ich hatte an diesem Tag Frühdienst von 4 Uhr bis 12 Uhr mittags. Um 4.30 Uhr schon wussten wir an der westlichen Ecke des Landes, dass die deutschen schonungslos die Grenze überschritten hätten und sogar mit Waffengewalt die Hindernisse geräumt hatten. Kurz nach diesen Meldungen begann der Verkehr auf der Strasse auf Hochtouren. Alles stürmte zur französischen Grenze. Die meisten Reisenden waren jedoch auffallenderweise Juden. Die Judenverfolgung der Nazipropaganda brachte diese Menschen zu Verzweifelungstaten. Alles ließen sie im Stich. Nur das Auto und das Notwendigste drin. So schnell wie möglich zur Grenze. Die Habgier und Machtgier des deutschen Führers, ließ unsere Herrscherin auch über ihr Schicksal und das Schicksal ihres so geliebten Volkes nachdenken und wie es mir schien war die Angelegenheit nicht so einfach. Was, wo, warum, mit welchen Mitteln, wie, wozu, wann!! Die Fragewörter überstürzten alle Pläne unserer Zukunft. Da mag einer in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Die Hände in den Schoss legen und zuschauen war nicht die Aufgabe des Augenblicks. Es hieß handeln und sogar sehr schnell handeln.

Nach reiflicher Überlegung setzte sich nun die Herrscherin mit Gefolge in den Wagen und fuhr in der Masse der anderen Autos getarnt, auch bis zur französischen Grenze. Die letzten Ratschläge und Beratung fanden in meiner Gegenwart hier an der Grenze noch statt, Telefongespräche ausgewechselt. Es wurden Hände geschüttelt, Tränen getrocknet, Wünsche geäußert und in diese spannende Augenblicke erschallen aus der nahen Wirtsstube gegenüber des Zollbüros, an der Rodinger Grenze, die Propagandarufe des deutschen Propagandaministers Goebels. Im Zollbüro saß unsere liebe Großherzogin mit verkrampften Herzen und horchte und urteilte. Jedes Wort des deutschen Propagandaministers, das ja bewusste Lügen waren, ließ die Hautfarbe der Herrscherin um einen Ton blasser erscheinen. Tränen rollten über ihre Wangen. Ich sah es selbst, ich spürte es selbst, ein Vater, eine Mutter, sie sollen sich entscheiden. Die Kinder, die Eltern, das Volk, das Land: "Wo ist Gerechtigkeit?" Mein liebes Land, mein liebes Volk, meine liebe Heimat, soll oder muss ich dich verlassen?

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Ich ahnte die schweren Herzschläge in der Mutterbrust unserer lieben Großherzogin in diesen Augenblicken. Seine königliche Hoheit, der Herr Prinz Felix, der Herr Gemahl, schien auch dasselbe Empfinden zu haben, denn die Unruhe trieb ihn aus und ein. In diesem Moment der nahen Verzweifelung schrillte das Telefon. Ich nahm ab. Hallo hier Rodinger Grenze." "Hier Gendarmerie Rodingen. Letzte Neuheit. Die Deutschen Stuka haben zwischen Petingen und Niederkerschen Fallschirmspringer abgesetzt. Die Mannschaften sind motorisiert und können zu jeder Zeit bis zur französischen Grenze vorstoßen. Vorsicht ist geboten. Schluss."

Der letzte Augenblick unserer Herrscherin sollte kommen, wo sie unserem und ihrem Lande Ade sagen soll. Sie verlässt das Büro und schreitet langsam und schweren Herzens zu ihrem Wagen. Ein letztes Mal geht ihr Blick nach Nordost in Richtung Luxemburg. Die hochsteigende Sonne des 10. Mai küsste noch einmal de tränenden Augen unserer lieben Herrscherin. Ein gewaltiges Motorgrollen setzte alle in Staunen. In geringer Höhe über die gestauten Fahrzeuge in der Strasse, sauste eine Stukamaschine hinweg. Alles stieg ein und schon hob sich die Zollschranke am französischen Zollamt. Die Strasse war frei. Ade! Ihr alle, auf Wiedersehen. Gott schütze uns alle. Es war 7.40 Uhr. Die Autos rollten über die Grenze. Wohin? Minuten später, lag die Strasse Rodingen Longwy in tiefster Einsamkeit. In den Lüften jedoch

entbrannte ein Luftkampf zwischen deutschen und französischen Fliegern. Es war ein gewagter Anblick, denn die Kugeln zischten nach allen Richtungen. Ich war allein im Zollbüro und dachte an alles nur an nichts Gutes. Die Ruhe vor dem Sturm setzte nun ein. Da wieder das Motorengeräusch. Ich trat auf die Strasse. Von Longwy her rückte eine motorisierte Kolonne Soldaten unserer Grenze zu. Ich öffnete den Schlagbaum einseitig mit der Bemerkung, dass sie anhalten müssten. Einige Soldaten waren doch so waghalsig und fuhren weiter. Der Kommandant der Truppe, allem Anschein ein Kapitän trat auf mich zu und fragte nach Richtung und Ziel. Ich machte ihn auf eine Grenzverletzung aufmerksam und sofort gab der Mann Befehl an seine Truppe sich zurück zu ziehen.

Von Mann zu Mann ging der Befehl, bis zur Spitze, die schon bis zu den ersten Häusern in Rodingen vorgedrungen waren. Sofort begann der Rückmarsch und in kurzer Zeitspanne war die Strasse wieder frei. Einige Verwundete gab jedoch schon und der grausame Krieg hatte begonnen. Wo, wann und wie soll er enden? In den Lüften kreisten die Spähflieger. Ab und zu fiel ein Schuss aus den Schützengräben längs der Grenze. Der Zeiger der Uhr rückte auf Mittag zu. Ich überlegte ob es möglich wäre nach Hause zu kommen oder nicht. Ich zog die Uniformjacke und die Mütze aus, band alles auf mein Fahrrad, stieg auf und fuhr nach Hause. Nicht weit von dem Zollbüro war eine dicke betonierte Straßensperre. Daneben ein Wärterhäuschen. Ich hatte zu allem die Schlüssel. Die französischen Soldaten hatten aus dem Wärterhäuschen das Mobiliar auf die Strasse gestellt. Ich stellte alles wieder unter Dach, sperrte die Tür, schloss das betonierte Tor der Strasse und fuhr auf die Ortschaft zu. Die Strecke beträgt ungefähr 600 Meter bis zu den ersten Häusern. Auf der Hälfte des Weges lief ein großer schwarzer Hund über die Strasse. Plötzlich überschlug er sich. Eine Kugel hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Wo kam die Kugel her? Ich konnte es nicht wissen. Ich fuhr vorsichtig dem Dorf zu. Am Eingang winkte mir ein deutscher Soldat zu halten. Ich hielt und stellte fest, die Strasse lag voll Tellerminen. Ich erklärte meine Fahrt und der Soldat ließ mich nach links zur Fonderie abbiegen. Ich bog ab, fuhr dem Bahnkörper entlang bis gegenüber dem Bürgerkasino. Dort schlich ich durch eine Hecke, durchquerte die Parkanlagen und dann die Strasse und war endlich bei Frau und Kindern.

Ich hatte Dienst. Die Grossherzogin trank bei mir im Büro noch einmal Kaffee, bevor sie ins Exil fuhr.

Granaten ins Schlafzimmer

Das Mittagsmahl wollte nicht recht munden. Die Aufregung hatte den Appetit verscheucht. In den Parkanlagen gegenüber unserer Wohnung fuhren schwere Deutsche Batterien in Tarnstellung. Die Kastanienbäume boten Schutz vor Sicht der Flieger. Jedoch wurden sie entdeckt und die Kanonenrohe der französischen Linie wurden auf das Ziel eingestellt. Ich sagte noch zu meiner Frau: "Du wirst sehen, in der Nacht werden wir einen Spaß erleben!" Kaum war die Sonne hinter den Bergen, ging das Schiessen los. Wir wollten nicht ins Bett. Wachend sieht man früher die Gefahr. Wir nahmen uns ein Bett aus dem Mansardenzimmer und stellten es in der Stube auf. Die zwei Jungen sollten dort schlafen. Wir beide sollten bis Tagesanbruch wachen. Ich nahm im Lehnstuhl Platz. Meine Frau setzte sich an den Küchenherd, strickte und betete um Gottesschutz zu erflehen.

Da plötzlich sauste eine Stichflamme am hinteren Stubenfenster vorbei. Ein Einschlag. Ich sprang auf, riss sämtliche Kleider von dem Kleiderhaken und trug dieselben mit dem Lehnstuhl in den Keller. Die Kinder standen auf, kleideten sich notdürftig und folgten mit der Mutter. Es dauerte nicht lange und ein kräftiger Schlag lies das ganze Haus erzittern. Ein Einschlag ins Haus. Steine, Sand, Gips und Mörtelsplitter flogen im Treppenhaus von einer Mauer zur andern. Sogar Möbelstücke flogen dazwischen. Fast alle Fensterscheiben im Hause waren in Scherben, infolge des Luftdruckes. Im Keller empfanden wir eine eisige Kälte. Ich stieg zum ersten Stock um Decken zu holen zum Einwickeln. Da bot sich mir ein schreckliches Bild. Das Schlafzimmer der Kinder glich einem Schutthaufen. Alles war kaputt bis zur Decke. Das eiserne Bett, der Schrank, die Waschkommode alles lag in Scherben und Splitter am Boden. Die Vorhänge waren aus dem Hinterhaus durch das Vorderhaus geflogen und hingen in Fetzen auf der Hochspannungsleitung. Ja, selbst diese hing zerfetzt an den Masten herab. Wir blieben bis Tagesanbruch im Keller. Gegen vier Uhr früh erschien ein uns unbekannter Mann, schaute sich um im Haus und verschwand ohne ein Wort zu reden. Dann kam der Herr W. unser zweiter Nachbar und meldete uns schon vor der Tür was geschehen ist. Keiner antwortete ihm da wir zuerst nicht wussten, wer es war. Er stieg zum Fenster herein und rief nun in das Haus: "Lebt ihr noch?" Wir erkannten nun seine Stimme und nun kam er zu uns in den Keller. Er sagte: "Was seit ihr so schwarz im Gesicht, was ist geschehen? Kommt mit mir nach Hause! Wir stiegen nun mit nach oben und übersahen die Zerstörung im Hause! Es wurde noch immer geschossen. Deshalb blieben wir nicht länger in der Gefahr und flüchtete in den Keller des Nachbarn. Gegen Mittag ward es ruhig im Haus. Wir stiegen nun in die Wohnung und sammelten alles Brauchbare zusammen. Man sprach von einer Evakuierung. Am Mittag sollte ein Zug ins Ösling fahren. Wir machten das Mittagessen zurecht, aßen ein wenig und begaben uns bis nach Petingen Bahnhof. Ein Verbleiben in der Wohnung hatte für den Moment keinen Zweck. Man wusste nicht wo die erste Schlacht sich abspielen würde. Wir erreichten mit Hindernissen den Bahnhof, stiegen ein, nachdem ich mein Fahrrad in die Güterhalle gestellt hatte und fuhren ins Ungewisse.

Der Zug, der die größtmögliche Zahl von Wagen angehängt hatte, war zum bersten voll. Wohin geht der Weg! "Ich weiß es nicht!" Doch wir fuhren, das war die Hauptsache, aus dem Bahnhof, dort war es ziemlich gefährlich, denn aus der nahen berühmten Maginotlinie begannen die Geschütze zu donnern. So ein Bahnhof ist immer ein strategisch wichtiges Ziel. Die Richtung Attert wurde eingeschlagen. Gott sei Dank. Wir sind aus dem Schlamassel heraus. In Steinfort machten wir Rast. Dort wurde ein Imbiss eingenommen. Der Durst plagte die Kinder usw. Dann ging es bis Bissen an der Attert. Dort sollten wir aussteigen. Nun, wohin jetzt? Wir entschlossen uns mit einem Berufskollegen mit dem Taxi bis nach Altlinster bzw.

nach Heffingen zu fahren. Dort hatte ich Verwandte. Es ist immer besser im Lande zu bleiben bei Verwandten, als nach Frankreich ins Unbekannte. Ein Glück, sämtliche Plätze, waren schon für andere Evakuierte aus Kayl requiriert. Wir waren zwar nicht willkommen, aber besser noch Verwandte als Fremde im Hause, so dachte mein Taufpate. Am anderen Tag, war das hohe Pfingstfest woran in der Eile niemand mehr dachte. Wir gingen zur Kirche in Heffingen. Ja in der Kirche mussten wir weinen. Wer konnte das Leid all der Evakuierten verstehen? Nach der heiligen Messe wurden vor der Kirche noch die letzten Ereignisse besprochen. Ich wollte noch eine Rede halten aber die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Ich musste weinen. Warum? Ja, über den Fortgang der Regierung und der Großherzogin aus dem Lande zirkulieren die tollsten Gerüchte.

Ich kannte die richtige Sachlage, konnte aber nicht jedem die Geschichte erzählen, denn nicht alle Bürger sind für das Hören einer Wahrheit empfänglich. Ich hielt mein Wissen in Schranken und es war auch gut so. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Doch in diesem Geist lag die Wurzel einer patriotischen Entgleisung mancher Luxemburger. Sie kritisierten alles. Eine Herrscherin soll ihr Volk nicht in der Not verlassen und auch nicht die Regierung. So wurde gesprochen! Wer aber die Verhältnisse und Tatsachen aus dem Weltkrieg 1914-1918 kannte, der gibt schon der Regierung und der Herrscherin Recht. Eine Hilfe für uns konnte nicht aus dem Osten kommen. Nein, und noch einmal nein! Der Nationalsozialismus strebte nach Eroberung und Einverleibung aller umliegenden Staaten und eine Hilfe aus Russland. Nein, Mensch, das war und ist ein Rassenproblem und einfach undenkbar. Es war ein nobler, geschickter und überlegter Gestus, der Großherzogin mit ihrer Regierung das Land zu verlassen und irgendwo die nötigen Demarchen für eine Hilfe zu veranlassen, sei es wirtschaftlicher, finanzieller oder sogar kriegerische Natur. Die Erfahrung sollte uns das alles lehren. Es vergingen sechs Wochen ohne nennenswerte Ereignisse. Ich meldete mich zum Roten Kreuz und auf diese Weise hatte ich Gelegenheit verschiedene Fahrten zwecks Evakuierung einer Apotheke in Rodingen auch zu meiner Wohnung zu gelangen und noch verschiedenes Bettzeug zu evakuieren. Es gelang mir alles bewegliche Leinen und Bekleidungsstücke aus dem Haus zu bekommen auf Grund meines Passierscheines vom Roten Kreuz. Sonst verliefen die Tage wie wenn nichts geschehen, nur flogen die Stukas ohne Unterlass mit Verstärkung und Munition an die Front und manchmal sogar über die Dächer der Häuser. Ein Mann der mit einer Kuh am Seil auf der Weide war, fiel um vom Luftdruck einer tief fliegenden Maschine. Das war ein Fliegen hin und her, sogar die Vögel in der Luft waren des Lebens nicht mehr sicher. Eines Tages nun kam von der Wirtschaftskammer die Nachricht dass wir wieder nach Hause dürften. Die Arbeit sollte für uns Beamten wieder beginnen. Zwar nicht im Zollwesen, wohl aber im Wirtschaftsleben.

Ich fuhr nach Rodingen und bereitete alles für die Rückreise vor. Es war keine leichte Arbeit. Dann stellte ich mich dem Wirtschaftsamt zur Verfügung. Wir machten die Bestandsaufnahmen in den Ortschaften Niedercorn und Differdingen. Die Zerstörung in diesem Gebiet war einfach unbeschreiblich und ein gesunder Mensch versteht das nicht. Das was verwüstet wurde, da ging der Wert in die Millionen. Ein Beispiel will ich zitieren. Bei einem großen Konsumgeschäft in Niedercorn stand eine Baumölpumpe. Die Pumpe natürlich im Laden. Die Zisterne war aber außen und mit Vorbedacht bis an den Rand gefüllt. In die Öffnung im Laden ließ man Wein, Branntwein, Essig usw. laufen, das massig in den Regalen stand, nur um die Menge Speiseöl unbrauchbar zu machen. Im Laden selbst war ein Wirrwarr, wo man weder einen Anfang noch ein Ende der Arbeiten sah. Kaffeebohnen, Reis, Erbsen, Linsen, Hühnerfutter, Mehl, lagen so hoch im Raum, dass es einem zu den Stiefeln einlief. Mercerie, Rubanerie, Kurzwaren aller Art lagen zerstreut und in Massen in dem Durcheinander der Körnerfrüchte. Mache hier eine Bestandesaufnahme! Einfach ja einfach undenkbar. Tausend Hühner herein, dass diese zuerst die Körner aufpicken und dann das Mehl und den Kaffee und

die Tausende Hosenknöpfe und Zwirnfäden, Schuhriemen, Taschentücher und Arbeiterhosen. Ja, wer frisst das? O heiliger Bimbam. Wer kann nur so ein Durcheinander anstiften? In einem anderen Haus schoss sogar ein Soldat in ein Heiligenbild an der Wand. Waren es Franzosen oder waren es Deutsche? Schwer zu beurteilen. Jedenfalls Millionen Werte gingen der Vernichtung entgegen. Was hätte ein Dorf mit diesen Lebensmittel noch gemacht, wenn sie sauber gewesen wären. Monatelang hätten wir in Saus und Braus leben können, wenn das Wörtchen wenn nicht wäre.

Nach der Bestandsaufnahme die etliche Wochen in Anspruch nahm, durften wir wieder auf unsere Posten, aber nur für einige Tage. Die Wehrmacht konnte keine Verwendung finden, denn wir galten als Ausländer und für sie waren wir nicht zuverlässig. Wir wurden also unseres Amtes als Zollbeamten entbunden und fanden Beschäftigung im Wirtschaftsamt. Ein Gauleiter Gustav Simon übernahm die Führung im Lande. Alles wurde verdeutscht. Wir mussten Reihweise nach Traben-Trarbach in die politische Umschulung. Was da alles geboten wurde übertraf allen Blödsinn. Rassenfrage, Raumfrage, Grenzfrage, Weltanschauung. Geschichtslehre, Heldenlehre und Heidenkult usw. Man durfte absolut nicht realistisch sein. Alles Wahre wurde mit Absicht verkannt und verleumdet. Sogar die bedeutenden deutschen Liberalen mussten verschwinden, weil sie nicht nationalsozialistisch genug waren. Man wollt die ganze Welt ummodeln, sogar die Erschaffung der Welt wollte man dem Führer zumuten. Ein bisschen absurd war der ganze Aufbau der Parteitheorie.

Einmal, gelegentlich eines Spazierganges nach Bernkastel von Traben Trarbach aus, hatte ich Zwiesprache mit dem Schulungsleiter. Wir unterhielten uns über die Demokratie. Er behauptet die Demokratie sei ein Übel im Volk. Ich fragte ihn: "Weshalb singen sie denn die Lieder der wahren deutschen Demokraten." "Kommt gar nicht in Frage" sagte er. Ich fragte ihn: "Kennen sie Uhland? Oder das Lied, ich hab einen Kameraden!" "Ja!" " Also wissen sie auch, dass Uhland gelegentlich einer Kaiserkrönung in der Paulinuskirche in Frankfurt am Main, den Ausspruch tat: " Kein Herrscher, wird über Deutschland walten (?), der nicht mit einem guten Schuss demokratischen Öles gesalbt ist.“ Er entgegnete: "nein, das wusste ich nicht." "Also sehen sie. Lernen sie zuerst die deutsche Geschichte und sie werden interessante Feststellungen machen." Wir sprachen über vieles andere aber fanatische Menschen lassen sich nicht überzeugen und streiten alles Wahre ab, da es gegen die Prinzipien geht.

Geblättert im Notizbuch I –

Zur Annexion an Proklamatioun

Keng Verspriechen an keng Gewalt konnten eis Trei zur Hémecht briechen. Haut ass onst Land durch e Machtsproch un t'deitscht Reich ugegliedert, ass Freihét an ärt Gleck den 10ten Mé 1940 zesummegebrach. Den 30. August hun t'Preisen hirem Verbriechen un dem letzeburger Land t'Kroun opgesât. Ons Jongen sin an déi verhâsst preisesch Uniform gestach gin an sollen t'Waffen drôen géint hir Briddder déi an den Arméien vun den Alliéierte fir t'Freihét an Independenz fu Letzeburg hirt Liewen hirgin. Ons dâper Jongen wössen wât hier Pflicht ass. T'Äntwert déi t' Letzeburger Vollek op t'Proklamatioun vun der Annexioun gin huet ass én héroescht Bekenntnis zur Hémecht an et ass emsoss dat t'preisesch Ligepropaganda heihannen versicht och Är Ei'er ze stielen an gléwen ze din dat 72000 hätten t'freiwölleg Aglidderung an t'deitscht Reich verlangt. Mat dém secheren Sieg vun den Alliéierten erstét och nés onst léiwt frei Letzeburger Land. Déi Opfer déi mir fir ons helleg Gidder brengen, machen ons Hémecht nach méi léiw. Ons Nationalhymn ass haut wouer gin, Letzeburg ass on Hémecht fir déi mir heinidden alles wôen. Méi wéi jé schléit mein Herz fir all déi jénesch déi fir t'Hémecht leiden an bludden mussen a fir mein léiwt Letzeburger Vollek. A méi wi jé sin

ech secher dass den Herrgott, zu dém ech och dagdéglech bieden, seng Hand iwert onst Land hällt. 9.9.1942

Andenken an den 14. Lehrgang in der Gauschule TrabenTrarbach

Das Programm des Tages war ja an sich interessant. Frühsport, Singen, Morgenkaffee. Politik bis Mittag. Essen, Ruhe, Politik, Essen, Sport, Ruhe. So vergingen die Tage. Null weniger Null bleibt Null, denn wir fanden an dem ganzen Lehrgang nicht das mindeste Interesse. Die politischen Redner, die es massig in Deutschland gab, überstimmten unser ganzes Land und es verging nicht eine Woche, wo nicht irgendwo eine große Rede gehalten wurde. Verordnungen auf Verordnungen regneten auf das Volk hernieder. Wir sollten und müssten doch deutsch werden, denn unsere Ahnen seien doch Deutsche gewesen und in unsern Adern fließe doch deutsches Blut. Ei wie geistreich. Ist die Ziege in Albanien auch deutscher Abstammung, weil sie in Albanien genau so meckert wie in Berlin? Komisch was? Doch der Apfel des Adams im Paradies war doch ein deutscher Apfel. Blödsinn im Riesenformat. Ich will nicht mehr ein Wort darüber verlieren, denn es wäre eine Todsünde, die Menschen so zu leithammeln. Als ich von Traben-Trarbach zurück war, sollte ich die Preisüberwachung in den Gemeinden, Petingen, Küntzig übernehmen. Zuerst sollte ich den deutschen Gruß "Heil Hitler" lernen! Das sei äußerst wichtig. Ein Beamter soll in der Volksgemeinschaft mit dem schönsten Beispiel voran gehen. Ich gab mir Mühe das zu tun, nur nicht als vorbildlicher Nazi oder Arier.

Meine Tage sollten deshalb gezählt sein. Meine geheimen Zeichen wurden von den guten Luxemburgern bald verstanden. Es fiel mir recht schwer einen Bürger anzuzeigen, der gegen seinen Willen und Charakter handeln musste und ich zog aus dem ganzen Getue das Fazit der Selbstbefriedung. Alle Lebensmittel und alle Textilien, ja überhaupt alles was Namen hatte, war kriegswirtschaftlich beschränkt und unterlag der Bezugscheinspflicht. Es gab jedoch unter Luxemburgern immer eine alte Siddel oder Schrank, wo noch mancher Ladenhüter auf den Käufer wartete. Solche Gelegenheiten wurden immer ausgenutzt und oft zum persönlichen Vorteil. Zu einer Anzeige fehlte mir das nationalsozialistische Temperament. Es ging, wie es gehen musste.

Ein Geschäftsmann aus Rodingen beklagte sich bei der Gestapo (Geheimen Staats Polizei), dass ich den deutschen Gruß nicht erwidere! Ein Beweis dafür, dass ich ihn auch nicht anwandte! Ein höherer Preisüberwachungsbeamter aus Köln kam zur Untersuchung. Ich muss sagen: "Dieser Mann war Beamte, hatte aber für unsere Luxemburger Belange eine schwache Seite und gab mir den Rat in Zukunft vorsichtiger zu handeln.“Ein dummer Mensch kann raffiniert handeln." Ich merkte mir die Worte. Ich stellte nun auf meinen Kontrollgängen fest, dass die Gestapo sich auch zeitweilig in die Preisüberwachung einmischte, ja sogar oft Anzeige wegen Preisüberschreitung erstattete, aber nur in den Geschäften, die als gute deutsche Patrioten bekannt waren und für schmierige Geschichten kein Interesse hatten. Auch die Gestapo ging oft durch Hintertüren fort, dann war die Schmierwurst daran schuld, die nicht genügend Platz in der Tasche fand.

Der schwarze Markt suchte sich Käufer auch bei den oberen Zehntausend. Bis in die kleinste Ortschaft schleicht er ein. Keck und kühn wurden landwirtschaftliche Produkte, wie Speck, Eier, Mehl gehamstert. Ich verstand auch hinter die Kulissen zu sehen und nutzte manche Gelegenheit aus. Im geheimen war im Land eine patriotische Resistenz gegründet worden, welche den Zweck hatte die patriotischen Gefühlt zu stärken und zu erhalten. Auf meine Art konnte ich dieser Resistenz oft einen Hinweis oder einen Dienst erweisen, der für diese von großer Wichtigkeit war. Es war auch sehr wichtig die Luxemburger kennen zu lernen die Verräter an ihrem Lande wurden und nur an dem Untergang unserer Dynastie und unserer Sitten und Gebräuche interessiert waren.

Es wurde mir aber zum Verhängnis, denn ich musste die Preisüberwachungskontrolle aufgeben, wegen "nicht bieten von Gewähr". Das Wort Gewähr wurde zum Begriff. Ich machte mir keine Illusionen und hockte wieder mit meinen Kollegen in einer verlassenen Stube beim Kartenspiel. Nur während der Bürozeit. Außer der Dienststunden, die tatsächlich in einem Register figurierten, waren wir immer zu Hause tätig und arbeiteten für uns in der Familie und ließen Deutsche Deutsche sein.

Geblättert im Notizbuch - Der Kampf der Ähre mit dem Wind.

Stolz ragt sie da, die schöne Ähre. Wer hat sie aufgebaut? Wie ein Hochhaus steht sie da. Etage um Etage wuchs sie hoch. Als der Stamm oder der Halm zur Hälfte gewachsen war, kroch sie heraus, ganz struppig wie Bartstoppeln. Nur nicht anrühren. Ja, wer sollte auch. Nur der Odem Gottes konnte sie bestreichen. Sie wuchs immer höher. Da fing sie an zu blühen. Zarte Blütenstäbchen hingen an ihr herunter, doch da kam der Wind des Hochsommers. Der rüttelte sie kräftig, wehte sie hin und her. Das ließ sie sich gefallen. So wurde sie vom Blütenstaub der Nachbarin befruchtet. Ein Ährenrausch weht durch das Feld. Es wuchs in ihr das Korn das uns da schönes Mehl beschert.

Immer tiefer neigt sie ihr stolzes Köpfchen, infolge der Schwere. Am Horizont zeigt sich eine dunkle Wolke. Ein Gewitter kommt. Zuerst ein Rauschen von ferne. Es ist der Wind. In Blitzesschnelle kommt er angerannt und flugs hinein in das Ährenfeld. Er fasst die Ähren beim Schopf, schüttelt sie hin und her, bald links bald rechts, bald nach unten bald nach oben. Ausreißen will er sie. Aber nein sie steht fest. Gottes Schöpfung kommt ihr zu Hilfe. Doch da fällt der Regen auf ihr Haupt, in die Haare an ihrem Stamm entlang. Immer tiefer neigt sie ihr Haupt. Immer noch fällt der Regen, immer noch bläst der Wind. Sie muss sich ergeben. Kampflos legt sie sich der Länge nach zur Erde. Der Wind war Sieger.

Dahinter ein Fragment:

Der Kampf zwischen Ähre und Winde

Doch da kroch etwas an ihrem Stamme hoch. Was ist das? Eine Pflanze? Ja, sie wollte auch hoch hinaus, Aber wie? Ja, zuerst legte sie ihr Köpfchen zart an ihren Stamm, drehte im Halbkreis und schon hing sie fest, In stetem Drehen geht es nach oben.....

Im Januar 1942 erhielten wir nun vom Gauleiter Simon in Luxemburg eine Abordnung nach dem Hauptzollamt Aachen. Von meinen Kollegen aus Rodingen war ich allein. Wir fuhren ungefähr 25 Beamte zusammen bis Aachen im Monat Februar 1942. Von dem Hauptzollamt Aachen wurden wir in die verschiedene Bezirke verteilt. Ich kam in den Regierungsbereich Aachen, Station Herbesthal, eine Eisenbahngrenzübergangsstelle zwischen Deutschland und Belgien. Wir fuhren also los. 21 an der Zahl bis Herbesthal. Es war zur späten Stunde am Tage und die Besorgung eines Quartiers war kein leichtes Unternehmen. Ich landete mit einem Kollegen in einem Hotel Kreusch auf dem freien Platz in Welkenrad, Belgien. Herbesthal und Welkenrad sind zwei zusammen liegende Dörfer, die nur durch die Landstrasse getrennt sind. Rechts ist Herbesthal und links Welkenrad. Komisch, vor dem Krieg muss ein Dienstleisten doch schwer gewesen sein in diesen Dörfern, denn das Überschreiten der Grenze mit Schmuggelware war ja nur ein Katzensprung von einem Haus in das andere. Zwei gegenüber die sich gut gekannt haben konnten sich wertvolle Dienste leisten, denn es gibt ja immer Waren, die große Preisunterschiede aufwiesen. Geschmuggelt wird ja immer, einerlei was. Hauptsache ist man hat was gekauft und dem Zöllner ein Schnippchen geschlagen. Ob der Schmuggel sich finanziell gelohnt hat, das gehört auf ein anderes Blatt.

1942 war ein sehr strenger Winter. Schon auf unserer Reise nach Aachen mussten wir feststellen, dass der Schnee oft Meter hoch lag. Von unserm Ösling angefangen bis Aachen. Wahre Schneeberge. Auf der Station Kaltererberge war der R.A.D. im Begriff die Bahngeleise des Bahnhofes frei zu machen. Sie türmten den Schnee Etagenweise so hoch wie das Stationsgebäude. In Welkenrad, das ziemlich flach liegt, war der Schnee auch flach verteilt. Auf den Dächern, in den Höfen, auf den Bürgersteigen oft über 2 Meter hoher Schnee. Alles Wasser gefroren und die Klosettanlagen in den Bedürfnisanstalten der Gastwirte und Hotelbetriebe waren Seen von Schmutz und Morast. Bei Tauwette lief das Wasser die Dachrinnen entlang in den Hof. Der Kanal in den Strassen war durch Schnee und Eis verstopft und zu gefroren. Ein Betreten der Strasse bei Nacht war ein halsbrecherisches Unterfangen. Da nebenbei alle Strassen wegen Fliegergefahr verdunkelt waren. Ich wohnte in der Dreihimmelstrasse bei Witwe Lehanne.

Albert Regenwetter, im Bild hinten stehend, war bei seiner Gastgeberin Madame Lehane - Welkenrath, Belgique - und deren Familie so beliebt, dass er am 5.4.1942 zur Kommunionfeier eines jungen Burschen Alex, eingeladen war.

Ihr Mann war als Eisenbahner verunglückt und gestorben. Sie hatten keine Kinder. Nur zwei kleine Möpse und ein adoptiertes kleines Mädchen, waren die Hausinsassen. Mit wohlwollenden Referenzen stellte ich mich der Dame vor. Sie durchschaute mich auf Herz und Nieren, ob ich nicht vielleicht ein deutscher Spitzel sein könnte. Obschon so nahe an der Grenze, konnte sie die Deutschen nicht leiden. Schon wegen ihres Führers und dann wegen der aggressiven Haltung der Deutschen. Sie wollten die ganze Welt erobern und von Belgien wollten sie ein gutes Stück ins Land hinein, direkt ans Reich anschließen und die Grenze hatten sie schon bis nahe an Verviers verlegt. Kein Mensch kann der Übermacht Widerstand leisten, aber im geheimen darf man doch seinen Feind fühlen lassen, dass man mit seinem Tun nicht einverstanden ist. Die Belgier in diesem Gebiet sind Wallonen und streng katholisch. Sie hassten die Nazis überall. Ich hatte als Luxemburger aber ein bisschen Aussicht bei Madame Lehanne ein Obdach zu finden. Wir grüßten uns gegenseitig, stellten uns Fragen: "War es zum Beispiel interessant dass die Deutschen 1940 im Juni nicht über den Ärmelkanal setzten? Ja das war der entscheidende Punkt in dem großen Krieg, dessen Ende nicht vorauszusehen war, der aber durch diesen strategischen Fehler Hitlers, damals entschieden ein Sieg der Alliierten bedeutete. Solche Sachen wurden immer gerne von den Feinden Deutschlands gehört.

Sie hieß mich willkommen und führte mich zu dem fälligen Zimmer. Ich bezahlte 20 Mark für ein Woche Kost und Logis. Ich war ganz zufrieden. Ja, ich befand mich sogar sehr zufrieden. Wir sprachen zusammen französisch. Frau Lehanne hatte trotz ihres vorgerückten Alters noch Sinn für Humor. Sie liebte Musik und Literatur. In einer Ecke in der guten Stube stand ein minderwertiges Radiogerät. Die Hauptsache war es funktionierte und brachte uns ab und zu noch interessante Stunden. Interessant waren immer die Sendungen des "Feindsenders". Dann stand einer vor der Tür und einer hinter der Tür Posten, ob nicht ein Gestapo in der Nahe war. Der Dienst bei den Deutschen im Bahnhofsgebäude Herbesthal war oft eintönig, manchmal aber auch interessant. Wir arbeiteten auf Wechselschicht. Frühschicht, Mittagsschicht und Nachtsschicht. Beim Wechsel von Frühschicht auf Nachtschicht, gab es immer

einen freien Tag. Dann nahm ich einen Ruhetag dazu und war dann frei von Samstagmittag 12 Uhr bis Montagabend 10 Uhr. In dieser Zeit fuhr ich nach Hause zur Frau und Kindern. Wenn wir montags wieder zurückfuhren, wurde unterwegs gehamstert, um die Lebensmittelkarte ein wenig zu bereichern. Eine anständige Wurst und ein Pfund Brot fielen immer ab, wenn wir auf dem Umsteigebahnhof Ulflingen ausstiegen.

In Ulflingen wohnen noch Leute, die unsere Lage verstanden hatten. Wir fuhren nicht aus Vergnügen nach Deutschland, sondern auf Kommando der Wehrmacht und dem Gauleiter Gustav Simon. Wenn wir zu Hause waren hatten wir allerhand Neuigkeiten erfahren, so dass wir wieder frischen Mut und neue Hoffnung mit zur Arbeit nahmen. Doch bald wieder befreit zu sein. Die "feindlichen" Fliegerangriffe setzten immer reichlicher ein. Und man munkelte schon von einer Ausradierung der deutschen Städte. Eines Tages hörte ich morgens gegen 9.30 Fliegeralarm. Es entstand ein Luftkampf zwischen Bomber und Jäger. Ich stand auf und sah in den Lüften einen Apparat in Flammen. Ein Herunterfallen war ja gewiss, doch wohin? Fallschirmspringer hingen in der Luft, also war doch jemand in dem Flugzeug. Ich zählte 6 Mann. Dann kamen die Reste der Maschine gefallen. Ein Flügel und der Rumpf mit dem Motor. Dieser fiel unweit des Kirchhofs im Nachbardorf in einen Obstgarten. Der Pilot saß noch am Steuer. Eine Kugel hatte ihm den Kopf durchbohrt. Der Flügelteil fiel in eine Wiese. Die anderen 6 Männer wurden beim Landen gefangen genommen, obschon die Leute ihnen bereits Zivilkleider gegeben hatten. Sogar wurden diese Leute auch verhaftet, wegen Liebesgaben an den Feind. Die Deutschen, so musste man verstehen, waren ein spezielle Sorte von Leuten, besonders die Gestapo. Stand man auf einem guten Fuß mit diesen Kerlen, dann konnte man unbesorgt sein. Doch wir Luxemburger waren immer darauf aus diesen Herren eine Nase zu drehen. Eine oder manche Gelegenheit bot sich uns schon immer. Einen großen Vorteil hatten wir. Wir kannten die französische Sprache und bei vielen Gelegenheiten gingen wir sogar soweit die Gestapo zu hintergehen und aus zu kundschaften. Die deutschen Beamten hatte eine gewisse Neigung zum Schwarzhandel, aus der Ursache, weil im Reich gewisser Mangel an Waren herrschte, weil Deutschland schon seit 1934 rüstete und alles für die Wehrmacht war. In Belgien dagegen waren die Geschäfte noch voll gestopft mit Waren. Diese Leute waren froh zu verkaufen zumal die alten Ladenhüter von vor dem Kriege. Ein Erlass des Finanzministeriums gab den Beamten an der Grenze die Erlaubnis 20 Mark den Monat in ausländische Devisen um zu tauschen und ausländische Waren ohne Zollformalitäten einzuführen. Diese Erlaubnis war ein Fingerzeig und aus 20 Mark wurden 200 Mark und aus 200 Mark im Monat wurden es 200 Mark die Woche. So entstand ein gewisses Schieberwesen unter den Beamten und mancher wurde wegen Devisenvergehen strafversetzt. Wie viel Beamte blieben ihrer Aufgabe als Hüter der Gesetze treu? Sie waren in der Einzahl. Ich möchte sogar behaupten dass es das nicht mehr gab. Einmal hatte ein Beamter das Unglück bei der Rückkehr aus Belgien von der Gestapo angehalten zu werden und revidiert zu werden. Sein Quantum an Kaffee war ein bisschen übertrieben. Bei der Untersuchung stellte sich laut einer Agenda heraus, wo die Namen seiner Abnehmer figurierten, dass seine Abnehmer sich in den größten Städten Deutschlands, sogar in Berlin befanden. Er war Mitglied einer Schieberbande und trotzdem Reichszollbeamte. Die Zivilisten hatten zu solchen Machenschaften nicht die nötige Courage. Ich tat Dienst im internationalen D-Zug. Paris, Lüttich, Aachen, Köln. Das Revidieren des Speisewagens bei der Ein- beziehungsweise Ausfuhr des D-Zuges unterlag meinem Dienste. Gelegenheit zu Schiebereien hätte ich genug gehabt, aber das war mir direkt zuwider und ohnedem hatte ich kein Interesse irgendeinem Deutschen in dieser Hinsicht einen Gefallen zu tun.

Brief - an den Neffen Mathias, in Russland. Er wurde zum deutschen Militär gezwungen.

Lieber Neffe! *Durch Zufall fand ich zu Hause einen losen Brief von dir, den du an die Tante gerichtet hast. Es waren nur wenige Zeilen. Doch lieber Mathias aus den Papierfetzen entsteht ein Brief, ein Blatt. Ja, dieses Blatt. Ich will mir dieses Blatt einmal festhalten. Ja, ich stelle mir vor: "Ein Baum steht irgendwo auf festem Grund. Der Herbstwind kommt und rüttelt und schüttelt an dem Baum. Die Äste biegen sich. Doch der Stamm steht fest. Die Äste werden mit aller Wucht des Sturmes hin und her geschüttelt. Sa auf einmal reißt ein Blatt ab, es fliegt vom Winde getrieben über Baum und Strauch, bis es hinter einen Hügel oder einen Giebel liegen bleibt. Ich sehe zurück zum Ast, zum Zweig wo das Blatt saß. O welche Freude es ist schon eine neue Knospe da, die wartet auf eine warme Sonne. Vorüber, das alte, das neue steht in der Knospe. Nur nicht verzagen, immer frisch wagen. Ich weiß ja eigentlich nicht wo du dran bist. Schreibe mir mal! Du weißt ja bestimmt meine Adresse. Einfach. A.R. Herbesthal, Drei Himmel 42. Du musst schon verstehen, Mathias. Die Welt ist schön und groß, aber ein Fleckchen drauf ist schöner als alles andere und das ist das Fleckchen Erde, wo deine Wiege stand. Man muss schon in der Fremde sein, um zu erfahren, was die Heimat wert ist, Sonst wünsche ich dir das Beste. Habe Mut und vergiss deine Lieben zu Hause nicht. Auf ein frohes Wiedersehen. Auf ein frohes Wiedersehen.*

Es grüßt dich bestens

Dein Onkel Albert. Von dem Hauptchef der Deutschen Beamten wurden die Luxemburger Beamten oft als Musterbeamten vor der Front ihrer deutschen Kollegen gelobt, obschon sie Zwangsdienst verpflichtet waren. Das Benehmen der deutschen Beamten gegenüber dem Publikum war zu rabiat und zu befehlerisch und sie waren zudem leicht zu bestechen. Die wirtschaftliche Not und Armut im eigenen Lande bildeten zu diesem Benehmen die Basis. Wer mit dem Stock erzogen wird, zahlt wieder mit dem Stock heim. Das deutsche Volk fing jedoch an hinter die Kulissen der Nazipartie zu sehen. Sie stellten fest, dass in der Führung

doch ein gewisser Mangel an Intelligenz und Bildung herrschte und ließen sich in diesem Fahrwasser weiter treiben. Es benutzte jede Gelegenheit der Partei ein Schnippchen zu schlagen, ohne zu ahnen, dass dieses Benehmen in der Außenwelt als eine Schwäche der Nation gewertet wurde. Die Westfront wurde immer stärker und die Fliegereinsätze ins deutsche Reich nahmen an Ausmaß so schnell zu, dass sogar kleine Kinder auf der Strasse sagten: "Die radieren unsere Städte aus!" Dieser Spruch kam her von einem Ausspruch Görings: " Wir werden die englischen Städte ausradieren." Doch nicht allein die Fliegerangriffe in Deutschland nahmen zu, nein, auch die Westfront geriet ins Wackeln und bei Stalingrad im Osten entschied sich die Entscheidungsschlacht zum Nachteil der Deutschen. Es begann unter der Zivilbevölkerung eine Panikstimmung. Alles rannte zu den Banken, revidierte seine Konten, suchte Devisen zu kaufen und zu tauschen, ja sogar amerikanisches Gold wurde auf den Markt geworfen, nur um die Moral des deutschen Volkes zu schwächen.

Ich muss hier einen interessanten Fall erwähnen. Jeden Tag passierten in Herbesthal verschiedene Züge voll gestopft mit ausländischen Arbeitern, die uns Reich verpflichtet wurden. Diese Leute waren gemischten Alters und gemischter Nationen. Auf irgendeine Werbestelle im Ausland wurden sie geworben. Diese Leute brachten nun für die Übergangszeit die nötigen Mundvorräte und auch Rauchwaren mit. Bis zu einem Kilo Tabak durften sie zollfrei einführen. Ein besser gekleideter Herr präsentierte sich nun bei solcher Gelegenheit auch zur Kontrolle. Der revidierende Beamte durchsuchte den Koffer, fand aber nichts Gesetzwidriges. Er hob den Koffer auf, mutmaßte ein etwas komisches Gewicht und dreht den aus Holz gefertigten Koffer rundum und stellte fest, dass die Bretter mit Holzschrauben festgehalten wurden. Er ahnte wegen des Gewichtes einen Doppelboden unterm Kaffee und dreht mit einem Schraubenzieher flugs die Bodenschrauben los. Während dieser Arbeit musterte er unauffällig seinen Klienten. Dem kollerten die Schweißperlen von der Stirn in den Bart und der Beamte zog die Schlussfolgerung seine Arbeit könnte Erfolg haben. Die Schrauben waren nun gelöst und das Bodenbrett des Koffers belüftet. Da lag der Inhalt. Eine fest gepresste Lage Tabak feinster Sorte. Der Beamte stolz wie Oskar über seinen Fund rief sofort den höheren Chef und fragte diesen um weitere Instruktionen. Der Tabak sollte beschlagnahmt werden und der Mann eine Kaution stellen. Um nun einen Beschaubefund ausstellen zu können musste der Tabak gewogen werden und zwar netto. Als der Beamte nun den Tabak auf die Waage legen sollte, fiel aus einer Handvoll ein kleines in Zeitungspapier gefaltetes Päckchen heraus. Man löste das Papier. Was entdeckte der Beamte alsdann? Er sollte fast in die Schwäche fallen. Ein Geldstück aus purem Gold. Die Augen des Beamten wurden immer größer. Das war ja interessant. Der Chef wurde gerufen, es entstand ein Auflauf unter den Beamten, ein jeder wollte das Goldstück sehen. Ein höherer Chef übersetzte den Aufdruck der Münze. Eine fünf Dollarmünze amerikanischer Herkunft. Die Gestapo lugte über die Schultern der Zollchefs hinweg und es ging von Mund zu Mund. Ein amerikanischer Spion, amerikanisches Geld, amerikanischer Jude. Ins Loch mit ihm. Nein noch nicht. Es war gegen 4 Uhr nachmittags. Der operierende Beamte nahm sich nun den Mann zur Seite und wog dann weiter an seinem Tabak. Da fielen noch 14 solche Säckchen aus dem gepressten und fein geschnittenen Tabak heraus. Ich selbst war Zeuge aus allernächster Nähe. Der Beamte durfte auf seinem Beschaufund notieren. 2 kg Tabak Feinschnitt. 15 goldene Münzen und zwar 10 Goldmünzen im Werte von 5 Dollar und 5 Goldmünzen im Werte von 10 Dollar. Der Beschaufund wurde dem höheren Vorgesetzten überreicht und zugleich der in Betracht kommende Schmuggler. Dieser wurde nun einem eingehenden Verhör unterstellt, wo ich als Dolmetscher figurierte. Der Mann, von Geburt Pole, gab an diese Münzen auf dem schwarzen Markt in Antwerpen erstanden zu haben und hätte sie mit deutschem Geld gekauft. Er wollte nach Warschau reisen und dann die Münzen wieder veräußern, womöglich an einen Zahntechniker. Die Untersuchung wurde in die Länge gezogen denn die Zollfahndungsstelle und die Gestapo sollten in ihren Fahndungsbücher nachschlagen ob nicht ein Pole so und so mit Namen drin figuriert. Am anderen Tag

kam der Entscheid. Der Mann der bei Wasser und Brot auf einer Holzpritsche die Nacht hinter verriegelter Tür verbracht hatte, machte ein erstauntes Gesicht. Die Goldmünzen waren nebst dem Tabak beschlagnahmt. Außerdem erhielt der Mann eine Geldstrafe, die dem gleichen Werte der Goldmünzen in deutscher Währung entsprach. Die Münzen blieben beschlagnahmt. Der Mann musste ohne Tabak und ohne Geld abziehen. Als der Mann fort war, schloss der Herr Zollinspektor den Geldschrank auf, holte die schönen gelben Münzen hervor und zählte und zählte. Er stellte auf dem Schaubefund 15 Stück à 5 $ und fünf Stück à 10 $ fest. Es waren aber nur 14 Stück von 5 $ und 4 Stück von 10 $. Da hatte, ein deutscher Kohlenklau, seine Hand wieder im Spiel. Jede Nachforschung nach dem Goldstück blieb ergebnislos.

So ward es Herbst im Jahr 1943. Die Sabotage im eigenen Land zeigte ihre Spuren öffentlich. Ich erhielt einen Brief aus Polen von einem Kollegen. Er schreibt: " Wie ich gehört habe bist du schon längere Zeit nach hierher versetzt! Du bist immer noch nicht hier, wie kommt das? Bist du krank oder was ist los? Ich warte auch dich, wenn du nicht kommst dann vergehe ich vor Langweile. Schreibe mir Bescheid. Dein Freund R. Je. , den kenne ich. Aber wie kommt der auf den Gedanken, dass ich nach Polen versetzt sei? Sollte ich auch noch in diesen sauren Apfel beißen, nach Polen und Frau Kinder allein zurücklassen. Nein, was so ein Regime nicht alles anstiften kann. Es wird wohl nicht wahr sein.

Bei der Rückkehr nach Herbesthal sah ich auf dem Güterbahnhof in Eupen mehrere hundert Kirchenglocken stehen, die dem Umschmelzen bestimmt waren. Na so weit ist es schon. Ich fasste mir wieder Courage und ich erzählte dass ich genau dasselbe im Weltkrieg 1914-1918 erlebt hätte. Als der Kaiser damals den Befehl gab die Glocken in Kanonen umzugießen, war bald das Ende da und der Kaiser musste ins Exil. Ich tröstete mich bei diesem Gedanken und sagte mir: " Wenn du nach Polen gehen musst, dann kann es nicht für lange sein. Alles deutet darauf hin, dass der Krieg bald entschieden war. Tag darauf sitze ich im Speisewagen des Schnellzugs Köln - Paris mit dem Herrn Oberkellner zusammen. Es war ein erfahrener bejahrter Mann und einer der aus einer Humorkiste alles erdenklich Wissenswerte schöpfte. Voller Freude und Talent erzählte er mir von der Kurzsichtigkeit seiner Landsleute und behauptete nach einem Jahr sei alles vorbei, dann hätten die Deutschen nicht einmal eine Stadt mehr, wo sie einen Sieg feiern könnten. Was der Amerikaner kann, davon haben unsere Dummköpfe keine Ahnung. Z.B. diese Wagen, d.h. die Speisewagen der Mitropa werden in Wisconsin in Amerika gebaut. Am laufenden Band kommen die fertigen Wagen aus der Fabrik heraus. Wie viel, darüber schweigt der Amerikaner. Aber ich kann Ihnen nur sagen, so fliegen auch die Flugzeuge am laufenden Band aus der Fabrik. Ich habe in dieser Fabrik in Wisconsin gearbeitet. So etwas gibt es in Deutschland nicht. Der amerikanische Präsident Truman (Roosevelt?) hatte es schon öfters am Rundfunk gesagt. Doch das, was der Feind sagt, war Opium für das deutsche Volk. Ein Freund brachte mir Photographien, wo die Glocken aus dem Turm der Pfarrkirche geholt wurden. Der ganze Hergang wurde von der Dachkammer eines gegenüber liegenden Hauses verfilmt. Sehr interessante Aufnahmen. Ich kann sie vielleicht als Zeugen gebrauchen, denn das deutsche Volk sollte ja nicht wissen und nicht glauben, dass es schon so weit ist. Dass die Rohmaterialien knapp werden und dass die Propaganda anfängt öffentliche Lüge zu werden.

Die Heumahd ist im Gange. Ich gehe vor Langeweile mit einem Bauer ins Heu. Arbeit ist doch ein Vergnügen. Man soll immer arbeiten und gerne. Ohnedem war es eine Pflicht oder Nächstenliebe im Ernteeinsatz. Ich machte diese Arbeit aus Neugier. Ich wollte Einsicht bekommen ins Innere eines Bauernhauses in Belgien. Wie die Arbeit geleistet wird, wie die Mahlzeiten sich gestalten und wie die Ablieferungspflicht eingehalten wird. Ein Streifen dieses belgischen Landes war ja in den Kreis Eupen einverleibt und so waren die Einwohner an

die Pflichten und Rechte der Kreisleitung gebunden. Ich war nun bei verschiedenen Bauern Gast zum Mittagessen und zum Abendessen. Die Hauptmahlzeit bestand aus Weißbrot, Kakao mit Rahm. Abends gab es dasselbe. Kartoffeln und Gemüse, das gab es nur selten. Einmal in der Woche wurde Eintopf serviert. Dann gab es Kartoffeln. Ein Acker mit Kartoffeln sah man nur in Kriegszeiten. Sonst überhaupt nicht, denn die Milchprodukte sind in dieser Gegend billig und reichlich. Die Käsefabrikation war überall im geheimen im Schwung, und ich durfte in einem Keller solch eine Käsefabrik in Augenschein nehmen. Meine nächste Heimfahrt sollte mich mit einem Dutzend solcher Käse beschweren. Die Buben sollten außer der Kartenration noch etwas anderes bekommen, das ihnen sehr gut schmeckte. Fromage de Herve nennen ihn die Belgier.

In der Schublade meiner Nachtkommode roch es beständig nach Käse. Hm Käse. In der Hungerzeit 1943 noch so viel Käse zu haben war eine extra Zugabe der göttlichen Vorsehung. Diese Quelle sollte mir nicht mehr versiegen, solange ich in Herbesthal war. Gott sei gedankt und auch den braven Leuten. Ich muss noch erwähnen, dass die Leute in dieser belgischen Gegend noch Anstand, Nächstenliebe, Religion und vor allem einen überzeugenden Glauben haben. Solche Gottesverehrung kannte ich nicht. An jeder Straßenkreuzung findet man ein Kreuz oder in einer Nische eine Pieta. In jedem Hause eine kleine Hauskapelle, wo die Familie gemeinsam den Rosenkranz betet oder eine andere Andacht verrichtet. Erstaunend ist das Benehmen des Volkes in der Kirche. Da gibt es kein Schwatzen wie hier im Lande. O nein, tatsächlich müssten wir uns in dieser Hinsicht schämen. In dieser Pfarrkirche in Welkenratz durfte ich jeden Sonntag auf die Empore hinauf und im Verein mit dem Kirchenchor Gottes Lob singen. Einmal sollten wir eine vierstimmige Messe vortragen. Der Komponist war einer aus dem Dorf, gesetzten Alters aber im wahrsten Sinne des Wortes ein Künstler. Der Komponist sollte auch die Messe dirigieren. Er war aber nicht auf diese Ehre gefasst und lag beim zweiten Läuten zur Messe noch im Bett. Man hatte einen Sänger geschickt, dass er kommen solle um die Messe zu dirigieren. Er sprang aus dem Bett, zog die Hose an, die vom Samstag auf dem Stuhl hing, schlüpfte in einen Pullover und schon tauchte er auf dem Dirigentenstuhl auf. Das Asperges war eben gesungen. Er schwang den Dirigentenstab, wie wenn er hundert Mal die Messe geprobt hätte. Er durfte sich auf die Sänger verlassen, es waren erprobte Kämpen, ungewaschen und unrasiert tat er sein bestes. Nach der Messe beim Ita Missa est, verschwand er wieder aus der Kirche ohne das Tantum ergo ab zu warten. Er wollte sich keine Blöße geben. Das Anhören der Messe war ein richtiger Augenschmaus. Die Akustik in der gewölbten Kirche war wundervoll.

Erbauend waren immer die schönen Andachten von den Geistlichen. Sie waren auffallend fromm, diese Herren. War es aus Überzeugung oder nur um dem Gerede der Deutschen ein Ende zu setzen, die behaupteten, die Klerikalen Geistlichen seien nur Genießer und Egoisten, die sich eine Freude daraus machten die Glaubensgenossen zu verdummen mit ihrer Ewigkeitstheorie und ihrer Papstlehre. Es ist ja bekannt, dass es viele Religionen in der Welt gibt, aber eine Religion, die die Nationalsozialisten lebten und predigten, ist nur einmalig und kann keine Ewigkeit haben. Jeder religiöse Mensch sieht sich den Satzungen seiner Religion unterstellt. Ob Jude, Protestant, Orthodox, Anglikaner, Evangelische oder Katholik. Alle ehren oder verehren ihr Oberhaupt, sogar die Nationalsozialisten verehren ihren Führer und in jedem Haus und überall hängt ihr Götze und sie rufen alle: "Heil, Heil." Er verbietet aber der NSDAP den Privatleuten ihren privaten Bedürfnissen zu dienen, also ist die Theorie der Nazis ein Raub an der Freiheit des Einzelbürgers. Um sich konsequent zu bleiben, müssten sie die deutsche Sprache korrigieren oder vielmehr ausmerzen, denn viele Sätze und Wörter sind überflüssig. Z.B. 'was du ererbt von deinen Vätern erwirb es um es zu besitzen.' 'Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!' 'Was du nicht willst dass man dir tut, das füg auch keinem andern zu!' So sprechen die deutschen Lexikons und singen die deutschen Dichter. 'Freiheit die ich

meine, ist der helle Schein' oder 'üb immer treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!' Bände sprechen von der Freiheit des Menschen, von der Freiheit des Körpers und der Freiheit der Seele. Doch die NSDAP wirft alles Schöne in der deutschen Sprache über Bord. Sie glaubt nicht mehr an die Schöpfung, an die Gerechtigkeit, nicht mehr an die Freiheit. Das Gemeine geht vor allem und Gemeinnutz geht vor Eigennutz. So sprach einst in Traben Trarbach ein Hosenmatz zu mir, als ich ihn aufmerksam machte auf einen Diebstahl, den er just begehen wollte: " Mein lieber Herr, die Äpfel die da hängen, gehören dem Herrn, dem der Garten gehört, sie gehören aber auch mir, denn sie gehören dem deutschen Volk und ich gehöre auch zum deutschen Volk. Es ist Gemeinnutz. Es ist kein Diebstahl. Da hat jeder ein Recht davon zu essen." Ich musste tief Atem holen und schweigen! Da gab es kein fünftes Gebot mehr, da war alles erlaubt. Man sieht die Lehre der NSDAP in eingefleischtem Format, in einem Körper von ungefähr 12 Jahren. Die Früchte dieser Theorie leben und wachsen in den Zuchthäusern, in den Kazetten in den Gaskammern, Es schreien die Seelen aus der Ewigkeit nach Gerechtigkeit und der Krieg, der grausame, geht weiter und fordert täglich Millionen Menschen aller Rassen und Nationen zum Opfer. Warum? Die große Frage. Wer löst sie oder wer will sie lösen.

Das Geschrei und Gebrüll der deutschen Führung reißt das Volk der Deutschen in den Abgrund. Die Sirenen heulen, das Radio heult, die Propaganda heult, die Kinder heulen, die Eltern heulen, die Kanonen heulen und der blinde Hass faucht über die Grenzen und im eigenen Lande gegen die Führung, gegen die Blockleiter, Zellenleiter, Ortsgruppenleiter, Bezirksleiter, Gauleiter, Reichsbereichsleiter, Oberbereichsleiter, Propagandaleiter, Justizministerium, Finanzministerium usw. "Halt ein, wir gehen zugrunde." "Nein, wir kämpfen bis zum letzten Mann!" Verordnungen regneten vom höchsten Stabe aus in alle Gaue und Zellen. Sogar jeder Wagen und jedes Rad trug die Aufschrift: "Räder müssen rollen für den Sieg!".

Im Notizbuch geblättert – **Jours des primevères (esquisse)**

Il est un bonhomme en Angleterre
C'est le charmant jour des Primevères
Qui revient au mois de mai
Et qu'on nomme le Primrose day
Tous les amoureux Soleil en tête
Portent un joli bouquet de fête.

Or Jenny ce matin
Offrit à son cousin
Les plus jolies fleurs du jardin
Car il paraît que ces fleurs
Sont un gage de mariage.

Maintenant sur une plage
De la Manche
Le Tommy a son air des Dimanches
Un Tommy marche à petits pas
Une Miss lui donne le bras
Grand Dieu, j'ai peur, j'ai petite chose.
Alors Madame vous êtes guérit
Je n'ose croire à tant de bonheur
Mais surtout des fleurs
Répond- t- elle tout bas avec candeur?

Sur mon cœur j'avais mise
Les Primevères, pour moi si chères.
Sur le long de la tamise
Ils sont allés tous les deux

Goûter leurs odeurs exquises
Du Printemps qui grise
Toutes les fleurs chéries
Semées dans les coins ombreux.

Deux mois après, sur le quai bien triste
Jenny pour ne pas pleurer résiste
Elle dit tout a changé
Leur cousin s'est engagé.

Good by crie-t-il et dans la Somme
Le Tommy sera bientôt un homme.
Croire à tant de bonheur,
Mais, surtout les fleurs.
Répond tout bas, avec candeur.

Et comme vous êtes ma femme
La grande victoire avant tout.
Il garde comme oriflamme
Le bouquet de flamme
Pour revenir vainqueur.
I love you, I love you.

"Achtung, Achtung, eine Sondermeldung. Gestern versenkte unsere Ubootwaffe auf der Höhe von Calais 650000 Bruttoregistertonnen englischen Schiffraumes. Verschiedene Mannschaften der Besatzung, die sich in Booten retten wollten, wurden gefangen genommen." Soweit der Wehrmachtsbericht. Die Musik setzt ein und die Zuhörer setzen eine schönere Miene auf. Ich denke bei mir: " Soll es wahr sein?" Tagtäglich bringt der Rundfunk solche Meldungen. Komisch dass das Volk nicht rechnen kann. Man versenkt in 2 Jahren mehr englischen Schiffsraum als die englische Flotte auf zuweisen hat. Verlustmeldungen hört man überhaupt nicht. Z.B. dass die Stadt Hamburg bei einem Fliegerangriff über 40000 Zivilpersonen verloren hat, darüber schweigt der Rundfunk.

Die Luxemburger Kameraden in Herbesthal aber wurden versetzt bis auf 3 Mann. Alle anderen wurden im Reich verstreut auf die verschiedenen Finanzbezirke. Ich durfte noch bleiben. Ich riskierte auf diese Chance eine Fahrt nach Verviers um dort Einkäufe zu besorgen. Ich bewunderte in Verviers den Bestand der Waren in den Kaufhäusern. Die aparte Bedienung und die Aufmerksamkeit der Persönlichkeiten, beim Abhören der Sprachendialekte. Ich sprach in Verviers nur französisch. Mein Freund der mich begleitet war ganz entzückt von den Offerten die uns gemacht wurden. Bei der Rückkehr stiegen wir auf der dem Bahnsteig entgegen gesetzte Seite aus dem Zug, durchliefen die Unterführung, dann auf die entgegen gesetzten Seite des Bahnhofs in ein Holzlager und waren aus dem Blickfeld der kontrollierenden Gestapos verschwunden. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Warum ist nur der Weg für die Deutschen Beamten frei. Entweder wir haben die gleichen Pflichten und Rechte oder man soll uns nach Hause schicken.

So vergeht der Alltag und der Herbst 1943 hält seinen Einzug. Die Welt liegt noch immer in Spannung. Deutschland hat Amerika den Krieg erklärt. Eine delikate Sache. Für diese Tat zeichnet verantwortlich die deutsche Führung. In Afrika geht die deutsche Wehrmacht den Krebsgang, die Wehrmachtsberichte wurden immer kürzer und General Rommel wird nach Berlin gerufen. Ob er diese Reise zur Kopfwaschung unternahm? Darüber lachten die Westmächte, die eine Truppenlandung im Westen vorspiegelten. Sie gaben eine Landung bekannt, wann und wo wurde verschwiegen, den der Gegner sollte nicht wissen, wo sie angreifen.

(Anmerkung: Über die dann erfolgte Versetzung von Albert, nach Flensburg an der Dänischen Grenze hat er nichts in diesem Bericht geschrieben. Er hat nur ein Gedicht hinterlassen).

Erënnerung un Flensburg

Den drëssigsten Juni ass am Land
Vir allem den Zöllner recht gut bekannt
Et gouf gesôt, sie missten wuel oder gutt
Eraus, enner de groussen Hutt.

Sou gong t'Noricht da vun Duerf zu Duerf
A jiddfirén sicht no der Wallis, nôm Kueref.
No der Hâm, dem Speck an der Wûscht,
An ofgespuert gouf munech Kûscht.

All Mensch wéss wann e muss t'Hémecht verlossen
A Frâ a Kanner dohém soll lôssen
Dât gét muncher engem emt t'Hirz
Ouni ze zielen dén déiwe Schmierz.

Esou gôen da fort an aller Fréi
An dem Dall do schlofen nach t'Kéi
Kén Niéwel nach an de Grënner
Et gâpst am Bett och nach t'Gesënner.

Sie hun gewâcht déi vill onglecklech Mammen
Déi an der Nuecht ké Schlôf konnte fannen.
Sie sôn sech, elo sin mir verlôs
A begléden hire Mann bis op t'Stross.

Kanner am Nuetshiem, setzen an der Kichen
No Wieder an Trouscht sie an all Eck da sichen
Sie denken zesummen, wéi soll et elo goen
Soll da keng frédeg Stonn méi ons schlôen.

An t'Pappen am Hérz zerdrekken e Fluch
No hém nach wéinken, gin dann op den Zuch
Ze gôe mam Mann op den Zug zum Geléd
Wuel muencher Frâ erklärt sech berêt.

Den Zug gét of, nu sëtzen dann t'Jongen
Dén én dé lâcht, dén âner zielt t'Bongen.

Esou weider gét et iwer Bierg an Dall
Geschwënn schenkt t'Sonn dann iwerall.

Esou kommen se vun Esch, Béteburg, vun der Stât
An och déi an t'Ausland elo si versât
Sie fannen sech als Komerôden zesummen
Ké wellt sech senger Hémecht schummen.

Résen am Summer ass wirklech schéin
Wann Böscher a Flouer an t'Blumme bléin
Kann Nuets an am Dâch én sech ergëtzen
Besonnesch wann t'Blummen am Dâ mueres glëtzen.

Bekannt schengt ze sin, all Bâm a Stross
Dach no e puer Stonnen hun t'Land si verlôss
Dat Land wou esou vill Rousen
Em t'Feier am Wierk, t'Eisen dét glousen.

Dât Land wou all Hierz dru gehangen
Si verlôss hun mat Suergen an Bângen
Wou si verliewt hir Kannerstonnen
U Frâ a Kanner si ware gebonnen.

O Mamm, léif Mamm, kennst du onst Léd
Beschirm ons, komm ons zum Gelét
Komm o komm, an hëllef wieren
Dat net muncher Kannd sech dét verieren.

Friem klengt schon t'Sprôch rauh bléist de Wand
An déiwer Erënnerung bleit t'Hémechtsland
Awuer meng Léiw, awuer alleguer doiwer
Den Zug dé saust an t'Preisescht eriwer.
1942

(an anderer Stelle wurde die Fortsetzung - unvollendet?- gefunden)

Verschwonnen ass t'Land hanner dem Mâcher Bereg
Am Owesroud lues munch Tréirer Kierech
De Jang dé sét hei richt et no Wein
Elo kommen mir geschwönn un de Rhein.

Geschwenn war Tréier och passéiert
Mir guewen du eppes besserm beléiert
Wât t'ganz Reingegend obweist vu Flouer
Dat ass bei ons an der Kirch de Kouer.

Weistecker esou weit wé t'A geseit
An Gromperen an Romelen derniewen
Wou do e Baurenhaus och leit
Do wéilt ech sin den Iewen.

Flach wéi en Dösch a riecht wöi e Bried
Keng Heck nemmen Marksteng tertöscht
Do huet secher beim Angelusgebied
Den Künstler den Ährelieser erwöscht.

Vu fären nu luest a blôe Band
An Uebstbém, mat Heiser Däch driwer
Alles wéit sech am Oweswand
An den fridlechen Nuetsschlôf iwer.

Dach léist net schlôfen och dat Gefill
Wât jidderén hällt wâch
Du geseis zu Köln an der Staat esou vill
Verbrannten Heiser a munch verlosse Gemâch.

Den Zug léft eran a grouss Hâlen
Séi schwätzen vun "schöneren Zeiten" genug
Am Damp, am Rouscht, sie erkâlen
Am da Nuets, an da Schold ass frieme Besuch.

O schéine Strôm, du schéine Rhein
Wât sét de Schöpfer derzou
Ganz bestemmt huet hien vun dengem Wein
Geschmacht mûnch Schoppen entzwou.

Hie wollt bei dir wunnen am schéinen Doum
Vun do rifft a wenkt en der zou
Gidverengen seint, gidverengem sei Loun
Dann ass och Fridden, an t'Welt ass a Rouh.

Mir sëtzen an de Gare op der Wallis um Kurff
A kucken déi Leit déi do gin
An denken dann un onst klengt Duerf
Dach an der Friemt mir jo sin.

Dat dauscht, a peift an donnert esou domp
Wann déi sëlegen Zig era fueren
Dach néirens geseis de en Zoppekomp
Wou's de kéins mam Läffel dra fueren.

Duerfir denkst du onwillkürlech un de Mô
An léist munch Steck verschwannen
Wât op der Rés du hei ant do
Aus dem Bagage konns glannen.

T'Fahrt gét wieder, an t'deischter Nuecht
Durch t'Ruhrgebidd, durch t'Lüneburger Heide
Gesäwelt Zaldoten stin Wuecht
Op Schrett an Trett, ewou é gét.

Stire fenkelen um Owendhimmel

Derzweschent de Mound als Geléd.
An t'Welt am éiwege Klackegebimmel
Wéss net, em wât dat et gét.

Agesonk an de Schlôf, an déiw
Ass dësen oder dé Komerôd
En âneren dem Virwetz zu leiw
Eraus sech bei t'Zugfënster wôt.

Virun den Ân lâfen mir allerhand Biller
Belîcht vun hellem Moundeschein
Erwechen am Hérz allerhand Gefiller
Wéi wann é wär beduselt vum Wein.

Versetzung nach Lubninitz

Fragment - Aus de Bréiwer un seng Frâ

.....doriwer ze schwetzen....Ech sin alt froh fir iech, dat dir alt e beschen Geméiss kritt dohém. An da mat denger Wäsch. Ech sin froh Billa. Et wärt jo och alt nach eng Kéier dén Dag kommen, wo ech dir hellefen kann, a wann net, dann hälls du dir eng Wäschfra firun. Nôm Krich da göt alles anescht. Jo Mami, wann ech bei dir wir, ob éngem Nu wirs du t'Önnescht t'Iewescht gedréint. Du muss net mengen, dat ech dech net méi packen. O, dach an du gléws net, wat ech flenk gi sin. Ech gief schon iwer deg sprangen, wann du op dem Buedem léigs. Elo lâchs de, gelt. Awer et ass esou. Den Här Forisch de sollt och an Urlaub fueren, awer op der leschter Minutt muss hien den Urlaub aussetzen. Vleicht nëmmen vir e puer Dég. Billa, ech brauch dir jo neischt vum Krich ze erzählen, du wés jo Beschéd. An ech och. De Reinert de wärt e Sonndeg dohém fortfueren. Et kann én net wessen, wéi alles gett.....

Eng Auer

Als klenge Jong, e Johrer âcht
Do hun ech meng Kommioun gemâcht
Wochen scho virdrun hun ech geduecht
Wat Mamm a Papp op t'Seit mir geluecht.

An ech hun och emmer missen denken
Wât soll de Petter an t'Gédel mir schenken
Vleicht ëppes fir op de Kapp?
Am léiwsten eppes fir an de Grapp.

Glécklech wuer ech, wéi ech hât gesin
Dat am Kostüm fir allem Täschen dra sinn.
All Bouf huet eppes an der Kopp
An huet fir muenches gär eng Stopp.

Et siew fir t'Sûen, Pobeier oder Dreck
Wât kuckt én do no engem Fleck.
Esou hun ech gewârt op dén Ableck
Wou erföllt guew mei Wonsch a mein Gléck.

Nu stong ech gebotzt do wéi e Prënz.
Klôr am Härz an Täsche fir t'Mönz.
Ech konnt bâl net verquessen
Ech hun missen Mamm a Papp kessen.

Et wâr fir mech e glëcklechen Dâg
Wéi t'Gédel guf mir de gewönschte Sâch.
Eng Auer, mat Zären, an déi richteg gét
Sie huet u mein Gili se du gemét.

Ech héiren se an der Täsch och ticken
A gleich sôt do den Nôper, lôss mech émol kicken.
Haut droen ech meng Auer iwerall nô
Vleicht liewt nach meng Auer, wann ech net méi sin dô.

Soll ech vleicht firun der Auer stirwen,
Da bleiwt et én Undenken fir meng Irwen.

Albert

* * *

In der zweiten Hälfte des Monates Oktober erhielt ich durch den Gauleiter eine Versetzung nach Lubninitz, genannt Loben. Oberfinanzbezirk Troppau. Ich konnte es kaum fassen. Die Verordnung lautete mit Frau und Kinder. Mein Gott was habe ich nur verbrochen. Muss ich diesen Kalvarienberg gehen? Nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Der Herr Amtmann drückte sein Bedauern aus, aber so will es die Oberfinanzverwaltung. Ein Zitat des Oberreichsleiters Dr. Hugo Rössner fiel mir ein und ich tröstet mich in diesen Worten: " Genau so wenig wie ich einen Baum dadurch befreie, dass ich ihn aus dem Boden reiße, in dem er wurzelt, genau so wenig kann ich einen Menschen dadurch befreien, dass ich ihn aus seinem Volkstum löse." Wie ich schon erwähnt habe gibt es in der deutsche Sprache wunderschöne Sätze, aber bei diesen Sätzen bleibt es und die ausführenden Idealisten sind von der Weltbühne verschwunden. Man liest ab und zu ein Buch, wo der Herausgeber ein Deutscher ist, das geniale Gedanken enthält. Wo ist der Mann zu suchen? "Im Ausland!" Z.B. Thomas Mann, in seinem Buch 'die Buddenbrooks'.

Also, musste ich abreisen (und auf Wohnungssuche gehen - die Familie sollte nachreisen), die Abschiedszenen von meiner Frau und meinen Kindern will ich wissentlich verschweigen, denn sie waren ein Ausguss von Schimpf und Schandwörter auf die deutsche Führung, dann wieder eine Szene der Rührung, ein Erguss von Tränen und Wehklagen der Kinder; "Vater bleib bei uns". O tätet ihr die Weltgeschichte alle kennen. O tätet ihr alle den Schöpfer der Welt und den Lenker der Schicksale kennen, welch ein Bittgang täte man organisieren, dass doch ein für allemal die Geißel aller Kriege aus der Welt verschwinden täte. O wie schön wäre es doch, gäbe es doch nur ein Reich, eine Religion und einen Himmel. Aber wie tief sind die moralischen Empfindungen der Menschheit gesunken. Die Menschen sind zu Bestien geworden. Ohne Überlegung, ohne Liebe, ohne Daseinsberechtigungsglaube! Willenlose Geschöpfe einer grenzenlosen Diktatur. Gerechtigkeit, habe Mitleid mit deinen Getreuen. Alles Wimmern, alles Weinen und Wehklagen half nichts. Widerstand leisten war ein viel größeres Elend hervorbringender Unsinn dessen Folgen kaum auszudenken waren. Die Beweise brachten die nach Gerechtigkeit schreienden Menschen hinter den Drahtverhauen der deutschen Gefängnisse. Mit Gott im Geleit ging ich mit Koffer und mit Gram geladenen Herzens zur

Bahn. Stockfinster liegt die Strasse. Sie trauert um mich. Die Strasse trauert um mich, die Nachbarn sie trauern um mich, die Kameraden sie trauern um mich. Doch der Zug rollt aus dem Bahnhof.

Zu Hause weint eine treue liebe Frau mit zwei unerwachsenen Jungen, die den Ernst des Lebens noch nicht kennen. Gebe Gott ihnen die Gnade der Ausdauer in ihren Hoffnungen auf ein Wiedersehen. Behüte euch Gott, alle drei, wir müssen scheiden. Vorbei fliegen die heimatlichen Gefilde im Morgengrauen, bis zur Stadt Luxemburg, wo ich auf dem Bahnsteig auf Anschluss auf den D.- Zug nach Berlin warten musste. Wie viel tausend Gedanken meinem Kopf durchkreuzten, das versteht nur ein Familienvater, der seine Liebsten verlassen muss, für wie lange? Ungewiss. Endlich verscheucht der Zug mit seinem Rollen die Gedanken und uns die nackte Wirklichkeit wieder vor Augen bringt. Du musst einsteigen, bitte, einsteigen bitte, der Zug fährt gleich ab. Hinein in die eiserne Umgebung des Zuges, hinein in die Sprache des Feindes, hinein in das unbekannte und gehasste Land der Nazis. Ein Pfiff und schon faucht die Maschine Riesenwolken in den Äther, als wollt diese schon zeigen: "Seht, wir sind die Macht, wir erobern die Welt. Was wollt ihr armseligen Geschöpfe? Kommt ins Reich, Heim ins Reich, kommt, kommt! Wasserbillig als Grenze sieht aus meinen Augen noch ein paar Tränen rollen, gewidmet meinen Lieben zu Hause, meinen Vorgesetzten und meiner Herrscherin, die wie ich die gleiche Wege ging: " Ins Ungewisse der Welt, Freiheit oder Sklaverei."

Der D-Zug, der voll gestopft von Passagieren war, hat nichts Anziehendes. Die meisten Reisenden scheinen eine weite Reise zu machen, denn viele Stationen waren schon passiert und kein Mensch machte Anstalten aus- oder umzusteigen. Hier die Reiseroute die ich fahren musste: Rodingen, Luxemburg, Trier, Weingerode, Boulay, Kochum, Koblenz, Niederlahnstein, Bad Ems, Diez, Limburg, Giessen, Marburg, Seesen, Magdeburg, Berlin, Potsdam Stadt, Berlin Zoo. Umsteigen und Abfahrt Berlin Zoo 7.43 Uhr zweiter Tag. Frankfurt an der Oder 9.45 Uhr, Guben 10.08 Sagon 11.00 Liegnitz 12.15 Breslau 13.14 Oppeln 14.32 Molopanne? 16.40 Voswalde 17.00 Uhr Umsteigen. Voswalde ab 19.39 Wildfurt 1953 Uhr. Pawenkau 20.04 Lipie 20.13. Loben 20.18 Uhr. Hier aussteigen. Strecke in Kilometer Eisenbahn 1200 Kilometer. Also, Geduld und Ausdauern bringen manchen Menschen zum Ziel. Trier und Weingerode bis Boulay waren mir aus meiner Traben-Trarbach Reise bekannt. Aber dann kam mir unbekanntes Gebiet. Die Reisenden, die überall in den Wagen zusammen gewürfelt waren sprachen sehr wenig. Warum? Ich konnte es nicht erraten. Auf meinem Stehplatz lenkte ich meine Gedanken auf die Landschaft und nahm wenig Notiz von meinen Nebenmenschen bis zum Einbruch des Abends. Da wurden auf einmal alle Reisenden gesprächiger und einer fragte den andern nach seinem Reiseziel. Inmitten dieser Gespräche heulten irgendwo die Sirenen auf. Haha, die Amis. Koblenz ist in Sicht. Da hörten wir im Zug die ersten Detonationen von Sprengbomben. Gott hilf uns, wir fahren in den Abgrund. Nein, stopp, der Zug hält auf freier Strecke. Alles aussteigen, Luftschutzkeller aufsuchen. Wir stiegen aus, wohin, in die dunkle Nacht die durch die brennenden Häuser der Stadt Koblenz erleuchtet wurde. Wir durften alsbald wieder einsteigen. Der Angriff war sicher zu Ende.

Wir erreichten Berlin gegen Mitternacht. Ich suchte meinen Anschluss Berlin Zoo und geriet mit einer Dame in ein Abteil, wo wir Sitzgelegenheit hatten. Müde und abgespannt schlief ich fast bis Breslau, wo ich dann etwas zu mir nahm, denn auch der Körper fordert seine Rechte. Die Dame war über die feisten Brötchen die meine Liebste mir eingepackt hatte ein wenig erstaunt. Ganz bestimmt glaubte sie ich wäre ein zur Wehrmacht ziehender Metzgermeister. Ich will sie dabei lassen. Sie verriet mir aber sie sei Hochschulstudentin und fahre bis Oppeln. Wir verabschiedeten uns in Oppeln, einer dem andern Glück wünschend.

Ich stieg in einen anderen Zug und war wieder allein. Ich las auf dem Eisenbahnwagen: " Polen haben in diesen Wagen keinen Zutritt. Ich war nun in Polen. Ja welches Polen? Die Oder/Neiße Linie machte hier die Grenze früher. Heute hatten die Deutschen ein ganzes Stück von Polen annektiert, wie wir bei uns in Luxemburg. Alle Polen die Deutsch sprachen wurden ins Reich einverleibt, gewollt oder ungewollt. So saß ich allein in einem Wagen. Später gesellte sich zu mir ein Wehrmachtsangehöriger, der zur Ostfront fuhr. In den anderen Wagen saßen viele Polen die in ihrer Muttersprache redeten. Ich verstand natürlich kein Wort. Die Fahrt bis Vosswalde war eintönig. Die Strecke von Berlin nach dem Osten überhaupt ist nicht abwechslungsreich. Alles Gelände ist ziemlich flach und die Bebauung der Felder verlangt schon vielseitiges Können. So sieht man in Liegnitz große Gurkenfelder. Breslau, Oppeln, große Zuckerrübenfelder. Inkarnatklee, Korn und Mischlerfrucht wechseln ab. Die ganze Strecke ist arm an Wald desto reicher an Wild. Wo nur ein Wäldchen ist sieht man ganze Rudel Rotwild. Vosswald also, alles aussteigen nach Tschenstochau umsteigen.

Ich stieg um und sah auf meinem Fahrplan nach der Fahrzeit. Noch 40 Minuten, und wir werden am Ziel sein. Jetzt fährt der Zug durch große Wälder, die reich mit Unterholz bewachsen sind. Die Stationen wo der Zug hielt, waren keine Gebäude, also waren hier nur Dörfer und die Bahn eine so genannte Kleinbahn. Wildfurt, Pawenkau, Lipie, Loben. Ich stieg aus. Es war 20.20 Uhr. Nun, wohin. Natürlich zuerst dem Ausgang zu. Eine Überraschung, der Freund von mir der in Loben schon längere Zeit war, war auf dem Bahnsteig und fiel mir auf einmal um den Hals. Ach da bist du und schon griff er nach meinem Koffer. "Bestimmt bist du müde Albert, wie? Jetzt bin ich froh, jetzt bin ich nicht mehr alleine. Ich darf wieder meine Muttersprache reden und ich weiß, der versteht mein Leid und meine Sorgen, denn der kennt meine Heimat. Meine Frau und meine Kinder sind bei Verwandten evakuiert. Meine Dienstwohnung ist kaputt geschossen. Ich wohne hier bei Frau Schronzik. Sie ist Witwe mit 4 Kindern. Ihr Mann ist im Gefängnis. Wo, weiß ich nicht Er führte mich durch Gassen und Gässchen bis vor ein großes Haus. Hier ist das Hauptzollamt, hier müssen wir nun rein. Er stieg eine breite Treppe und zog einen Gong. Es war gegen 9 Uhr abends und dann sind alle Läden zu und nur der Hauswart an der Telefonkabine ist wach. Auf die Rede meines Kameraden wurde der Riegel geschoben und ein Heil Hitler ließ uns eintreten. Wo wohne ich nun? Heil Hitler.

Der Deutsche, gewaltiger Herr Zollbeamte, ließ uns in die Telefonkabine eintreten. Kaum da drinnen schrillte die Telefonglocke. Hier Hauptzollamt Loben. Achtung, Achtung. Streng geheim! Sträflinge ausgebrochen. Ich buchstabiere: S, wie Sophie, T, wie Tante A, wie Adam, N wie Niklaus, I wie Isaak, S, wie Sohle, L wie Laub, A wie Arbeit, U wie Ullrich, S wie Sommer usw. Es interessierte mich wenig, wie der Mann hier Stanislaus Pietrokowa, politischer Gefangener, ist in der Nacht um 7.30 Uhr aus seiner Zelle entflohen. Waffengebrauch anwenden, gefährlicher Bursche usw. Na endlich waren die mir aus Herbesthal bekannten Meldungen vorbei und der Mann führte uns zwei Treppen hoch und einen langen Gang in das Fremdenzimmer des Gebäudes. Dieses Zimmer dient nur vorübergehenden Gästen als Quartier, wie Finanzpräsident aus Troppau, Hauptamtmänner von den Nebenämtern.

Dieses Zollamt unterstand einem Oberregierungsrat mit Namen Siederleben. Ein eisernes Feldbett mit zwei Decken und Leinzeug, ein kleiner Tisch und ein Feldstuhl waren das ganze Mobiliar. Hier soll ich Wohnung nehmen. Die beiden Berufskollegen verabschiedeten sich mit einem guten Nachtgruß und nun war ich allein. Die Fenster waren alle wegen Abdunklung verblendet und abgeschirmt. Das interessierte mich wenig, Ich zog mich aus, machte es mir auf dem Feldbett bequem und ich begab mich zur Ruhe. Ob ich bald eingeschlafen bin weiß ich nicht mehr, auf jeden Fall mein Wecker weckte mich am anderen Tag um 6.30 Uhr.

Es ist der 3. November 1943. Nach Beendigung meiner Morgentoilette stellte ich mich auf der Türschwelle des Hauses auf Lauer, um meinen Kameraden zu begrüßen. Wir gingen dann in die Kantine in den Kellerräumen des Gebäudes und er stellte mich der Kantinenführerin, einer Frau gesetzten Alters vor. Die Frau hatte noch zwei dienstverpflichtet Polinnen als Gehilfinnen bei sich. Ich gab vorsichtshalber die nötige Brot und Buttermarken ab. Dann ging's ins Haus zum Herrn des Kameraden, zum Herrn Oberregierungsrat Siedersieben zwecks Vorstellung. Diese Vorstellung dauerte eine halbe Stunde. Die Fragen die mir gestellt wurden, sollten mich auf Herz und Nieren prüfen ob ich als Beamte oder Politiker kein Anlass zu Bedenken gäbe. Ich stand dem Herrn Regierungsrat Antwort auf alle Fragen, wie ein Luxemburger sie geben kann, der von seiner Heimatliebe, seinem Elternhause, seiner Herrscherin und vor allem seinen Glauben noch ein bisschen Treue bezeugen will.

"Was halten sie von der NSDAP?" "Das ist ein Buch mit sieben Siegeln und ich werde mich hüten Politik zu machen. Politik ist für mich ein unsauberes Mädchen, das keine saubere Wäsche anhat. Ich kann ihnen nur versichern, dass ich auf Grund meiner Religion als Katholik meine Rechte und Pflichten so auszuführen wünsche, wie meine Gebote und mein Innerstes mir vorschreiben. Für alles andere übernehme ich keine Verantwortung und keine Gewähr."

Mit Gruß Heil Hitler und Handschlag wurde ich entlassen und der Rest des Tages sollte mir dienen mir ein Zimmer zu finden oder eine Wohnung, wie auf meiner Versetzungsverordnung stand. Mein Kamerad durfte mich begleiten. Es klingt vielleicht komisch aber diese Suche dauerte 7 Tage. Alles Verfügbare an Raum war vermietet, sogar viele Einzelzimmer an ganze Familien in einem Raum. Abends machten wir zusammen einen Kirchenbesuch. Das Nachtessen bestand aus kaltem Kartoffelsalat mit einer Tasse Tee.

Am andern Tag bezog ich meine Dienststelle im Büro No. 11, Strafsachen. Zwei Herren saßen hier, einer in Zivil, der andere in der Uniform eines Zollinspektors. Drei Tische, ein Schrank, eine Blumenetagere drei Stühle und verschiedene Sorten Blumenstöcke zierten den Raum. An einer Wand hing eine große Karte, mit Angabe der annektierten Gebiete Polens und die Namen der Zollaufsichtsposten. Eine Tür führte ins Zimmer nebenan. Dort saß mein Kamerad. Dort war die Kartei der Schmuggler untergebracht. Ich muss sagen sie war in einem großen Kasten fein klassiert und war sehr umfangreich von A bis Z. Von Achinowskij bis Zebrakowsky. Die polnischen Namen endigen fast alle mit kij, die Vornamen fast alle mit Laus, wie Stanislaus, Wenzeslaus, Nikolaus. Die Heiligen die auf unserem Wandkalender figurieren sind mit wenigen Ausnahmen auf dem polnischen Kalender unbekannt. Die Mädchennamen endigen fast alle mit A. Anna, Emma, Eustaschia, Appolonia, Agrippina Zawelowitsch usw. Soweit die Arbeit meines Kameraden. Ich bekam, nach Begrüßung, Anweisung von dem Herrn in Zivil, ich soll auf dem leeren Stuhl Platz nehmen. Ich tat es. Ich wurde nun Zeuge eines Zwiegespräches mit den beiden Herren über unser Land.

Der Herr Zivilist war 1914 - 1918 im Krieg durch unser Land marschiert. War in englische Gefangenschaft geraten, machte dort Bekanntschaft mit einer englischen Schullehrerin auf einem Bauernhof und wollte dort heiraten. Was dazwischen kam konnte er uns nicht mehr so genau sagen. Das Gedankengut eines Deutschen schien zu der Zeit stark begrenzt. So behaupteten sie sogar als sie in Luxemburg einmarschierten, im August 1914, sie wären in den Vorstädten von Paris. Da lasen sie irgendwo auf einer Bedürfnisanstalt die französischen Worte "Hommes et Dames" und schon trugen Briefe die Nachricht nach Hause sie wären schon in Paris. Das so nebenbei.

Die Unterhaltung der beiden Herren wurde nun unterbrochen, der Herr in Uniform verließ das Zimmer. Der Herr in Zivil öffnete den Schrank und entnahm demselben einen kleinen Volksempfänger, drehte auf Berlin und horchte den Wehrmachtsbericht. Interessanter Fliegerangriff auf Hamburg. Schwere Schlacht um Stalingrad. Heftige Nahkämpfe um El Alemein. Italienischer Vorstoß in Jugoslawien. 50000 Bruttoregistertonnen englischen Schiffsraums versenkt, usw. Soweit der Wehrmachtsbericht vom 4. November 1943. „Ob das war ist“?, sagt der Herr in Zivil. "So, nein!" Er hatte die wunde Ader in seinem Innern getroffen. Er war kein fanatischer Nazi. Er glaubte nicht mal die Hälfte von dem, was das Radio brachte.

Wir gingen dann wieder auf Zimmersuche. Erfolglos. Ich schrieb an meine Kostgeberin in Herbesthal. Meinen Lieben zu Hause hatte ich schon am ersten Tag geschrieben.

Am 5. November fiel der erste Schuss. Den ganzen Tag wieder auf Zimmersuche. Abends gingen wir jeden Tag zur Kirche, denn es war Vorweihnachtszeit und da gab es Roratemesse und Andacht. Loben besitzt 4 Kirchen. Also bestand Abwechslung genug. Es befand sich aber noch eine 5. dort, aber diese war baufällig und wurde nicht mehr besucht. Am 6. November war es Samstag. Morgens gingen wir auf Zimmersuche und nachmittags machten wir einen Spaziergang in der Umgebung der Stadt. Diese ist sehr romantisch. Grosse prächtige Waldungen, die endlos scheinen, trennen die Stadt von den umliegenden Dörfern.

Die Stadt besitzt eine große Kaserne, eine große Irrenanstalt ein Oblatenkloster mit gewaltigen Dependenzyen, was vor dem Krieg ein Seminar war, für polnische Priester, ein Arbeitsamt, ein Wirtschaftsamt, große Bauernhöfe in der Peripherie der Stadt und Wald, viel Wald, wo jeder Naturfreund auf seine Rechnung kommt. In denWäldern sind verschiedene Moore oder kleine Seen zu sehen, die noch aus der Eiszeit stammen. Damals war das große Oberschlesische Land bis weit ins polnische Land hinein Meer, das Zechsteiner Meer genannt. Heute sind noch vereinzelte Seen und Moore Überreste davon. Die Erdkruste ist alles Flößsand mit Meeresfossilien vermischt.

Auf unserm Rückzug zur Stadt fiel mein Blick auf einen freien Platz, wo ein Marterpfahl stand. Da ich erstaunt war, erklärte mein Kamerad Théo mir dass ich noch erleben werden, dass hier eines Tages ein Pole baumeln wird, der hier erhängt wurde. Da war ich aber auf einmal sprachlos. Ich fragte: "Gibt es das wirklich?" Er antwortete: O, das ist keine Seltenheit! Hier ist Feindesland, hier kannst du das Gruseln lernen." Wir gingen schweigsam zu unseren Quartieren. Am andern Tag, es war Sonntag, gingen wir zusammen in 2 Messen am Vormittag. Dann gingen wir zusammen auf Suche nach einem Speisehaus. Hotels und Restaurants waren immer überfüllt von korsettstrammen Persönlichkeiten mit gesäbeltem Auftreten. Daneben die Offiziersdame, denen man von weitem schon ansah, dass ihr Verstand und ihr Anstand eine große Lücke in der internationalen Gesellschaft markierten. Das verstehe ich überhaupt nicht, wie ein Mensch an einem so großen wahnsinnigen Fanatismus leiden kann. Da soll die Medizin einfach machtlos sein.

Bei einigen Hotels hätte man ein Schild anbringen können mit der Aufschrift: "Hier haben nur Offiziere mit ihren Damen Zutritt." So war es, im Hotel "zur stillen Klause", im "Schützenhaus" und noch andere. Man musste wenigstens eine Stunde Zeit haben um ein Kosthaus an dem Sonntagen zu finden. Alles überfüllt mit Militär und ihren Damen. Die Kantinen waren sonntags geschlossen und eine Wirtschaft ohne deutschsprachiges Personal gab es nicht mehr in der Stadt. Man musste sich also sputen.

Meine Reisemarken waren fast alle und ich musste mich umsehen. Ich ging am 10. November endlich zum Meldeamt und zum Wirtschaftsamt, mich anmelden und zum Empfang der Lebensmittelkarten. Ich schrieb einen Brief nach Hause und ging wieder auf Zimmersuche. Am 11. November endlich fand ich eine Schlafstelle bei einer polnischen Familie. Das Zimmer war klein und kalt. Eine Bettstelle ohne viel Gedeck, ein Stuhl und viel Kälte waren im Raum. 2 Türen 2 Fenster und ein Kachelofen bis an die Decke gemauert. Aber nichts für drin (zum Brennen) Ich sollte mich hier heimisch fühlen? Na, was hab ich denn verbrochen? Kann ich dafür dass Luxemburg so klein ist, dass es dem großen hungrigen Löwen nicht Widerstand leisten kann.

Also, ich wohne in einem großen Hause! Ich überzeugte mich ob die Türen sich absperren ließen, packte meinen Kram aus und legte mich. Ich durfte in aller Ruhe mein Nachtgebet verrichten. Ich schlief ein in Gedanken an die Heimat und an meine Familie. Was bietet ein fremdes Land einem Fremdling in Kriegszeiten? Nun, Gott soll mich beschützen.

Der Wecker weckte mich am 12. November in der Frühe. Alles war dunkel im Haus. Sollen denn hier keine Leute wohnen? Ohne mich viel umzusehen begab ich mich zum Amtsgebäude in die Kantine, denn dort nahm ich, mit Ausnahme der Sonntage, meine Mahlzeiten ein. Dann meldete ich meinem Bürochef ich müsste zum Wirtschaftsamt. Ich schrieb noch einmal schnell einen Brief nach Hause und nahm ihn mit zur Post. Ich ging, bekam auf dem Wirtschaftssamt einen Bestellschein für 1 Ei, besuchte noch den Kolonialwarenhändler nebenan und kaufte mir Suppenwürfel, Kaffee, Brot und beim Fleischer Schmierwurst. Diese Sachen sollten mein Abendbrot für Samstagabend sein. Ich ging dann zurück zum Amt und schaute zum Fenster hinaus auf den Hof. Da liegt die Kreisleitung, da wohnt der Herr Direktor der Irrenanstalt. Da laufen ein paar Irrsinnige im Garten, die ab und zu ein paar irrsinnige Anfälle bekommen. Da füttert eine Frau im Hof ein paar Gänse. Da liegt die Garage der Dienstwagen. Ein Beamter geht mit Spritkannen ein und aus. Da weiter versperren hohe Bäume mir die Sicht. Eintönig was? In dem Amtsgebäude waren untergebracht, die Finanz- oder Steuerverwaltung, die Zollverwaltung mit allem Drum und Dran. Das Eichamt, die verschiedenen Magazine. Ein Dépôt von beschlagnahmten Waren. Einen großen Keller als Dépôt der Wehrmacht oder Grenzschutzpolizei. Eine große Kantine mit Esszimmer und einem großen Luftschutzraum. Mächtiges Haus, mit dreidimensionalen Persönlichkeiten bewohnt. Hast du eine Ahnung, was hier ein und aus ging? Wie viel Fluch und Rache hier ausgehaucht wird? Die polnische Bevölkerung bekam von diesem Hause aus Bildung und Recht beigebracht und abgefordert.

Der deutsche Staat brauchte Geld und nochmals Geld und zahlen muss der Pole. Da regneten Steuerbescheide an die polnischen Bauern, Strafsachen an die Schwarzbrenner, Peitschenhiebe auf verstockte Sünder. Wer kann all das schildern, ohne nicht ein Stossgebet für das arme polnische Volk zu verrichten. Dass Gott ihm die Gnade der Ausdauer verleiht und nach diesem Krieg wenigstens mit Gerechtigkeit rechnen zu dürfen. O gäbe es doch bald ein Ende. Ich ging am Sonntagnachmittag meinen gewohnten Spaziergang und machte nur Charakterstudien an polnischen Passanten. Ich ging zu Frau Schranzig, die Hauswirtin meines Freundes Théo. Dort erfuhr ich, dass die Bevölkerung in 3 Kategorien eingestuft sei. Die erste sind die Deutschen, die in Polen ansässig waren, vor dem Kriege, die zweite die Polen die von deutscher Abstammung sind, aber in Polen geboren sind und die dritte, die reinrassigen Polen. Diese Stufen wurden in allen Hinsichten beibehalten. Auf den Kleiderkarten, Brotkarten, usw. Auf eine extra Zuteilung wie Eier, Orangen, Schokolade usw. hatten die reinrassigen Polen kein Recht. Gespinstwaren gab es für die Polen fast keine. In dem Generalgouvernement, das Stück Polens, das nicht von den Deutschen bewirtschaftet wurde, gab es noch ziemlich

alles, was Namen hatte. Somit entstand notgedrungener Weise ein reger Schmuggel zwischen dem besetzten Polen und dem freien Polen.

Frau Schranzig gehörte zur Kategorie 3. Aber aufgrund ihres Berufes als Hebamme gewissermaßen unentbehrlich. Sie kam und ging zu allen Leuten, ob Deutsche, Deutschsprachige oder Polen. Die Not kannte hier kein Gesetz. Sie wusste ihre Stellung auch aus zu nutzen. Ihr Mann war in Gefangenschaft. Vier Kinder zu Hause und Hunger überall Hunger. Sie kaufte Hühnerfutter bei den Bauern. Erhielt aber Brotgetreide bei den Selbstversorgern und eine zusätzliche Ration Mehl. Wenn auch nur ein Pfund. Viele Pfunde gaben eine Menge und so konnte sie ab und zu einen Mohnkuchen backen für ihre Kinder. Manchmal fiel auch ein Stück für mich ab. Die Polen sind sehr gutherzig und halten viel auf Nächstenliebe, vorausgesetzt, dass es kein Feind von Ihnen ist. Wir sind als Katholiken ja alle Kinder Gottes und so gibt der Pole, der zu 90 % katholisch ist, seinem Nächsten gerne etwas ab, wenn er es nur entbehren kann.

Sonntag den 14. November 1943. Heute ist das Fest des Hl. Stanislaus in der Oblatenkirche. Er ist der Schutzpatron der Oblaten. Um 10 Uhr morgens und um 7 Uhr abends feierliches Hochamt mit Festpredigt. Die Festpredigt bei den Oblaten war immer ein Ohrenschmaus, denn die Herren Oblatenpatres sind ganz gewandte Missionsprediger und ein Nazi hätte hier bei so einer Predigt einen ganzen Haufen Moral hinzulernen können. Rücksichtslos flossen die Worte von den Lippen des Predigers an diesem Tage. Der heilige Stanislaus habe uns viel zu sagen. Wir sollen denselben versuchen nach zu ahmen.

Am 15. November erhielt ich meine Löhnung. 100 Reichsmark. Tags darauf fiel so reichlich Schnee, wie ich ihn zu Hause nie gesehen habe. Ich bezahlte auch meine Übernachtungen im Fremdenzimmer des Zollgebäudes. 7 Reichsmark. Als Dank erhielt ich von zu Hause Butter und Käsemarken, die mich wieder ein bisschen aufmunterten. Es bestand in dieser Hinsicht immer ein Fehlbetrag in meinem Haushaltsbudget. Ich schrieb sofort einen Dankesbrief zurück. Die Arbeit in dieser Woche war ganz monoton. Überhaupt fand ich an dem ganzen Getue kein Interesse. Ich lebte und dachte nur an meine Lieben in der Heimat. Ich schrieb an Verwandt und Bekannte.

Am 22. November an die Katherinen zum Namenstag nach Herbesthal und in den Rollingergrund (die Schwester meiner Frau), auch meine so genannte Patin in Heffingen wurde nicht vergessen. Alles hatte seinen Zweck und seinen Hintergedanken. Auch meine Steuerkarte sandte ich nach dem Finanzamt Köln.

Heute bekam ich einen Bezugsschein für 10 Zentner Briketts. Ich war für eine Weile glücklich aber, wo war der Lieferant der sie liefern konnte? Ich konnte keinen finden. Alles ausverkauft. Ich lies zu gleicher Zeit meine Gemüsekarte abstempeln. Es gab ein Pfund Zwiebeln. Zwiebeln sind ein begehrenswertes Gemüse, wenn man sich erkältet hat. Am Samstag, den 27. November erhielt ich auch meine Reisekostenentschädigung 80 Reichsmark.

Am 28. war Heldengedenkfeier in der Kirche. Was wir unter Helden verstehen ist etwa anderes. Ich fühlte mich unwohl und hatte zum Wochenanfang Husten, Schnupfen und Fieber. Ich aß meine Zwiebeln und nahm beim Zubettgehen eine Bayer Kreuztablette. Ich schrieb an François (meinem Sohn) einen Brief zum Namenstag. Ich erhielt meine Löhnung 75 RM-. Ich erhielt einen Brief aus der Front von Mathias und habe auch sogleich geantwortet. Ich bin noch immer krank. Draußen liegt hoher Schnee. Die ganze Woche Stubenarrest. Am 5. Dezember war eine schöne Lichtenprozession in der Kirche. Die Oblaten Kirche liegt in einer Parkanlage, die mit hohen Eisengittern verschlossen ist. Gegenüber dem Eingang zur Kirche

liegt ein Mächtiger Felsen. In diesen Felsen ist eine Lourdesgrotte eingehauen. Das ganze gibt ein wundervolles Bild.

Am Boden ein kleiner Teich und die kleine Grotte der Bernadette und ein mächtiger Opferstein im Zentrum der Anlage. Blumenarrangements sind zu jeder Jahreszeit in der Grotte zu sehen. Hier sitzen zu jeder Zeit Dutzende polnische Frauen um zu beten. Warum? Wahrscheinlich für den gefallenen Vater oder den im KZ lebenden Sohn. Hier in Polen wird das Leid immer groß geschrieben, das bezeugen die Tränen die die Wangen der Beterinnen benetzen. Wie viel Leid so eine Mutter hat, wer kann das ermessen? Ich schreibe nach Hause und die zu Hause schreiben mir, wöchentlich zweimal. Sie klagen ihr häusliches Leid, ich klage das meine, aber es ist nicht eine Unze desjenigen der weinenden Mütter, hier in Polen.

Am. 8 Dezember ist Maria Empfängnis. Ein hohes Fest bei den Oblaten. An diesem Tag hatte ich die Gnade 5 heilige Messen zu hören und eine Abendandacht. Das Gebet allein kann mich stärken in meiner Sehnsucht nach meinen Lieben zu Hause. Es vergeht ja keinen Tag nicht einmal eine Stunde, ich möchte sagen mein Geist war und ist ständig zu Hause. Nur mein Leib ist in Polen. Das Fest des Hl. Nikolaus des Patrons der Pfarrkirche in Loben war eine Abwechslung für mich. Kirchen besuchen ist eine interessante Beschäftigung. Hier kann man Charakterstudien machen. Ich verbrachte viele Zeit in dieser Kirche. Zu Hause oder in meinem Quartier war alles kalt und eintönig. Ich klopfte an die Wohntür der Hausfrau und zahlte meine Miete. 25 Reichsmark, den Monat.

Schon einen Monat in diesem Quartier. November, Dezember, kein Funken Feuer, kein sich erbarmendes Herz. Alles öde und abgestumpft. "Danke", sagte die Hausfrau und schloss wieder die Tür. War ich ein Feind von ihnen? Es sah so aus. Es ist auch verständlich. Die Frau ist allein mit zwei Kindern. Ein Mädchen von 17 Jahren und ein Junge von 12 Jahren. Der Mann im Arbeitslager Kupfermühle als Dienstverpflichteter polnische Beamte. Ein älterer Junge in der deutschen Wehrmacht. Ein großes Haus. Alle Räume, bis auf 4 zwangs vermietet, an 7 fremde Mieter. Bäckerei mit Laden, Photograph mit Atelier. Etagenwohnungen und Kellerwohnungen. In den schönsten Zimmern hausten die Deutschen. In den Kelleräumen und Dachstuben die Polen. Ja, auf dem Dachboden hauste eine polnische Frau mit einer Geflügelfarm. Gänse und Hühner.

Durch Zufall kontrollierte ich einmal einen Wasserbehälter der unter dem Dach aufgestellt war. Dieser Behälter speiste das ganze Haus mit Trinkwasser. Eine Wasserleitung in der Stadt gibt es nicht. Nur Ziehpumpen. Solch eine Pumpe pumpt Tag und Nacht das Wasser in diesen Behälter. Ich gab mir Mühe um mit diesen Leuten Freundschaft zu schließen. Die Sache war aber noch zu jung. Abwarten denke ich und abtasten. Sind sie deutschfreundlich oder deutschfeindlich? Im letzten Falle lässt sich ja mit diesen Leuten reden. So vergehen die Tage mit Schreiben von Briefen an hin an her bis zum 21. Dezember, wo ich um 19.20 Uhr nach Hause in Urlaub fahre.

Ich habe Urlaub bis zum 7. Januar 1944. Die Reise nach Hause war eigentlich ein eindrucksvolles Ereignis. In der Nacht in fremdem Lande reisen ist immer spannend. Von Oppeln bis Berlin saßen wir zu 4 in einem WC eines Wagens auf unsern Koffern. Ein Feldwebel der als Kurier aus der Ostfront kam und zwei Damen. Bis Berlin blieben wir beisammen, dann reisten wir verschiedene Strecken weiter. Ich kam gut zu Hause an. Die Weihnachtstage 1943 verbrachte ich im Krankenzimmer und musste meinen Urlaub bis zum 15. Januar verlängern. Mit schwerem Herzen reiste ich dann zurück und am 17. Januar schrieb ich schon wieder nach Hause, dass ich gut angekommen sei. Am 19 erhielt ich wieder Löhnung und ich war wieder im alten Gleise. Fast jeden Tag schrieb ich einen Brief.

Am Samstag, den 5. Februar machten mein Freund Théo und ich einen Spaziergang in die Schneelandschaft. Mutlos und stumm marschierten wir stundenlang, ein jeder mit seinen Gedanken allein. Wir gingen an einem Forsthaus vorbei. Ein Hund bellte und die Gänse schlugen ins Zeug wie wenn wir Feinde wären. Alles das störte uns nicht. Wir gingen weiter bis dass der Tag sich zu neigen begann. Da dachten wir nun sei es weit genug. Lasst uns umkehren sonst sind wir nicht bei Tage zu Hause. Wir drehten um, gingen aber einen anderen Weg zurück. Diese führte im Zickzack durch undurchforstetes Waldgebiet. Auf einmal war es dunkel. Nur das Leuchten des Schnees ließ uns den Weg noch erkennen. War es überhaupt ein Weg oder nur ein unbepflanztes Waldstück, eine Schneise. Auf einmal hört der Weg auf. Das bedeutet: Wieder umkehren. Da springt ein Wildschwein aus dem Dickicht über die Lichtung. Hier wird es jetzt ungemütlich. Wir gingen und gingen. Da hörten wir in der Nähe Motorengeräusch. Da ist die Landstrasse. Drauf los, in diese Richtung. Bald landeten wir auf der Strasse. Ja wohin, nach rechts, oder nach links? Gegenüber, stand ein hohes Holzgerüst. Ein Ausgucksturm oder ein Schiesstand für Jäger. Wir standen da und rätselten. Da tönten Glockenschläge durch die Nacht. Horch, woher kommen die? Aus dieser Richtung, also nach links. Wir gingen nach links. Da stand ein Kilometerstein. Wir zünden ein Zündholz an und lesen "*Loben 7 Km*“. Also, marsch, marsch.

Wir hatten nichts zu versäumen, nur der Magen knurrte. Die polnische Waldluft die macht rote Backen und hungrigen Magen. Nach einer guten Stunde Marsch sahen wir wieder die ersten Lichter der Stadt. Mein Freund Théo wurde wieder ein bisschen gesprächiger. Er sagt: "So etwas geschieht uns aber nicht mehr." Es war auch ein unüberlegter Spaziergang. Der Wald in Polen ist immens groß und zu dieser Zeit wimmelte es drin von Partisanen und Freischärlern. Wie leicht hätte uns können ein Leid geschehen. Ich muss gestehen, wir hatten gute Schutzengel gehabt.

Der 6. Februar war Sonntag. Draußen Schnee und Eis. Nach den Messen und dem kargen Mittagsmahl in der "Stille Klause" gab es am Nachmittag bei Frau Schranzig allerlei Kurzweil. Abends Lichterprozession in der Oblaten Kirche. Die ganze Woche verging ohne nennenswerten Zwischenfall. Briefe schreiben. Am 11. Februar erhielt ich einen Brief aus Potsdam vom Kollegen Schwachtgen. Interessant aber noch immer aussichtslos. Ich kaufte am 14. Februar Luftpostmarken und schickte sie (für meine Sammlung) nach Hause. Am 17. Februar war eine Gründungsfeier des Oblatenordens. Dieser Orden wurde 1816 in Frankreich von einer Gruppe Adliger gegründet. Die Feier verlief feierlich aber zeitgemäß, denn auch den Oblaten fehlte es an der nötigen Schmierwurst.

Am 24. Februar feierten wir das Fest des hl Mathias. Ich schrieb an Mathias (Zeimet) an die Front. Am 26. Februar ging's wieder in den Wald. Am 29. Februar ließ ich meine Schuhe ersohlen und zahlte 4,50 RM. Im Vergleich von zu Hause billig. An diesem Tag erhielt ich Besuch von 2 Soldaten. Dieselben waren in Loben Lazarettinsassen. Der eine mit einem schweren Kopfschuss, der andere mit einem Streifschuss. Erster war aus Differdingen und der andere aus Sandweiler. Sie erzählten ihre Geschichten und wir die unsrigen. Null von Null geht auf. Leid, Elend Not. Die großen Drei, und der verdammte deutsche Gesetzgeber, der uns unter die Furtel nahm.

Am 1. März wurde mein Bürochef, der sich in der Trauer befand, versetzt. Er bekam die Nachricht, dass sein Sohn auf dem 'Felde der Ehre' gefallen sei. Er war ein Draufgänger und war erst kürzlich mit der Nahkampfspange ausgezeichnet wurden. Der Vater war untröstlich denn die Parteileitung gab nur eine Vermisstenmeldung ab. Also wurde der Vater von der Partei belogen. All Respekt für diesen Vater. Die Tränen der Trauer um seinen Sohn haben mich gerührt. Ich musste Herrn Forisch mein Beileid ausdrücken, obwohl ich gegenüber Deutschen

immer zurückhaltend war. Herr Forisch stellte das Bild seines Sohnes auf seinen Schreibtisch und so wurde er (stummer) Zeuge all unserer Gespräche und Handlungen. Er hörte mit uns das Radio ab, das Kommentieren der Sondermeldungen, die Rückschläge an den Fronten sogar das Lispeln, wenn die Meldungen des Londoner Rundfunks kommentiert wurden. Es wurde eine sechswöchige Trauer in unserm Büro gehalten und zwar in dem Stil, dass da Gebaren der deutschen Führung scharf unter die Lupe genommen wurde.

Bei Tage Briefe schreiben, abends Spaziergänge, das ging die ganze Woche so. Am 12. März war wieder eine Heldengedenkfeier. Ich besuchte 4 Messen. Ging nachmittags zu Frau Schranzig zum Kaffeekränzchen. Sie hatte einen herrlichen Mohnkuchen gebacken und ich sollte mit zu greifen. Auch der dazu gehörige Kaffeeklatsch fehlte nicht, denn sie war auf dem Laufenden von allem, was uns interessierte

Sie wusste von den Plänen des englischen Premierministers besser Bescheid als alle Deutschen in Loben zusammen. Solch fanatische Nazis glaubten an nichts in der Welt als nur an ihren Adolph. Solche Besuche bei Frau Schranzig waren immer sehr wichtig für uns. Wir gingen getröstet wieder an unsere Wochenarbeit. Am 19. März war der Tag der Wehrmacht. Alles was einen Schiessprügel handhaben konnte, war auf dem Schiesstand angetreten.

Wir beide gingen in 4 Messen und hielten uns weit vom Geschütz, denn jeder der Schießen lernen wollte, durfte sich auf dem Schiesstand melden, und zwar pflichtgemäß! Am 20. März abends war Andacht zum heiligen Josef. Mancher hatte so einen stillen Wunsch zu dem hl. Familienvater, er solle doch was weiß ich tun damit die Schweinerei in der Welt aufhören soll.

Am 24. März fuhr ich wieder in Urlaub für 7 Tage. In dieser Urlaubszeit sollte eine Wandlung der Geschichte kommen. Nein, oder war die Heimreise schon eine Wandlung. Wechseln stehend von einem Fuß auf den andern, geht es bis Berlin, In dem Schlesienbahnhof mit der Ü-Bahn nach dem Potsdamer Bahnhof. Von dort aus ab 4.00 Uhr gerade stehend von einem Bein aufs andere wechselnd, bis abends 8.00 Uhr. Dann auf dem Bahnsteig und wieder gerade stehen bis Magdeburg. Dann erst erhielt ich einen Sitzplatz und schlief bis Giessen. Dort weckte mich eine Beamtin des Zugpersonals. Umsteigen und dann bis Luxemburg. So was von Reisenden, war ja unbeschreiblich. Die einen wollten in den Osten, die andern in den Westen und über dem Ganzen Fliegeralarm. Was hatte sich nicht alles von Januar bis März in Berlin geändert. Ganze Strassen waren verschwunden. Bahnhöfe glichen einem Steinhaufen usw. und überall große Schilder: "L.S.R (Luftschutzraum) oder ACHTUNG FEIND HÖRT MIT." Lernt schnell Russisch, verdeutschte mir Frau Bittniak einmal die drei Buchstaben LSR. Zu Hause war meine liebe Frau erkrankt, sie litt an Rippenfellentzündung. Ich verlängerte mir ungewollt meinen Urlaub bis zum 24. April 1944.

Auf der Rückreise nach Loben mussten wir in Koblenz in Sicherheit gehen. Die ganze Stadt stand in Flammen. Auf einem Kirchhof krochen wir in einen Bunker, bis der Tag anbrach. In diesem Bunker lernte ich einen Herrn kennen der einen schweren Koffer bei sich hatte. Auch ein Luxemburger. Er fuhr mit bis Breslau. Unterwegs war die Strecke öfters gefährlich. Der Zug von Berlin bis Krakau war zum Bersten voll. Der Herr mit den Koffern stieg zu Breslau aus. Er stellte seine Koffer auf die Bank. Ich reichte ihm dieselben durchs Fenster hinaus. Doch da war ein Unglück geschehen. Jeder der vorbei ging blieb stehen. Es roch nach Zwetschgenbranntwein. Beim Aufstellen auf den Boden brach eine Flasche in dem Koffer und das wertvolle Wasser suchte seinen Ausweg. Schade, der Koffer war nicht dicht genug und der Inhalt der Flasche lief auf den Bahnsteig. Da dachte sicher mancher, der Mann wäre ein Krösus. Nein, wo kommt der Mann her? Wer kann sich das noch leisten? Der Zug fuhr ab.

Ich machte mir meine Gedanken. War das ein Luxemburger? Warum gab er mir nichts ab von dem Nationalgetränk? Luxemburger Quetsch! Vielleicht lerne ich den Mann noch besser kennen, wenn er ein Landsmann ist.

Ich kam mit Ach und Krach wieder in Loben an. Das Leben ging wieder seinen Weg. Am 26. April erhielt ich wieder Löhnung. 107 RM. Trennungsentschädigung 80 RM. Ich war wieder bei Kasse. Die pflichtgemäße Arbeit wurde wieder sabotiert und ich pflegte meine Privatkorrespondenz.

Die Hauptsache war. Ich hatte zu schreiben und ich war beständig an meinem Schreibtisch tätig wenn der Oberste Chef kommen sollte. Mit meinem Bürochef war ich schon so befreundet, dass dieser nicht mehr den Mut hatte mich auf meine Arbeit aufmerksam zu machen. Am 30. April war Sonntag. Ich ging mit einem Luxemburger Soldat spazieren, der hier im Lazarett war. Ich erfuhr dann seinen Namen "Barthel" hieß er. Er war 1,90 m groß und trug immer noch den Kopfverband. Er hatte immer noch an dem Kopfschuss zu leiden. In der Kirche fiel er auf durch seine Größe und seinen Kopfverband. Er erzählte mir aus den Schlachten um Radowski herum. Am 3. Mai musste ich nach Beuthen fahren um Geld ab zuholen für den Zahltag.

Es war schon so weit. Die Deutschen hatten Angst mit Geld zu reisen. Die Partisanen trieben ihr Unwesen schon auf offener Strasse. Wie leicht wäre ein Überfall möglich gewesen. Ich in meinem Zivilanzug, glich mehr einem Vagabund. Mich ließ man unbehelligt. Beuthen ist eine große Industriestadt. Ich hatte alle Mühe um hier die Bank ausfindig zu machen, die mir meinen Scheck einlösen sollte. Fragen durfte ich nicht, nur um keinen Verdacht zu erregen, dass ich mit Geld reisen täte. Ich fand die Bank, meldete mich an und nach einer Stunde sollte ich den Betrag abheben. Während dieser Zeit kabelte man bestimmt nach meiner Amtsstelle, ob ich auch der richtige Mann sei. Ich machte einen Spaziergang in die Stadt. Eines fiel mir auf. Beuthen besitzt ein großes Gefängnis, direkt an der Strasse. Eine große Ringmauer umschließt die Gebäulichkeiten. Das Gefängnis war bestimmt überfüllt. Eine große Pforte öffnete sich zufällig. Eine Gruppe Gefangener fuhr in die Stadt mit einem kleinen Karren. Im Hof wimmelte es von Sträflingen. Ich machte mir meinen Kommentar. Alles Polen? Bestimmt nicht. Schade. Es sollte doch alles Einheimische sein. Ob die es nicht verdient hätten. Ich landete glücklich mit meinen Tausendern auf unserer Amtskasse. Ich fürchtete bereits für den folgenden Monat. Ob die mich noch einmal schicken? Wir wollten abwarten. Die Post brachte mir gleich 2 Briefe von zu Hause. Der Zustand meiner Frau war schlechter. Ich konnte aber nichts tun. Mein mir zustehender Urlaub war alle.

Donnerstags den 4. Mai hatten wir Fliegeralarm so gegen 10.30 Uhr. Alles lief in den Luftschutzraum im Keller des Gebäudes. Ich muss sagen, da war alles Pikobello für den Luftschutz eingerichtet. Schade, dass es noch nicht soweit war. Bestimmt hätten die alle den Kopf verloren, denn die Bonzen die hier noch arbeiteten waren ältere Jahrgänge, die keine Ahnung hatten von Fliegerbomben. Hätten sie Aachen, Köln, Duisburg, Hamburg, Flensburg gesehen, sie hätten sich unter den Boden vergraben nur um nicht Zeuge solcher Szenen zu sein.

Ein Postbote brachte mir ein Telegramm in den Luftschutzkeller. Zu Hause soll es schlimm sein. Um 13.30 Uhr sandte ich sofort ein Telegramm zurück: "Unmöglich zu kommen." Ich hatte verstanden, dass man mich mit allen Mitteln hier herausholen wollte, aber es ging nicht.

Am Freitag erhielt ich wieder ein Telegramm: "Alles geht besser." Das war auch eine Nachricht die beruhigte. Es war eine Warnung für mich, ich sollte mich aus dem Osten retten. Die Russen seien im Anzug. Fliegeralarm. L.s.r.. Lernt schnell russisch! Kommen die Amis denn

bis hierher mit ihren Bombern? Bums, da fiel eine Bombe! Wohin? Hier ist doch keine kriegswichtige Industrie. Da sieht man diese Unmenschen! So wurde kommentiert. Es war ja ein totaler Krieg. Gänzliche Ausrottung war auf beiden Seiten die Losung. Nun, sie sollten es haben. Ganze Flugzeugschwärme flogen über die Stadt. Nichts geschah. Nur die Moral sank bis auf den Nullpunkt. So hatten wir jeden Tag Fliegeralarm bis zum 3. Juni. In der Zwischenzeit schrieb ich jeden zweiten Tag nach Hause meine Neuigkeiten. Eine Bombe fiel in ein kleines Bauerndorf.

Am 3. Juni war es Samstag. Wir machten unseren traditionellen Spaziergang in den Wald. Die Erdbeeren fangen an zu färben. Es soll interessant werden. Auch in den polnischen Wäldern hatte der Kiefernspinner sein Unwesen getrieben. Es war neben dem Kartoffelkäfer Feind No. 3. Bis in die Häuser hinein krochen die Käfer und Larven. Die Deutschen sahen sich gezwungen Bekämpfungsaktionen vor zunehmen. Mit einem zu diesem Zweck eingerichteten Flieger flog man über die Wälder und nebelte sie ein. Dieser Nebel setzte sich alsdann auf die Nadeln der Fichten und tötete den Kiefernspinner. Ein Erlass verbot bis zum 15. Juni diese benebelten Waldungen zu betreten, Beeren zu pflücken oder zu essen, Gräser zu mähen oder zu pflücken. Wir spazierten um die Irrenanstalt. Hier hatte auf einem Baumstumpf ein Storch sein Nest. Das Weibchen brütete und der Vater brachte Futter. Frösche, Eidechsen, Blindschleichen usw. Störchennester waren in dieser Gegend mehrere.

Aber dieses in der Nähe des Hauses war einzig und sehr interessant. Die Eltern spazierten mit den Gänsen auf dem Hof umher wie das Hausgeflügel. Stundenlang stand das Männchen auf dem Nest, auf einem Bein und guckte in die Landschaft. Diese Gegend war reich an Vögel. Zum Beispiel, der Kiebitz, die Rohrdommel, der Fliegenschnäpper, der Kreuzschnabel und noch andere, deren Namen mir unbekannt sind. Hier in den immens großen Tannewäldern sind wunderbare Brutstätten für diese Vögel. Hausgeflügel war reichlich in jedem Haus zu finden.

Vom Apotheker bis zum Tagelöhner. Jeder hatte seine Gänse. Wie ich schon erwähnte auch in unserem Quartier unter dem Dach bis hinaus auf die grüne Wiese, überall Gänse, Enten, Truthühner und andere Hühner. Die polnischen Gänse sind wegen ihrer Zartheit im Fleisch weltberühmt. Wie so eine polnische Gans gemästet wird ist ja interessant zu wissen. Die Jährlinge werden von Martini am 11. November eingestallt. Aus verschiedenen Sorten Getreide, wie Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Mais wird ein Mehl geschrotet. Dieses Mehl wird mit Wasser zu einem Teig geknetet, bis dass es zusammenhält. In fingerdicken Strähnen geformt und in der Ofenröhre gebacken, wie Zwieback. Nach dem Erkalten des Gebäcks wird es in Würfel von Fingerlänge gebrochen und in einer Blechdose aufbewahrt. Beim Gebrauch wird nun eine Handvoll dieser Würfel in Milch und Wasser 1 Minute eingeweicht, bis dass der Würfel glatt und glitschig wird. Nun wird die Gans, die in ihrem kleinen Stall sitzt, hervorgeholt. Die Prozedur des Fütterers beginnt. Man nimmt die Gans zwischen die Beine. Mit der linken Hand sperrt man den Schnabel auf und mit der rechten drückt man die schmierigen fingerlangen Brotstückchen in den Schlund und dies, solange bis kein Stück mehr hinunter will. Das Schlucken, das besorgt die Gans automatisch, sobald der Schlund oder Hals voll ist und sie nach Luft schnappen muss. Diese Prozedur wird alle 3 Stunden vorgenommen. In einem Monat ist die Gans nun speckfett und zart, eben wie eine polnische Gans!! Sagt ein Sprichwort. Das Essen zu Weihnachten ist ein Nationalgericht: "Kartoffelklöße mit gebratener Gans. Alles fein soll das sein. In Friedenszeiten ist Polen sogar auf Export nach fremden Ländern eingestellt. Doch wir stehen mitten drin im Krieg, nur heute hatten wir keinen Alarm und wir fanden es ganz komisch.

Am 6. Juni in aller Frühe meldete der Wehrmachtsbericht die Amerikaner seien an der Westküste Frankreichs in der Normandie gelandet. Unter schweren Verlusten natürlich. Ich hörte auch bald eine andere Meldung die das Gegenteil behauptete. Ich war beruhigt und war ein bisschen munterer geworden, denn nun rückt der Tag der Befreiung immer näher. Meinen Bürochef habe ich soweit dressiert, dass er mir jeden Montag ein Stück Mohnkuchen und die Nachrichten des Londoner Rundfunks mitbringt. Er fährt jeden Samstagmittag zu seiner Familie nach Kreuzburg und kommt am Montag wieder. Ein Plauderstündchen um 9.00 Uhr beim Kaffee trinken war nebenbei so eine kleine Reportage mit Mohnkuchen. Der Mann wusste nicht dass ich Kontakt hatte mit der polnischen Resistenz. Ein polnischer Feldwebel, der jeden Abend den Schwarzsender hörte, gab mir immer die letzten Neuigkeiten. Diese Neuigkeiten waren mir eine wichtige moralische Stütze.

Am 20. Juni am Feste Peter und Paul gingen Théo und ich zur Abendmesse. Es war ganz feierlich und die Predigt war ganz auf die Papstfeier zugeschnitten. Auf diesen Felsen will ich meine Kirch bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen, soweit das Festevangelium des heutigen Tages.

Der Schwarzsender meldete von einem Versuch der obersten Wehrmachtsoffiziere Hitler zu stürzen. Wenn dem so ist. Ob sie Erfolg haben?

Am 1. Juli 1944. Samstag. Heute war Schlussfeier einer organisierten Luftschutzwoche. Ich schicke meinen 30. Brief nach Hause und machte meinen gewohnten Spaziergang mit Théo. Diesmal in den Beerenwald. Loben könnte fast behaupten sie hätten das Monopol an Waldbeeren. Was da alles an Beeren wächst geht nicht alles in einen Güterwagen (Zug) mit hundert und zwanzig Achsen. Lege dich hin und esse, esse! Hier ließ der Herrgott reichlich wachsen: Blaubeeren, Erdbeeren, Moosbeeren, Preiselbeeren, Himbeeren, Schwarzbeeren usw. Wieder, bis in die Nacht hinein, aßen wir und pflückten wir Beeren. "Einmal wieder satt" sagten wir, als wir nach Hause gingen.

Fragment

Aus de Breiwer un seng Frâ

.... Ech hätt iech se jo gären hémgescheckt. Ech kann der elo all Dâg hei iessen, wann ech well. Awer wann e Bréif schon 6 Dég brauch, wievill Zeit breicht dann en Emer Môlbier. Se wieren jo all bratsch, ir se hémkéimen. Ech lôssen engem aneren se erem.Du brauchs mir neischt mat ze schecken. Wanns du eppes zefill hues, dann iess et oder versuergt et bis méi spéit. Ech sinn dës ganze Mount neischt nei'deg. Onst Kaschthaus ass elo besser gin. Mir hun dat göschter gesin. Et ass en anere Regim. Deng Tubakskaart kanns de mir jo schecken, awer wann ech et net hun, et gét och ganz gudd ouni. Ech sin elo esou weit, mat dém Wéinegsten sinn ech zefridden. Et ass an déne leschten Dég esou vill geschitt et kann én net alles soen. Awer mir hoffen alleguer, dat de Krich det Jôer un d'Enn gét. An dann kommen mir jo selbstverständlech och erem hém. Gewess den Hagebuttentéi dén ass gudd och de Kâtzeschwanz ower et muss én en drenken. Et ass net genug wann é wéss wat gudd ass, et muss én et och dréinken oder mâchen. Ech wéss z.B. dat et gudd ass all Muerend eng veirel Stonn ze turnen. Ech mâchen dat och. Ann dann sech mat kâl Wâsser de Kierper ofreiwen. Ech mâchen dât och. Dat t'Râchen ongesond ass, duerfir sou we'neg wéi méiglech, dat fill Iessen schiedlech ass, duerfir net méi esou fill, an dann de Kierper ofhärde wéi e kann. Ech machen dat och. Esou geseis de Billa, a wann ech dann t'Gleck hun fir bei dech hém ze kommen, da kënns de mech....

Albert

Briefe - Fragmente

... frei. Et kann én elo erem dra goen. An elo sin Molbier ereischt séiss. Ech gin de Metteg môl erem kucken, an och no de Pilzen. Et soll der esou vill sin det Joer. Ech muss un allerhand denken, soss verlangeren ech ze fill. Wir et dach nemmen émol um Änn. Et wuer elo bâl esou weit, awer et ass fehl geschlôhen. Et muss én elo denken. Et dauert erem e Joer méi....

(Hinweis auf das Attentat auf Adolf Hitler)

Am 4. Juli musste ich wieder nach Beuthen zum Geld holen. Diesmal war ich schneller. Ich hörte auch eine gute Nachricht. Minsk sei gefallen.

Am Freitag, den 14. Juli wurde mein Freund Théo nach Auschwitz in den Arbeitsdienst versetzt. Nun bin ich allein und weit und breit kein Landsmann. Nur die zwei Soldaten. Ich wusste dass verschiedene Luxemburger in Polen waren aber zu weit von mir weg. Ich kenne nur die Namen und ihren Standort. Juckem in Lazy Warthenau, Krack in Warthenau. Jungers in Koschitin, Stirn in Pauki, Royer in Blechhammer, Schroeder in Zombkowitz, Chenaux in Sossnowitz. Einmal waren Chenaux und Jungers zu Besuch bei mir. Dann sah und hörte ich nichts mehr von ihnen.

Am Sonntag, den 16. Juli ging ich in drei Messen und betete für meine Lieben zu Hause und für meinen Freund Théo Weimer (?). Ich hatte Sehnsucht nach Hause, nach meinen Lieben nach meiner Heimat. Ich ging in den Wald und pflückte Blumen, hielt den Strauss gegen Westen und sprach folgenden Reim:

"Ich hab' ein Blümlein dir gepflückt,
Hab an mein Herz sie dann gedrückt,
Ich wollt grade an dich denken
Um dir dies Blümelein zu schenken."

Diese Zeilen wurden dann zum Gedicht in Luxemburger Dialekt verlängert.

Eng Blimmchen

Ech hun eng Blimmchen Dir gepleckt.
Hun sie un t'Härz mer du gedreckt,
Ech muss grad un Dech denken.
Ech well dei Blum Dir schenken.

Dei Blimmchen sét ech hun Dech gieren,
Du kanns mer dat dach net verwieren
Sie soll dir sôn dat ech Dir trei
Wei t'Blimmchen och wiest all Joers nei.

Leiw Blimmchen nun, du wés Beschéd.
Geih mat dem Breifchen zum Gelét.
A lâacht der Mamm hirt Härz elo schein
An blenkt an hierem An eng Trein.

Leiw Blimmchen drechen Du déi Trein
Mâch du der Mamm, den Dâg mei schein.
Fleit och eng Bei dir op t'Gesicht
Du schleiss s'och net mat enger Fliecht.

Lublinitz den 22. Juli 1944.

Einen Stoßseufzer blies ich in den Wind. Wo die Sonne untergeht. Ja, da ist meine Heimat. Leise schreite ich zur Stadt zurück. Sie ist mir so fremd. Aus dem kleinen Bach, der die Stadt durchquert strömt stinkige Luft mir ins Gesicht. Moderduft. Ich ging auf mein Zimmer, nahm ein Buch und las ein paar Zeilen. Das Buch, das mir in die Hände kam war sehr interessant. Ich freute mich auf eine freie Stunde zum Lesen. Es behandelte die "Fürstin von Pless". Die Fürstin von Pless war eine geborene Engländerin und spielte im ersten Krieg eine wichtige Rolle. Ihr Schloss war das Absteigquartier des Kaisers Wilhelm und auch Hauptquartier in Kriegszeiten als Deutschland mit Russland im Krieg stand 1914-1918. Später wurde sie als englische Spionin verdächtigt. Sie meldete sich zum Roten Kreuz, zog mit ins Feld, verband viele Wunden und im Verein mit ihrem Gemahl dem Herrn Fürst von Pless tat sie für das ganze Gebiet um Pless herum wahre Wohltaten. Sie machte Hunderte Quadratkilometer Sumpfland urbar, durch Kanalisierungen. Wie ich schon erwähnt habe, war die ganze Gegend das frühere Zechstein -Meer. Überreste dieses Meeres zeugten die vielen Moore und Teiche. Die Fürstin von Pless zu Kanäle durch diese Gebiete und führte die Gewässer in die nahe gelegene Neiße. Die Moore trockneten mit den Jahren aus und es entstand urbares Waldland. Dieser wurde angepflanzt mit Nadelhölzern, Birken, Erlen, Ulmen, Eichen und verschiedenen Sorten Unterholz. Die durch die Wälder gezogenen Kanäle führten ein helles klares Wasser und dieses war belebt mit Forellen alle Größen. Eine besondere Augenweide war das in diesen Wäldern lebende Wild. Alle Polen wissen dieser Fürstin ihren Dank zu zeugen. Ich fand durch Zufall diese Bücher im Bücherschrank des Hausmeisters. Ich musste umziehen im selben Haus.

Warschau war zum Schlachtfeld geworden. Viele Reichsdeutsche, die sich in Warschau angesiedelt hatten, werden wieder westlich evakuiert. Ich musste mein Zimmer für eine Familie räumen. Eine Frau mit zwei Kindern. Ich zog nun nebenan in die gute Stube des Hausmeisters und schlug dort mein Wigwam auf. Das Mobiliar dieser Stube bestand aus einem älteren Piano, einem schweren Eichentisch, einem schweren Kronleuchter, einem Bücherschrank mit mehreren Büchern, meistens polnische Schriftsteller.

Ein Band von Oscar Wilde, ein weiterer von Adalbert Stifter und mehrere broschierte Schriften neueren Datums. Hier standen auch die 2 Bände "die Fürstin von Pless". Sie wurden mir zum Zeitvertreib. In der Ecke stand mein Bett, vielmehr meine Schlafgelegenheit. Eine eiserne Bettstelle mit zwei Ressortstücke, aus gepolsterten Drähten zusammengesetzt. 2 Leintücher, die ich von zu Hause mitgebracht hatte und ein Federdiwan mit polnischen Gänsefedern gefüllt. Daneben ein Nachttisch mit einer Waschschüssel darauf. Wenn es draußen an meinen freien Stunden regnete, saß ich hier in diesem Raume mir die Langeweile zu vertreiben. Entweder las ich in den Büchern oder ich stopfte mir meine Strümpfe, die verwundet waren. Das Garn dazu musste ich auf Bezugschein kaufen gehen. Meine Wäsche besorgte mir eine arme Polin, außerhalb der Stadt wohnend. Aus dem Zimmer führten 3 Türen in die Nebengemächer. Eine war zugenagelt. Sie führt zu der Frau mit den 2 Kindern. Die zweite in einen Hall und die dritte in das Schlafzimmer des Hauseigentümers. Hier gingen diese in ihre Stube, die mir zum Schlafzimmer diente, wenn sie Piano spielen wollten oder wenn sie studieren wollten. Das Mädchen, oder die Tochter des Hauses besuchte die Fortbildungsschule. Der kleine Bube ging noch in die Hauptschule, wie sie bei den Deutschen genannt wurde. Meistens aber

war ich allein und von dem Hauseigentümer gehasst und gemieden, weil ich bei den Deutschen arbeitete.

In dem Büro war ich vom 25. Juli auch allein. Mein Chef war in Urlaub und der Ersatzmann war Ortsgruppenleiter, SA-Mann, Inspektor und alles, nur nichts was seinen Beruf anbelangte. Wir sprachen sehr wenig. Er hatte ein Tagebuch geschrieben von seinem Marsch nach Stalingrad und zurück. Er gab mir dasselbe zum Lesen. Ein Nazityp erster Klasse. Weltanschaulich gesehen war dieses Tagebuch eine Schande der Moral. Hoffentlich kommt es nicht an die Öffentlichkeit. Mancher Leser könnte vor Wut und Ärger sterben.

Am 26. Juli feierte ich das Fest der heiligen Anna. Ich kauft mir ein Körbchen Heidelbeeren für 4 Mark und ließ mir dieselben gut schmecken.

Am 29. Juli erhielt ich einen Brief von meinem Neffen Mathias, der in der deutschen Wehrmacht in Allenstein Ostpreußen lag. Tags darauf erhielt ich auch einen Brief von meinem Freund Théo aus Auschwitz. Ich besuchte an diesem Tag wieder drei Messen und die folgende Woche verbrachte ich mit Schreiben nach Hause und an die Bekannten.

Am Freitag, den 11. August hatten wir wieder Fliegeralarm. Ich schickte meinen 50. Brief nach Hause. Die Zeit vergeht langweilig bis zum 23. August an dem Paris von den Alliierten befreit wird. Da kommt ein bisschen Zug in die Geschichte.

Am 24. August fällt Rumänien von Deutschland ab. Ich erkrankte an einem Darmleiden. Ich schrieb wahrscheinlich meinen letzten Brief, den 59. nach Hause.

Am 27. August besuchte ich die heilige Messe am Abend und ging zur Ruhe. Wir hatten wieder 2 Tage Alarm. Ich erhielt einen Brief von zu Hause und sandte den 60. ab. Mein Freund Théo schreibt von totalem Einsatz. Ich erhielt am 4. September den 57. Brief. Ich schrieb den 63.

Am 5. September hielten keine Deutschen mich mehr im Büro. Ich täuschte vor Einkäufe besorgen zu müssen und kroch unter eine Decke in meinem Zimmer und hörte den Londoner Sender. Daheim flatterten die Fahnen der Befreiung. Mir liefen die Tränen aus den Augen vor Freude. Der Prinz von Luxemburg hielt seinen Einzug in Rodingen in seine Luxemburger Heimat (Anm. der Redaktion: in Wirklichkeit kam er über Petingen nach Hause. Der Luxemburger Gauleiter hatte das Weite gesucht. Nun standen mir traurige Stunden bevor. Die Heimat war trotzdem in Gefahr. Die Post von Hause blieb aus und was soll ich tun? Abwarten. Der Urlaub wurde gesperrt. Der Westen marschiert nach Osten und der Osten nach dem Westen. Es heißt nun totaler Einsatz.

Am 13. August (September?) musste ich mit zum Schanzen gehen, nach Woischnik. Um 5 Uhr morgens früh fuhren wir auf dem Bahnhof Loben ab. Um 9 waren wir auf dem Gelände. Ungefähr 6000 Menschen. 3 Züge voll, geladen mit Schippe und Spaten. Nun in Reih und Glied und dann rein in den Boden. Laufgräben und Tankfallen mussten im Eiltempo errichtet werden, denn die Russen kamen von Osten her im Laufschritt. Die Organisation war schlecht und die Verpflegung gleich null. Abends 8 Uhr fuhren wir wieder zur Stadt zurück. Bedreckst und bekleckst von der nassen Erde und keine ganzen Schuhe und Kleider. So sollten wir Turnusweise im Feld zum totalen Einsatz. Was ist denn in der Welt los? Die Nazis sprechen von einer Absetzung auf der ganzen Linie. Zugleich aber von dem Grossen Erfolgen des V1 und V2 Propaganda, Propaganda. Ich hörte am Sender dass Prinz Félix und Jhang ihren Einzug in Luxemburg hielten. Dass in Holland grosses Chaos herrsche. Am 20. August (September?),

erhielt ich Besuch von den 2 Luxemburger Gendarmen Krak und Jungers. Sie waren bei mir auf dem Büro.

Am 26. August (September?) regnete es. Wir mussten Schanzen gehen. Nass und kalt komme ich zurück. Ich schrieb ein Gedicht über dieses Schanzen in der Heimatsprache.

Polnische Frauen müssen in den Einsatz um Schützengräben auszuheben.
Das geschah unter seiner Leitung

Et get schanzen

De Wecker rabbelt mueres fréih
Gedecks vum Bett flitt ausernén
T'Ganzt Haus ass op de Bén
T'klengt Köndchen simmert an der Wéi.

Gerappt, gerôst get do mam Stocher
T'Feier wellt net richteg brennen
T'Leit op Gare schon dichteg rennen
De Kaffi bruzelt lues am Kocher.

All Mönsch am Duerf ass wéi gejôt
Vum Biergerméschter bis zum Bued
Alles greift verzeckt zum Spued
Kleng a Grouss, am ganzen Stôt.

T'Eisebunn ass iwerlueden
Mat Mann a Frâ, Grouspapp a Kand

Et dreift (ons all) un t'Grenz vum Land
Et soll ké Feind ons schueden.

Mat Spueden, Pick a Schöppen
Am Zickzack get t'Gewânn durchgrueft
Vum Virarbechter gelueft
Get Eintopf an och t'Kaffisdöppen.

Brecht un der Dag et get gejuxt
Well muncherén ass löschteg
Ze schaffe wéi e Ries e bröscht sech
An owes gett sech net gemukst.

Durch Felder, Wiesen Hecken
Um Leif dén âlste Fuedem
Alles gruewt sech an de Buedem
Et mengt én t'wîren lauter Gecken.

Dat alles machen sie freiwëlleg
Wa muncherén én héiert
Dach gin si all dohin geféiert
A bleiwen och all Äntwert schölleg

Et get geschaftt de ganze Dâg
De Kierper schwâch vun Angst an Nout
Well gies get möschtens dreche Brout
Well dât verlangt t'politesch Lâg.

O Vollek siew dach méi gescheit
Loss dach emol dech beleiren
Wuer wärt dech dese Misère féieren?
Glecklech, dén sech scho befreit!

26.9.1944

Die Tage verliefen unfreundlich. Am 2. September erhielt ich Proviant in Rauchwaren. Ich schickte Mathias Zigaretten. Am 3. wieder Schanzen. Am 7. September hatten wir zur Abwechslung abends Alarm von 7 bis 9 Uhr. Sonntag den 8. Schanzen. Einen Brief von Auschwitz erhalten. Sonntag den 15. September lernte ich einen orthodoxischen Priester kennen. Wir sahen uns jeden Sonntag in der Messe. Wir grüßten uns gegenseitig, aber nie kam es zu einem Kontakt. Heute trat der Herr zu mir und lud mich ein mit ihm zu Mittag zu speisen. Im Schützenhaus. Er wollte die Lebensmittelmarken stellen. Er erzählte mir aus seiner Heimat, von seinen Studien in Moskau, Prag, Krakau usw. Er war Professor der Theologie und hatte in Prag auf der Universität studiert. Machte Studienreisen nach Wien, Budapest, Berlin, Warschau, Moskau. Er erzählte mir dass Moskau 1600 Kirchen hätte und nur eine sei katholisch. Die Handlungen des Orthodoxischen Ritus seien dieselben wie im katholischen nur sei ein großer Unterschied in der Führung. Die Orthodoxen nehmen ihre Direktiven nicht von Rom. Sie haben einen Patriarchen als Oberhaupt. Dieser Patriarch verordnet die Ernennungen im Klerus. Ich fragte ihn über die Gehälter ihres Standes: "Ich war vor dem Kriege Pfarrer in einem Sprengel an der rumänischen Grenze. Es war ein kleines Dorf. Die Pfarrei begriff mehrere solcher Dörfer, der Pfarrer bezieht eigentlich kein Gehalt. Ist in der Pfarrei eine Industrie, so hat er prozentualen Anteil an der Industrie. Fehlt dieser aber ganz und ist der Sprengel Agrarland, so bekommt der Pfarrer ein, seiner Anzahl Einwohner entsprechendes Stück Land zugesprochen und er darf Schafzucht oder Rinderzucht betreiben. Ist das Gebiet waldreich, darf er sich dem Holzhandel widmen. Es ist so berechnet, dass der Pfarrer mit seiner Haushälterin in bescheidenen Verhältnissen leben kann."

Auf meine Frage wie der Text ihrer Messe sei, nahm er mich mit auf sein Zimmer und zeigte mir sein Brevier, erklärte mir die Handlungen der Messe, der Sakramente und als Gastgeber bot er mir eine Prise russischen Tabaks an. Ich muss bemerken der Herr war auf höchster Ebene gebildet, gelehrt und hatte vor allem Welterfahrung. Ich verabschiedete mich von ihm bis zur nächsten Gelegenheit. Von diesem Herrn hatte ich Respekt und Ehrfurcht. Über seine Arbeit in Loben war ich im Bilde. Arbeitsdienstverpflichtet. Er saß im Wirtschaftsamt und gab Lebensmittelkarten an die Selbstversorger. Jeden Tag begegnete ich dem hohen Herrn in seiner hohen runden Astrakan - Pelzmütze, wenn er zur Kirche ging. Er durfte nicht mehr als Priester praktizieren. Er war ein Arbeiter aber ein Theologieprofessor von Beruf.

Ich schrieb wieder zwei Briefe an meinen Neffen und schickte ihm Liebesgaben ins Feld. Am Freitag, den 20. Oktober 15.30 ist Aachen gefallen. Jetzt wälzt sich die Westfront in das deutsche Reich hinein. In der Stadt Loben findet am 21. Oktober eine große Kundgebung statt. Sieg Heil, Sieg Heil, war das Schlusswort. Wohl dem der es glaubte. Zweimal in der Woche gingen wir schanzen. Einerlei wie das Wetter war. Ich war am 22. Oktober unwohl und blieb zu Hause. Die Sabotage der polnischen Bevölkerung bei den Schanzarbeiten ist mir aufgefallen. Ich war von diesem Fieber ergriffen und handelte demnach. Ich arbeitete unter der Bedingung, wenn es gutes Wetter war. Am 28. Oktober bekam ich Besuch von Gendarm Jungers. Er erzählte mir von der polnischen Resistenz in den Dörfern. Am 20. Oktober feierten wir das Christkönigsfest. Christus mein König, sangen wir in der Kirche mit voller Kehle. Am Tage darauf wurde der Volkssturm zusammengestellt. Alles bis 60 Jahre das noch gehen und schießen konnte musste zur Waffe greifen. Meine letzten Briefe die ich nach Hause geschickt hatte kommen unzustellbar zurück an den Absender. Ich denke nun ist es soweit. Wie steht es mit deiner Familie? Lebt sie oder ist sie gefallen? Ich werde von allen bekannten mit Briefen überhäuft. Da bekomme ich gleich drei. Von Neffe Mathias, Paul und Freund Théo. Alle drei beantwortet und dann feiern wir Allerseelen.

Am 3. November schrieb Kollege Chenaux mir, am 4. hatte ich Besuch von Freund Théo. Am 6. Brief von Mathias, am 7. Schanzen, am 8. Brief von Mathias usw. Am 8. Präsidentenwahl

in Amerika. Alles beim alten. Roosevelt wird die Karre schon schmeißen. Briefe regneten mir ins Haus. Jeden Tag. Was bedeutet das alles? Kann man in seinem Leben so viel schreiben und demnach handeln. Lieber Oheim, lieber Oheim! Das ist die Stimme eines Frontkämpfers. Lieber Freund, lieber Freund, das ist der Ruf eines Kollegen. Lieber Neffe und lieber Freund so rufe ich an alle die mich kennen und mir schreiben.

War es ein Trost, war es aus Mitleid? Ich weiß es nicht. Doch Sterbende rufen zu Gott, einmal, zehnmal, hundertmal am Tage: "Herr hilf mir, ich gehe zugrunde." Das Schreiben unter uns war dasselbe Rufen, dasselbe Bitten. Rettung vor dem unbekannten Schicksal der Ostfront die immer näher an uns heranrollte.

Am 12. November Fest des hl. Stanislaus. Ich ging zum Sakramentsempfang und bete für alle Bekannten und Verwandten. Der Wochenanfang stand im Zeichen der allerletzten Wohltat an Mathias. Ich sandte ihm einen Rosenkranz, ein Heiligenbild und Zigaretten.

Am 15. gingen wir schanzen und zum Zeichen des Andenkens an diese Zeit machten die polnischen Weiber ein Photo von unserer Equipe. Wir verstanden uns großartig. Eine Kameradschaft die ihresgleichen sucht. Wenn ich ins Feld kam, fragten die Weiber alle aus meiner Equipe: "Vati, hast du genug zum Essen."? Wenn nicht bekam ich von dem Ihrigen, bis dass es langte. Das Benehmen der Polinnen mir gegenüber war vorbildlich und mir klopfte das Herz aus Dankbarkeit immer schneller, wenn ich an diese Zeit denke. Meiner Hausfrau muss ich hier besonders gedenken. Sie kochte mir schon in aller Frühe warmen Kaffee mit einigen brauchbaren Zutaten, bevor ich ausging. Das waren entweder eine Schüssel Reis oder Haferflocken. Mein Dank allen, die mir gutes taten, war mein Gebet. Etwas anderes als Entgelt hatte ich nicht. Also gebe Gott ihnen reichen Segen für die mir erwiesene Güte.

Am 19. November rückten wir zum letzten Mal in die Gräben. Es regnete und schneite als wir nach Woischnik kamen. Es war kaum denkbar in die Gräben zu steigen, Fußhoher Schnee, Regen, Schnee und Wasser in den Gräben. Wer soll uns da zumuten hier zu graben. Da eine weitere Arbeit aussichtslos schien rückten wir wieder ins Dorf zurück in eine Wirtschaft. Hier hatte die Organisationsleitung einen Eintopf organisiert mit etwas Freibier und Tanz für die Jugend als Abschiedsfeier. Von den 6000 Schafferinnen des ersten Tages war die Zahl auf 70 zusammen geschrumpft. Sabotage, sogar beim Eintopf und bei der Musik. Als wir nach Hause fuhren, es war gegen 8.00 Uhr abends und schwarzdunkel, wurden wir beim Durchqueren eines Waldes mit einem Steinhagel bombardiert. Mehrer Fensterscheiden des Zuges gingen in Trümmer und mancher trug Schnittwunden davon. Ich hatte jedes Mal mit solchen Angriffen von Seiten der Resistenz gewartet und bezog immer einen Platz in Deckung.

Wenn die Zeit im Zuge uns langweilte, wurde gesungen und gespielt. Aus Freude? O nein, nur um in Bewegung zu bleiben, denn es war oft furchtbar kalt in den Wagen. Abends wenn es dunkel wurde, so gegen 5 Uhr im November stiegen wir ein in die Wagen. Es war keine Maschine fällig bis gegen 8.00 Uhr, die uns nach Hause führte. Zu Fuß? O nein 60 Kilometer. Danke. Also, Kälte, Hunger und Frost waren unser Los. Die Füße starr, der Magen leer, das Herz im Blut und auf der Zunge einen Fluch gegen die Organisatoren solcher Zustände. Ich brachte diese letzte Fahrt zu Papier und schrieb wieder an 4 Stellen. Mathias, Théo, Chenaux und an das Rote Kreuz um Auskunft über meine Familie zu Hause zu erhalten. Die Abschiedfeier beim Schanzen sollte auch im engsten Kreis der Equipe gefeiert werden. Ich gab ein paar Marken ab um Mehl zu kaufen für den benötigten Kuchen. Abends war nun Festessen. Gänsebraten, Wurst, Kartoffeln und Kuchen verschiedener Sorte. Das Getränk dazu war Rotwein und Wodka.

Ein deutscher, der Herr Ortsgruppenleiter, der bei mir auf dem Büro tätig war, war auch eingeladen und zwar war er schon fest angeheitert als er ankam. Während dem Essen war Gesprächstoff das Schanzen und seinen Zweck. Die Art und Weise der Russen im Kampf. Die Front im November usw. . Er, der Herr Ortsgruppenleiter, ließ seiner Zunge freien Lauf und erzählte, dass er in Neurubin bei Berlin eine Frau und 2 Kinder hätte und wenn es sollte soweit kommen dass die Russen in Deutschland einrücken, dann würde er selbst seine Frau und seine Kinder erschießen und dann sich. Er könnte nicht wieder die Gewalttaten sehen, die Russen den Deutschen als Entgelt für die ihrigen geben würden. O weh, o weh stöhnte er noch, dann sank er ohnmächtig in einen Stuhl. Der Wodka hatte ihm die Zunge gelähmt und er versank in einen tiefen Schlaf. Am frühen Morgen erwachte ihn der Hausmeister aus dem Lehnstuhl. Soweit war es schon. Alles was in gehobener Stellung war und hinter die Kulissen sah, fing an dem Sieg zu zweifeln.

Am 23. November bekam ich Besuch von Chenaux. Wir besprachen einen Fluchtversuch. Alles aber war aussichtslos, da die Front im Westen bereits zu weit im Reich sei.

Am 26. November besuchte ich wieder meinen Freund Professor. Wir diskutierten über Kirchenkunst und Baustil. Er bat mich um eine Liebesgabe in Gestalt von einer Flasche Wodka, die ich ihm für Weihnachten besorgen soll. Ich versprach es, konnte es aber nicht versichern.

Am 2. Dezember erhielt ich einen Brief aus Potsdam von einem Freunden Jacoby Ed.

Am 8. Dezember schrieb Herr Alphonse Wilwers aus Weinböhla in Sachsen mir... nur nicht den Mut sinken lassen. Er gab mir gute Nachrichten. Zur Feier des Tages kaufte ich mir ein Pfund Makkaroni und eine Schweinekotelett und aß mich wieder einmal satt.

In meinem Zimmer habe ich einen Gast versteckt. Ein Pole. Er ist Flüchtling. Er kommt aus dem Gefängnis von Warschau. Die Gestapo sucht nach ihm. Er ist unter meiner Obhut. Von Beruf ist er Buchhändler und seine Familie wohnt am Ausgang der Stadt. Frau mit zwei Kindern. Abends, wenn es dunkel wird, schleichen die Mutter und die Kinder zu ihrem Vater in mein Zimmer. Sie planen und beratschlagen auf Polnisch was zu tun sei. Alles geht auf Pantoffeln. Leise, leise, der Feind hört mit.

Die Tochter meiner Hausfrau ist zum Arbeitsdienst nach Hamburg. Sie ist nun mit ihrem Sohn allein. Sie sucht sich Trost bei mir und ladet mich öfters ein, zu einem Plauderstündchen. Sie hängt den Adventskranz im Zimmer auf, ich muss ihn bewundern kommen. Gelegenheit zu einem kleinen Plausch. Ein bisschen Wärme für meine kalten Glieder, denn ich hatte noch immer kein Feuer im Zimmer. Heizmaterial kriegswichtig und rar. Obschon die ganze oberschlesische Landschaft das größte Kohlenbecken Polens ist. Das ausgetrocknete Pechsteinmeer ist ein Kohlengebiet ersten Ranges und vor dem Krieg standen in jedem polnischen Zimmer bis unter die Decke gebaute Kachelöfen unter Feuer. Kohlen spottbillig.

Die Frau des Hauses brachte das Gespräch auf meine Frau und meine Kinder und sagte sie wäre nach Blochstädt hamstern gewesen. Hätte dort die Bekanntschaft einer Kartenschlägerin gemacht und dieselbe über den Verbleib ihres Sohnes gefragt, der vermisst gemeldet war. Die Kartenschlägerin hätte ihr versichert, dass ihr Sohn in einer Schlacht in Albanien verwundet wurde und in Italien in einem Lazarett liege. Unglaublich, doch die Frau glaubte in ihrem Leid. Als ihr Mann am Sonntag zu Besuch kam, erzählte sie ihm die Geschichte. Die Polen sind überzeugte Katholiken, haben aber für solche religionswidrigen Geschichten eine schwache Seite. Sie glauben nicht fest daran, zweifeln aber an der Richtigkeit. Es entspann sich zwi-

schen Mann und Frau ein kleiner Wortwechsel. Nur wegen der Kartenschlägerin. Das so nebenbei. Die Frau erzählte mir das und bat mich zur gleichen Zeit um ein Bild von meinen Lieben zu Hause. Ich konnte ihr den Gefallen tun. Da stand nichts im Spiel. Vielleicht fällt eine interessante Nachricht heraus. Solche Weiber sind in Polen nicht in der Einzahl und was wichtig ist nicht nur im Krieg. Da möchte jeder gerne etwas von seinen Verwandten im Felde hören. Ob es richtig oder falsch ist. Die Kartenschlägerin in Blochstädt hatte einen besonderen Ruf. Sie behauptet z.B. dass der Führer im Mai 1945 sein Leben lassen täte, dass dann der Krieg zu Ende sei und noch vieles andere. Diese Aussagen erregten Aufsehen unter der Bevölkerung und die Gestapo interessierten sich für die Dame. Sie stand nun unter Polizeiaufsicht.

Ich zog mich zurück in mein Zimmer, verzehrte die Überreste meines St. Nikolausgebäcks und schrieb wieder Briefe. Die Geschichte der Fürstin von Pless ist zu Ende. Wahrscheinlich nimmt bald Stalin Quartier im Schloss von Pless.

Am 13. Dezember erhielt ich Liebesgaben von der Verwaltung. 100 Zigaretten, 15 Zigarren, 2 Pakete Tabak, 2 Pakete Kakao, 1 halben Liter Wodka, 1 Liter Wein, 1 Paket Waschpulver, 1 Stück Wäscheseife, 5 Rippen Schokolade, Punkt. Für 27 RM. Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit darf ich singen. Jetzt kann Weihnachten kommen. Ich kann mein Versprechen beim Herrn Professor erfüllen. Die Flasche Wodka ist verkäuflich mit Zinsen!

Ich erhielt einen Brief von Herrn Wilwers mit neuen Adressen. Einen Brief von Jacoby Ed., einen von Mathias bekommen. Mathias erhielt die fünfzehnte Antwort.

Bis zum 19. Dezember jeden Tag Fliegeralarm.

Am 18. Dezember begann die Rundstedt Offensive in der Heimat. Nun musste ich jeden Tag den Horchposten aufsuchen. Mein Chef kommt ins Büro am Morgen und sagte: "Grüß Gott, Kamerad!"

Am 19. Dezember morgens war das Begräbnis von 2 Zöllnern, die von der polnischen Resistenz in der Nacht auf ihrem Posten umgelegt wurden. Der letzte Gruß übers Grab: "Lebet wohl in der Ewigkeit, Heil Hitler!"

Schade dass der Mann nicht in die Evangelistenreihe eingereiht wird. Der Mensch müsste heilig werden aus der Sicht der Nazis.

Am Mittag hatten wir in der Kantine eine Weihnachtsfeier mit Festessen und abends Fliegeralarm.

Am 20. Dezember gab ich 13 RM aus für Tabak und Huhn. Komisch außer der Reihe hatten die Bonzen eine Fleischration für Weihnachten organisiert. Der Herr Regierungsrat bekam eine Truthenne. Der Amtmann und die Inspektoren eine Gans. Die Sekretäre eine halbe Gans. Die unteren Beamten ein Huhn. Volksgemeinschaft pflegen war erste Pflicht eines Nazis. Wo steht das geschrieben? In den Mäulern der Propagandisten. Sonst bleibt der Herr ein Herr und der Max nur Max! Truthenne und einfache Henne ist immer nur eine Henne, nur mit dem Unterschied, dass die Truthenne etwas schwerer an Gewicht ist. Aber Henne bleibt Henne!

Ich bekomme keine Post mehr. Sogar das Reisen ist beschränkt. Ich erhielt noch einen Brief aus Sossnowitz. Chenaux hatte geschrieben. Ich antwortete: "Alles unmöglich!" Ich warte ab. Das dicke Ende kommt erst

Dann bekomme ich noch drei Briefe zusammen von Mathias aus Ostpreußen.

Am 24. Dezember war Sonntag. Es gab zur Vorfeier mittags Wurst und Brot. Abends wollte ich mein Huhn essen. Nein, auf den letzten Augenblick wurde ich zu den Hausleuten zum heiligen Abend eingeladen. Es gab Festessen mit gebratener, polnischer Gans mit Kartoffelklössen. Karpfen u.s.w. Dazu als Getränk Rotwein und Wodka. Um Mitternacht gingen wir zusammen in die Weihnachtsmetten. Auf den Weihnachtstag selbst war ich nach Kreuzberg zu meinem Chef auf die Weihnachtsfeier eingeladen. Er war die Gastfreundlichkeit selber und ich war in seinem Familienkreise ein willkommener Gast.

Jeder wusste dass durch die Rundstedtoffensive mein Vaterland in Gefahr war und jeder der mich kannte, wollte mich trösten. Jeder wollte mir einen Liebesdienst erweisen. Abends fuhr ich satt, aber betrübt nach Loben zurück.

Um Stephanstag war ich Gast bei Frau Bittniak. Diese Frau war Kanzlistin bei uns im Amt und war dem westlichen Menschen sehr zugetan. Sie bewohnte ein grosses Haus gleich neben dem Gefängnis. Als ich hinging standen ganze Haufen Leute vor dem Gefängnisportal um Einlass bittend. Sie wollten ihren Angehörigen zum Festtag auch vielleicht etwas schenken, wenn auch nur ein liebes Wort der Ermutigung. Ich trat ins Haus. Sie wohnte direkt zur Erde. Auf dem Stockwerk wohnten Gestapobeamte. Das Essen war gut und reichlich. Fritten mit Poulet, Kaninchen und Wodka. Als Dessert guter Kaffee mit Keks. Gleich danach Fliegeralarm. In großen Schwärmen flogen sie über uns, die Amis. Frau Bittniak sagte: "Lernt schnell russisch!", deshalb habe ich irgendwo schon einmal die Buchstaben l.s.r. erwähnt.

Am Abend war Weihnachtsandacht. Am anderen Tag bekam ich den 16. Brief von Mathias mit drei Zigarren. Ich antwortete und schrieb auch einen Brief an Jacoby nach Potsdam. Dieser Brief kam aber als unzustellbar zurück. Also war dieser flüchtig! Noch einen Brief von Theo aus Auschwitz und wieder einen von Mathias mit 4 Zigarren. Alles gleich beantwortet, denn man konnte ja nie wissen. Ob noch lebend oder schon tot. Ein liebes Wort noch. Montag vielleicht.

Am Sylvesterabend erhielt ich ein Schreiben aus Köln. Dass meine Löhnung nach dem Finanzbezirk Troppau überwiesen wurde.

Am 1. Januar 1945 besuchte ich meine polnischen Bekannten. Frau Pyka, Frau Schranzig, Frau Bittniak um meine Neujahrswünsche vorzubringen. Frau Pyka erzählte mir das Resultat der Kartenschlägerin und gab mir mein Bild zurück. "Die Kartenschlägerin erklärte dass ihre Frau und ihre Kinder zu Hause umgezogen sind. Alle gesund, nur der älteste Sohn hat eine Fußwunde am rechten Fuß. Der Mann der hier in Polen ist, muss noch 6 Monate abwarten, ehe die Möglichkeit besteht nach seiner Heimat zurück zu fahren. Die Heimfahrt führt über ein sehr Grosses Wasser. Seine Heimat, die momentan bedroht ist durch den Krieg, wird wieder frei werden." Danke sehr, Frau Pyka, wenn auch kein Glaubensartikel, doch immerhin interessant. Wir wollen abwarten. Die Hoffnung bleibt bestehen. Illusionen waren verfrüht und die Möglichkeiten bestanden von allem was die Kartenschlägerin gesagt hatte.

Frau Schranzig war in Trauer. Ihr ältester Sohn, der in die deutsche Wehrmacht musste und in der Gegend von Hamburg lag, gab keine Nachricht von sich. Die Tochter der Frau Bittniak musste in den R.A.D. wohin man sah und ging herrschte Elend, Not, Hunger und Leid. Übermenschliches Leid. Herrn Pyka, der Herr meiner Wohnung lernte ich auch besser kennen. Er war von Beruf Zolleinnehmer im polnischen Staat. Wurde von den Deutschen bei Ausbruch

des Krieges nach Posen ins Gefängnis gesteckt. Er arbeitete in Kupfermühle in einer Pulverfabrik. Später entlassen und in den Arbeitsprozess gesteckt. Jeden Sonntag durfte er zu seiner Familie nach Loben kommen. Bei dieser Gelegenheit sah ich ihn. Er fütterte die Kaninchen auf der Terrasse seines Balkons, auf dem ersten Stock. Er zeigte sich sonst sehr wenig in der Öffentlichkeit. Von meinem Zimmer aus hörte ich oft, wenn eine Versammlung in ihrem Schlafzimmer abgehalten wurde. Ich wurde von nun an in diese Gesellschaft eingeführt, als Hausfreund und durfte von nun an auch an den Versammlungen teilnehmen. Die Mitglieder waren: Ein Feldwebel, ein Kapitän, ein Apotheker, ein Notar, ein Buchhändler, Herr Pyka und ich. Die wichtigsten Gespräche wurden in deutscher Sprache geredet, nur meinetwegen! Die Erläuterungen dazu in Polnisch.

Von nun an war ich Hausfreund und ich durfte sogar einen Schlüssel zum Zugang ihrer Gemächer tragen. Dieser Schlüssel war eine Schere. Ein Sicherheitsschloss von dem der Schlüssel verloren und nicht zu ersetzen war, konnte nur mit einer Schere geöffnet werden. Es war gut so, wenn auch kompliziert. Das Radio wofür man bestimmt keine Taxe bezahlte, stand in meinem Zimmer. Der Buchhändler oder der entsprungene Sträfling aus Warschau waren die ständigen Hörer. Er war abends in den Versammlungen Reporter der Neuigkeiten. Wenn ich zu Hause war, hörte ich London mit seiner Luxemburgischen Sendung. Der polnische Schwarzsender, mit unbekanntem Namen, gab den Stand der Ostfront an. Auf diese Weise waren wir zu beiden Seiten im Bilde der Kriegslage. Wir wussten genau Datum und Einzug der Amerikaner in Luxemburg. Stand und Erfolg der Rundstedtoffensive zur Weihnachtszeit und heute am 2. Januar steigt der Nebel aus den Tälern des Öslings und die Jabos hauen nur so drein, dass es eine Freude ist. Rundstedt, deine Tage sind gezählt! Ich bekomme noch immer Briefe von Mathias und Jacoby und Reinert. Ich beantworte sie gleich.

Am 13. Januar habe ich noch 2 Pakete an Mathias geschickt. Ich erhielt meine Löhnung. 606 RM und 3 RPF. Ich war wieder bei Kasse. Sonntags war ich fast immer Gast bei den Pykas. Das Wetter erlaubte keine Spaziergänge.

Am 14. Januar erhielten Pykas Besuch von einem Arbeitskollegen des Herrn Pyka. Sie arbeiteten in Kupfermühle zusammen. Der Herr, ungefähr 24 Jahre alt, sprach französisch und war nach meiner Erkundigung französischer Schullehrer in Südfrankreich. Wir lernten uns kennen und sprachen über die Kriegslage. Auch wurde ein Plan der Flucht ausgeheckt, im Falle einer Möglichkeit. Da funkt der Buchhändler dazwischen: "Die Russen haben die Front bei Przmyssel, von den Deutschen Reichshof genannt, durchbrochen und im Eiltempo ziehen die Deutschen zurück. Von Rumänien bis nach Ostdeutschland hat der deutsche Widerstand sich aufgelöst." Merkwürdig, nicht wahr?

Montag, den 15. Januar. In dem Amtsgebäude ist Höchstalarm. Die Akten werden gepackt. Aha, so denke ich, es weht andere Luft. Mein Chef kommt: "Grüß Gott, Kamerad, die Lage ist sehr gespannt. Wer weiß wie lange wir noch hier sind? Ein Bote kommt und meldet mir ich solle mich bereithalten um mit einem Kollegen nach Kattowitz zu fahren um dort einen Feldtelefonanlage zu bergen. Wir fuhren hin. Um 2.30 mittags waren wir zurück. Aber Junge, das nenne ich Glück gehabt. In diesem Durcheinander einer Großstadt wie Kattowitz noch heil raus zu kommen, war eine besondere Gnade.

Am 16. erhielt ich noch einen Brief von Mathias. Gleich beantwortet. Ich schlafe über dem Gehen, vor Müdigkeit. Die Erlebnisse überstürzen sich. Im Büro Akten verpacken. Im Keller Waren umladen. Den ganzen Tag. Was soll der nächste Tag bringen.

In der Nacht zum 17. Januar um Mitternacht Alarm. Ich musste zum Amt. Schnell anziehen und zum Amt kommen, rief eine Stimme von der Strasse zu meinem Fenster hinauf. Ich ging. Alle anderen Beamten waren schon zugegen. Na was gibt's. Neuigkeiten von zu Hause. Nein! Alarmstufe eins. Höchste Gefahr in Anzug. Wir erhielten Anweisungen uns zu evakuieren und uns beim Finanzamt Troppau melden wegen der Löhnung. Tok, tok. Herein. Zwei Frauen auf einmal kommen hereingestürzt. „Na, Paul kommst du nicht, lässt du mich in der Not allein? Soll ich hier sterben müssen? Herr Amtmann lassen sie doch meinen Mann frei.“ Wieder eine andere: "Karl, die Koffer schleppe ich ja nicht, das ist doch zu schwer." "Ich komme ja gleich."

So gab es ein Hin und her ein Fragen und ein Antworten. Nur der Herr Amtmann behielt seine Ruhe. Er schenkte die Gläser voll, bot noch eine Runde Zigarren an und bald war das Amt leer von allen Okkupanten. Ich blieb bis zum letzten Mann. Da fragte mich der Herr Amtmann, ein Mann von Erfahrung, ein ehemaliger Kriegsgefangener aus dem ersten Weltkrieg: " Na, Kamerad, und wo wollen sie denn hin?" "Herr Amtmann", sagte ich: "wenn einer bei uns am Sterben liegt, versammeln sich die Hausbewohner und dann wird der Sterbende nach seinem letzten Wunsch gefragt. Ist eine Möglichkeit diesen Wunsch zu erfüllen, so soll es sofort geschehen. Wie sie sehen bin ich in derselben Lage eines Sterbenden. Wo soll ich hin? Nach Hause, zu Weib und Kind. Ja, aber wohin? Nach Osten in die Gefangenschaft, der russischen Wehrmacht. Möglich, aber nicht erwünscht. Lassen sie mich in meinem Zustand, wo und wie ich bin. Mein Schicksal lege ich in Gottes Hand!"

Der Herr Amtmann zog tief Rauch aus seiner Zigarre, blies ihn in alle Winde und sagte: "Kamerad, ihr Betragen und Benehmen als Mensch zu Mensch war in meinen Augen immer vorbildlich. Ich habe sie immer bewundert in ihrem Schicksal und in ihrem Auftreten. Ich gebe sie frei, gehen sie ins Magazin der beschlagnahmten Waren, nehmen sie sich dort was sie gebrauchen können und dann drücke ich ihnen lieber Kamerad die Hand zum Gruß und ich wünsche ihnen eine gesunde frohe Fahrt und ein frohes Wiedersehen ihrer Lieben in der Heimat." Er hob sein Glas zum Prosit, offerierte noch eine Zigarre und ich war entlassen. Es war morgens 6.30 Uhr. Ich ging ins Lager, steckte 6 Flaschen Wodka und 5 Kilo Tabak in meinen Sack und schritt stolz wie Oskar zu meiner Wohnung. Nicht schnell genug konnte die Schere das Loch des Türschlosses finden und öffnen. Das ganze Haus schlief noch. Draußen war es noch dunkel und kalt.

Ich ging in das Schlafzimmer der Familie Pyka. Der Herr schnarchte noch seinen tiefen Schlaf. Ich rüttelte ihn wach und hielt ihm eine Flasche Wodka unter die Nase. Er erschrak, riss seine Augen auf und ich musste ihm alles erzählen. Er sprang aus dem Bett, zog sich an und nun gingen wir in die Stube. Der Buchhändler kroch von seiner Schlafstelle unter einer Couch hervor und bald waren wir alle beim Morgenschnaps zusammen.

Um 1.00 Uhr geht ein Bote mit der Klingel durch die Strassen: " Achtung, Achtung. Hiermit sei allen Reichsdeutschen mitgeteilt, dass sie um 13.00 Uhr die Stadt verlassen müssen. Letzte Abfahrtsmöglichkeit. Zugverbindung später ausgeschlossen."

Ich höre dies und spüre in meinem Innern eine Gänsehaut den Rücken hinauf bis in die Haare steigen. Was fängst du jetzt an? Wohin gehst du? Heilige Mutter Gottes, Trösterin der Betrübten, bitte für mich. Erleuchte meinen Verstand, gib mir Mut und Kraft. Lass mich handeln nach deinem Willen. Ich schaue zum Fenster hinaus. Die Strassen waren voll gestopft von Leuten. Alles Reichsdeutsche. Die Stunde eins hatte geschlagen und wie auf Befehl griff die polnische Luftwaffe die Stadt an, warf Bombe auf Bombe. Wir hörten die Einschläge in der Nähe. Besonders auf dem Bahnhof. Am Abend lief die Nachricht um, dass der abfahrende

Zug mit den Reichsdeutschen von den Fliegern angegriffen und schwer getroffen wurde. Tausende Verwundete liegen auf der Strecke. Die anderen stürmen im Laufschritt westwärts. Wir schliefen diese Nacht im Erdgeschoss. Am andern Morgen sah ich mich um im Keller. Wer hatte diese Nacht so mit dir gebetet, auf deutsch und polnisch? Ja, der Keller war voll gepfropft, sogar deutsches Militär hatte hier Zuflucht gesucht. Der Herr Knapp, der dicke Bäcker von nebenan. Ein Prahlhans und Nazi erster Güte. Er betete mit, Stunden lang, ohne Licht auf dem Stroh, Kopf an Kopf. Frau und Kind, Mann und Weib. Es geht ums Leben, ihr Bonzen. Kennt ihr euren Herrgott noch?

Den 19. War der Tag voller Spannung. In der Stadt war der Volkssturm in Tätigkeit, baute Unterstände, häufte Panzerfaust auf Panzerfaust, schleppte dicke Stämme in die Straßenkreuzungen. Ich dachte an meinen Chef. Er musste auch in den Volkssturm. Alles blieb sonst ruhig. Abends bei Anbruch der Dunkelheit ging das Spiel los. Kanonen bellten in die Nacht. Man hörte die Einschläge. Da einer ganz nahe. Noch einer. Dann setzte die Stalinorgel ein. Ein Hämmern ohnegleichen, die ganze Nacht durch bis gegen 5 Uhr morgens. Da wurde es still in der Stadt. In dem Keller hatte ich in den Kohlen einen Liegestuhl eingepflanzt. Ein paar Decken um mich vor Kälte zu schützen und meinen Koffer neben mir. So wartete ich den Anbruch des Tages ab. Die Kellerluke die mit der Strasse gleich lief, war meine Ausgangsluke. Ab und zu wagte ich zu spähen. Die schweren russischen Tanks rollten durch die Strassen, dass alle Wände zitterten. Grausig, unheimlich, fremde Sprachen. Gott sei mir gnädig. Ich kroch aus dem Keller und ging mit meinem Koffer in mein Zimmer. Ich sah nun bei Tagesanbruch, dass die Stadt brannte. Schwarze Rauchwolken lagen über den Dächern. Um 10.30 stiegen die ersten russischen Soldaten in die Häuser, um nach Deutschen auszuschauen. Nyemski, Nyemski. Nau. Sie gingen wieder. Am Mittag waren wir frei. Alles war ruhig. Herr Pyka ging zum Bürgermeisteramt, kam abends erst zurück und erstattete Bericht. Die Stadt war befreit. Die russischen Truppen kommen unaufhörlich, mit Hundewagen bis zur schwersten Straßenlokomotive mit Anhänger. Alles zog nach Westen. Loben war ja polnisches Gebiet. Es sollte heißen Lubninitza.

Am 21. Januar standen noch verschiedene Häuser in Brand. Alles wurde aufgeboten die Häuser zu löschen. In der Nacht ging ich auch mit hinaus. Ich sah, dass keine Männer anwesend waren und ging nach 2 Stunden an den Löschwasserpumpen wieder zu meiner Wohnung. Eine Frau die auch müde war und in demselben Hause wohnte wie ich, begleitet mich. Wir sollten gerade durch das Tor in den Hof schreiten, stand da ein polnischer Milizmann, der mich als ein Deutscher vermutete und mich sofort zu erschießen drohte. Mein Schutzengel in Gestalt einer polnischen Frau verdolmetschte ich sei ihr Mann und täte in diesem Hause wohnen. Um sich zu überzeugen solle er uns begleiten. Er lies uns los! Gott sei Dank. Ja, auf Schritt und Tritt stand man in Gefahr. Ich konnte ja keine polnische Sprache. Wenn jemand mich fragte musste ich antworten auf deutsch, auf luxemburgisch oder auf französisch. Ich zog mich auf mein Zimmer zurück und lies brennen was brannte. Die Stadt hatte keine Wasserleitung in den Strassen, nur Pumpen und stundenlang pumpen bei -28° Grad Kälte war kein Vergnügen. Am Morgen brachten Bekannte von Frau Pyka Fleischwaren ins Haus. Auch für mich. Die Leute hatten schon Richtfest gehalten. Wir konnten essen und braten und kochen und essen. Die zuviel gebrachten Fleischstücke wickelten wir in Papier und legten es zwischen die Doppelfenster. Am nächsten Morgen war es Gefrierfleisch.

Es war Sonntag. Ich schlich auf Hinterpfaden in die Kirche zur Messe. Hier verstand ich nichts mehr. Man predigte jetzt auf Polnisch. Die Oblatenpatres sind dezimiert. Die Herren, die ich kannte, die schon im Luxemburger Land zur Mission gepredigt haben sind fort, wahrscheinlich nach ihren Mutterhäusern in Deutschland.

Am 22. Januar spürte ich. Ich war krank. Ich hatte mir beim Brandlöschen eine Erkältung zugezogen. Ich bin moralisch zum Sterben krank. Drei Tage sitze ich im Zimmer bei Pykas und grübele nach über meine Lage. Zu Hause, höre ich, wird Grossherzoginsgeburtstag gefeiert. Alles schön und gut. Die Lage ist soweit bereinigt.

Am 25. Januar kam wieder Leben in meine Glieder. Ich bereitete das Mittagessen, staubte die Zimmer, machte die Betten zurecht. Spülte das Küchengeschirr und machte mich nützlich, brachte Wasser ins Haus usw. Am anderen Tag packte ich vorsichtshalber meine Koffer. So gegen den 9 Uhr musste ich vor Aufregung auf den Lokus. Dieser befand sich zwischen Stube und Esszimmer und von jedem Unkundigen unauffindbar. Badezimmer und Lokus alles zusammen. Ich versperrte natürlich die Tür von innen. Ich hörte Schritte von genagelten Schuhen im Zimmer. Als ich ins Zimmer trat, sagte Herr Pyka: "Soeben hat ein Russe ihre Koffer aufgebrochen und alles Brauchbare geklaut. Wir sagten sie seien Franzuski. Er antwortete Nix podimai. Er fragte wie viel Uhr es sei! Herr Pyka sah auf meine Armbanduhr auf dem Tisch. Es war eine wertvolle Uhr. Der Russe riss sie an sich und ich war sie los. Wer ist es und wie heißt er?" Russische Klautjen hätten wir ihn zu Hause getauft. Der Ärger blieb und die Sachen waren alle. Die Uhr, meine Schokoladenrippchen meine letzte Käseration und eine Aluminium Gammel, worin ich mir meine Suppe im Notfall kochte. Fort auf nimmer Wiedersehen. An dieser Handlung konnte ich den russischen Soldaten beurteilen. Es war eine brutale Bestie, der nur seine Person kannte. Die Polen waren für ihn Mist, obschon sie sprachlich ja doch verwandt sind. Ich rafistolierte meine Koffer wieder zusammen und grübelte wieder nach einem Ausweg aus diesem Kessel.

Am 27. Januar kam der französische Lehrer wieder zu Besuch. Er wollte wissen ob Herr Pyka gut aus der Schlacht gekommen sei. Ich erklärte ihm die Lage, dass wir durch das Radio im Bilde waren und dass er am Montag, den 22. Januar nicht mehr zurück an die Front ging. Wenn jemand nach ihm gefragt hätte, wäre er eben krank und zwar schwer krank gewesen. Ein Arzt war nicht mehr zu erreichen. Wir freuen uns zusammen, heil und gesund zu sein, dann stellten wir unsere Pläne zusammen, gemeinsam Polen zu verlassen einerlei wohin. Der Lehrer sprach im Interesse seiner Kameraden und mir und die Reiseroute wurde festgelegt. Das Ziel war Tschenstochau in 2 Etappen zu erreichen. Von dort mit Hilfe des Internationalen Roten Kreuzes nach der Heimat. Der Tag der Abreise war geplant für den 31. Januar.

Am 28. Januar ging ich zur Messe und nach der Messe ging ich hinaus zu meiner Waschfrau in der Vorstadt um meine Wäsche zu holen. Unterwegs sah ich noch deutsche Soldaten auf der Strasse liegen. Tot. Das Gesicht zur Erde gewendet, halb nackt, Typische Behandlung eines Feindes. Ich gehe am Schützenhaus vorbei. Da begegnet mir der Herr Notar und der Herr Apotheker, bekannt durch unsere Geheimsitzungen, das Fräulein Maria, das die Kantine im Amtsgebäude leitete. Die Frau Schranzig, Frau Bittniak und noch andere deren Namen mir nicht beifallen. Sie umarmten und küssten mich. Sie luden mich ein zu ihnen zu kommen. Ich sollte 14 Tage ja einen Monat bei Ihnen zu Gast bleiben. Wie lieb und dankbar können doch Katholiken sein, wenn sie durch das Leid geläutert sind. Meine Waschfrau schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. "Nein, sie guter Herr, sie sind noch am Leben. Gott sei Dank!"

So sind und waren die Menschen in Polen. Ich stand vor guten lieben Menschen. Offene Arme und offene Herzen empfingen und grüßten mich aufs herzlichste. Hätte ich jetzt ein Haus begehrt, ich hätte es bekommen! Die Frage: "Wohin gehen sie jetzt?" War in aller Munde. Ja ich war eine bekannte Persönlichkeit in Lubninitz. In jeder Messe war ich zugegen, jeden Sonntag am Tische des Herrn. Ich habe ihre Lieder gesungen, ihre Gebete gebetet. Ich ging mit ihnen die Prozessionen. Die Roratemessen im Advent, die Marienandachten um Lichtmess. Ich kniete an ihren Hausaltären und drückte das Kreuz auf Stirn und Tür. Ich aß

mit ihnen vom gesegneten Brote am Lichtmesstage. Empfing mit ihnen den Halssegen am Blasiusfest. Ich ging durch die immensen Fluren und Felder spazieren. Interessierte mich an den Feldarbeiten der polnischen Bauern. Spazierte mit der Erntemaschine um die langen Reihen der Getreidehaufen. Roch an den endlosen Sonnenblumenfelder, die Blumen, schmeckte die Kerne, bewunderte die Mannigfaltigkeit der Mohnblumen, aß mit ihnen Mohnkuchen. Ich tröstet sie in ihrem Leid. Freute mich mit ihnen an Hochzeitsfesten und Kindstaufen. Spazierte auf ihren Kirchhöfen von Grab zu Grab. Sprach mit Kranken aus der Irrenanstalt, mit Gefangenen bei der Zwangsarbeit. Lobte und tröstete sie. Ja wo sollen sie mich nicht kennen? Beim Schanzengehen. Tausende hörten, wenn ich ihnen im Zuge gehend Luxemburger Lieder sang, zu Ehren der Mutter Gottes, Herz Jesu Lieder, Patriotische Lieder und Lieder der Freundschaft und der Liebe. Wie stand ihr Herz jetzt so offen! Der Luxemburger Vati singt, alles war mäuschenstill. So sah das Leben aus. Leidvoll, traurig, freudig, genau wie der Wind der über die endlosen Fluren der polnischen Agrarlandes blies. Leise, stürmisch, mächtig, dann wieder lispeln und fast ganz still. Jetzt kam die Wendung. Der Tag des Abschieds naht.

Der beschwerliche Weg der Rapatriierung

Der 30. Januar, war ein Tag der Ruhe vor dem Sturm. Ich besuchte zum Abschied die Hausinsassen die verblieben waren. Der Photograph war fort. Nur der Foxterrier war im Atelier eingesperrt und heulte. Ich half die Türe aufzubrechen um den Hund zu befreien, stieß aber unerwartet auf zwei Diebe, die sich in der Dunkelkammer des Ateliers versteckt hatten. Der Hund stellte sich wie rasend und toll und war nicht heraus zu bekommen. Er kroch unter ein Bett und lies uns schalten und walten. Bellte und zeigte die bissigen Zähne. Die Diebe gingen ihrer Wege. Alles was deutsch war wurde geraubt oder zertrümmert. Der Hass stieg ins Unendliche. Wie soll es denen ergehen, die den Mut hatten in Polen zu bleiben, wenn die gerichtliche Epuration ihr Amt beginnt? Herr Pyka war in der provisorischen Gemeindeverwaltung tätig. Ich ging mittags an der Kreisleitung vorbei. Da standen Tür und Fenster offen, gegenüber befand sich das Gefängnis. Alles öde und leer. Der Hof schien wie ausgestorben. Wo sind die Insassen hingekommen? Wo die Kranken aus der Irrenanstalt? Fand hier ein Massenmord oder ein Abtransport statt? Fraglich. Unnutzer Ballast wirft man über Bord und ich glaube, dass dem so geschah. Wer wird die Geheimnisse entdecken, die der Krieg barg. Wer wird die Schätze ausgraben die die Nazis in Eile in die Erde vergruben und auf der Oberfläche Sträucher pflanzte. Glaubten sie an einen Rückzug der Russen oder an Wiedereroberung der verlorenen Gebiete? Ich aber glaube an einen totalen Untergang des Naziregimes und zweifle nicht an der Gerechtigkeit des Lenkers aller Schicksale im Himmel und auf Erden. In diesem Gedanken legte ich mich aufs Lager und kämpfte mit den Flöhen, die aus den benachbarten, verlassenen Zimmern, sich in mein Zimmer geflüchtet hatten.

In Gedanken und Geist übermüdet schlummerte ich ein, bei jedem Geräusch in der Strasse oder im Hause aufwachend. Der Tag graute, ich stand schon am Fenster und sah die Schneeflocken fallen. Da regten sich die Hausbewohner. Der Tag wird wahrscheinlich voller Erlebnisse. Ich trat in die Küche, zündete Feuer an zum Kaffeekochen, deckte den Tisch und ging aus einem Zimmer ins andere wie ein Irrsinniger. Na, welche Aufregung. Ist diese angebracht? Wir frühstücken zusammen, die Familie Pyka und ich. Der Buchhändler Liberski ist zu Frau und Kind gegangen. Da klopfte jemand an die Tür. Schlosserstrasse 6 soll es sein. Ich hörte eine Stimme draußen in französischer Sprache reden. Ich öffnete. Es war der französische Schullehrer mit zwei Kameraden. Sie kamen auf Fahrrädern, nagelneue. Eines schenkten sie Herrn Pyka und es wurde sofort in den Heuhaufen unter Dach versteckt. Ein neues Radio kommt auch gleich. Ist unterwegs. Also, Kamerad, sagten sie zu mir: "Préparez-vous pour le départ. Lublinitz c'est la première étape. Demain nous continuons notre marche."

Die Situation war gleich erfasst. 93 junge Franzosen waren auf dem Marsch nach Tschenstochau. Jetzt soll ich mit. Eine Gelegenheit als Franzose mit nach Frankreich zu kommen. Im Verein mit Herrn Pyka organisierten wir in einer verlassenen Berufsschule eine Kochgelegenheit für 92 Personen zur Bereitung des Mittagsmahles. Ich figurierte als Koch. Erbsen, Kartoffeln, Gemüse. Alles war noch vorhanden. Töpfe in allen Größen. Kohlen, Holz und Briketts. Die Maschine unter Feuer. Ein paar Frauen von der Strasse organisiert zum Kartoffelschälen. Und der Laden klappte ausgezeichnet. Als das Gros der Truppe anlangte, es war gegen 1 Uhr mittags, konnte ich rund 100 Mann sättigen mit einer kräftigen Eintopfsuppe. Als das Essen vorüber war, was ausgezeichnet gemundet hatte, wurde die Abendmahlzeit organisiert. In Form von Kaffee und Brot. Die Rolle des Kochs übernahm ein Spanier, der sich den Franzosen zugesellte. Ich bereitete mich zur Abfahrt vor, organisierte einen Handschlitten und band meine 2 Koffer darauf. Stecken und Mantel bereit. Ja, woher? Herr Pyka schenkte mir einen Wintermantel zum Anziehen. Ich besaß keine Winterkleidung. Diese Anschaffung von zu Hause war mir unmöglich geworden. Nun die Aufregung und Gottes Hilfe werden mich schon über Wasser halten. So verging der letzte Tag in Lubninitz. Mit den letzten Brocken am Leibe, mit dem vor Leid überfüllten Herzen begann die Fahrt ins Ungewisse. Die Nacht hing noch mit ihren Fittichen über die Häuser der Stadt als ich mich zur Haustür begab um das Haus in der Schlosserstrasse Ulica Kosfantego 6 Lubninitz zu verlassen. Fußhoher Schnee über Stadt und Land. Die Familie Pyka, Vater, Mutter und Sohn umarmten mich, küssten mich zum Abschied. Ich griff zur Brieftasche, wollte mein Zimmer bezahlen und die Güte: " Nein!" Die guten Leute bezahlten mich mit 10 Dollarnoten amerikanischen Geldes, für meine Gastfreundlichkeit, die ich Ihnen bot während meiner Anwesenheit in ihrem Hause. Ich wusste es augenblicklich nicht, was das Kuvert enthielt, bis außerhalb der Stadt, wo ich nachsehen konnte.

Ein letzter Gruß: "Grüß Gott und besten Dank für alles Gute!"

Ich setzte meinen Schlitten mit Bagage in den Schnee, los ging es in Gottesnamen. Bei dem Quartier des Franzosen angekommen, stelle ich fest dass alles in Bewegung war. Ein Pferdegespann mit 2 Pferden und Wagen zog den Proviant und das Gepäck. Alle trugen Rucksack und allerhand Decken. Die reinste Karawane. Ade Lublinitz. Ade ihr lieben Leute. Die letzten Häuser schwinden hinter uns. Der Schnee unter den Schuhen kreischt das Abschiedslied und das Gleiten des Schlittens spielt die Begleitmusik. Die Dörfer ziehen an uns vorbei. Durch die von russischen Tanks zermahlten Strasse wird die Fahrt hindernisvoll. In den Straßengräben liegen Leichen von Menschen und von Vieh. Aufgedunsene Pferdeleiber geben hungrigen Hunden und Vögel Aas. Hier hatte der Krieg mit seiner ganzen Härte gewütet. Verlassene, ausgebrannte Häuser, verwüstete Anlagen und traurig gestimmte Leute waren die Zeugen. Den ganzen Tag ging es weiter bis die erste Etappe erledigt. "Harby" hieß das Dorf. In einer großen leeren Kaserne schlugen wir unser Nachtquartier auf. Kochten die Mahlzeit und stärkten uns zur Weiterfahrt. Den andern Tag ging's weiter. Die erste Etappe begriff 30 Kilometer. Die zweite wird vielleicht nicht so weit sein. Aber die Aussichten des Marsches sind nicht besonders günstig.

Der Schnee wird matschig auf der Strasse und die Schlitten gleiten nicht mehr. Hinter Blochstädt und schon teilweise in der Stadt mussten die Schlitten geschleift werden. Der Schnee war geschmolzen. Noch ein paar Kilometer und kein Schnee mehr. Der Wagen mit den Pferden kam ins Hintertreffen. Viele Kameraden mussten ihre Schlitten umladen. Es durfte auf keinen Fall etwas verloren gehen, denn alles war kostbar und teuer. Die Franzosen hatten alle zusammen auf Kupfermühle in einer Munitionsfabrik gearbeitet. Die Fabrik besaß ein grosses Ökonomiegebäude mit Dependenzen, zur Vieh und Geflügelzucht. Die Deutschen

ließen bei ihrer Flucht alles im Stich und das wussten die Arbeiter der Fabrik jetzt auszunutzen. Alles noch vorhandene Mehl wurde zu Brot gebacken. Alles Vieh und Geflügel getötet und in Fett eingeweckt oder eingepökelt. Zu Wurst verarbeitet oder roh in gefrorenem Zustand gelassen. Das alles wurde in Töpfe und Säcke verpackt und lag auf unserem Proviantwagen. Es sollte unserer Karawane zur Nahrung dienen. 95 Mäuler täglich stopfen verlangt ein Quantum, eine Masse. Die Pferde waren hungrig. Das Heu musste auf den Dörfer besorgt werden. Das Fressen brauchte Zeit. So setzte sich mancher Fußgänger an den Straßenrand und wartet auf das Gros der Karawane. Zur linken Seite der Strasse rollten in endlosen Zügen russische Kriegsmaschinen aller Gattungen an uns vorbei. Über uns sausten die Flieger und schossen drauf los. Wenn einer verwundet wurde, musste er eben aufs Geratewohl auf der Strecke bleiben. Uns fehlte der Arzt. Verbandsmaterial für die erste Hilfe war zugegen, aber es hieß auf der ganzen Linie auf Gott vertrauen. In Blochstädt, ein Dorf zwischen Harby und Tschenstochau musste ich meinen Schlitten und verschiedene Decken im Plan lassen. Ich konnte das mir zugemutete Gewicht nicht mehr schleppen. Zwei Koffer. 2 Mäntel. 2 lange Brote. Mit dem besten Willen, es ging nicht mehr. Den Schlitten und die Decken überließ ich anderen Flüchtlingen.

Ein baumlanger Tscheche ging an mir vorbei. Seine einzige Kleidung war ein Paar Gummistiefel und eine Decke als Umhang. Sonst splitternackt. Er kam aus einem KZ - Lager und sein Weg führte auch nach Tschenstochau. Tausende Menschen gingen an mir vorbei. Endlose Reihen. Endlich kam unser Wagen. Ich hing mich ein und nach Ablegung der Koffer, schritt ich hinter dem Wagen. Müde, kraftlos, mutlos. Die Strecke war für mein Alter und meinen seelischen Zustand eine Überlastung, der ich kaum gewachsen war. Doch habe ich es geschafft. Wir kamen in die Vorstadt von Tschenstochau.

Hier müssen wir Halt machen. Eine Verkehrsstockung versperrte uns den Weg. Die Strassen sind überfüllt von Mauergeröll, Dachbalken, Schieferplatten, zerschossene Autos. Eine Delegation trat in die Stadt zum Quartiersuchen. Wir warteten auf die Rückkehr derselben. Eine Stunde, zwei Stunden, wir rückten weiter. Die Delegation kommt zurück. Wir dürfen weiter. Über Boulevards fuhren wir an mächtigen Häusern entlang bis zu einer großen Schule. Hier sollten wir rein. Unterwegs wurden wir öfter nach der Uhr gefragt. Haben aber nicht geantwortet. Uhren waren vom russischen Militär sehr begeht. Der Wagen fuhr in den Schulhof. Alles wurde abgeladen, in einen Saal aufgestapelt und die Reviere verteilt. Wir legten uns auf den Boden wie übermüdete Bestien. Assen eine Brotstulle und bald wurde es dunkel in den Räumen. Hier sah ich den Tschechen wieder in seiner notdürftigen Kleidung. Er sprach geläufig und korrekt französisch. Wir schliefen bald ein.

4. Februar 1945. Am Morgen, es war an einem Sonntag spürte ich mich krank. Alle Glieder schmerzten mich. Ich konnte fast nicht mehr gehen. Der lange Fußmarsch hatte mich mürbe gemacht. Und schon mussten wir wieder umziehen in ein anderes Lokal. Eine Viertelstunde bloß und wieder in ein anderes. Hunderte Flüchtlinge strömten in die Stadt. Wohin mit ihnen? Endlich sollten wir ruhig sein. Waren aber immer startbereit.

Am 5. Februar zogen wir wieder um. Aus der Schule in ein Gerichtsgebäude. Es war immer eine anstrengende Arbeit dieses Umziehen, wegen der vielen Lebensmittel die wir mitschleppten. Endlich war es wieder geschafft. Da traten russische Offiziere in unser Lager und kontrollierten alles Gepäck nach brauchbaren Waren und sonstigem Zeug.

Eine interessante Episode spielte sich hier ab. Ein Kamerad hatte einen Wecker, ungefähr 6 cm Durchmesser. Er glich einer Taschenuhr. Der Russe riss die Uhr an sich. Der Franzose

überaus Gentleman erklärte dem Russen noch die Manipulation des Weckers. Zog die Klingelfeder auf, stelle das Klingelwerk auf die Minute und stellte den Wecker auf einen Koffer. Da fing auch schon der Wecker an zu klingeln. Der Russe riss seinen Revolver aus der Tasche und schoss auf den Wecker. Er glaubte vielleicht an eine Mine mit Zeitzündung. Das Gelächter des ganzen Lagers aber hieß ihn aufhorchen. Er sah nun ein, dass er gefoppt war und ging seiner Wege. Bei Einbruch der Dunkelheit gesellt sich ein Luxemburger zu uns. Er erfuhr irgendwie, dass ein Luxemburger im Lager sei und suchte nach mir. Er fand mich gerade im Begriff ein Butterbrot zu essen. Da bekam der Junge einen Heißhunger und ich gab ihm, soviel er bedurfte. Wenigstens eine Kilo Brot und ein Pfund Schweineschinken waren bald einverleibt. Seine Kleidung war eine zerrissene Hose, ein paar zerschlissenen Schuhe und ein Pelzwams, den er irgendwo gefunden hatte. Meine Mission war es nun den Landsmann zu kleiden, vom Kopf bis zu den Schuhen. Er erzählte mir seine Geschichte aus der Wehrmachtzeit und sein Entkommen aus derselben. In der Schlacht bei Radowski. Er fuhr eine Packkolonne mit Pferdegespann. Eine Granate riss ihm das Pferd und er konnte nicht mehr weiter. Er suchte Unterstand in einem Keller. Mit ihm sechs deutsche Landser.

Als das Schiessen aufhörte, kam polnische Miliz in den Keller und wollte sie erschießen oder verhaften. Sie untersuchten alle nach Waffen. Bei ihm fanden sie einen Rosenkranz und seine luxemburgischen Ausweispapiere. Sie stellten ihn auf die Seite. Bei zwei Deutschen fanden sie auch einen Rosenkranz. Sie stellten diese zu ihm. Die anderen 4 Deutsche wurden auf der Stelle erschossen. Die zwei mit dem Rosenkranz nahmen sie mit und mich gaben sie ganz frei. Ich wollte nach Hause gehen und bin mit Ach und Krach bis hierher gekommen. Wie es nun geht weiß der liebe Gott. Als ich die Ausweispapiere sah, erinnerte ich mich, dass ich auch welche hatte und womöglich ich sie bald benutzen muss. Ich suchte in meinen Taschen, aber vergebens. Ich wurde bleich im Gesicht. Ich spürte es wurde mir schlecht. Ich klagte mein Leid, dem Schullehrer, der das ganze Lager leitete. Er erklärte sich bereit nach Lublinitz zu fahren und Nachschau zu halten in meinem Zimmer. Wahrscheinlich hätte ich dieselben liegen lassen. Möglich war es, denn in der Nacht deckte ich mich immer mit meinen Kleidern wegen Mangel an Bettzeug zu. Sie fuhren in der Frühe mit einem Güterzug zu zwei nach Lublinitz und zurück und brachten dem "Vater" des Lagers seine verlorene Papier zurück und dazu von Frau Pyka eine Brotstulle mit Fleischeinlagen. Herzlichen Dank! Die Ausweise lagen noch in meinem Zimmer unter dem Bett bei der Mauer! Glück muss man haben. Gegen Mittag mussten wir zur Kontrolle. Mein Landsmann aus Oberpallen wurde bei dieser Gelegenheit von einem Lothringer Landser verraten und er wurde von den Russen als Wehrmachtsangehöriger gefangen genommen. Er musste nach Russland zurück. Vielleicht nach Tambow? Mit Hilfe eines polnischen Dolmetschers wurde ich frei gestellt. Wir gaben uns das Versprechen dass derjenige der zuerst nach Hause käme seinen Angehörigen von dem Verbleib zu benachrichtigen. Wir verabschiedeten uns mit der Versicherung auf ein baldiges Wiedersehen in der Heimat.

Wir wurden wieder verlegt in ein anderes Gebäude. Ich übernachtete in einem Privathaus bei einer dreiköpfigen Familie. Am Tag lösten der französische Lehrer und ich unser Versprechen ein, das wir der Familie Pyka in Lublinitz gegeben hatten. Wir sollten Verwandte in Tschenstochau besuchen und ihnen Neuigkeiten aus der Familie bringen. Die Verwandten wohnten in einer Wollfabrik. Die Fabrik trug den Namen "Fabrique textile Motte." Hier in dieser Fabrik war ein französischer Direktor und französisches Kapital investiert. Das französische Personal war jedoch durch die Kriegsereignisse evakuiert und der Betrieb stand teilweise still. Die Verwandten Pykas wohnten in einem sauberen Haus und hatten durch Zufall russische Offiziere im Quartier. Wir wurden sehr freundlich empfangen und verdolmetschten unseren Auftrag auf Französisch und Deutsch. Wir waren um die Mittagszeit. Ein Bursche, der russischen Offiziere, der die Pflicht hatte den Koch zu spielen und für seine Herren zu kochen,

mischte sich in unser Gespräch und stellte uns seinen Herren vor. Die Aufnahme war einzigartig an Freundlichkeit. Wir mussten von dem Mittagsmahl, das für die Herren reserviert war, kosten. Als Aperitif ein Weinglas voll Rhum, der auf der Krim hergestellt wird. Dann eine Eintopfsuppe mit einem Gemisch von Bohnen, Nudeln, Zwetschgen, Kartoffeln, Paprika, Speck, Tomaten und gebratenen Zwiebeln. Eine Delikatesse sage ich. Für einen hungrigen Magen eine wahre Wohltat. Der Bursche servierte uns, bis dass wir nicht mehr konnten. Zum Nachtisch servierte er nur Gebäck und dann wieder Rhum. Er weinte vor Mitleid und vor Freude, dass er uns bewirten konnte. Er erzählte uns mit tränenden Augen, dass er auf der Kriegsschule Saint Cyr in Frankreich seine Militärstudien gemacht hätte. Dass er Frankreich sehr lieb hätte und jetzt allein wäre. Er weinte und weinte noch als wir uns verabschiedeten. Die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Wir versprachen uns ein Wiedersehen. Wann das geschehen sollte, wussten wir nicht.

Am Nachmittag besuchten unsere Lagerinsassen eine Kinovorstellung. Der Krieg im Osten! Russisches Militär führte diesen Film vor. Die Schauspielhäuser in Tschenstochau sind viel primitiver gebaut als bei uns und die Innenausstattung bestand aus einfachen Bänken. Die russischen Soldaten waren als Zuschauer in der Mehrzahl. Das interessanteste für uns war das russische Kriegsmaterial, das da gezeigt wurde. Es war alles mit dem Sowjetstern gekennzeichnet aber in kleinen Buchstaben stand zu lesen: "Made in U.S.A." Ja das Pacht- und Leihgesetz zwischen Russland und Amerika brachte die Kriegsmaschine Russlands auf ein gewisses Niveau, das dem deutschen haushoch überlegen war.

Die Erfolge blieben ja auch nicht aus. In der Zwischenpause brauchte man das Haus nicht zu verlassen. Ein Lautsprecher brachte die Nachrichten aus der Kampffront und eine Sondermeldung, dass die russische Armee unter General Schukoff, Frankfurt an der Oder erobert hätte, dass die Städte an der Oder, Breslau und Oppeln noch immer in Brand ständen und dass die Verlustesziffern der deutschen Zivilpersonen wegen Mangel an Beförderungsmöglichkeiten enorm sei. Sie zeigten Bilder, wo die großen Getreidespeicher des Ostens von Deutschland in Brand gesteckt wurden. Hier waren Millionen Zentner Getreide gelagert. Wir dachten welch ein Unsinn. Doch Nein, der Genuss dieses Getreides hätte ein ganzes Heer vernichten können (Anm.: wenn es vergiftet war!). Der Vernichtungskampf war ein totaler. Gegen Abend erhielten wir eine warme Suppe verabreicht. Während der Nacht war ich mit einem argen Husten geplagt.

Am 8. Februar machte ich große Wäsche. Ich wohne bei einem Juden d.h. mehreren Juden in einem Zimmer. Zum Frühstück reichten sie mir gebratene Zwiebeln zu meinem Brot. Unser ganzes Lager war in Privatwohnungen verteilt. Der Proviant aus unserer Reserve war alle und nun begann Schmalhans Küchenmeister. Zu Mittag aß ich 2 Pellkartoffeln, ein Stück kaltes gebratenes Schweinefleisch und Schwarzbrot mit Schmalzaufstrich. Zum Zeitvertreib las ich "Odes et Ballades de Victor Hugo." Den Abend verbrachte ich in der Gesellschaft der Hausbewohner. Wir wohnten bis zu 8 in zwei Räumen. Ein Zahnarzt und seine Frau. Zwei andere Männer mit ihren Frauen und ein Fräulein. Dann ich. Die Beschäftigung der Männer war: "Lumpensammeln". In der Frühe zogen die Männer in die Stadt, zuerst um Brot zu kaufen. Brot war morgens um 5 Uhr 15 Zloty billiger als um 8 Uhr. Wahrscheinlich im Schwarzhandel. Dann sah ich sie nicht mehr bis abends. Dann trugen sie Säcke von Lumpen ins Zimmer, schütteten sie aus und klassierten die nach Größe und Qualität. Dann wurden Lose gezogen, wer die guten und wer die schlechten erhielt. Ein Geschäftchen muss man machen und manch einer hatte Glück. Dabei wurde gespaßt und gelacht. Alle sieben kamen aus dem KZ und waren der Gaskammer entwichen. Die Frau des Zahnarztes, noch ein junge Weib, aber bildschön, lag immer noch im Bett wegen Mangels nötiger Kleidung. Was man hier Bett nennen

darf war eine eiserne Bettstelle mit verschlissenen Militärdecken. Ich lag in der Küche auf einem Bündel Holzwolle. Meine Koffer waren das Kopfkissen. Das Fräulein Anfang 20, war vor dem Kriege in London bei einer Herrschaft im Dienst und wurde bei einer Urlaubsreise vom Krieg überrascht und konnte nicht mehr zurück. Sie interessierte sich stark für die französische Sprache. In einem Dictionnaire lernten wir zusammen französisch. Die Aussprache macht ihr noch Schwierigkeiten. Wir nahmen einen französischen Sergeanten zu Hilfe und es entpuppte sich aus diesem Lernen eine polnisch-französisches Freundschaftsbündnis. Wie lange dass es dauerte weiß ich nicht. In der Nacht wurden wir oft durch heftige Türschläge geweckt. Die Russen kamen zu der jungen Frau Zahnärztin zu Besuch. Gegen Gewalt blieben 3 Männer machtlos. Eine Schande für die Zivilisation. Doch wo finde ich Anstand. Empört gegen solche infame Machenschaften, aber machtlos. Der Wodka macht die Menschen zu wahren Bestien.

Am 10 Februar mache ich einen Besuch in das National Heiligtum Polens. Die schwarze Muttergottes von Tschenstochau. Dieses nationale Heiligtum liegt auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt. Eine schöne breite Strasse führt schnurgerade den Berg hinauf. Ungefähr einen Kilometer lang. Von weitem leuchtet ein mächtiges Kreuz auf einem Altar und ein grosses weißes Feld rundherum ladet die Menschen zu einem Besuch ein. Ich stieg den Berg hinan bis vor die Kirche. Eine äußere Ringmauer umringt das Ganze, man schreitet durch ein mächtiges Tor über eine Zugbrücke in das Innere des Heiligtums. Wieder ein grosses Portal. Man tritt in einen großen Raum. Hier ist ein großer Bazar. Ein Missionar sitzt hinter einem Verkaufsstand und bietet Andenken an. Bilder, Medaillen, Rosenkränze, Photographien der Kirche und des Innern. Im Hintergrund ein mächtiger Altar, dem Herzen Jesu geweiht, fesselt das Auge des Besuchers. Rechts vor dem Altar die Pforte zur Kathedrale. Ich trete ein! Voll gepfropft ist die Kirche. Die Orgel braust durch die immensen Gewölbe und Hallen. Man singt eben das Te Deum. Alles was Lärm machen kann in der Kirche stimmt in diesem Lobgesang mit ein. Schellen, Glöckchen, Glocken, Posaunen und eine mächtige Orgel. Das Herz will aus dem Körper steigen, so hat man das Gefühl. Einfach himmlische Sphären. Ein Vordringen ist einfach unmöglich. Ich stelle mich in eine Ecke aus dem Verkehr und warte das Ende der Messe ab. Als die Kirche sich geleert hatte, durfte ich die Kirche in Augenschein nehmen. Eine Augenweide ohnegleichen. Wohin das Auge sieht, an jeder Säule, in jeder Nische ein Altar einem besonderen Heiligen geweiht. Der polnische Kalender weist andere Heilige auf. Z.B. Die heilige Appolonia, der heilige Nicolas, der heilige Stanislaus, der heilige Hieronymus u.s.w. Die Kirche ist in 3 Schiffe eingeteilt. Das Hauptschiff mit dem Hauptaltar nach Osten ist gleich unsere Kathedrale breit und tief. Der Chor bietet Platz für ungefähr 100 Priester. Wuchtig ist der Hauptaltar. Die Ornamente stellen den Schöpfer dar in Riesengröße mit der Weltkugel in der Hand. Die Seitenaltäre sind der Herz Jesusaltar und der Muttergottesaltar. Links im Chor führt eine Tür in eine zweite Kirche, die nur durch eine dicke Mauer getrennt ist. Neben dieser Türe die Sakristei. Wo bestimm 50 Priester zugleich sich einkleiden können. Im Viereck an der Wand sind die Kleiderschränke zum Hängen der Kleider und in der Mitte des Raumes ein dem Raum entsprechendes Pult mit Auszügen zum Legen der Gewänder die wegen der Schwere ihrer Paramente nicht gehängt werden dürfen. Beichtstühle sind in der Kirche keine vorhanden. Auffallend ist Raumersparnis. Dann rechts im rechten Seitenschiff liegt eine Kirche nach Süden zu. Unter dieser Kirche befindet sich eine große Krypta. Großar-

tig in der Architektur. Ich schreite nun in der Kirche nach links vom Chor. Das ist das National Heiligtum. Dort gehe ich an dem Seitenaltar des Heiligsten Herzen Jesu vorbei. Dort bietet Jesus sein Herz dem Beter dar. In der Mitte der Kirche ist der Hauptaltar, ist aber non unten bis oben und von rechts nach links bis unter das Gewölbe mit einem Eisengitter verschlossen. Komisch, nicht wahr? Ist aber beim näheren Betrachten verständlich. Was alles dort an Gold und Geschmeide hängt und liegt ist einfach nicht zu schätzen an Wert. Vom goldenen Bein, bis zur silbernen Krücke. Vom hölzernen Rosenkranz bis zum Perlenkranz, Armbänder und Spangen. Ja, für die Muttergottes ist nichts zu schön und zu gut. Hier musste ich vor Ehrfurcht die Knien beugen und mich meiner Frömmigkeit schämen. Da lagen Männer und Frauen auf dem Boden wie Tote und wagten nicht den Hauptaltar anzuschauen. Ja, was barg dieser denn? Es blieb mir ein Geheimnis, weil im Augenblick keine Messe zelebriert wurde. Ich sah wohl einen großartigen Hauptaltar mit überladenem Schmuck, aber keine Muttergottes. Nur stellte ich fest, dass in der Mitte des Altars so etwas wie ein Schrank angebracht war. Wahrscheinlich war hier das Geheimnis verborgen. Diese Überraschung hob ich mir auf für Sonntag. Ich musste zu meinem Quartier. Beim Mittagessen erzählte ich mein Erlebnis meinem Freund, dem Lehrer. Wir konnten nicht schnell genug den Tag erwarten, wo wir hier in die Sonntagsmesse gehen durften.

Da ich mir den Messeplan gemerkt hatte waren wir am 11. Februar pünktlich zur Stelle. In Reih und Glied, geschmückt mit der französischen Nationalkokarde im Knopfloch schritten wir zur Kirche. Wir erhaschten noch Platz genug um gemütlich die Messe verfolgen zu können. Schlag der Uhr wo die Messe beginnen sollte, traten die Priester in vollem Ornat in den Chor. Tiefe Stille. Da plötzlich setzten auf der Empore die Posaunen an zu ertönen und auf dem Hauptaltar, wo ich den Schrank vermutete ging ein Vorhang aus purem Golde hoch und vor uns erschien die schwarze Muttergottes. Die Wundertäterin Polens. Da senkten alle das Haupt, sanken in die Knien, manche legten sich auf den Boden. Sogar die Priester legten sich hin und verharrten einen Augenblick im Gebete. Da ertönte die Orgel und die Messe begann. Am Schluss der Messe ging der Vorhang wieder herunter und das Volk und die Priester zeigten sich so demütig wie zu Anfang der Messe. Wir verließen die Kirche und gingen geschlossen zum Quartier. Mittags besuchten wir andere Kirchen und auch eine Moschee. Auch wurden die Parkanlagen besichtigt. Da fanden wir zur Überraschung noch eine nackte Mannleiche liegen, die noch nicht begraben war.

Am nächsten Tage gingen wir zur Bewunderung aller in Begleitung vom russischen Militär in eine Badeanstalt, wo die Hauptsache fehlte. Das Wasser. Man brauchte eine halbe Stunde um ganz nass zu werden. Eins war sehr wichtig. Achtung vor Dieben. Ein hungerndes, herabgekommenes Volk lauert in allen Ecken und Winkeln auf Beute und wenn es auch nur Schuhe oder Socken sind.

Am Nachmittag hatten wir eine besondere Mission. Von den 93 französischen Kameraden war einer in Blechhammer bei einem Fliegerangriff gefallen. Für sein Seelenheil ließen wir alle auf dem Herrn Lehrer und meine Initiative, diesem Kameraden eine heilige Messe lesen. Der Herr Lehrer und ich gingen nun zu diesem Zwecke zu den Herren Patres in die Kathedrale und trugen unseren Wunsch vor. Wir wurden auf der Stufe des Hauptaltars auf der Evangelienseite von dem Hochwürdigen Herrn Rektor, nachdem wir vom Herrn Pförtner angemeldet waren, empfangen. Der Empfang war ziemlich zeremoniell. Der Hochwürdige Herr mag im Grade eines Bischofs sein. Er hielt uns den Ring hin zum Küssen und dann macht er das Kreuz über uns und fragte nach unserm Begehr. Der Herr Lehrer trug seine Bitte auf französischer Sprache vor. Ich sollte auf Deutsch verdolmetschen, doch schon antwortete der hohe Herr auf Französisch. Unser Wunsch sollte erfüllt werden am nächsten Morgen und zwar in der Kirche der Mutter Gottes auf dem Seitenaltar, dem Heiligsten Herzen Jesu geweiht. Wir

dankten für dieses Versprechen und waren froh dass unser Wunsch in Erfüllung ging. Wir empfahlen uns dem Hohen Herrn bis zum nächsten Tag. Nun machten wir noch einen Besuch in den oberen Gemächern der Kathedrale. Auf der Empore befinden sich die Beichtkirche, das eigentliche Kloster und die Dependenzen des Klosters. Wunderschön ist die Beichtkirche. Man steigt von außen über eine breite Treppe, die über die Gewölbe der Muttergotteskirche führt. Hier kommen sie in einen großen Raum. In der Mitte stehen 4 Reihen Bänke bis zu einem kleinen Altar mit einem mächtigen Kruzifix. Zu beiden Seiten an den Wänden angelehnt stehen die Beichtstühle, einer neben dem anderen. Die Decke und die Wände ziert eine kunstreiche Malerei. Die Legende der Schwarzen Muttergottes zeigend. Soviel ich von dieser Legende festhalten konnte, will ich hier schildern.

Das Bild der Schwarzen Muttergottes von Tschenstochau ist eine auf Gusseisen geformtes Bild einer Madonna mit Kind darstellend. Bei allen Prozessionen wurde dieses Bild auf einer Lafette getragen. In Krieg, Pest und Cholera angebetet und verehrt. So schreitet die Geschichte durch die Jahrhunderte. Ein schwedischer Krieg mit Polen führte zur Belagerung und Schleifung des Klosters. Die Mönche mussten das Kloster verlassen. Es wurde in Brand gesteckt. Das Bild mit der Madonna wurde aus einer Ecke in die andere geschmissen, wie Altmetall. Kein Mensch kümmerte sich drum. Auf der Malerei sehen wir das schwedische Militär beim Lagerfeuer. Ein Soldat beschäftigte sich um mit dem Säbel Ritze auf das Bild zu ritzen. Auf dem Bilds sieht man diese Ritze auf der rechten Backenseite des Angesichtes. Auf einem anderen Bilde sehen wir die gusseiserne Platte mit dem Bilde vor einem Feuerherd als Schutzvorrichtung gegen die Flammenglut stehen. Dann fiel es unter das Geröll alten Gemäuers, wo die Mönche es nach dem Krieg wieder fanden. Die Schweden, wo die Katholiken in der Minderheit sind, haben für solche Sachen kein Interesse. Die Freude der Mönche aber war unbeschreiblich als sie ihre Muttergottes wieder fanden. Sie bekam wieder ihre Ehrenstelle. Sie war durch die Einwirkungen des Schuttes und der Hitze des Feuers ganz schwarz geworden. Ursprünglich aber war sie weiß. Die Mönche übergaben nun das Bildnis einem Fachmann um es wieder in seinen Urzustand zurück zu versetzen. Aber alles Bemühen war umsonst. Es versagte die Kunst der Chemikalien und der Schleiferei. Das Bildnis blieb schwarz. Nun glaubten die Mönche und das Volk an ein Wunder und es sprach sich schnell herum in der ganzen Welt. Von nun an hieß sie "die Schwarze Madonna" von Tschenstochau. Nun wurde das Bild mit Rubinen, Smaragden und sonstigen Edelsteinen verziert. Es nahm an allen weltlichen Festen teil. Bei ihrem Beisein und am Fuße ihres Altars leisteten geistliche und weltliche Würdenträger ihre Diensteide. So weit zu dieser Malerei.

Wir treten wieder ins Freie. Das ganze Kloster mit den Kirchen liegt wie schon gesagt, auf einer Anhöhe. Ein tiefer Wallgraben um die Gebäulichkeiten scheidet das Ganze. Von der Stadt her ist es nur über eine Brücke zugänglich. Das mag in der Zeit der Geschichte seine Bedeutung gehabt haben, denn das Kloster wurde durch die Angriffe des Krieges nicht verschont. Die Geschosse die zu vergangenen Zeiten in Anwendung kamen, waren runde Kugeln aus einem Gemisch von Blei, Zinn und Eisen und krepierten nicht. Sie blieben ganz und wo sie einschlugen und nicht genug Durchschlagskraft hatten blieben sie stecken. Solche Kugeln deren Durchmesser verschieden war sind noch heute an den Außenmauern der Kathedrale und sogar inwendig im Chor zu sehen. Sie stecken nur halb im Mauerwerk. Jene die man im Chor sehen konnte flogen wahrscheinlich zu einem Fenster herein. Sie wurden wahrscheinlich von einem Apparat abgeschossen, der einer Schleuder glich. In diesem Krieg blieb das ganze Areal von Kriegseinwirkungen verschont, bis auf einige Granatsplitter, deren Wirkungen nicht nennenswert sind. Rund um die Kirche, in diesem Wallgraben, führt ein sauberer Weg. Zu beiden Seiten des Weges in dem Hügelgelände befinden sich wunderschöne Anlagen und ein Kreuzweg mit Figuren in Mannsgröße. Abgeschlossen von allem Lärm der Außenwelt kann man hier anständig den Kreuzweg beten. Da ist nur Gott, sein Licht und die Figuren mit

dem Schmuck der Schöpfung Zeuge. Ungewollt andächtig betritt man diese Anlage denn hier herrscht weihevolle Stille. Wir stiegen wieder bis zum Außenhof und wollten noch das Museum des Klosters besichtigen, welches aber wegen Fliegerangriffen mit einem Bretterzaun abgeschlossen war. Zwischen den Bretterspalten bemerkten wir nur große Fenster und in den Räumen große Kisten und Blattpflanzen.

Wir schritten wieder ins Quartier zum Nachtessen. Die Nacht verlief ziemlich ruhig. Am frühen Morgen des 13. Februar machten wir von Tür zu Tür Alarm zum Wecken der Kameraden. Wir sollten ja in die heilige Messe gehen für unsere verstorbenen Kameraden. Zuerst, ehe wir fort gingen, machten wir eine Kollekte, um die Messe bezahlen zu können. Wir hatten keine Ahnung was so eine Messe in diesen Zeiten kostet. Die Kollekte brachte 900 Zloty ein. Das war ungefähr nach unserer Währung 90 Franken. Das Geld stammte her von Privatbesitz auf dem Schwarzen Markt. Hier wurde man auch genau gesagt, alles los, was Namen hatte. Hatten wir etwas zu verkaufen, ein paar Strümpfe, einen abgetragenen Hut, einerlei was es war. Es fanden sich immer Abnehmer. Wir gingen nach dem Frühstück zur Kirche. Es war um 8.00 Uhr die heilige Messe. Fast vollständig waren die Kameraden zugegen. Einige gingen sogar zur Heiligen Kommunion als Opfer für ihren toten Kameraden. Nach der Messe treten der Herr Lehrer und ich in die Sakristei um unsere Schulden zu bezahlen. Der Oberste empfing uns wieder mit der respektvollen Grazie. Er begehrte von uns 600 Zloty. Wir überreichten ihm aber 900 Zloty. Wir sagten ihm er solle den Überbetrag für die Ausschmückung der Kirche verwenden. Als Dank überreichte er uns drei Bilder, wovon eines eine kleine Partikel der Madonna, als Reliquie trägt. Wir freuten uns überaus für diese Ehrung und verabschiedeten uns ehrerbietig nach christlicher Art. Beim Ausgang machten wir noch einmal halt bei dem Stand des Bazars. Wir wollten nämlich eine Legende kaufen, die Auskunft vom Kloster und seiner Geschichte geben könnte. Leider aber unmöglich. Die Nazis hatten die Bibliothek, die Druckerei mit allem Drum und dran ausgeräubert. Der Herr Mönch erklärte uns, sie hätten dadurch einen unersetzlichen Verlust gehabt. Ob sie wieder etwas von den alten Schriften und dem Material wieder finden, bleibt noch ungewiss.

Im Quartier, die alte Beschäftigung. Ich lese Victor Hugo. Draußen fängt es an zu regnen in Bindfäden. Am 14. Februar sollten wir Brotration bekommen. Am Nachmittag gingen wir wieder zur russischen Kontrolle. Ich sollte meinen russischen Pass als Luxemburger erhalten. Doch weder Brot noch Pass erhalten. Es waren nur Versprechen. Es donnerte draußen und Hagelkörner liefen über die Dächer, sprangen dann auf die Strasse oder an die Fensterscheibe, viel Lärm machend.

Ich lege mich schlafen. Schlafend erwartet man am besten den nächsten Tag. Wieder einmal zur Kontrolle. Auch wieder vor einem Nichts. Nichts an Brot und Nichts an Pass. Die Reserven unserer Speisewaren waren fast alle. Ich muss bemerken: hier bestand eine vorbildliche Einigkeit. Wer Hunger hatte öffnete einen Topf mit Fleisch oder einen Sack mit Brot und aß, ohne dass der Nächste Anstoß daran fand, der isst mehr als ich. Nein, es war eine Selbstverständlichkeit. Nimm was dir Gott geschenkt.

Ich bin nicht ganz in Form. Ich hüte das Zimmer. Man erzählt uns die Russen seien in Berlin. Ein Kamerad, von Beruf Friseur, beschäftigt sich damit den Kameraden die Haare zu schneiden. Billig. Wer nichts hat, kann nichts geben. Ich gab ein paar Pfeifen Tabak als Entgelt.

Am 16. Februar wieder zur Kontrolle. Ohne Erfolg. Bei dieser Gelegenheit begegnete ich einem Landsmann, der mir erzählte, die Luxemburger seien zu 11 in der Stadt evakuiert. Interessant. Am Mittag gab es Sauerkrautsuppe. Ich bin krank. Ich leide an Nervenreizungen.

Manchmal wird mir schwarz vor den Augen. Ich denke immer an Zu Hause und die Ungewissheit ob eine Wiederkehr stattfinden wird oder nicht. Eine Anstalt des Roten Kreuzes zur Repatriierung all dieser Leute zeigte sich immer nicht. Organisation Null, Null. Echt anthrophobetisch?

Am 18. Februar ging ich morgens zur Messe. Am Nachmittag besuchte ich ein belgisches Militärlager, dann mit einer Delegation den russischen Kommandanten in der Ulica Kiliuskiego No 7. Später zog dieser Herr um. Nun sollte ich in der Ulica Kiliuskiego No 7 meine Brotration erhalten. Ich traf einen Herrn aus Colmar-Berg. Den Rest des Tages in Gedanken versunken in meiner Junggesellenbude.

Ich sehe schwarz. Ich ziehe um. In der Ulica Kiliuskiego wohnen Luxemburger. Ich will zu meinen Landsleuten. Das soll mir die Grillen des Alltags und der Ungewissheit vertreiben. Ich leide jetzt an Fieber und habe hohes Fieber mit Schüttelfrost. Ich habe die französischen Kameraden verlassen mit einem ewigen Dank. Sie waren mir gegenüber so zuvorkommend. Ich besaß noch 4 Decken von ihnen. Es war mein Glück. In diese Decken rollte ich mich ein mit allen Kleidern die ich anhatte und nahm eine Aspirintablette zum Schwitzen ein. Der Erfolg "Gott sei Dank" war zufrieden stellend.

In einem kleinen Zimmer liegen wir zu 7 auf der Diele. Bett wird groß geschrieben. Die Nacht verlief ohne nennenswertes Ereignis. Ich erwache und spüre, dass es mir besser war. Liegen bleiben konnte ich nicht. Ich war ein Hindernis in der Kammer. Sie war so klein, dass wir da lagen kein Platz zum Passieren blieb. Die Koffer waren Kopfkissen. In der Frühe tötete ein Herr der neben mir lag eine dicke Wanze an der Mauer. Also, doch für Kleinwesen war noch Raum.

Ich stehe auf, wie alle anderen und helfe das Zimmer vom Staub fegen. Womit? Mit Schuh und Zahnbürste. Mit Humor geht alles. Aber das Kleinvieh sollte verscheucht, verscheucht werden. Ich denke nach Hause an mein sauberes Bett und die Mittel zur Vertreibung alles Unrates. Ich spüre Schmerzen im Rücken. Ich habe keinen Appetit. Doch ich machte Bekanntschaft mit den Zimmerinsassen. Eine Dame machte auf einem elektrischen Kocher eine Tasse Kaffee, die mich erwärmen sollte. Nun will ich meine Leidensgenossen vorstellen. : "Herr und Frau Kuhn aus Neudorf, Herr, Frau und Tochter Schwinnen aus Colmarberg. Ein Herr aus Bruxelles und ein junger Mann aus Befort. Ich spüre mich außergewöhnlich schwach. Man erzählt seine Erlebnisse und raucht was man noch hat. Der Herr aus Bruxelles ist auch krank. Er geht zum Arzte. Ich stelle mich ans Fenster und schaue auf die verschneite Strasse. Da zieht ein Bauer mit einem Pony und Wagen vorbei. Auf dem Wagen sitzt die Frau. Auf ihrem Schoss ein totes Kinde. Sie fahren bestimmt zum Friedhof. Etliche Leute hinterher. Wahrscheinlich die Bekannten. So schreiten das Elend und die Not durch die Strassen und die Häuser. Zu Pferd, zu Fuß auf Handkarren in all möglichem Format. Sogar in den Kochtopf schreitet die Not. Es gibt Dörrgemüse mit Wasser. Herr Kuhn und ich bereiten uns nun eine Pritsche als Lager. Der harte Fußboden verursacht Rheuma. Wir machten einen Rundgang durch die Stadt und fanden in einem abgebrannten Haus noch übrig gebliebenes Holz. Es sollte uns langen. Wir fabrizierten auch einen primitiven Tisch und eine Bank. Madame Kuhn machte Jagd auf Wanzen. Dann ging sie zur Stadt und kaufte ein. Eine Wurst 1 kg 700 Zloty, ein weißes Brot 80 Zloty, eine schwarzes Brot 30. Eine Zigarette 1 Zloty. Ich rauchte noch aus meinen Reserven und hungerte auf Vorschuss.

Am Samstag, den 24. Februar feierten wir das Fest des Heiligen Mathias. Wie wir hörten wurde Luxemburg an diesem Tage von den Deutschen Flieger bombardiert. Ob es wahr ist wissen wir nicht. Wir löffelten unsere Wassersuppe und ließen Deutsche, Deutsche sein.

Am Sonntag gingen wir in die 9 Uhr Messe. Wir besuchten noch einmal die schöne Kirche der Schwarzen Mutter Gottes. Am Abend meldete sich in unserem Zimmer ein Unbekannter. Er verkroch sich in der Nacht in einer Ecke.

Am 26. Februar war ich schon müde als ich aufstand. Die Kost ist einfach gruselig. Der Vitaminmangel macht sich schon bemerkbar. Diejenigen die Geld oder irgendetwas zu verkaufen haben, ergänzen ihre Mängel auf dem schwarzen Markt. Arm ist der Ich und bleibt er. Die vielen Italiener die im selben Gebäude untergebracht sind, haben sich verzogen. Einige sogar ins Ungewisse. Die Russen verschärfen ihre Posten. Ein Ausgang wird unmöglich gemacht. Wir erhalten wieder Zuwachs. Eine Familie begreifend 4 Personen aus Fischbach mit Namen Calteux. Immer nur herein. Ein Eimer Wasser mehr oder weniger in den Kochtopf. Eintopf bleibt Eintopf.

Am 27. Februar machte ich meine Wäsche. Sieben Luxemburger gesellten sich zu uns und ein junger Litauer, dessen Eltern Luxemburger waren und verschollen sind. Der Vater reist für eine Autofirma in der Schweiz. Die Mutter irgendwo evakuiert oder tot. Er trug eine Luxemburger Identitätskarte, ausgestellt in Luxemburg. Die anderen Luxemburger waren aus Lorenzweiler und Greiweldingen, Ötringen, Kayl und Befort. Sie kamen aus den Umsiedlungslager Trepnitz, Bunzlau, Boberstein und Auschwitz. Draußen zeigte sich die Frühlingssonne, aber es ist verboten auszugehen. Ich habe Zahnschmerzen. Man spricht vom Abtransport nach Hause. Es ist zu schön um wahr zu sein. Ich frage mich wohin, denn die Deutschen kämpfen noch immer wie die Löwen.

Am 28. Februar gesellten sich wieder eine Gruppe Landsleute zu uns. Herr Peusch aus Luxemburg. Er hatte seine Frau und seine Tochter verloren unterwegs. Die Russen hatten ihm seine Uhr gestohlen. Er ging nur zur Beschwerde an höherer Stelle, trennte sich auf diese Weise von seiner Frau und seiner Tochter und fand sie nicht wieder. Der Zufall brachte ihn nach Tschenstochau. Die anderen waren in Düdelingen zu Hause.

Alphabetische Liste	**Geburtstag**		**Reihenfolge der Ankunft**
Antony			116
Berens Edouard	30.05.07		051
Berens Gust	29.01.32		053
Berens Jean	12.12.44		056
Berens Joseph	05.01.35		054
Berens Maria	17.10.02		052
Berens Suzette	05.01.37		055
Bettendorf Aloys	21.06.14		063
Bettendorf Emma	22.03.88		062
Bettendorf Hubert	07.11.80		061
Bettendorf Marie	15.08.26		065
Bettendorf Michel	30.05.16		064
Bisdorff Elise	08.05.39		096
Bisdorff Fernande	18.10.30		094
Bisdorff Jean	29.03.04		091
Bisdorff Lucien	16.11.35		095
Bisdorff Margot	06.05.30		093
Bisdorff Maria	15.11.42		097

Bisdorff Suzanne	16.11.17		092
Biewer Amelie	14.06.85		073
Biewer Charles	05.02.17		072
Bley Léon	25.01.22		107
Calteux Jos	31.05.95		016
Calteux Marie	23.05.34		018
Calteux Virginie	04.06.97		017
Chenaux Pierre	05.11.26		026
Decker Théo	06.03.16		087
Decker Victorine	28.02.15		088
Demuth Jean Jul	29.05.43		071
Demuth Jules	16.10.16		069
Demuth Marie	11.11.16		070
Diederich Léon (Steinfort)			113
Dondelinger El (?)	08.12.04		075
Dondelinger Louis	02.04.06		074
Duhr Aloyse	27.04.43		042
Duhr Eliette (gest. 26.03.45)	28.05.44		044
Duhr Emile	05.06.43		043
Duhr Gabi?	09.07.15		040
Duhr Helène	21.06.20		041
F(r)antzen Mathias	06.12.99		019
Falkero Helène	12.07.49		085
Falkero J. Bapt.	01.03.06		080
Falkero Jean Pierre	02.09.35		084
Falkero Jeannette	19.06.44		086
Falkero Joseph	24.11.29		082
Falkero Marie	29.09.89		081
Falkero Valentin	12.03.33		083
Gilbert Henri			013
Heinricy Camille	30.09.98		029
Heinricy Jean	07.09.25		030
Heinricy Mich	12.07.00		028
Heinricy Yvonne	27.06.27		031
Henricy Jeanne	19.01.24		106
Henricy Joh.	13.02.94		103
Henricy Natalie	12.02.20		105
Henricy Cathérine	22.04.94		104
Hoffmann Albert	05.08.21		108
Hoffmann Francis	28.05.34		068
Hoffmann Henri	29.01.94		066
Hoffmann Marie	11.08.94		067
Hoffmann Nicolas	05.03.20		110
Horn Aloys	24.03.16		035
Horn Anna	08.02.14		034
Horn Joseph	20.02.27		036
Horn Mathias	06.06.91		033
Horn Mia	17.06.21		037

Horn Peter	09.08.28		038
Horn Pierre	29.06.85		032
Ihry (von Zolver) Kind			122
Ihry (von Zolver) Kind			123
Ihry (von Zolver) Mme.			121
Ihry (von Zolver) Mr.			120
Jung (Douanier)			117
Kayl Emile	08.02.07		045
Kayl Victorine	16.06.04		047
Kieffer Anna	12.03.96		023
Kieffer Martha	05.05.23		024
Kieffer Pierre	24.08.88		022
Kuhn Henri	06.10.87		002
Kuhn Madeleine	23.07.90		003
Mehling Eva	14.11.97		101
Mehling Gérard	28.11.97		100
Mehling Marcel	26.07.23		102
Molitor Camille	13.09.25		025
Müller Alma	22.06.25		015
Müller Friederich	21.03.24		014
Peusch François	03.09.92		039
Peusch Melle	05.05.23		112
Peusch Mme.	26.08.91		111
Regenwetter Albert	31.08.98		001
Reiff Anne	24.04.14		058
Reiff Henri	01.11.06		057
Reiff Suzette	20.04.39		060
Reiff Victor	11.04.37		059
Reiners Cathérine	01.06.07		090
Reiners Pierre	08.09.00		089
Ries Jos	18.05.24		008
Schmit Théo	19.11.13		021
Schoettert August	12.01.05		076
Schoettert Jacques	13.07.32		079
Schoettert Marie	12.11.07		077
Schoettert René	09.11.30		078
Schrinus Charlotte *)			012
Schrinus Nathalie *)	25.12.05		010
Schrinus Odile *)	25.06.29		011
Schrinus Pierre *)	15.08.94		009
Schröder			118
Schwinnen Berthe	08.05.29		007
Schwinnen Nico	06.12.90		004
Schwinnen Suzanne	07.12.95		005
Sosson Alfred	29.05.17		046
Sosson? Elise	18.10.18		048
Staar			114
Steffes Jean	21.03.83		098

Steffes Léon	31.12.28		099
Streveler Théo	22.12.13		020
Süssmann Herbert	29.09.23		006
Tunik Jean	10.01.24		027
Tourneur Elise	10.01.84		049
Tourneur Ros	19.07.16		050
Urbe Grégoire	05.02.25		109
Weber (Nospelt)			115
4 Belgier			
3 Italiener			

Am 1. März erklärte Schweden, die Türkei und die Schweiz Deutschland den Krieg. Will denn alles deutschfeindlich werden?

Die Suppe war ein Gemisch von Gemüsereste und Wasser. Sogar das Wasser in Tschenstochau schmeckte nicht gut. Ich aß schwarzes Brot mit einer Marmelade, die ich kaufte. 60 Zloty das Pfund. Herrn Peusch gab ich ein paar Strümpfe und Tabak. Abends erhielten wir 3 Pellkartoffeln und eine Tranche Speck. Nun sind wir beinahe zu 100 Luxemburger zusammen. Sie wohnen nebenan. Bei uns im Zimmer machen wir Jagd auf Wanzen. Die Neuangekommenen erzählten unglaubliche Geschichten. Von Massenmorden an der polnisch-deutsche Grenze.

Am Samstag, den 3. März zogen wir nun in einen großen Saal in die Washingtonstrasse. Wir sind zu 104 Personen. Wir bildeten nun ein Komitee dessen Aufgabe es war für Ordnung, Ravitaillement zu sorgen. Drei Mitglieder. Herr Peusch aus Luxemburg, Herr Mehling aus Kayl und ich. Der Saal in dem wir lagen war früher ein Gerichtssaal. Er war sehr groß und kalt. Zuerst galt es den Saal zu waschen. Dazu war eine Unmenge Wasser nötig. Sämtliche Sanitäranlagen waren defekt. Die Zimmerdecken durch Wasser aufgeweicht und in den Zugängen des Saales stand der Schlamm schuhhoch. Unter dem Gebäude war ein großer Keller. Dieser war voll gestopft mit Papierrollen, womit Filmstreifen verpackt waren. Diese Rollen dienten nun aufgerollt als Unterlagen zum Schlafen. Es war fein und mollig. Vor allem trocken und warm.

Am Sonntag, den 4. März sollten wir wieder umziehen. Ob es wahr wird? Das Komitee verteilte verschiedene Arbeiten, die wir unbedingt machen mussten, wenn nicht bald eine Seuche uns heimsuchen sollte. Das Gebäude in dem wir lagen, war ein immenser Komplex. Von oben bis unten belegt von Flüchtlingen. Im Hof, der ein großes Viereck bildete, waren große Autogaragen, wovon eine als WC die andere als Lager von Esswaren eine andere als richtige Garage, eine andere als Schlachthaus dienten. Die Abortanlage war das was uns am meisten zu schaffen machte. Tag und Nacht Tausende Besucher und kein Abnehmer. Die Russen nahmen von diesem Zustand keine Notiz. Die Latrine lief über den Hof in die Keller, ja sogar in die Hausflure herein. Ein pestilenzartiger Gestank war das Produkt dieser Handlung. Alle Bittgänge konnte keine Remedur schaffen. Schließlich schaffte es ein polnischer Bauer, der die ganze Grube leerte und seinen Garten düngte.

Am 5. März mussten wir die Frau Mehling ins Spital abführen lassen. Gichtanfälle. Eine Mahlzeit war nur möglich. Ich besorgte nebenbei am Abend warmes Wasser für eine Tasse warmen Kaffee. Wir bemühen uns auch für warme Milch für die kleinen Kinder. Für heute unmöglich, aber für morgen. Die Lagerinsassen schlugen die Zeit tot mit Kartenspielen, singen, singen und taten alles, nur nichts Gutes. Man glaubte sich auf einem Menschenmarkt. Im

Hausflur befand sich ein grosses Treppenhaus. Dieses Treppenhaus führte auf die Strasse in den Keller und auf die Stockwerke. Der Zugang zum Keller und zur Strasse war durch einen Haufen Unrat versperrt. In der Nacht, wenn es dunkel war, wurde dieser Platz als Abort benutzt. Von den Stockwerken warfen sie die Toiletten auf den Unrat. Blumenuntertassen, Vasen, Eimer, geköpfte Flaschen. Alles was zur Notdurft Verwendung finden konnte, fand hier Absatz und manches Geschirr was des Nachts hier abgelegt worden war fand bei Tage wieder einen Benutzer zum Abholen der Suppe, insofern er nicht hungern wollte. Im Komitee suchten wir die Handwerker heraus die uns nützlich sein könnten. Vor allem um die Sanitäranlagen die vorhanden waren ins Leben zu setzen. Eine Badeanstalt war da, aber defekt. Aborte waren da, aber defekt. Wasser gab es auch aber die Hähne rieselten beständig, weil die Dichtungen fehlten. Waschgelegenheiten gab es eine im Hof. Wo aber Tausende Menschen Toilette machen sollen, ist ein Wasserhahn bald ohnmächtig. Im Hof sind auch die Kochtöpfe aufgestellt. Vier Stück verschiedener Inhaltsvermögens. 400 Liter, 300 Liter, 250 Liter und 150 Liter. Alle vier waren den ganzen Tag über unter Feuer. Wenn eine Gruppe gespeist war, wurde gleich wieder für die andere angefangen. Wir erhielten nur 1 Suppe pro Tag. Reklamationen über die Verpflegung regneten nur so auf uns nieder. Das Komitee sollte alles besorgen! Aber lieber Gott woher nehmen und nicht stehlen. Da faucht schon wieder ein Russe herein: "Umziehen auf den ersten Stock." Ei, woher ist es denn nicht möglich hier zu bleiben? Nein, der Mensch muss kämpfen ums Dasein. Also los auf den ersten Stock 1,2,3,4 Zimmer für 100 Mann. Nein, langt nicht! Doch es muss! Also, herein.

Ja, da sind keine Fensterscheiben und keine Türen vorhanden (*und ein vielchöriges Lamentieren begann - HR*) "Ich habe ein kleines Kind; Dieses Zimmer ist kalt; dieses ist feucht; da fehlt die Tür; da muss eine Kochgelegenheit hinein; Ich will einen Platz an der Mauer; nein, ich lege mich nicht unters Fenster, da zieht es; wo ist die Waschküche? Ist es nicht möglich dass sie mir eine Bank verschaffen, unsere Familie begreift 8 Köpfe; schlagen sie doch diese Türe nicht entzwei! ; auf was lege ich mich denn? Sind sie verrückt, keine Fensterscheiben und keine Türen im Zimmer; soll ich hier krepieren? Na sehen sie die Frau M. die liegt sich schön warm in die Ecke, da steht der Ofen; wo haben sie das Holz? Auf dem zweiten Stock sind noch ein paar Türen ganz. Der Fußboden ist noch da. Ja für wie lange? Es kracht in der Ecke, ein Stück aus dem Fensterrahmen zerbricht, herein in den Ofen, den großen Ofen mit der Plattentäfelung. Mindestens 2 Zentner Kohlen brennt er, bevor er warm wird. Im Keller die Unterstände. Oh ja die hohen Pfeiler, drüben im Haus, nein unten im Gerichtssaal die Rednerpulte. Gibt Hitze, Hitze ja, mein Kind weint; warme Milch, woher nehmen; Na Peter geh hol doch eine Mütze voll Wasser, das Kind hat was gemacht. In die Hose? Nein, in den Koffer. Auf dein Sonntagshemd. Da liegt doch mein Rasierapparat drin. Ach woher, die Zwiebeln hab ich doch irgendwo in dem Kopfkissenüberzug. Du solltest rohe Zwiebeln essen wegen deinem Husten. Schau in deiner Regenmanteltasche steckt die Milchflasche. Nein, wo ist die Bratpfanne? Das Kind soll sein Ei jetzt essen! Sollen wir jetzt Schlafen oder hinaus in die Nacht? Im Vorzimmer muss noch ein Ofen eingebaut werden mit 4 Feuerstellen. Wenn sie nicht auf der Stelle hier heraus gehen, dann spielt die Axt eine Rolle! Diese Stelle habe ich soeben gewonnen, mit der Unterhose meines Mannes."

Herr Peusch legt sich auf eine Bank, ich darunter und wir wollen schlafen. Es ist 10.00 Uhr abends. Um 5 Uhr waren wir wieder wach. Wir wollen Licht machen. Kein Licht. Eine Mutter stillt ihr 2 Monate altes Kind. Wo ist mein Mann? Der liegt doch irgendwo. Da muss er doch sein! Ruhe sonst werden die Kinder wach. Wir vom Komitee sind alle entmutigt, alles fehlt. Wir spazieren in den Gängen des ersten Stockes und planen, planen. Wo und wie macht man Licht? Da liegt doch eine Leitung. Einen Elektriker muss man finden. Wo kriegen wir Lampen? Lasst uns die Uelzecht singen. Wer streitet schon wieder da. Sind wir noch Menschen

oder Klotzköpfe? Die Frauen streiten sich. Wir schließen eine Tür mit Nägeln und es ist ruhig im Lager.

Am 8. März. Ich bin unwohl. Die Augen brennen mich, ich habe Schmerzen im Rücken. Herr Peuschs Demarchen zur Auffindung seiner Frau und Tochter waren erfolglos. Die Männer des Lagers sind auf Holzklauen aus. In den zerschossenen Häusern baut man ab. Der belgische Dolmetscher bei den Russen will die Männer einstecken lassen. Ein Jude ist er und will den Russen nicht weiß machen dass unsere Lage unhaltbar ist. Arbeiter der Faust vereinigt euch. Ja, nagt alle am Hungertuche. Es ist besser hungern als arbeiten. Welche Mentalität ist doch diese Auffassung.

Am 9. März ist alles im Lager gesund und voller Hunger. Ein Russe kommt ins Lager. Er verlangt eine Hose zum Ball. Er will in Zivil auf einen Ball gehen. Ein Sonntagskostüm oder ich schieße sie alle nieder. Der Dolmetscher, oder der Russe, wer lügt?

Wir erhalten Nahrung. Brot, Zucker, Marmelade Milch für die Kinder. Ob wir Suppe bekommen? Die paar Habseligkeiten wurden auf den schwarzen Markt getragen. Man muss eben essen. Was? Ausgang streng verboten. Eine gute Frau erbarmt sich meiner. Sie wäscht mir meine Kleider. Ich habe gut geschlafen, doch jeden Morgen mache ich um fünf Uhr die Runde ob alle noch da sind. Ich denke an meine Lieben zu Hause. Sollten sie noch da sein oder vielleicht schon tot? Bin ich nicht vielleicht auch hier schon zum Sterben bestimmt?

Am Sonntag, den 14. März. Wir machten bei unserm Dolmetscher eine Anfrage um die Erlaubnis zum Kirchgang zu bekommen. Wurde gestattet. In Reih und Glied mit der Nationalfahne an der Spitze marschierten wir den ziemlich langen Weg bis zur Kirche. Die Messe dauerte von 10.15 bis 12.30 Uhr. Weg inbegriffen. Im Lager hatten die unabkömmlichen Frauen ein Sonntagsmahl gekocht. Bohnen mit Speck. Was ist der Nachbar? (Gemeint ist was gibt es dazu zum essen?) Schwarzbrot mit Wasser. Wir sind zu 106 Personen im Lager und nicht eine Person hat soviel, dass sie sich satt essen kann. Man fängt an schwach zu werden. Um die Stimmung im Lager zu heben, wollte ich einen humoristischen Abend organisieren. Deklamationen, Sketsche, Lieder und Musik auf einem Schifferklavier. Abends schneite es und die Fügung brachte uns 2 Luxemburger Soldaten und einen Zivilisten ins Lager. Sie erzählten Abenteuer. Der humoristische Abend fiel ins Wasser. Am anderen Tag war Generalinspektion in den Zimmern. Wir mussten das Rauchen in den Zimmern einstellen. Herr Mehling wollte seine Frau im Spital besuchen. Er kam zurück ohne die Frau. Warum? Man hatte der armen Frau die Kleider im Spital gestohlen und nackt oder vielmehr im Hemd konnte sie nicht gut über die Strasse. So sieht es im Spital des Sowjet Paradieses aus. O Santa Simplicitas. Gibt es das noch?

Obwohl ich nicht krank sein sollte, wurde ich es doch. Ich leide an Magenschmerzen und Disenterie. Ich habe kein Interesse mehr an der Arbeit. Eine Frau kochte mir einen Teller Erbsen. Umsonst, es wurde nicht besser. Ich setzte mich hin schreibe nach Hause, am 13. März. Das erste Mal seit dem 28. August 1944. Ob das Rote Kreuz hält, was es verspricht? Am anderen Tag röstete ich mir Schwarzbrot, trank Kaffee mit Zucker und ich wurde ein bisschen ruhiger. Wir bekommen heute zweimal Wassersuppe. Die großen Mädchen sind mit den Kindern spazieren in die Stadt. Wir reklamieren jeden Tag bei dem Herrn Dolmetscher, dass er unsere Lage verbessern soll. Es gibt ja Familien unter uns, die Geld, Kleider und Kostbarkeiten besitzen, die sie in Lebensmittel umsetzen können. Ja, diese Leute sind Egoisten. Sie essen mit Appetit die Wurst, wo ich mit Appetit mein Brot mit Wasser essen muss. Wir haben wieder keine Milch für die kleinen Kinder. Nur ein bisschen Mehl. Mehl mit Wasser ergibt

Leim aber keinen Brei. Arme Kinder. Zum Glück konnte diesem Leim etwas Zucker beigesetzt werden. So ward er doch essbar. Man spricht wieder von unserer Heimreise. Ich glaube an solche Märchen nicht. Im Nachbarlager das mit belgischen Flüchtlingen belagert ist, entsteht ein Streit wegen der Benutzung der Abortanlagen, die ein Herr Steffen aus unserm Lager in Schuss gesetzt hatte. Klägliches Benehmen von belgischen Militärgefangenen gegenüber luxemburgischen Familien, die wegen ihrem Patriotismus umgesiedelt wurden. Der Fall wurde wieder im Guten beigelegt.

Am 15. März fand Herr Peusch seine Frau und seine Tochter wieder! Sie kamen zu uns ins Lager. Der Empfang war äußerst Nerven zerreisend. Sie erzählten unglaubliche Geschichten die ihnen zugestoßen waren. Von Gewalttätigkeiten der Paradiesmänner gegenüber den Evastöchter.

So vergingen Stunden der Langeweile. Die Kinder sind mit den großen Mädchen in die Stadt spazieren. Es ist niemand krank im Lager. Da ein furchtbares Ereignis. Eine gewaltige Detonation bringt alle Fensterscheiben zum klirren.

Was ist los? Ist eine Bombe gefallen? Aus den Kellerluken steigt Rauch empor. Es brennt im Keller. Mein Gott, auch noch dieses Elend. Meinem Wissen nach war der Keller mit Holzsäulen und Baumstämmen als Luftschutzkeller eingerichtet. Aber nur teilweise. In andern Kellern lagen nur Gerichtsakten und Papierfetzen bis unter die Decke. In einem anderen Keller Handgranaten im Falle eines Nahkampfes und Granaten für Haubitzen. Nun hatte ein Bube Papier angezündet und auf eine Granate geworfen ohne die Wirkung zu kennen. Glücklicherweise war die Explosion nur im Keller. Aber wehe, wenn das ganze Lager explodiert wäre, dann wären wir alle im Gleitflug ins Jenseits geflogen. Ob einer die Gefahr erkannt hatte? Die polnische Feuerwehr rückte ein und setzte den ganzen Keller radikal unter Wasser. Wir waren beruhigt. Die Diskussion über den Übeltäter dauerte bis zum Bettgang. Dann war es auf einmal still im Haus.

Am 16. März war schon sehr früh die Sonne am Himmel. Einige Frauen rüsteten sich um aus der Stadt zu gehen aufs Feld um Feldsalat zu stechen. Auch die Kinder waren beizeiten draußen. Ein Elektriker reparierte die Lichtleitung. Wir schreiben noch einmal an das Rote Kreuz, d.h. nach Hause. Heute fand ich Gelegenheit ein Whistpartie zu machen. Der Tag verlief ohne besonderes Ereignis. Die Russen kommen und schlossen die Kellerluken und die Türen die zum Keller führten. Ein Zugang war nun unmöglich. Jetzt sind wir in einem Gefängnis. Nicht einmal auf die Strasse dürfen wir ohne Erlaubnis des russischen Kommandanten. Frische Luft, erst jetzt nicht.

Die Exkremente in den verbarrikadierten Keller taten ihre Wirkung. Es stank fürchterlich im Quartier. Sogar beim Essen wurde man dieser Düfte nicht los. Sie verfolgten uns überall. Ein Glück es ist wieder mal Sonntag und wir dürfen zur Messe um 7.30 Uhr. Um 9.00 Uhr und abends in den Segen. Die 9.00 Uhr Messe war organisiert vom französischen Militär. Als Messdiener figurierten Soldaten und Chorknaben, in der Trikolorefarbe angezogen. Ein gemischter Gesang sorgte für den gesanglichen Teil der Messe. Ein französischer Militäraumonier predigte in seiner Heimatsprache. Bis zum letzten Platz war die Kirche gefüllt. Nach der Messe gingen wir geschlossen hinter der Landesfahne zum Denkmal des unbekannten Soldaten und legten dort einen Blumenstrauß nieder. Die luxemburgische Fahne neigte sich über das Grab und wir sangen die letzte Strophe der Hémecht. Als Führer dieser Veranstaltung figurierte der Direktor einer Textilfabrik, ein geborener Franzose. Um 5.00 Uhr nachmittags zogen wir noch einmal geschlossen zur schwarzen Muttergottes und beteten den Rosenkranz mit sakramentalem Segen. Um 6.30 Uhr kehrten wir ins Lager zurück. Dort wurde nun gesungen

und diskutiert, wie an einem hohen Festtag. Die Gnade der Kirche hatte uns wieder Mut gegeben. Das war wieder ein Sonntag genau wie zu Hause, nur der Magen konnte seine Ansprüche nicht befriedigen.

Am Montagmorgen stand wieder alles in guter Gesundheit auf. Jeder glaubte, heute geht es nach Hause. Aber die Stunden flohen und der alte Schlendrian der russischen Organisation herrschte unerbittlich weiter. Ich schreibe auf ein sauberes Blatt alle Namen unseres Lagers auf und opferte diese Liste mit einem Obolus der Schwarzen Muttergottes mit der Bitte um baldige Hilfe.

Ein Mitglied unseres Komitees suchte sich Zugang zu dem polnischen Schwarzsender Tschenstochau, um die Neuigkeiten des Tages zu hören. Er stenographierte die Neuigkeiten. Im Quartier wurden sie übersetzt und durch Anschlag den Lagerinsassen bekannt gegeben.

Wir mussten wieder heute eine Reklamation einreichen wegen ungenügender Nahrung. Es wurden alle Mitglieder des Komitees und die Stubenkältesten der verschiedenen Zimmer zusammengerufen. Es werden neue Befehle ausgegeben. Alles wurde verboten. Das Rauchen, die Wäsche im Zimmer zu machen, die Kleider zu bürsten, Schuhe zu wichsen, zu baden usw. Herr Peusch der Vorsteher des Komitees hatte eine heftige Auseinandersetzung mit dem Herrn Maurisso, dem Dolmetscher der für uns eintreten soll. Nun auf einmal rückte er zur Tür herein, dass das ganze Lager den Herrn Doktor passieren muss. Die Nacktparade wurde am Nachmittag abgehalten von einem russischen Doktor in Begleitung einer Doktorin. Das Resultat war befriedigend. Kein Mensch krank, nur voller Ungeziefer. Wer lacht da? Ja, diese Tierchen rückten Kompanieweise in jedes Lager. Am meisten waren behaftet die Soldaten mit ihren Uniformen. Es lief das Gerücht im Lager um, die Belgier, unsere Nachbarn im Lager müssten abhauen. Die Reiseliste läge schon auf. Wir versicherten uns über dieses Ereignis. Es war Tatsache. Am 23. März verließen sie uns. Wohin, weiß ich nicht! Sogar der Dolmetscher, der immer ganz hell sein wollte, musste mit dem Kopf schütteln und sagen "Inconnu." Wir hoffen, dass nach dem Militär auch die Zivilpersonen repatriiert werden.

Wir ziehen um. Wir bekommen 3 Zimmer mehr und die Leute konnten sich verteilen. Auch belegten wir ein Zimmer mit Junggesellen. Es hatte schon seinen Zweck. Ich belegte das Büro mit zwei anderen Herren. In diesem Büro wurden alle Pläne gefasst, die Nachrichten übermittelt und das Ravitaillement verteilt. Ich erhielt am 23. März Post aus Lublinitz von Frau Pyka. Bei ihnen soll alles gut gehen. Es ist der erste Tag, wo ich gut geschlafen habe. Ich schlief auf einer Pritsche von 4 Brettern und einem Holzklotz als Kopfunterlage. Wir haben heute eine gute Suppe erhalten mit viel Fett. Guten Appetit hatten wir alle. Wir haben die Leitung der Ernährung selbst übernommen. Es klappte besser. Wir haben auch Zuwachs bekommen. 21 Österreicher sind zu uns ins Lager gekommen. Ausgehungert und abgemagert. Sie kamen aus dem KZ Lager. Nun hat die Menage sich vergrößert, wir sind bereits 150 Personen. Der Frühling zieht so leise ins Land. Alle sind ziemlich guter Dinge und essen wie die Löwen. Es kommt ein französischer Arzt ins Lager. Es wird wieder von der Heimkehr gesprochen und ein jeder kommt mit seinen Mutmaßungen zu Wort. Alles ist besonders froh, dass die Belgier uns verlassen haben, besonders der Dolmetscher Maurisse aus Bruxelles. Ein Egoist und Hochstapler erster Güte. Wir wünschen alle ein vergelte Gott in der Heimat, wenn nur möglich. 4 belgische Zivilisten sind noch bei uns. Diese haben von den Schlechtigkeiten eines Dolmetschers keine Ahnung. Die Gelegenheiten der Ruhepausen in den Zimmern werden ausgefüllt mit Kochen von Brei, Eier, Pfannekuchen, Milch, Zwiebelsuppen und dergleichen. Die meisten Stuben sind jetzt sehr häuslich. Alle haben sich einen Ofen gebaut mit Ziegel und Lehm. Zum Kochen von kleinen Mahlzeiten genügen sie vollauf. Es fehlt nur an den Zutaten und die sind alle auf dem schwarzen Markt zu haben.

Am 25. März ist Feiertag. 70 Personen bekommen Erlaubnis um zur heiligen Messe zu gehen. Da zieht der Krankheitskeim ins Lager. Bei dem Appell am Morgen meldet Herr Steffen aus Betzdorf, dass sein Sohn krank sei. Er musste sofort einen Arzt aufsuchen. In der Umsiedlung hatte Herr Steffen seine Frau begraben. Ein Elend folgte dem anderen. Das Resultat fiel ungünstig aus für den Sohn. Er wurde ins Spital überwiesen.

Man spricht schon wieder von der Heimfahrt. Wäre es doch nur so weit. Montag den 26. März erreichte uns eine zweite Überraschung. Wir schreiben uns ein in die Transportliste. Juchhe. Wer lacht da? Im Nebenzimmer ist ein Kind schwer krank. Sofort zum Arzt. Als dieser kam war es schön reichlich spät. Dem Bericht des Arztes zufolge: "Doppelte Lungenentzündung". Um 10.45 Uhr ist das Kind im Herrn entschlafen. Ein Engel im Himmel. Die Schwierigkeiten die durch diesen Sterbefall entstanden waren nicht so einfach. Die Russen, das sind Menschen, die sehr sehr wenig Notiz von einem Lebenden nehmen noch viel weniger von einem Toten. Sie kamen zur Besichtigung der Leiche. Ob zu diesem Zweck glaube ich kaum, denn sie gaben Befehl 4 Frauen sofort in die Büroräume der Kommandantur waschen zu kommen. Nun begann unter den Frauen ein heftiger Wortwechsel und beinahe Streit. Keine wollte gehen, wohl wissend worum es ging. Schließlich nahmen die Ältesten sich den Mut und gingen hin. Die Russen wollte sie fortjagen. Diese ließen sich aber nicht. Sie leisteten auch da Widerstand. Nix podimai.

Heute bekommen wir auch wieder Milch für die Kleinen unter 3 Jahren. Leider nicht genug. Sie sollte ausreichen für 2 Tage. Als Ravitaillement Erbsen, Bohnen und Schweinehaxen. Die italienischen Soldaten, ein paar Hundert haben uns auch verlassen. Schade die Polenta war so gut! Wir träumen auch immer von der Abfahrt, aber nein. Die Österreicher haben den Befehl bekommen das Quartier der Italiener zu reinigen und dann auch ihre Abfahrtsliste zu unterschreiben. Einige Italiener, die nicht transportfähig waren, blieben mit einem Major zurück.

Am 27. März machten wir die nötigen Schritte zum Begräbnis des verstorbenen Kindes. In der Küche sollten Frauen Pfannkuchen backen. 70 Eier haben wir erhalten für die ganze Menage. 150 Mann! Jeder erhielt ein halbes Ei. Man machte ein Schleimsuppe dazu und schwarzes Brot.

Der Fall Steffes ist noch immer stationär. Der Dolmetscher Tunik der Litauer ist auch nicht auf Draht. Ihm sind noch keine Kinder gestorben und bei ihm war auch noch keiner krank. Komisch, alle Menschen sind Egoisten. Wenn es mir nur gut geht. Was kümmert mich die anderen.

Um 7.00 Uhr Abends kamen die Russen wieder und verlangten Frauen zum "Reinigen". Wieder derselbe Zody. Niemand wollte gehen. Die 4 ältesten Frauen des Lagers gingen wieder. Das Resultat: am nächsten Tag mussten alle Männer in ein Lager arbeiten gehen. Morgens gingen sie fort und abends kamen sie wieder. Das nennt sich Befreier. Wir nennen das anders bei uns. Bei uns nennt man solche Diktatoren Bestien! Arbeite, wenn du von Magerkeit die Knochen zählen kannst! Wenn du nicht einmal ein Stück Seife bekommst um dich sauber zu waschen. Was wollt ihr, ihr Luxusmenschen? Nehmen sie Sand statt Seife, scheuert großartig! Es ist wahr. Endlich wurde der Sohn Steffes ins Spital überführt. Der Arzt verordnete, dass das Zimmer sollte desinfiziert werden. Ursache unbekannt. Abends um 7.00 Uhr kommen die Männer von ihrer Zwangsarbeit zurück. Übermüde und hungrig. Wo aber ist das Abendessen. Ein Holländer hat sich bei uns gemeldet. Ob einer mehr hungert oder nicht, ist nicht so wichtig!

Am 29. März stellten wir den Sarg mit dem toten Kind im Büro auf den Tisch. Wir schmückten ihn mit Blumen. Ein weißes Kruzifix aus primitivem Holz mit dessen Geburtsdatum und Namen, Nationalität usw. am Kopfende des Sarges.

Um 3.00 Uhr sollte das Begräbnis sein. Ich hatte an diesem Tage einen außergewöhnlichen Schnupfen. Herr Schoettert aus Wiltz klagt über Magenschmerzen. Er hatte sich überarbeitet. Ein Gewebebruch wird wahrscheinlich sein. Man ist auf der ganzen Linie entmutigt. Herr Steffen will seinen Sohn im Spital besuchen, kommt aber nicht zu ihm. Die Russen haben es streng verboten. Gebe der liebe Gott dass wir doch schnell befreit werden. Kann man sich solch ein Elend vorstellen? Keine Ahnung, keine Kleidung, kein Geld, keine frische Luft, nicht einmal sauberes Wasser können wir bekommen. Als Ursache sagt der Dolmetscher: "Transportschwierigkeiten!" Dann sollten sie uns nur sagen: Geht nach Hause, zu Fuß." Wir wären schon lange alle zu Hause.

Am 30. März um 10.00 Uhr war das Begräbnis des verstorbenen Kindes. Die Franzosen im Nachbarlager sandten eine stattliche Delegation Leidtragende. Der Priester sollte die Leiche im Büro, vor dem Verlassen des Lagers segnen, das wurde aber von den Russen strengstens verboten. Wir mussten die Leiche bis auf die Strasse tragen. Interessant. Kulturträger des Ostens. Um 5.00 Uhr am nachmittags wurde auch ein Kind aus dem französischen Lager begraben. Eine Delegation aus unserem Lager nahm am Begräbnis teil. Eine luxemburgische Familie stellte sich ein - 4 Personen! Unser Daktylograph Herr Schmit aus dem Luxemburger Lager ist plötzlich erkrankt. 40°C Fieber. Sofort zum Arzt. Nach dessen Aussagen besteht aber keine Gefahr. Die Familie Duhr aus Esch-Alzette, dessen Kind heute Morgen auf den Friedhof von Tschenstochau getragen wurde, dankt dem Komitee und dem ganze Lager für die erwiesenen Beileidskundgebungen. Ein zweites Kind soll auch krank sein. Doch der Herr Doktor sagte dass es bloß eine Erkältung sei. Der Tag verlief ziemlich aufgeregt und am Abend entwickelte sich noch eine heftige Auseinandersetzung auf politischer, internationaler Linie.

Am Samstag, den 31. März ist im Lager alles ziemlich besser, nach Aussagen des Arztes. Ein Belgier, der sich als Doktor ausgab wollte alle Insassen verdummen und prellen. Er hatte aber nicht die richtige Adresse gefunden. Wir stellten fest dass der Mann an Nervenkrisen litt. In Bezug auf Verpflegung hatten wir heute besonderes Glück. Wir bekommen Kartoffeln zum Mittagessen und abends Rindfleischbrühe. Abends schälten die Frauen die Kartoffeln, doch erst für den anderen Tag.

Dann ist das hohe Osterfest. Die Nachrichten aus der Kampffront sind ziemlich günstig und wir legen uns zufrieden aber nicht ganz gesund zur Ruhe. Ich leide noch immer an Erkältung. Ich habe keine Nachtruhe, weil die Wärme fehlt. Ich bin um 4 Uhr schon wieder auf den Beinen. In den Strassen bellen die Maschinengewehre und auf den Bergen die Kanonen. Man feiert in Polen die Auferstehung des Heilandes. Wie sollen wir uns zu Ostern freuen. Abtötung, Entsagung, Kreuz tragen das war am Auferstehungstag unseres Erlösers unser weltliches Los. Wie es im Himmel gewertet wird? Ich requirierte Männer zum Holzsägen für die Küche. Um 8.00 Uhr gingen wir zur Messe und nach der Messe besuchten wir den schönen Kreuzweg, der ich mal erwähnte. Zum Mittagessen gab es nur Kartoffeln, aber reichlich. Eine Tasse Brühwürfel leistete ich mir aus meiner eisernen Reserve. Nach dem Essen gewöhnliche Siesta. Der Tag verlief in sonntäglicher Ruhe.

A Polen, e Sonndeg am Rén.

Murges fréh et ass sechs Auer
T'Klak déi laut an t'Kirch fir t'éischt.

Den Hunn dé kréit schon op der Mauer
Dobausse rént et all sei bescht

t'Bâachen lâfen iwer t'Strôssen
Den Himmel dén ass äschegro
Haut sin ech esou verlôssen
Woumat verbrengen t'Zeit elo?

t'Langweil léiert allerhand
Villes wât én net gewuest
Dach um Sonndeg, am ganzen Land
Am Gebied sicht, Krâaft an Trouscht.

All Mönsch op reich op ârem
Dé Gott als Schöpfer unerkennt
Wann net, da Gott erbârmen
Gott stéi em bei, beim leschten End.

An der Kirch bei de Gebieder
Denken ech un dech dann ömmer
Un t'Léd un t'Suergen, och schéin Wieder
Un t'Frâ, un t'Kand, an un Gesönner.

Léiwer Härgott loss et rénen
Loss schengen och deng prächteg Sonn
Stöll der Menschhét all hiert Dréemen
Féier ons an t'Himmelswonn.

Loss deng Geissel net ons fillen
Wou muncherén du wéss, ass schold
All Wonnen hellef du ons killen
O schenk ons alleguer Gedold.

Loss am Gebied, den Dâg vergoen
Schenk ons eng klor a frëndlech Nuecht
All deischter Wolleken verjoen
Deng Engele, loss stoe Wuescht.

Loss deng Kanner, déif am Glâwen
Léier ons wéi t'Kanner sinn
Loss de Mönchen, all déne Brâwen
Als Hémecht dann, den Himmel gin.

Montag den 2. April ist Frühmesse. Ausgang für alle die wollen. Ich beschäftige mich in der Küche beim Ofen. Ich fühle mich furchtbar kalt. Die Arbeit, die Aufregung, die Wut die wir haben über die Unordnung der russischen Organisation hält mich noch auf den Beinen. Da spricht man mit uns. Eine Kommission soll unser Lager besichtigen kommen. Wann? Ich bin außerordentlich müde. Doch ich muss meine Wäsche machen. Alle Taschentücher nass vom Schnupfen. Die Unterwäsche vom auf dem Boden liegen beschmutzt. Sauberkeit muss doch sein. Heute stelle ich fest, dass ich zum Quartier einer Legion Kleiderläusen geworden bin. In

die Nähte der Unterwäsche hatten sie sich eingenistet. Es ist unerhört, dass wir nicht einmal die Gelegenheit bekommen uns zu waschen. Die Menschen werden wie die wilden Tiere behandelt. Nicht wie die zahmen, die werden wenigstens noch gefüttert und gepflegt. Uns fehlte gerade alles.

Montag. Wir gehen um 7.30 Uhr in die Heilige Messe, bestellt von den Eltern des verstorbenen Kindes Duhr. Es war zur gleichen Zeit Gelegenheit zur Osterbeichte. Ich hatte Pech. Ich bin erkrankt. Draußen regnet es in Bindfäden. Zur Erfüllung meiner Osterpflicht als Katholik musste ich ein späteres Datum festsetzen. Zufällig erhielten wir, anstatt eines Esslöffels voll Zucker, heute einen Esslöffel voll Sirupmarmelade zum Brotaufstrich. Die Menage ist wieder an Stärke angewachsen. 2 Holländer und einige Belgier sind als Kostgänger oder als Hungerleider mehr im Lager. Die erwartete Kommission lässt noch immer auf sich warten. Am Nachmittag war wieder strenges Ausgehverbot. Unsere Köchin macht mir strenge Vorwürfe, weil ich austeilen ließ, bevor sie aus der Stadt zurück war. Wenn Hunderte hungern und nach Essen rufen, warum dann auf einen Einzelnen warten, wenn die Zeit zum Essen da ist. Das sehe ich gar nicht ein. Ein alter Kämpe wie ich kann doch nicht nach Frauenideen handeln. Die Nacht bricht herein und mit ihr wieder erlösender Schlaf über allem Leid und Trübsal. In der vergangenen Nacht träumte ich so schön von zu Hause. Alles war gesund und zufrieden. Doch welch ein Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit.

Am 4. April schreibe ich einen Brief an die Familie Pyka in Lublinitz, dass ich noch immer in Tschenstochau bin, und sonst noch allerhand Blödsinn aus Langeweile. Die russische Kommission hatte uns auch gefoppt. Kein Mensch kam. Nur ein Weib, das sich als Doktorin ausgab, besuchte die belegten Zimmer und kritisierte die Mängel. Nicht aber die Mittel um diese Mängel zu beheben. Kann man überhaupt verlangen dass ein Nackter seine Taschen leert? Lächerlich, aber die Wirklichkeit ist so. Womit kann ich etwas tun, wenn ich überhaupt nichts habe? Kaufe dir einen Sack zum Aufputzen und du hast kein Geld. Sollte man nicht solch eine Mentalität von einem weiblichen Doktor auf die Vorderspitze nehmen und bis über die Strasse hinweg schmeißen. Da geht einem aber der Hut hoch, nicht wahr? Oder haben wir etwa keine Nerven. Steige auf einen Baum in einem Schlafzimmer. Die reinste Utopie. Der reinste Blödsinn. Der Fall wurde gebucht. Verpflegung 1a nach russischer Auffassung. Die Junggesellen im Lager stahlen irgendwo Kartoffeln. Sie schälten sie und wollten sie kochen. Doch wo? In der Küche war die Gelegenheit entdeckt zu werden zu groß. Wir schoben das Kochen auf bis zum anderen Tag. Geschält wurde Turnusweise in den verschiedenen Kammern. Wir freuen uns auf Morgen. Morgen sollen wir wieder einmal voll satt werden. Heute Abend Pot au feu à la Française. Lauf dich warm dann bist du warm.

Der Sohn Steffes ist noch immer im Spital, sonst ist alles in Ordnung.

Am 5. April begann es mit Sabotage der Arbeit auf der ganzen Linie. Um 7.00 Uhr morgens schon streikte unsere Köchin. Der Herr Dolmetscher ist verrückt. Ich habe die Verantwortung für die Menage und ich will absolute Ordnung. Auf mich regnete ein Hagel von Schimpfwörtern und Reklamationen. Ich drehe den Rücken und verschwinde im Schuppen... was sich Küche nannte. Für diesen Moment bin ich alles. Komiteemitglied, Koch, Heizer, Aufseher und alles was man tun muss um die Stange auf der Höhe zu halten. Ich verfahre nach den Prinzipien meiner Militärerfahrungen als Koch in der Küche. Absolute Gerechtigkeit, einer für alle. Ich nehme die Führung der Küche und die Arbeit über mich. Ich wünsche allen einen guten Appetit. Ich suche mir einige Gehilfen aus, die willig und folgsam sind. Das bisschen das wir erhalten soll gut und sauber zubereitet werden. Wir erhalten jeden Tag Dörrgemüse nach Belieben. 5 - 6 Kilo Graupen und 50 Gramm Fleisch pro Tag und Kopf der Menage. Die Zubereitung ist etwas schwierig. Für so viele ist das nicht so einfach. Zuerst wird das Dörrgemüse,

was ein Gemisch ist von weißen, roten und gelben Rüben, Petersilie, Mangold, Sellerie, Lauch, Poretten, Kerbel, Kohlrabi und Runkelrüben, eingeweicht, bis zum zweiten Tag. Dann wird das Gemisch von untauglichen Substanzen wie Kohlrabi, Runkelrüben und roten Rüben befreit. Der Rest sauber gewaschen und sehr fein gehackt. Mit dem Fleisch, was in kleine Würfel geschnitten wurde, gar gekocht. Eine halbe Stunde vor der Mahlzeit kommen die Graupen als Zutaten hinzu und man läst dies dann noch eine halbe Stunde gut kochen. Es wird so eine appetitliche Suppe. Der erste Versuch lobte schon den Koch und jeder löffelte seine Suppe mit gutem Appetit. Der Tag endigte mit einem Geschützfeuer der Flak bis 11 Uhr abends. Wir mussten natürlich alles verdunkeln. Luftschutzkeller gab es nicht. Also, guten Mut, wenn es sollte zum Sterben kommen. Ein Transport von 34 Franzosen stellte sich noch bei uns ein. Die deutschen Juden, die bei uns waren sind abgehauen. Wohin, weiß ich nicht! Ich arbeite wie ein Vieh und ich weiß im Voraus: "Ich habe keinen Dank." Die Lagerinsassen sind durch die rauhe Schule der Umsiedlung gegangen und sie kennen keinen Dank mehr. Es sind einige dabei, aber die meisten sind zu egoistisch veranlagt, um sich erkenntlich zu zeigen. Der litauische Dolmetscher der Luxemburger, Tunik, hat sich beruhigt. Er glaubte auch noch an den heiligen Nikolaus. Nein. Ohne Fleiß keinen Preis und man soll im Leben nie sich auf die Heinzelmännchen verlassen. Man soll und muss im Leben recht walten lassen, wo Recht hingehört und nicht einseitig parteiisch. Die Beruhigung des Dolmetschers brachte uns Wurst in die Küche.

Am 8. April war wieder Sonntag. Wegen Unwohlsein musste ich das Ausgehen aufgeben und beim Feuer bleiben. Im Namen Gottes fing ich also mein Tagewerk an, und alles Werken am Tage war zu seiner Ehre. Doch am Nachmittag spielte sich eine unangebrachte Szene ab, die nicht hätte vorkommen dürfen. Die Sache lag so: Die Russen bringen uns zum Kochen Holz, Tannen und Fichtenstämme mit 70 bis 8o cm Durchmesser. Um nun die Stämme durchsägen zu können mussten wir eine große Baumsäge haben. Durch Zufall hatten die Italiener im Nebenlager solch eine Säge requiriert. Alle Tage in der Woche war die Säge nicht für uns in Tätigkeit. Sonntags war niemand da um zu arbeiten. Ich ging hin und lieh die Säge zum Vorteil von unserer Küche. Ich glaube mit einer größeren Säge arbeitet man besser als mit keiner, oder einer kleinen bei solch schweren Stämmen. Ich ordnete nun, wegen Mangel an Brennmaterial, einige Lagerinsassen zum Holzsägen an. Mit einiger Quint Überlegung, hätten sie die Sache verständlich gefunden. Aber ihr Verstand reichte nicht so weit. Das eigene Wohl und das Wohl ihrer Leidensgenossen kümmerte sie sehr wenig. Sie verweigerten nun meine Anordnung durchzuführen. Ich zog die Konsequenzen, teilte Ihnen aber mit, dass ich persönlich kein Interesse daran hätte, ich möchte aber nicht alle Lagerinsassen ohne Essen an dem Tage lassen. Das sahen einige ein und sie meldeten sich freiwillig, zum Holzsägen. Auf einmal sprang ein überhitzter Egoist und Wichtigtuer dazwischen, riss den Arbeitern die Säge aus der Hand und warf sie in weitem Bogen in den Hof und ging ohne ein Wort zu sagen auf sein Zimmer. Der italienische Koch, der diese Szene sah und verfolgt hatte, kam zu mir und reklamierte die uns geliehene Säge zurück.

Ich war in dem Moment als dies alles geschah nicht zugegen, als die Säge und die Männer verschwanden und war ganz erstaunt die Geschichte zu erfahren. Ich ging sofort ins Zimmer und stellte die Männer zur Rede, ob sie noch ein Gewissen, Ehrgefühl und Nächstenliebe hätten. Einer von den Männern wurde sogar auf diese meine Bemerkung handgreiflich und es sollte zu einer Schlägerei kommen. Ein älterer Herr aus Mamer ergriff sogar noch Partei für die Angreifer. Der Klügste gibt nach. Ich zog mich vom Kampffeld zurück und wandte mich mit dem Bericht der Lage an das Komitee im Lager. Das Komitee rief nun sämtliche Zimmerältesten zu einer Sitzung zusammen und nun wurde über mein Verhalten in dieser Angelegenheit abgestimmt. Da ich selbst Mitglied dieses Komitees war, reichte ich meine Demission ein

und ordnete die Wahl eines neuen Komitees an. Es kam zur Abstimmung. Diese Auseinandersetzung überzeugte mich, dass eine Nächstenliebe im Lager nicht bestand und es tat im Herzen sehr weh. Ich glaubte in diesem Moment, es könnte so was nicht möglich sein. Wir waren ja alle im selben Lager, im selben Elend und wo galt es einer für alle und alle für einen. Hier war es genau das Gegenteil. Alle wollten mich beseitigen, weil ich diese Arbeit angeordnet hatte. Nicht, weil es Sonntag war, nein nur weil kein Kleinholz da war und ich das hätte selbst besorgen sollen. Der Leser soll hier verstehen. Ich bin allein und soll für 203 Personen kochen und die anderen 202 legen sich aufs Ohr und treiben Kurzweil. Ich stehe draußen im Hof in der Kälte und opfere meine Gesundheit für 203 andere Leidengenossen und sollte dafür noch Schläge bekommen. Denke, nur nicht mehr katholisch: "Wer nichts arbeitet soll auch nichts essen." Ich verwerfe den Gedanken. Nein, du hast die Arbeit ja freiwillig übernommen, nun schau zu, dass das alles was du tust auch gut gemacht wird. Eine Kameradschaft im Lager gab es überhaupt nicht. Die Geschichte hatte soviel Ärger erregt, dass ich fast nicht mehr an eine Verständigung glaubte. Am Abend klärte sich die Lage. Am Abend wurde das Komitee aufgelöst und von den Stubenältesten stimmten 36 für das Beibehalten meiner Person im Komitee und 42 für meine Beseitigung.

(Hier möchte ich den in Französisch geschriebenen Originaltext, den Albert tagtäglich in seinem Tagebuch niederschrieb, und diesen selber wieder ins Deutsche übersetzte, wortwörtlich und ohne Korrekturen wiedergeben.)

.....Pendant la soirée ils ont m'expulser du comité. 36 voix pour moi et pour mon adversaire 42. Je m'en fiche. Alors le comité m'a voté comme chef de cuisine pour me donner satisfaction. Mais j'ai refusé de cet avantage. J'étais un peu trop sévère. Mais ça fait le vieux soldat qui coule dans mon sang. Justification et propreté avant tout. Le bavardage des femmes dans les couloirs me fiche. Je veux marcher le chemin droit pour la bonne cause des Patriotes. Un jour ou l'autre je peux prendre revanche à ces cafards?? Qui sont égoïstes et connaissent seulement leurs intérêts !

Lundi 9 avril - A cinq heures debout. Je prépare la soupe pour 203 personnes

J'ai touché 2 douzaines de boites de conserves... la soupe était bonne toute la journée... la fumure aux fenêtres me surveille, mais des observations de leur part sont mal placé. Tout va bien, mais je suis fatigué et je suis toujours enrhumé.....

Danke meine Herren, ihr habt euch in diesem Moment den Stempel der Unverfrorenheit im Leben aufgedrückt und ich wundere mich über nichts mehr. Allen die mir ihr Zutrauen schenkten, meine innigste Anteilnahme an ihrem Leid.

Um mich aber nicht ganz zu entmutigen und mir wenigstens eine Mission zu geben, im Lager nützlich sein zu dürfen, stimmten sie mich als Küchenchef in der Küche. Das heißt, Koch, Heizer, Schornsteinfeger usw. Gerechtigkeit ist in meinem Leben immer ein Schlagwort gewesen. Ich dankte mit kurzen Wortenl für den Entschluss der weisen Männer und war gespannt wer denn jetzt die Anordnungen und Befehle ausgeben täte. Die Frauen tuschelten natürlich über den weisen Rat ihrer Männer, lobten die getane Arbeit und dabei blieb es.

Ich kochte also am 9. April für 203 Personen das Mittagsmahl. Ich erhielt 24 Dosen Konservengemüse zur Zubereitung. Angenehm. Einige Frauen schämten sich nicht und sahen zum Fenster hinaus meinem Treiben zu und spöttelten: "Soll der das fertig bringen?" Sie hatten keine Ahnung von meinen Fähigkeiten als Koch aus meiner Militärzeit sonst hätten sie sich diese Mühe der Verspottung sparen können. Alles geht in Ordnung. Ich war zwar abends

hundsmüde, aber ich habe die Genugtuung. Diesen Tag hast du dich gegenüber 202 Personen recht nützlich gemacht. Recht vor allem. Gott soll mir helfen.

Am 10. April verabschieden sich die 34 Franzosen von uns und am 11. April kommen 27 andere an die Stelle. So war es stets... Kommen und Gehen.

Die Mittagssuppe ist heute sehr mager. Ich bin krank und ich muss mich legen. Die Frau Heinricy kocht mir eine Tasse Tee, mit einem Aspirin. Ich trinke und schwitze die Krankheit heraus. Man hatte mich im Schlafe gut zugedeckt. Sonst wäre das aber nicht der Fall gewesen. Das einzige was mir noch Sorgen machte sind die Gedanken an zu Hause und die Ernährung der Lagerinsassen. Die Gedanken was essen wir morgen und man hat nichts ist immer ein komisches Gefühl. Die Spannung und der Hunger haben einen Familienvater Anlass gegeben zum Fenster hinaus zu springen, um in die Stadt zu kommen, um Nahrungsmittel zu kaufen. Er fiel aber so unglücklich, dass er eine Fußverstauchung davon trug. Er musste von heute an mit dem Reisestab marschieren. Das Springen war ihm vergangen. Ein Holländer hatte auch versucht, der trug aber einen Beinbruch davon. So war das Leben im Lager. Waren wir Russlands Feinde oder Russlands Freunde? Das war schwer zu sagen. Man konnte eben nicht verstehen warum wir interniert waren. Die Not und der Hunger trieben das Volk bis aufs Äußerste.

Am 12. April wurde ein junger Franzose begraben und es wurde auch eine heilige Messe für ihn gelesen. Man sprach im Lager wieder von einer Abreise, aber wie oft wurden wir schon in dieser Hinsicht belogen. Wir haben jetzt auf unserm Stockwerk ein funktionierendes WC. Dasselbe ist der meistbesuchte Ort des Hauses. In Reih und Glied stehen wir zu 20, 30 und manchmal 50 um diesem Örtchen die Honneurs zu machen. Da redet man in allen Sprachen. Doch die Bequemlichkeit wird vielleicht nicht lange dauern.

In der Nacht vom 13. April habe ich von meinen Söhnen von zu Hause geträumt. Sie waren so guter Dinge. Wir haben zusammen gespielt. Ich weinte vor Freude und bin über diesem Weinen erwacht. Wie ist doch die Wirklichkeit so ganz anders. Wann, wie und wo soll und kann ich das tun? Man sieht bis heute noch kein Zeichen, dass die Russen es Ernst meinen uns überhaupt nach Hause zu schicken. Die allgemeine Lage ist sehr schlecht. Einmal am Tage eine schlappe Suppe. Brot ja davon haben wir genug, denn die 200 Gramm pro Tag die sind noch zuviel denn das Brot ist so schlecht und so lange gelagert, dass es schon mit Grünspan bedeckt ist. Die 50 Gramm Fleisch sind mit dem Knochen ja nicht nennenswert und die Hälfte davon verbrenne ich im Feuer in der Küche, weil es einfach nicht genießbar ist, halb in Verwesung. Die Verantwortung einer Vergiftung der Landsleute durch ungenießbares Fleisch will ich nicht übernehmen. Alle Reklamationen bei den Russen halfen nichts. Sogar die Reklamation eines russischen Arztes war überflüssig. Ja, dann muss man sich eben selbst helfen. Wenn man hungrig ist, isst man so ziemlich alles. Aber faules Fleisch. O nein, dann lieber Gras essen. Zum ersten Male bekamen wir einmal heute Kaffee zum Kochen. Wahrscheinlich zur Trauerfeier des amerikanischen Präsidenten Roosevelt der heute am 13. April gestorben ist. Der Zwist zwischen unseren Dolmetscher im Lager ist noch nicht geklärt. Ich weiß nicht wo die Ursache liegt. Ich komme zu dem Entschluss und frage mich, wo geht man in dieser Welt noch einen rechtschaffenen Bürger suchen?

Die Nachricht dass wir fort sollen ist wieder eine Lüge. Wir sind noch immer hier. Man sagt morgen! Morgen, morgen, nur nicht heute sprechen alle trägen Leute. Wir fourragieren Lebensmittel für 2 Tage. Es gab Suppe und am Nachmittag Kaffee. Besser einmal satt wie zweimal hungrig.

Sonntag den 15. April. Jedermann hat seinen Sonntag. Ich aber nicht. Ich opfere die Arbeit des Tages zu Ehren Gottes und bitte Gott um Verzeihung meiner Sünden. Ich bin noch immer krank. 205 Personen aber warten auf Beköstigung. Sie warten. Nicht einer oder zwei haben den Mut meine Stelle zu übernehmen. Ich muss allen dienen, aber zuerst meinem Gott. Und mit ihm fang ich jeden Tag an. Dann folgt der Dienst am Nächsten. Nachmittags setze ich mich in die Sonne im Hof. Sie schien so schön warm in eine Ecke. Ich habe schon lange diesen Wunsch gehegt. 'Einen Platz in der Sonne'.

Nun denke ich an meine Lieben zu Hause. Sie sind bestimmt in dieser Stunde in der Kirche, in der Vesper und singen das Magnifikat. In Gedanken bin ich dabei: "Et exsultavit spiritus meus". Beschütze mich Gott und schenke mir die Gnade dass ich meine Lieben zu Hause gesund wieder finde. Bewahre mich und meine Landsleute vor allem Elend. Das Alleinsein wird mir immer wieder zur Andacht und zur Lobpreisung unseres Schöpfers.

Montag, den 16. April. Ich habe eine ruhige Nacht verbracht. Ich bin um 4 Uhr aufgestanden und verrichte im Hof spazieren gehend meine Morgengebete. Um 5.30 Uhr ging ich zur Küche und fand dort Herrn Mehling aus Kayl. Er bot sich mir an, zu helfen. Ich bin schwach und alle Glieder schmerzen mich. Ein schrecklicher Husten hat sich eingestellt. Ich glaube es wird mir schwer werden noch einmal die Heimat wieder zu sehen. Im Moment haben wir keine Lebensmittel und kein Holz zum feuern. Diese Situation dauerte bis Mittwoch, den 18. April. Die Zwischenzeit wurde mit Flohfangen und Wanzentöten ausgefüllt. Um 4.30 Uhr bin auf der Stelle. Wasche mich von Kopf bis zu Fuß. Dann bereite ich das Frühstück. Kaffee mit Saccharin und Brot. Mittags ein richtiger Eintopf. Kartoffeln, Fleisch und Graupen. 203 Personen aßen sich wieder einmal satt. Die Junggesellen im Lager, die die Russen zum Arbeiten in den Wald verpflichtet hatten, sind wieder zurück. Wir hätten sonst kein Holz zum Feuern bekommen. Es rollt ein Camion mit mehreren Stämmen in den Hof. Die Russen sind verdammt komische Leute. Jede Stunde ändern sie ihre Befehle. Ich glaube, ganz gescheit ist der Durchschnittrusse nicht und dass er sehr oft der Sklave seine Einfälle ist. Anders kann ich mir diese Wirtschaft nicht vorstellen. Keine Ahnung von einer überlegten Planung.

Die Burschen brachten die ersten Veilchen mit ins Lager. Draußen erwachte der Frühling. Die Frauen, die ausgehen dürfen, kommen mit Löwenzahnsalat ins Lager. Verdünnte Essigessenz und eine Zwiebel, dazu ein Stück Schwarzbrot, ja das schmeckt. Man hat Mangel an Vitaminen. Alles Grüne, soll rein. Was war los heute. Man gab uns Schinkenfleisch zum Abendessen. Vielleicht haben wir das unserm Landsmann Bley zu verdanken, der als Interprête zugleich als Fourrier auftritt. Der litauische Dolmetscher hat seine Rolle soweit ausgespielt. Herr Bley kam aus dem KZ und hatte dort bei einem Professor gesessen und russisch gelernt. Im Lager lernten andere, aber Jagd auf Wanzen machen. Man sucht nach einem Allheilmittel.

Am 19. April regnete es in Strömen. Ich zerriss meine Hose beim Arbeiten und musste beide Hosenbeine am Knie abschneiden um wieder passend zu sein. Ich habe zur Abwechslung heute Zahnschmerzen und die Wunde am rechten Ellenbogen die ich mir auf ungeklärte Weise zugezogen hatte ist im Begriff wieder zu heilen. Ich lege mich früh auf die Diele. Die Tagesarbeit hatte mich wieder einmal ordentlich ermüdet. Ich bete für meine Lieben zu Hause. Gute Nacht und guten Mut.

So vergeht eine Nacht nach der andern. Nicht ein Licht leuchtet uns aus dem Schlamassel heraus. Das ganze Lager ist traurig, deprimiert und die meisten fangen schon an in Lumpen zu gehen. Ich machte den Anfang. Alles verschleißt zu der Zeit. Was tun? Arbeiten und abwarten. Ich stelle mir oft die Frage: "Wie kann ein Landsmann seinem Nebenmenschen so

schlecht gegenüber sein?" Alles ist möglich. Beinahe noch Totschlag. Jeden Tag Unstimmigkeiten im Lager. Hat dieser seine Hose für Kohl umgesetzt, ist der andere wütend und setzt das Hemd seiner Frau für Eier um. Unten geht es an. Zuerst die Unterkleidung versetzt, dann die oberflächlichen Reste. Gelebt muss werden. Die Stellung, der Name und das Renommee von zu Hause muss gewahrt werden. Wie fühlst du dich, wenn dein Nachbar bei einem saftigen Eierkuchen Milch und Weißbrot sitzt und du hast nicht mal einen Schluck sauberes Wasser um deine verhärtete Brotkrumme aufzuweichen, damit du sie überhaupt kauen kannst? Ja, ich spreche viel vom Essen! Essen ist bei uns im Lager der Hauptfaktor. Danach kommen die Wanzen und die Kleiderläuse. Arbeit, ja die einen wollen arbeiten, doch die anderen wollen das nicht. So geht der Kampf ums Dasein weiter.

Der Geburtstag des deutschen Adi verlief ohne Geräusch und Hakenkreuz. Glücklicherweise hatte der Mann eine gute Idee, dass er von dieser Welt scheiden wollte ohne viel Pomp und Lärm. Er hatte zu Lebzeiten genug davon gehabt. Der 21. April ist ja für alle Deutsche ein Begriff gewesen. Da bringt schon einer die Neuigkeit ins Lager. Am 1. Mai müssten alle Fremden die Stadt Tschenstochau verlassen haben. Ja, liebe Stadt oder Stadtväter tut einmal etwas für uns. Wie wären wir dankbar. Die Abreise scheint mir in Gedanken beschwerlich zu sein. Dann denke ich wieder, ein Weg mit Hindernissen ist besser als gar keiner. Ich bete zu Gott dass alles sich verwirklichen soll. Die Nahrung ist auf Adis Geburtstag nicht besser. "Soupe à la pompe" (Suppe von der Pumpe!) sagte ein Franzose. "Toute la gamme demande du rabiot et les Zloty commencent d'être rares." Meister Sosson machte heute einen noblen Gestus. Er gab mir eine gehörige Prise Tabak. Gratie Signore. Einige Tage sollte es mir schon reichen. Das war der Herr der gelegentlich einer Reise von zu Hause nach Polen mit mir im Zug war, bis Breslau und dann dort die Branntweinflasche mit dem Zwetschgensaft gebrochen war. Er erkannte mich wieder. Damals hatte er Angst vor mir. Er fürchtete ich könnte ihn erkennen und ihn anschmieren, weil er schwarz aus dem Umsiedlungslager nach Hause gefahren war um dort Medikamente einzukaufen, für die Landsleute. Nein, solche Machenschaften sind nicht in meinem Hirn zu Hause. Mein Prinzip war und bleibt in meinem Leben immer der Grundsatz: "Gerechtigkeit auf der ganzen Linie." Ich rauchte eine Pfeife in aller Gemütsruhe und ein Schneider aus dem Lager nähte mir meine zerrissene Hose zurecht. Am Abend war sie an derselben Stelle schon wieder zerrissen. Was soll ich tun? Mich in einen Lehnstuhl setzen und abwarten bis dass der Tag der Heimreise kommt. Zweimal Soupe à la pompe und bonne nuit.

Sonntag, den 22. April. Hörte ich heute den Kuckuck oder war es eine Täuschung. Es ist 5.00 Uhr. Ich bereite schnell das Frühstück. Ich will zur Messe um 8.00 Uhr. Eine Messe ist immer etwas Ergreifendes. Die Franzosen hatten diese Messe wieder organisiert. Die Chorknaben waren wieder in Rot-weiß und Blau gekleidet. Der gemischte Chor sang mehrstimmige Lieder. Es war ein wunderschönes Bild. Zu beiden Seiten des Priesters am Altare. 3 Chorknaben, der eine Rote, der andere weiß, und der andere blau gekleidet. Der Priester selbst wurde am Altare assistiert von zwei christlichen Brüdern und Soldaten die die Messe dienten. Die Kathedrale war bis zum letzten Platz gefüllt. Nach der Messe um 9.30 Uhr war ich wieder mit meiner zerrissenen Hose in der Küche an der Arbeit. Als Ravitaillement erhielten wir zur Feier des Tages anderthalb Spanferkel. Mit Graupen gekocht und das beliebte Dörrgemüse.

Am Nachmittag rief die Sonne alles ins Freie, aber schon fingen Graupeln vom Himmel. Schade dass sie sich nicht kochen ließen. Alles verlief ruhig. Doch dann hatte jemand erzählt am 28. April seien für uns die Wagen bereit zur Abreise. Wer weiß es? Man tuschelt so viel und mit dem Tuscheln vergeht die Zeit. Herr Bley ist auf der russischen Kommandantur beschäftigt. Vielleicht weiß der etwas mehr, wenn er zurückkommt. Er ist in der russischen Küche als Gast. Die Mission Tunik ist erfüllt. Wie kann ein Litauer, der erst in die Welt schauen

will Luxemburger Interesse vertreten? Er kennt die Belange seiner Landsleute nur dem Namen nach. Ja, das Abreisen war doch beinahe richtig. Wir ziehen am 23. April um und wohnen nun in einer großen Kaserne außerhalb der Stadt. Um 5 Uhr zogen wir ab mit Kind und Kegel. Meine Mission als Koch ist abgeschlossen. Von morgen an tut ein französischer Koch seine Pflicht an meiner Stelle. Die Verpflegung übernahmen die Franzosen. Wir sind beim Umzug zu 200 Personen. Wir finden die nötigen Zimmer im Hauptgebäude des Soldatenlagers als Unterkunft. Hier ist auch die russische Kommandantur untergebracht. Die französischen Bürger, alles Soldaten, liegen alle in Holzbaracken. Ich liege mit 29 Landsleuten in einem Zimmer. Schon am Morgen erhielten wir Kaffee, mittags Eintopf mit Fleischeinlagen und abends um 5.30 Uhr im gewässerten Format. Für den Moment sind wir wieder unter Dach und bleiben in der Hoffnung, dass die Maiglöckchen zur Heimreise läuten werden.

Die Nacht des 23. April zeigt sich im Winterkleide. Draußen ist es furchtbar kalt. In den Zimmern machen wir Feuer. Ich stehe um 5.00 Uhr auf und begebe mich in die Küche um ein bisschen warmen Kaffee zu erhaschen. Die meisten Leute schlafen noch. Die am Mittag ausgegeben Suppe war stark an Güte von der unseren abgewichen. Das was die Franzosen uns bieten konnten, war nur in einer anderen Farbe. Getrocknete Kartoffeln. Es glich dem Maismehl an Farbe. Es wurde in kochendem Wasser umgerührt und eine Weile kochen gelassen. Dann war der Rabiot fertig. Einige fanden es schmackhaft. Ich aber bin nicht so verwöhnt und nenne es einfach ein Gedicht: "Läuft oben ein und unten raus, es macht nicht einmal Halt im Haus!"

Die Franzosen sind in ihrem Lager über 2000 an der Zahl. Von allen Berufen und Professionen. Sie organisierten einen Theaterabend und der Erlös brachte 3000 Zloty ein. Wer dieses Geld einsteckt bleibt für mich ein Rätsel. Ein Kommentar über dieses Theaterstück, kann ich nicht abgeben. Alles war Geld kostete blieb für mich ein unerreichbares Ding. Ich blieb also im Zimmer und ich forschte nach der Herkunft eines Lagerinsassen der sich als Luxemburger einschreiben ließ, tatsächlich aber ein Deutscher war. Der Mann war ziemlich arbeitswillig, doch seine Erscheinung störte uns, weil er ein Deutscher war.

Die Entscheidung ob er mit uns nach Hause soll sollten die Russen treffen. Man diskutierte unsere Abfahrt sei am 28. April. Die Franzosen verordnen und alles muss heran. Es ist verboten das Lager zu verlassen. Alles muss arbeiten. Kartoffel schälen, Zimmer säubern, Wäsche machen usw. Meine Lieben zu Hause, was denkt ihr von mir? Ihr glaubt mich wahrscheinlich tot. Noch nicht, aber beinahe. Ich leide an einer Halskrankheit. Kein Wunder. Keine anständige Kost. Sie fliegt meistens schon wieder bei der Annahme am Straßenrand in die Gosse oder ins WC. Heute war Besuch beim Haarschneider, Coiffeur genannt. Vielleicht geht es morgen ab? Man legt sich beizeiten aufs Brett um die Glieder ab zu härten und ist schon wieder um 5.00 Uhr auf der Hut. Soll es, oder soll es nicht? Alles bleibt beim Alten. Man langweilt sich wieder, gähnt in den Tag hinein vor Hunger. Man hat Sehnsucht nach zu Hause. Vom Lager aus sehen wir auf die Bahngeleise. Da laufen Züge nach Zügen, überfüllt mit Menschen die nach Hause wollen. Auf den Dächern der Wagen und auf den Trittbrettern hingen sie wie Kletten. Ja, die Sehnsucht nach Hause achtet nicht auf eine Gefahr und mag sie auch den Tod bringen. Man sieht in den Gärten, wie die Einwohner ihre Erbsen säen und ihre Möhren. Sie können es, sie sind zu Hause. Man stellt sich unwillkürlich die Frage: " Tut unsere Regierung denn gar nichts um uns nach Hause zu bekommen. Sie wissen ja von den 100 Leuten die umgesiedelt waren und Abertausende die dienstverpflichtet waren. Hier sitzen wir und kommen nicht heraus um bei der maßgebenden Stelle Schritte zu unternehmen."

Was soll man zu allem denken. Der Krieg, ja der Krieg ist für alle da, für alle eine Strafe Gottes und ein notwendiges Übel. Was haben doch diese Nazis in der Welt angestiftet? Die Rache der Welt ist nicht aus zu denken gegenüber Deutschland.

Am 27. April hatten wir ausnahmsweise erst um 3.00 Uhr nachmittags die Suppe. Ich stand auf meinem Posten und kontrollierte wie jeden Tag die Präsenzliste der Lagerinsassen. Als alle passiert waren, stellte sich noch ein Schweizer vor und wollte noch einmal eine Gammel voll Suppe. Ich sagte ihm, das ist nicht statthaft. Ein Franzose der dieses Gespräch eifrig verfolgte, trat zu mir und fragte ob der Betreffende ein Luxemburger sei. Ich musste verneinen, denn auf meiner Präsenzliste war er als Schweizer eingetragen.

"C'est un Chleuh", sagte er (*es handelt sich bei dieser Bezeichnung um einen berberischen Stamm aus den Bergen von Marokko, die um 1925/26 gegen die Franzosen kämpften, was als Spottname für die Deutschen gebraucht wurde – HR*). Wir haben den Kerl da schon ein paar Tage gesucht. In seinem Zimmer, im Theater, im WC sogar, immer war und ist er abwesend. Er ist ein Verbrecher 1. Klasse. Es ist ein Deutscher. Viele Franzosen haben unter seinem Kommando Schmerzen und sogar den Tod erlitten. Das lief wie ein Lauffeuer durch das ganze Lager und der Schweizer musste zum Verhör, bei die französischen Offiziere, die Leiter des Lagers. Hier wurde er als schuldig befunden und mit der Erlaubnis der Russen auf dem Platz des Fahnenmastes unter der französischen Flagge gelyncht.

Wer einen solchen Akt noch nicht gesehen hat, dem will ich ihn auch nicht schildern. Es war einfach grausig. Man ließ ihn mehr tot als lebendig auf seine Schlafstelle in eine Ecke fallen und überließ ihn seinem Schicksal. Gott stehe seiner Seele bei. Die Russen kamen mit einer Tragbahre und trugen den geschundenen Körper hinaus. Wohin? Vielleicht direkt ins Grab, denn er war nicht mehr flickbar. Unser Typograph sollte uns verlassen. Ich schrieb schnell ein paar Worte an meine Lieben zu Hause um sie in Kenntnis zu setzen, dass ich noch da sei und gab Herrn Schmidt diesen Brief mit. Ich ging dann in die Sonne und ließ mir die Strahlen auf die kranke Haut wirken. Der Abend dieses Tages war ziemlich reich an Vergnügen. In dem großen Saale des Gebäudes geht es hoch her. Man tanzt in den nächsten Tag hinein. Am frühen Morgen schon spricht man schon von der Abreise der Franzosen, (die Zivilfranzosen) die in der Ulica Garibaldi wohnen. In der Nacht war in der Stadt ein formidables Schiessen. Man sagte es sei Manöver. (*Anmerkung es handelt sich wahrscheinlich um ein Freudeschiessen*!). Dieses Manöver streckte sich aus bis in die Seitenstrassen. Das ist alles nichts, die Waggons sind da, wir fahren heim sagte ein Franzose. Ich nahm Anteil an seiner Freude. Die 93 Jungen, die ich kannte und deren Leiter der Schullehrer war, sollten nach Hause. Sehr schön.

Wir blieben und gingen in die Küche zum Kartoffelschälen. In der Küche aß ich einen Beefsteak und ein Butterbrot außer der Reihe. Jos Falkero, ein junger Freiwilliger aus unserem Lager durfte bei den Franzosen als Hilfskoch figurieren. Das war interessant für seine Brüder und Schwestern. Er durfte ihnen von den Abfällen aus der Küche abgeben. An diesem Tag aßen wir gut und genügend. An diesem Tage spielte die Front sich ab von Torgau bis Leipzig. Vor Freude durfte ich zu Mittag Beefsteak mit Fritten essen. Auch wieder außer der Reihe. Das war das erste Mal, seit ich hier im Osten bin. Die anderen kommen und reklamieren sie hätten Leibschmerzen bekommen von der sauren Suppe. Der Herr B. aus B. hatte alle Freundschaft mit den Franzosen gekündigt. Er beschimpfte die Franzosen öffentlich. Mein Kommentar zu dieser Affäre. Herr B. brachte den Beweis einer schlechten Kinderstube. Was ich nicht habe, kann ich nicht geben. Logisch gedacht. Nicht wahr? Ja, liebes Tagebuch, es war ein Gewitter mit wenig Regen!

Was ich mir wünsche, ein sofortiges Abhauen nach Hause. Die Freiheit und das Land meiner Vorfahren. Ein Kuss von meiner Frau und meinen Söhnen. Gott stehe mir bei.

Sonntag, den 29. April 1945. Heute ist es wieder Sonntag. Als ich aus der Kirche kam, schoss man wieder in den Strassen. Wahrscheinlich auf polnische Soldaten. Ein Sabotageakt war in der Nacht geschehen. Ein russisches Denkmal, ein russischer Tigerpanzer der auf einem Zementsockel als Andenken stand, wurde in die Luft gesprengt. Man suchte wahrscheinlich nach den Täter. Aber wo? Was ist die Ursache?

Im Lager ist es das Alltägliche. Man meckert, diskutiert die Lage der Front, strickt, wäscht, bügelt usw. Man spielt auch Karten, lernt englisch, raucht und erzählt Abenteuer.

Ja, da kommen richtige englische Soldaten in unser Lager. Sie erzählen und erzählen. Einer von ihnen hatte einen Arm verloren, in Afrika, an der Front. Sie leben im selben Gebäude, in der Infirmerie. Die Nachrichten aus der Front sind vorzüglich. Hitler soll nun definitiv tot sein, Berlin gefallen und Himmler, der Menschenmörder spurlos verschwunden. Gott sei Dank. Am Abend wurde dies mit einem Ball gefeiert. Man tanzte wieder bis zum Morgengrauen. Das Leben der Jugend ist stürmisch und bewegt. Man will sich austoben bis aufs Blut.

Am andern Tag reklamiert man schon wieder wegen der Wassersuppe, die erst am Nachmittag um 3.30 Uhr ausgegeben wurde. Die Hauptmahlzeit soll erst am Abend ausgegeben werden. Ja, was gibt es denn? Kartoffelflocken, gebratenes Fleisch. Ach wieder für mich ein Gedicht. Diese Kartoffelflocken, wären sie doch alle! Und dann das gebratene Fleisch in dieser Suppe. Das sollte der Herr Stalin doch mal schmecken. Man reklamiert und reklamiert. Aber vergebens. Die Franzosen machen den Vorschlag unser Lager aus ihrer Menage aus zu schließen. Dann könnten wir selber kochen. Das wäre interessant. Wir sind im Lager ein Gemisch von Luxemburger, Holländer, Norweger, Dänen, Österreicher und Serben. Ich sprach also beim Luxemburger Komitee vor und ich gab mein Gutdünken zu diesem Vorschlag ab. Die Entscheidung war negativ. Der Vorschlag wurde abgelehnt. Die Französischen Offiziere waren von diesem Entschluss sehr erbaut.

Am nächsten Tage war ich schon um 4.30 Uhr im Rad. Um 5.45 Uhr war schon Frühstück. Die Russen waren schon früher im Lager und fragen Leute um den Hof und die Anlagen zu säubern, stießen aber beim Luxemburger Komitee auf Widerstand. Man verweigerte den Gehorsam und dieser Gestus hatte beinahe den Kopf des Herrn Peusch, dem obersten Leiter des Lagers gekostet. Man wollte ihn aufhängen. Was war die Schuld. Die Franzosen hatten ihre Uhr eine ganze Stunde vorgerückt. So schlief noch alles im Lager, als die Russen zur Revidierung des Lagers kamen. Den Kaffee hatten auch die meisten verschlafen. Den ganzen Tag ging alles griesgrämig hin und her. Ich halte mich fern von dieser Aufregung, ich bin noch immer krank und habe heftige Halsschmerzen. Ich gehe nun zu einem ungarischen Doktor. Der untersucht mich, greift dann in seine Westentasche, wickelt ein kleines Stück Papier auseinander, entnimmt dann 2 kleine Pillen. Da, sagt er: "schlucke eine und nach einer Stunde die andere, wenn es nicht besser wird, dann hilft nichts mehr."

"Recht schönen Dank Herr Doktor, womit kann ich bezahlen?" "Das wird sich schon finden, wenn sie wieder gesund sind. Ich war selber gespannt, was die Pillen dienen konnten. Nach einer halben Stunde schon ließ das lästige Kratzen im Kehlkopf nach und ich freute mich sondergleichen. Solche Doktoren sind aber tüchtige Leute. Ich nahm die zweite Pille ein und am Abend war ich das Übel los.

Am 1. Mai 1945 wurde ich vielleicht von einer schweren Krankheit, die mir bevorstand, geheilt. Ich spürte der Mai zog wieder in meinen kranken Körper. Am andern Tag machte ich meinen Besuch beim Arzt. Er stellte fest dass mein Hals von aller Entzündung frei war. Gott sei Dank. "Herr Doktor, was bin ich ihnen schuldig? Sie wissen, ein armer Deportierter, der kein Geld hat, soll seine Schuld bezahlen. Aber wie?" "Das ist schon in Ordnung", sagte der Arzt. "Herr Doktor, darf ich denn wenigstens um ihre werte Adresse bitten?" "Warum nicht! Notieren sie sich, wenn es von Interesse für sie ist. Doktor Feldmayer, Budapest, das genügt. Sollten sie einmal nach Buda kommen, fragen sie nach mir. In Buda kennt mich jedes Kind!" "Nein wirklich, also nochmals meinen besten Dank für ihre Aufmerksamkeit für mich."

Er ging seiner Wege, ich aber war ganz verblüfft. Ich war einem bedeutenden, großen Mann begegnet, der mir vielleicht das Leben gerettet hatte. So ist es in der Welt. Mit einem freundlichen Wort erreicht man eine unschätzbare Tat. Im Lager ertönen sensationelle Meldungen. Hitler ist tot. Mussolini ist tot doch der Kampf geht weiter. Unglaubliche Geschichten zirkulierten, um diese Nachrichten herum. Auf jeden Fall alles ist freundlich aufgelegt und sogar im Lager singen die Veteranen und Veteraninnen die Landeshymne und Frau Tourneur aus Steinfort und Biewer aus Bissen singen Lieder aus ihrer Mädchenzeit. Ein Tscheche steigt auf ein Podium und übersetzt uns die letzten polnischen Nachrichten auf Französisch und Deutsch. Sehr interessant. Eine Gruppe von 80 Franzosen hat das Feld geräumt. Wohin? Man sagt es wären waschechte Kommunisten gewesen. Wer lacht denn da? Das gibt es schon. "Ein Geck macht deren Hundert."

Am 3. Mai regnet es und die polnische Zeitung meldet, dass Norwegen und Dänemark kapituliert hätten. Italien auch. Diese Nachricht war aber ohne Gewähr.

Ich unterhielt mich heute mit einem dänischen Studenten, der in Russland Landwirtschaft studierte, über die Agrarverhältnisse in Dänemark. Ich bemerkte, dass an der Grenze zwischen Schleswig Holstein (der Aufenthalt von Albert in Flensburg fehlt in seiner Übersetzung) und Dänemark ein großer Unterschied im Wachstum der Kulturen festzustellen sei. Die Erträge der Deutschen seien nur ein Drittel von dem der Dänen zu schätzen. Er erklärte mir, das sei ein Geheimnis der Düngung des Bodens der Dänischen Bauern. Beim Ausfahren des Stallmistes in die Felder hängt der dänische Bauer einen Pflug hinter den Mistwagen. Der Mist der noch warm ist und noch raucht wird sofort untergepflügt. Der dem Mist entsteigende Stickstoff dringt nun in die Erdkrume ein und lockert dieselbe. Was dem Wachstum der Pflanzen sehr zugute kommt. Ach so ist das zu erklären. Ja, das ist eine praktische Wahrheit. Mist, der tagelang auf dem Felde liegt, ohne untergepflügt zu werden ist wertlos und unnütz Arbeit.

Wie verhält sich der dänische Bauer zu dem russischen Prinzip der Kolchosenwirtschaft? In Dänemark, das ein ausgesprochenes Agrarland ist, ist die Kolchosenwirtschaft so gut wie ausgeschlossen. Fast jeder Bürger auf dem Lande hat seine eigene Wirtschaft, die ihm so viel abwirft dass er davon leben kann. Was dagegen in Russland nicht der Fall ist. In Russland übernimmt der Staat die Führung der Kolchosen stellt den Arbeiter ein der auf der Kolchose als Knecht tätig ist. Maschinentechniker oder Fachmann, ein Hektar Land zur Verfügung zwecks Heimarbeit, wie man sagt. Auf diesem Hektar schaltet und waltet die Frau und die Kinder. Der Viehbestand bleibt begrenzt. Es kommen im besten Falle Hühner, Gänse, ein Schwein und auch noch eine Kuh in Betracht, wenn das Terrain viel Ödland aufweist. Die Konkurrenz des Bauernvolkes ist total ausgeschlossen und sie haben auch kein Interesse daran. Wenn ein Arbeiter auf seiner Kolchose nicht genug verdient um seine Familie durchzuschlagen, greift er zum Mittel der Korruption. Er verkauft auf dem schwarzen Markt was nur möglich ist. Gibt es den schwarzen Markt in Russland? Vor dem Krieg wurden diese Zustände als Sabotage gewertet. Im Krieg war es eine Notwendigkeit und jetzt ist es an Ausmaßen so stark, dass es

wahrscheinlich sehr schwer sein wird dieses Übel aus dem Lande auszumerzen. In Dänemark ist an dieser Stelle der öffentliche Markt. Sämtliche Produkte werden dem Meistbietenden angeboten und die Qualität konkurriert mit dem Preis. Die Städter bekommen das Beste, was die Landwirtschaft bieten kann. So wechselt ein Gespräch das andere ab und der Tag vergeht.

Am 4. Mai ist es Freitag. Ich denke noch an die fetttriefenden Pfannekuchen der Bauern, von gestern. Das ist aber auch alles was der Tag bringen wird. Ich bin schon beizeiten auf. Warum denn so früh? Früh morgens sind die Wanzen und Läuse noch von der Körperwärme wach und eine radikale Jagd auf diese Biester hat größten Erfolg. Bei Tage schlüpfen sie in die Ecken und Nähte der Kleider und sind nicht einzufangen. Mit dem elektrisch geheizten Bügeleisen bringt man die meisten zur Strecke. Man bügelt sie einfach bis zum Braten und herausfallen sie, mitsamt der Brut. In der Küche ist ein kleiner Jude aus unserem Lager beschäftigt. Er heißt Herbert Süssmann. Er muss zum Lazarett. Er hat eine Blutvergiftung am linken Arm. Vom Handhaben des halb verdorbenen Fleisches, das sie zerschneiden und bearbeiten müssen. Wie viel Fleisch, das wegen Verderb verbrannt werden muss ist unglaublich. Das Töten der Tiere nach russischer Art ist reinste Tierquälerei. Wie die, die Tiere misshandeln muss man gesehen haben. Die Tiere werden nach allen Regeln der Kunst geschlagen bis dass sie kaputt sind. Eine radikale und blitzartige Tötung der Tiere kennen sie nicht. Durch das Schlagen der Tiere wird der Körper verwundet und diese Wunden werden die Brutstätte vieler Mikroben, die sofort das Fleisch in Zersetzung bringen. So stelle ich selbst im Innern des Schinkens Knochenbrüche fest die starke Verwesung des Fleisches des Bruches zur Folge hatten. Leute, die solches Fleisch bearbeiten müssen und eine empfindliche Haut haben sind für Blutvergiftung sehr gefährdet. Vom meisten Fleisch das wir in der Menage verarbeiteten hatten wir keine Garantie ob das geschlachtet oder an Verletzungen krepiert ist. Nun ja, wohl bekomme es.

Am Abend war wieder Theater mit Tanz. Die Franzosen aus der rue Garibaldi sind bereits im Zug um abzufahren. Unser Dolmetscher Bley und sein Adjutant Hoffmann sollen nach Warschau reisen um daselbst Kontakt mit dem französischen Konsultat zu bekommen, das die Interesse unserer Gruppe übernehmen soll. Ob absichtlich oder aus Versehen. Die Russen haben uns unsere sanitäre Anlage versperrt. Sie rechneten nicht mit findigen Köpfen, denn kein Schloss ist zu kompliziert, man findet dazu immer einen Schlüssel. In der Nacht war die Anlage schon wieder zugänglich.

Am Samstag, den 6. Mai sagt uns die polnische Tageszeitung, haben die Deutschen im Westen kapituliert. Um 8.00 Uhr gehe ich zur Messe. Ich musste die Kirche verlassen. Ich hatte wieder so starke Hustenanfälle. Das Halsleiden ist auch nicht ganz verschwunden. Am Abend war die Suppe von einem wenig besseren Geschmack. Man erzählte mir unsere Abreise sei für Dienstagmorgen 3.00 Uhr festgelegt. Man beginnt die alten Brocken zusammen zu suchen.

Heute Montag, bei Anfang der Dunkelheit bellten auf einmal die Maschinengewehre in den Strassen. Letzter Abschiedsgruss der Tschechen. Um 5.00 Uhr sind sie abgezogen. Schade es waren interessante Kerle unter ihnen. Vor allem die Weiber waren sehr arbeitswillig und vor allem sauber in ihrem Tun. Es flattern in den Kammern die letzten Socken der Wäsche. Alles soll noch trocken sein, bevor wir abreisen. Man vertilgt mit Heißhunger die eisernen Portionen, die, wenn wir reisen unnutzer Ballast sind. Ich sage in der Küche dem Personal vorsichtshalber Adieu, vor allem dem Chef der Küche Monsieur Manchon. Ich lege mich dann im Zimmer auf die Fensterbrüstung, schaue in den dämmernden Abend hinein, meine Augen tasten den westlichen Himmel ab, ja wirklich bald bin ich wieder zu Hause. Wo die Sonne soeben verschwunden ist, ja da ist Rodingen, der Gipfel und Zipfel des Landes, das ist Mont.

St. Martin, ja hinter diesem Berg verschwand die Sonne soeben. Grüße mir Frau und Kind. Sag ich komme heim geschwind. Der Herr Gilbert, der auch Luxemburger sein will, steht neben mir. Erinnerst du dich an den Schweizer Kamerad der gelyncht wurde? Warum, weil er Menschen tötete. Ich sah das Gruseln in seinem Körper und auf den Lippen ein Lispeln. Vielleicht ein Stossgebet. Er, der Allwissende solle ihm seine Lügen verzeihen. Gute Nacht, Tschenstochowa. Ich will schlafen. Vielleicht bringt die Morgenröte Licht in die Bude und das Lager.

Der Kalender zeigt den 8. Mai. Ich bin um 2.30 Uhr bereits wach. Die verdammten Läuse die lassen einem keine Ruhe. Doch in den Gängen des Gebäudes ist schon Hochbetrieb. Alles überstürzt sich. Die Russen Rufen "Dawai, Dawai!" Um 3.00 Uhr sollen wir schon zum Bahnhof. Pinke, Pinke. Da stehe ich schon im Hof. Die letzten Überreste meiner Zivilmontage auf den Schultern. Es geht durch alle Glieder und Körper ein leises Seufzen. Fort, fort aus dem Sowjetparadies. So hatte der Herrgott den Menschen doch schon früher hinausgejagt, diesmal ging es aber freiwillig! Um 10.00 Uhr erst fahren wir in Tschenstochau ab. Also sehen sie, warum um 3.00 Uhr zum Bahnhof, wenn der Zug erst um 10.00 Uhr abfährt. Das ist echt asiatisch. Eile mit Weile. Nun saust der Zug zwischen den Ruinen der Städte und Dörfer vorbei bis in eine große Stadt. Es ist 5.30 Uhr nachmittags. Na wie heißt diese Stadt? Kattowitz. Alles aussteigen. Nein, warum? Wir sind doch noch nicht zu Hause. Bagage, Bagage, wir wollen in die Baracke. 3 Kilometer zu Fuß vom Bahnhof und richtig eine Baracke. Macht es euch bequem. Hier ist euer Komfort. In den öden Fensterläden wohnt das Grauen und des Himmels Wolken schauen hoch hinein, hätte Schiller gesagt.

Mit Suppe fängt der Tag an und mit Suppe hört er auf. Die Sehenswürdigkeiten auf der Reise durchziehen die Gedanken des Geistes und die Überraschungen der guten Küche die inneren Wände des Magens. So wird nur der Name des Ortes einen Unterschied zum Lagerleben bringen. Ja, der Krieg hatte fürchterlich in Polen gehaust. Ganze Dörfer nur noch ein Steinhaufen. Aus den Kellern und Erlöchern kriechen die Bewohner heraus und winken uns zu. Die Flaggen der Nationen der Flüchtlinge flattern in den Fenstern des Eisenbahnzuges. Brücken über die die Fahrt geht sind alles nur Notbrücken. Die da waren sind alle gesprengt und kilometerweite liegt das Gestein im Umkreis. Kattowitz, die große Stadt. Die Perle Polens. Die Modestadt Osteuropas. Was Paris dem Westen ist, ist Kattowitz dem Osten. Hier scheiden sich die Geister der Zivilisation, des Intellektuellen, der Diplomatie. Kattowitz hat einen großen Dalles. In den Strassen hocken noch pensionierte Tanks allen Kalibers. Die meisten sind Invalide. Die Oberschicht ist schon stark angerostet.

Die Menschen kommen und gehen, wie die Grossstadt es verlangt. Stumm, schnell, interesselos ziehen sie an uns vorüber. Ja, wir sind Flüchtlinge. Was hatten wir mit den Nazis gemein? Halfen wir etwa Polen zu zermürben? Vielleicht. Wird es so aufgefasst, dann liebes Polen, verzeihe uns. Das haben wir bestimmt nicht gewollt. Doch ist der Krieg noch nicht zu Ende. Um Mitternacht bellen die Gewehre. Die Sirenen heulen und die Kanonen schlagen Basstöne an. Auf meinem Bett, eine zerschossene Tischplatte, spüre ich die Vibrationen des Luftdruckes.

Die Villa "Luftig" ist sehr modern und am nächsten Tag wird sie unter die Lupe genommen. Wahrscheinlich waren oder sind auch hier Heinzelmännchen am Werk. Das Quartier, das man uns bei der Ankunft angewiesen hatte, war das Kollegium Kattowitz. Ein immenses Gebäude mit Festungsmauern umgeben. Der Spielplatz ist eine Terrasse auf dem ersten Stock. Wunderbar angelegt. Er endigt in einer schiefen Ebene in einem schön angelegten Park. Eine hohe Mauer umschließt das Ganze. Der Zugang ist nur möglich durch eine kleine Pforte für Fußgänger und eine große für Autos. Es wäre zu schön gewesen in dieser Schule zu hausen. Die

Zimmer aber über und über verschmutzt. Die Bettstellen hingen so voller Wanzen, dass wir es vorzogen sofort Reißaus zu nehmen. Gegenüber der Strasse war ein Judenghetto aus der Kriegszeit. Ein Bretterdorf. Alle Türen und Fenster waren zerschlagen. Das Gehölz davon auf einem Haufen zusammen geworfen im Hof. Was wir brauchten war da. Unsere Zimmerleute hatten bald die Bretter so verteilt, dass man kein Stück übrig fand. Es hat einen besonderen Reiz, wenn früh morgens die aufgehende Ostsonne dir auf die Bettstelle scheint. Es hat seine Bedeutung, wenn die meisten Häuser mit der Fassade der aufgehenden Sonne zuschauen. Es ist wunderbar. So benutzte ich die Gelegenheit und trotz Bretterfenster fand ich doch ein Loch, wo ich die Sonne beim Aufgehen bewundern konnte. Ich machte meine Morgengänge immer zu der frühesten Stunde.

Heute am 9. Mai ging ich bis zur Stadt. In einer Kirche hörte ich Musik. Ich trat ein und welche ein Wunder. Es begann soeben eine Messe. Nach der Messe war Predigt. Auch merkwürdig. In der Mitte des Hauptschiffes stand auf einem Blumenaltar die Maienkönigin aufgestellt. Die heilige Messe wurde ihr zu Ehren gelesen, wie bei uns in der Oktave. Mittags speisten wir zusammen in einem großen Saal, wie in einem Hotel. Dann gingen wir zur Kontrolle ins russische Büro und erhielten dort einen neuen Ausweis. Diejenigen deren Namen nicht einwandfrei waren mussten sich einem Verhör stellen. Bettendorf, Tunik und Gilbert wurden lange verhört. Auf einmal gaben die Russen das Kommando wir müssten umziehen und zwar sofort. Hoppla, die Bagage auf den Rücken und Ade Kattowitz. Die Tschechen waren in der Nacht in unser Quartier eingeschneit, ein ganzes Regiment Soldaten. Wir müssten räumen. Sie lagen so dicht, dass einer über den anderen klettern musste um seinen Stall zu finden. Nun ging's wieder in eine große Kaserne. Schmutz war Hauptfaktor. Für wie lange. Die Russen hielten den Herrn Gilbert gefangen. Es stellte sich heraus. Er war geboren in Berlin, war deutscher Unteroffizier und wohnte vor dem Krieg in Eft, an der Mosel. Nun ging er bestimmt nach Tambow.

Wir anderen mussten in ein Reinigungsinstitut mit allem was wir hatten. Außerhalb der Stadt. Da war eine Entlausungsanstalt. Größeren Stils. Wir zogen uns aus bis auf die Haut. Währendem wir badeten hing man unsere Kleider und andere Klamotten auf große eiserne Schlitten und diese wurden dann mittels eines Kranes in einen, einem Backofen ähnlichen Raum geschoben und dort 20 Minuten hängen gelassen. Die Temperatur in dem Ofen war so, dass alles Lebende radikal verbrennen sollte. Ja, sollte! Aber es war nicht der Fall. Als wir zur Kaserne zurückkehren waren die Viecher schon wieder da. Komisch was? Wir waren einen Moment ruhig. Wir gingen zum Mittagstisch. Es war 3.30 Uhr am Nachmittag. Dann ins französische Büro zur Feststellung unserer Nationalitäten. Dann, ja dann zogen wir wieder einmal um in eine andere Baracke. Hier reichten sich Luft und Licht die Hände. Da hinderten uns keine Tür und kein Fenster. In diesen Baracken hausten die Fledermäuse dutzendweise. Da gab es wieder Arbeit für unsere Pioniere. Da wurde wieder organisiert und als es Nacht wurde, war der Hühnerstall fertig und alle konnten auf die Stange. Dann noch schnell das Abendbrot und dann den Kopf unter die Flügel. Wer das nicht konnte lief Gefahr einen gehörigen Durchzug zu bekommen.

Donnerstag, den 10. Mai. Ich schau auf die Uhr. 5.00 Uhr. Dann raus. An diesem Tag war der Einmarsch der Nazis in unser Land. Die Kirche ist sehr geräumig und außen durch Granateneinschläge arg beschädigt. Inwendig aber ein Kleinod an Schönheit. Noch immer thront die Gottesmutter auf ihrem Altar in einem Garten von Blumen aller Art. Sogar die beliebten Maiglöckchen fehlten nicht. Nach der Messe Kaffe und eine Bohnensuppe zum Hauptesseen. Ich lege mich in die Sonne und lasse meine Gedanken nach Hause schweifen. Den ganzen Tag. Was ist denn wieder los in der ganzen Welt? Kattowitz, was bist du mir geworden? Was bietest du mir? Ein Asyl für meine müden Glieder und der Ort der allgemeinen Reinigung. Ein Durchgangsort der Flüchtlinge aller Nationen. Wer kann sie alle zählen? Wer zählt noch die

Gefangenen die hier noch in den Kazetten schmachten? Mit blutigen Händen bitten sie um die Freiheit! Stacheldrähte ziehen ihre Schlangen um die Gebäude herum und die Russen halten mit scharf geladenen Gewehren Ausschau nach Fluchtversuchen. Ein Entweichen ausgeschlossen. Sogar die Drähte um die Lager sind elektrisch geladen und eine Berührung derselben wäre Selbstmord. Mensch wie weit bist du gekommen? Hast du deinen Schöpfer ganz vergessen? Wie könntest du töten, wenn du noch ein Fünkchen Nächstenliebe in die spüren tätest? Brutal, bestialisch, trampelst du über Leichen und suchst das Glück, das dir aus der Ferne vorgegaukelt wurde. Illusion! Utopie! Richte deine Augen zu den Sternen. Wie sagt ein deutscher Dichter doch so schön: " Wer nie dem Fremden Ehre mag erweisen, der war wohl nie in fremdem Land auf Reisen." Man versichert uns, dass die Repatriierung der Flüchtlinge stattfinden täte und zwar bald und ohne Unterschied der Nationen. Man sagt sogar morgen. Wer sollte es jedoch glauben? Wir sind auf alles gefasst.

Herr Peusch, der Präsident des Luxemburgischen Komitees war heute am 11. Mai zum russischen Kommandanten um sich zu erkundigen ob eine Repatriierung unseres Lagers durch Deutschland noch nicht möglich sei. Dieser Herr sagte einfach "Nein!" Ungefähr in 3 Stunden ist an ein solches Unternehmen erst zu denken. Wir ziehen nun vor mit den Franzosen abreisen zu wollen und zwar auf dem Seewege, über Odessa, Marseille Luxemburg. Wer Augen hat wird schon sehen. Nun sollen wir morgen abreisen. Die Franzosen sind reisefertig. Um 15.30 Uhr am Nachmittag formierte sich ein starkes Détachement Franzosen mit einer russischen Musik en tête und begab sich nach Kattowitz um am Denkmal des unbekannten Soldaten einen Kranz nieder zu legen. Ich nahm im Hofe ein Sonnenbad. Die Frauen im Lager machten große Wäsche. Alles ist so ziemlich in Ordnung. Ich aber, ich habe Hunger. Die meisten Lumpen sind alle verschlissen. Es bietet sich nichts mehr was man gegen Lebensmittel umtauschen kann. Hoffentlich hilft Gott mir weiter in meiner Not.

Samstag, den 12. Mai sind wir immer noch in Kattowitz. Ein französischer Befehl, wir sollten die Lager nicht verlassen. Die Abreise könnte plötzlich sein. Am Nachmittag und während der Nacht kamen immer noch Tschechische Flüchtlinge in unser Lager. In den Gängen sogar war es unmöglich zu zirkulieren. In der Nacht hatten wir ein heftiges Gewitter.

Sonntag den 13. Mai. Ich stehe mit der Sonne auf, mache Toilette und gehe zur Kirche. Ich spürte mich krank. Und musste aus der Kirche in die frische Luft. Nach einigen Minuten konnte ich wieder in die Kirche eintreten. Ich wollte meiner Osterpflicht genügen und hatte gerade einen deutschsprachigen Beichtvater zur Verfügung. Dieser war überaus höflich zu mir. Ich durfte zu den heiligen Sakramenten gehen. Welche Gnade, welches Glück und welche Ruhe überkamen mich. Ich trug wieder meinen Herrgott in mir. Ruhig klopfte mein Herz. Ich durfte wieder sagen: "Ich bin ein Christ!"

Nach der Messe nahm ich mein Frühstück zu mir und dann ging ich am den Gärten in der Nachbarschaft, einen Besuchen zu machen. Alles steht in Blüte. Es ist Frühling draußen, es ist Frühling in meinem Herzen. Es ist Sonntag. Es ist der Tag des Herrn. Der liebe Herrgott soll heute mein Gebet besonders erhören, das ich in die Ferne zu meine Lieben richte und ich, sobald wie möglich wieder bei ihnen sein kann.

Montag, den 14. Mai. Man bereitet unerwartet die Abreise. Alles Gepäck was nicht getragen werden kann liegt auf Handkarren gestapelt. Um 9.00 Uhr verlassen Herr Peusch und ich zusammen das Lager, an der Spitze der Gruppe ging's zum Güterbahnhof Kattowitz. Hier wurde nun gearbeitet, verordnet, eingeladen, aufgeladen und eingerichtet. Solch einen Transport zu organisieren ist eben keine Kleinigkeit. Auf einem Wagen wurde die Küche montiert. In einen

anderen die Lebensmittel für die Reise. Drei Wagen wurden besetzt oder belegt von Luxemburgern. 2 von Belgier und die Übriggebliebenen für die Franzosen. Der ganze Transport begriff ungefähr 2000 Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes. Vom Greis bis zum kleinsten Kind von 6 Monaten. Kranke hatten wir auch in einem Lazarettwagen. Doktor und Pfleger waren auch zugegen. Die Küche wurde, sobald sie installiert war, unter Feuer gesetzt. Denn es sollte noch 2 Mahlzeiten geben. Gegen Mittag für die erste Hälfte des Transportes, gegen Abend für die andere. Es wurde auch noch eine Ration Lebensmittel an jeden Einzelnen verteilt. Auch erhielten die Männer ein paar Blätter russischen Tabak - Miorka genannt, den wir uns selber schneiden mussten um ihn genießbar zu machen. Die anderen Lebensmittel waren Erbsen und Marmelade. Gegen Abend war alles so weit eingerichtet. In den Viehwagen lagen wir etagenweise übereinander. Besondere Ecken belegten die, die der Ruhe bedurften. Als WC im Wagen schlugen wir ein rundes Loch und setzten einen bodenlosen Eimer darauf. Das Ganze im Viereck mit einer Decke verhangen und das WC war fertig. Insassen mit natürlichen Leitungen durften sich aufs Trittbrett stellen. Einfach gesagt aber mit Gefahr verbunden. So gegen 10.00 Uhr am Abend manövrierte man eine Maschine vor unsere Wagen und dann fuhren wir los. Ade Kattowitz. Auf Nimmerwiedersehen. Du brachtest uns keine Freude und keine nachahmenswerte Taten. Alles legte sich in Schlafstellung und bald war es ruhig. Übermüdet schliefen sie alle dem nächsten Tag entgegen. Bei Tagesanbruch hatten wir schon Krakau hinter uns. Dann hielt auf einmal der Zug auf offener Strecke. Was war los? Austeilung der Tagesration! Es gab Büchsenfleisch, Biskotten und Zucker für den Tag. Den Zucker jedoch für 5 Tage. Dann ging's weiter an zerschossenen Dörfern und Bahnhöfen vorbei. Fruchtbare und gepflegte Felder reichten sich die Hände. Das Gelände ist eben und weit und breit kein Baum und kein Strauch. Manchmal fuhr der Zug langsamer. Dann dachten wir immer an einen Halt. Es waren aber immer nur die notdürftig reparierten Brücken an der Verlangsamung schuld. Um 11.00 Uhr laufen wir in Tarnow ein. Die Schwarzhändler überstürzen den Zug mit Lebensmittel Angeboten. Der eine bietet Brötchen, der andere ganze Brote, ein anderer Eier, ein anderer Milch, wieder ein anderer Limonade. Nur gegen Kleidungsstücke. Verschiedene Kleidungsstücke wurden veräußert und mancher Magen bekam einen Bissen außer der Reihe. Und weiter ging es durch Feld und Flur in schnellem Flug, kaum gegrüßt, gemieden und vorbei im Traumesflug schwand der Dörfer Frieden.

Am 16. Mai befinden wir uns morgens um 8.00 Uhr im Bahnhof der Stadt Przmyssel. Die Deutschen nannten sie Reichshof. Hier bot sich eine Gelegenheit zur Morgentoilette. Man wusch sich mit Wasser. Einmal wieder, seit Tagen ein Wohltat. Man bereitet auf improvisierten Kochern eine Tasse Kaffee, Kartoffeln und dergleichen. Man verteilte die Tagesration. Biskotten und Konserven. Einen Einblick in die Stadt. Sie liegt auf einem Berg, hingezogen wie eine richtige Festung. Aus den Felsenlöchern gähnt die schwarze Leere. Wahrscheinlich wurde hier die Festung gesprengt. Przmyssel ist uns aus dem Weltkrieg 1914-1918 bekannt. Sonst sind die Gebäude und die Umgebung der Stadt touristisch interessant. Wir haben unsere Sorgen im Wagen und stellen fest dass in unserm Quartier einer erkrankt ist. Er hat 39,5 Fieber. Der Arzt stellte einen Hitzeschlag fest. Er saß Tags zuvor nackt in der Sonne um sich zu bräunen. Die Reaktion war zu stark und ein heftiges Fieber war das Resultat. Die gute Laune half aber schnell über dieses Übel hinweg. Es gibt zwar noch Schwierigkeiten aber wir sind gegen alles gefeit.

In der letzten Nacht hatten wir nur die Strecke von Ryeszow bis Garoslaw zurückgelegt, wo ich heute Morgen erwacht bin. Ich studiere meine Karte und stelle fest, bis Odessa war noch ein schöner Weg. Der Weg führt uns in der Nacht über den San. Die Brücke war gesprengt und wir kamen über eine Notbrücke auf die andere Seite. Wir fahren an Städten vorbei, die schön angelegt, aber arg verwüstet sind. Auf allen Stadtbahnhöfen wo wir hielten boten die Schwarzhändler Lebensmittel an. Wir fahren an einem Gefangenenlager vorbei. Tausende

Deutsche Soldaten liegen, stehen gehen, laufen hier im Lager. Auf einer Brücke über dem Lager zirkuliert der Wachposten mit Gewehr. Es entstand ein Pfeifen im Zug. Man spottete über die Gefangene. Man wusste aber nicht, war vielleicht ein Landsmann dabei, der in die Wehrmacht gezwungen ward. Mancher grüßte die Fahnen die an den Wagen flatterten. Die Luxemburgische, die Belgische und die Französische Fahnen klackten im Wind. In einem Vorort von Lemberg brachten Frauen uns frisches Wasser in den Zug. Wir fahren jedoch bis zum Hauptbahnhof von Lemberg, rollen auf den Verschiebebahnhof weiter aus dem Bahnhof heraus. Der Zug machte Halt und die Maschine wurde abgehängt. Warum wusste ich nicht, wahrscheinlich zum Wasserholen. Wir stürmen dann aus den Wagen heraus zu einer Wasserpumpe und ließen uns das kühle Nass über Hände und Gesicht laufen. Die ganze Nacht bleiben wir im Bahnhof in den Wagen.

Am frühen Morgen des 17. Mai rauchen längs des Zuges in dem Bahnhof Lemberg eine Menge Feuerherde zum Wärmen des Kaffees. Durst ist schlimmer als Hunger und warmer Kaffee löscht besser als Wasser. Alle waren außerhalb der Wagen. Auf einmal rückt eine Maschine an die Wagen heran, koppelt an und fort fährt der Zug ohne sich zu vergewissern ob die Leute eingestiegen sind. Es entsteht eine Panik. Die jungen Burschen springen während der fahrt in die Wagen und wollten die Notbremse ziehen. Keiner dachte dass so etwas nicht in Viehwagen besteht! Sie setzen sich nun etappenweise wieder ab um den Weg zu weisen, wohin der Zug sich verzogen hat. Es war ja kaum an zu nehmen, dass er endgültig wegfahren sollte. Man lies die Kaffeekrüge im Stich und lief dem Zuge nach. Die Aufregung war umsonst. Man manövrierte den Zug nur auf ein anderes Gleis und wir durften unseren Kaffee wieder weiter kochen. Um 7.00 Uhr begann der schwarze Markt wieder und mancher verkaufte die Unterhose um nur wieder einmal Kaffee mit Milch trinken zu können. Man schenkt nach allen Regeln der Kunst. Interessante Händel wurden abgeschlossen. Die Maschine des Zuges wurde angehängt und alles eilt zum Zug. Ab geht es in die unbekannte Ferne.

Man rollt die ganze Nacht hindurch bis 4.30 Uhr am Morgen vom 18. Mai! Dann steht der Zug wieder still und zwar in praller Sonne auf offener Strecke. Hier stellten wir wieder ein paar Kranke fest. Sie hatten zu viel Wodka getrunken. Und hatten dadurch den Durchfall bekommen. Man ist ganz demoralisiert. So gegen 5.00 Uhr abends fahren wir Smiersinska zu. Immense Felder die nicht bebaut waren ziehen an uns vorüber, zwischendurch ein isoliertes Haus oder Gehöft. Strohdächer und mit Holz gebaut. Umzäunt mit verrostetem Stacheldraht. Maikäfer schwirren um unsere Wagen und manch einer blieb im Wagen zum Schlafen. Auch hörten wir das Quaken der Frösche in irgendeinem Teich. Man fährt aber langsam dem Ziel entgegen. Odessa.

Am 19. Mai um 4.00 Uhr klopft man an unseren Wagen. Der Kaffee oder die Suppen waren gekocht. Smiersinska hieß die Stadt, wo wir anhielten. Um 5.00 Uhr begann der schwarze Markt wieder. Längs des Bahnhofs, der nicht abgeschlossen war, standen die Verkäufer in Reih und Glied und boten ihre Waren an. Speck, Wurst, Eier, Brot und Brötchen, Milch und Wodka. Alle Kleider und getragener Schmuck, Tabakdosen und alte Weckeruhren. Alles Mögliche, was nur Namen hat. Für eine Decke zahlen sie 300 Rubel, für eine Frauenbluse 200 Rubel. Man kann nicht alles verfolgen. Es herrschte ein Geschrei. Angebot und Preis auf Tausenden Arten und Tönen. Man verstand sein eigenes Wort nicht mehr. Man hält immer noch still, sollen wir nicht weiter fahren. Bis nach Odessa sind es immer noch 360 Kilometer. In dem Wagen sind wir zu 37 Personen eingestallt. Eine russische Frau will sogar mit aller Gewalt ein Kind kaufen. Ach, welche Zustände. Sind wir hier im Paradies oder im Fegfeuer?

Wir fuhren wieder bis Wapepka. Hier ist wieder Verteilung der Tagesration. Um 16.50 Uhr ist der Zug noch unbeweglich. Es ist sehr heiß draußen und in den Wagen des Zuges noch heißer.

Ich bin zufrieden, aber in fast allen Wagen befinden sich Kranke. Und trotzdem ist alles guter Laune. Es geht der Heimat zu.

Sonntag, den 20. Mai. Die ganze Nacht sind wir gefahren. Unterwegs hatten wir ein heftiges Gewitter mit viel Regen. Es regnete sogar in die Wagen, denn die Dächer waren mit Gewehrkugeln durchlöchert. Nach einer halben Stunde hörte der Regen auf. Um 4.20 Uhr stand ich auf und machte Toilette. Der Zug hielt einen Moment an und im Wagen schliefen noch die meisten. Die meisten Bahnhöfe wo wir durchfahren sind zerstört. Immense Felder von Eisenbahnwagen, Autos und allerhand andere Maschinen zieren als Wracks die Umgebung der Bahnhöfe. Wir sollen jetzt noch 8 Km vor Odessa sein. Man erwacht so langsam im Wagen und draußen um den Zug herum ist großer Betrieb. In der Küche ist Austeilung des Frühstücks und sonstiger Lebensmittel. Margarine und gespaltene Erbsen. Nach 2 Stunden Aufenthalt geht es wieder weiter in Richtung Odessa. Endlich passieren wir ein Wäldchen. Auffallend in diesem Wäldchen sind die unzählbaren Rabennester. Ich habe auf einem Baum zwölf solcher Nester gezählt. Die Flora ist fast die gleiche wie bei uns. Die Bahnanlagen sind bewachsen mit Akazienstauden, Honigklee, Natterkopf, Wilder Salbei, Stockmalven, Huflattich usw. Wir fahren an einem Flughafen vorbei. Einige Maschinen stationieren auf dem Feld. Ob sie noch brauchbar sind können wir nicht unterscheiden. Kleine isolierte Häuser ziehen unsere Blicke an. Sie sind mit Stroh gedeckt. Auf den Dächern zwischen dem Stroh lugen kleine Kinder hervor in Hemden, notdürftig bekleidet. Um die Häuschen herum spazieren Gänse, Enten eine Ziege und sogar eine Kuh ist an einem Pfahl angebunden. Dann eine Strecke wieder im Kolchosenbetrieb mit großen Obstgärten die in voller Blüte stehen. Die Bäume tadellos getüncht und beschnitten sind in endlosen Reihen gepflanzt und bieten einen imposanten Anblick. Runkelrübenfelder, die schön sauber gepflegt sind geben den Beweis, dass es hier nicht an Arbeitskräften fehlt.

Es zeigen sich in der Ferne die Umrisse der Stadt Odessa. Der Zug rollt durch die Baumanlagen hindurch, wo man die Villen der Reichen entdecken kann. Wir rollen in ein Gewirr von Bahngleisen und da verlangsamt der Zug seine Fahrt. Es ist 1 Uhr mittags. Der Zug hält, wir sind in Odessa angekommen. Die Bahnanlagen sind überfüllt mit Kriegsmaterial geladenen Wagen und russischem Militär. Wir müssen aussteigen. Wir stauen unser Gepäck auf den Bahnsteig. Die russische Kommission, die uns von Kattowitz bis hierher begleitet hatte nötigte uns jetzt die Wagen des Zuges zu säubern, was eine gute Weile Zeit beanspruchte. Dann ordneten wir uns in Reih und Glied zu vier und vier Mann und gingen bis auf einen großen Platz. Dort sollten wir warten. Warten ist bei den Russen erstes Gebot. Die Kinder schrieen vor Hunger, die Frauen fallen in Ohnmacht und endlich setzt sich der Leid geplagte Zug in Bewegung. Drei Kilometer weiter, dann wieder eine Halt. Glücklicherweise in einem großen Park mit schattigen Bäumen. Alles lechzte vor Durst. Ja, aber was nun?

Ein Schoppen Trinkwasser kostet einen Rubel, ein Brot 140 Rubel, ein halber Liter Wodka 35 Rubel. Woher nehmen und nicht stehlen? Und das noch auf dem hohen Pfingstfeiertag. Gott schütze uns alle! Es gibt hier nur eine Lösung. Kleider verkaufen um Trinkwasser zu bekommen. Ein fliegender Althändler bot mir 300 Rubel für meinen Mantel. Endlich ein Mittel zum Durstlöschen. Also, ein Liter Wasser 2 Rubel. Armes Russland, das sich an dem Armut der Flüchtlinge bereichern will. Wir stehen wieder da und warten. Ein Brot kannst du noch essen, bevor wir abreisen, denke ich und kaufe mir ein Brot für 140 Rubel. Ich trinke und esse, schaue aus Langweile auf die Strasse und beobachte die Passanten. Da zieht durch Zufall ein Leichenzug an uns vorüber. An der Spitze das Kreuz, eine Gruppe Sängerinnen eine Frau mit einem Brot unter dem Arm, dann kamen 2 Priester oder Popen, dann folgte der Wagen mit dem Sarg, welcher noch offen stand und hinter dem Sarg eine Gruppe Fußgänger, wahrscheinlich die Verwandten der Verstorbenen.

Die Uhr läuft weiter und wir stehen da und liegen da, alles übermüdet von der langen unbequemen Reise und warten, warten auf weitere Befehle. Wo ist der Hafen und wo ist das Schiff das uns heimbringen sollt? Auf einmal kommt ein Russe und meldet uns: "Wir müssten weiter nach Süden, in ein Lager." 26 Kilometer. Man stapelt uns in drei Trambahnwagen und sie fuhren mit uns los. Diese Reise war ein Nagel auf den Kopf. Wer bis jetzt noch nicht müde und erschöpft war, der wurde es jetzt. Frauen mit Kindern dürfen sich setzen, die anderen standen wie Heringe in der Tonne zusammengedrängt auf Kisten, Körben und Säcken ging die Fahrt nun um 4.00 Uhr los und um 7.00 Uhr waren wir am Ziel. Hier erwarten uns tausend Flüchtlinge die sich hier schon gesammelt hatten. Er war meistens französisches Militär. Eine Luxemburger Familie und ein Luxemburger Soldat waren auch schon da. Man setzte die Bagage auf die Erde und schaute auf das Meer, das die Meisten jetzt zum ersten Mal die Gelegenheit haben zu sehen. Dann warteten wir wieder auf ein Quartier. Man räumte zuerst ein Hotel, das noch voll Stroh aus der Militärzeit war. Man band Garben und warf diese zum Fenster hinaus in den Hof, fegte die Räume, wusch die Böden und als wir einziehen sollten, kam der Befehl wieder umziehen. Also, wieder die Bagage auf den Rücken und näher an das Meer heran. 2 Stunden dauerte bloß unsere Arbeit in dem Hotel. Aber diese Arbeit war billig und die Russen spekulierten auf billige Arbeit. Wir rückten in ein Strandlager direkt am Meer. Es waren 2 Reihen Strandhäuser mit 2 Zimmer Wohnungen. Hier sollten wir hinein. Wir stellten uns in Reih und Glied und wir wurden so verteilt, dass in jede Wohnung 2 Familien mit 8 Personen zusammen kamen. Ich teilte meine Wohnung mit der Familie Heinricy aus Lorentzweiler zu 4 Personen und Familie Mehling aus Kayl mit 3 Personen. Wir waren schon in Kattowitz und in Tschenstochau zusammen. Wir glaubten nun an eine gute Mahlzeit, aber niemand sprach ein Wort davon. Wir legten uns auf den Boden wie Hunde und schliefen bald ein.

Am 21. Mai erwachte ich um 4.00 Uhr Mitteleuropäische Zeit, stand sofort auf, nahm Handtuch und Bürste und hinein in das Schwarze Meer zum Bade. Um 5.00 Uhr wurde Frühstück ausgegeben. Schwarzer Tee mit schwarzem Brot. Da lief einer ins Lager und rief: "Ein Dampfer, ein Dampfer." Ja, wo? Das ganze Lager war auf den Beinen. Doch umsonst, es war ein Dampfer aber noch in unerreichbarer Ferne und dieser drehte auf Odessa zu. Diese Gelegenheit benutzte ich und machte einen Spaziergang am Strande. Hier lagen einen Steinwurf von unserm Lager entfernt mindestens 8000 französische Soldaten in Zelten untergebracht. Durch dieses Lager spazierte ich nun und studierte das Zeltleben der Soldaten. Hier könnte ich ein Buch schreiben, was mein Auge in einer halben Stunde sah. Ich will es unterlassen. Hier wurde das Wort Elend auch groß geschrieben und überall an jedem Zelt war die Außendekoration zerrissene, schmutzige Wäsche. Es gab sogar weibliche Elemente in diesem Lager. Eine unwillkürliche Frage tauchte mir im Herzen auf, ob die auch einwandfrei sein sollten?

Eine Gruppe Soldaten tummelte sich im Meeressand, am Strand. Ich gehe bis zu 20 Meter an sie heran, da ertönte eine Explosion und ich sah wie die Fetzen eines Soldatenkörpers in die Luft flogen. Ich eilte näher. Ja, da lag noch der Oberkörper, ohne Kopf, Arme und Beine. Nur das Bruststück mit dem jungen Herzen drin, das noch schlug. Alles lief zusammen. Die vom Luftdruck in der Nachbarschaft niedergeworfenen Soldaten erholten sich vom Schreck und kamen das Bild anschauen, das sich ihnen bot. Ein Feldgeistlicher, der unter den Soldaten war, kam herzu und gab dem noch schlagenden Herzen die Absolution. Eine im Sand verborgene Mine, auf die der Soldat trat, zerstückelte seinen Körper. Man sammelte die Gliedmassen und verpackte die Körperteile in ein Segeltuch. Gott schenke ihm die ewige Ruhe sprach ich und ging zum Lager. Die Aufregung hatte mich so ergriffen, dass ich mich beruhigen musste. Wenn man allein ist dann betet man. Es ist das beste Mittel gegen Aufregung. Nach einer Stunde wurde gemeldet, dass die Explosion 2 Tote und 2 Verwundete gefordert hatte. Ein Zeichen der Nachlässigkeit der russischen Behörde. Wie können sie das Betreten eines

Sandfeldes am Meer zulassen, ohne sich vergewissert zu haben ob das Feld Minenfrei ist. Als das Unglück geschehen war, traten zwei Minensucher in Aktion.

Um 10.00 Uhr traten wir zum Abholen der ersten Verpflegung an. Wir erhielten Brot, Zucker, Schmalz, Tee und Konserven. Wir begannen mit der Organisation des Lagers. Die Verpflegung, die Verteilung der Arbeiten im Lager usw. Am Nachmittag machte ich eine Strandpromenade. Ein Fußpfad läuft an der Küste entlang über mächtige Felsblöcke. In diese Felsblöcke sind Bunker ausgegraben und dort stehen noch schwere Geschütze aus der Kriegszeit in Eisenbeton eingebaut. Die Kanonerohre sind zerplatzt, wahrscheinlich durch Falschladung oder durch Sabotage. Die Aussicht auf das Meer ist fantastisch. Mit mächtigen Wellen schlägt das Meer in allen Tönen an die schroffe 15 Meter hohe Felswand. Auffallend ist dass ich hier keine Möwen am Strand sehe, die gewöhnlich am Meeresstrand zu Hause sind. Wahrscheinlich durch den Krieg verscheucht. Wenn man am Rande des Felsens auf das Meer hinausschaut, sieht man das Wasser, das mächtige Element in so großem Format, das Meer, dann überkommt einen unwillkürlich der Gedanke an den Schöpfer und Lenker des Weltalls und man muss eingestehen wie klein dass ein Menschenwerk gegenüber all diesen Gewalten ist. Haushoch steigen die Wogen, türmen sich zu Bergen und brechen am Felsgestade zu dampfenden Gischt. Stundenlang schau ich diesem Schauspiel zu. Es ist recht windig am Gestade, doch die Meeresluft ist gesund und macht Hunger. Ich kehre ins Lager zurück und komme gerade zur Rechten Zeit.

Auf Vermittlung des Roten Kreuzes wurden gegen Abend Liebespakete ausgeteilt. 2 Personen 1 Paket. Der Inhalt war für uns eine wahre Überraschung. Zigaretten, Schokolade, verschiedene getrocknete Früchte, Butter, Paté in Konserven, Würstchen usw.. Wir glaubten an das Wunder am Nikolausabend. Auch erhielten wir für heute zum zweiten Mal eine anständige Eintopfsuppe. Man war zufrieden, aß, trank, rauchte, sang und lachte wieder im Lager. Die Nacht war stürmisch und bewegt.

Am 22. Mai lag der Strand wieder in praller Sonne und Groß und Klein tummelte sich am Strande. Für Schwimmer die reinste Versuchung. Man warf sich einfach in das kühle Nass und ließ sich von den Wellen hinaustragen ins weite Meer. Wer nie in solchem Wasser lag, der kann sich keine Vorstellung machen, welche ein Hochgenuss man empfindet, sich von den Wellen tragen zu lassen. Das Wasser des Schwarzen Meeres ist stark salzig. Es ist sehr schwer. Man legt sich drauf wie auf eine Matratze und lässt sich treiben. Wunderbar! Die Wellen tragen dich hügelauf, hügelab, manchmal auch im Kreis. Will man zurück schwimmen zum Strande zu, stößt man sich von der Masse ab, kommt auf eine Welle zu liegen und diese Welle geht hoch und nieder und auf einmal liegt man wie auf Federn im weichen Sand. Wenn man um sich schaut ist die Welle wieder zurück zum Meer getreten. Ein ewiges Auf und Nieder. Das Schwarze Meer wird nie in meinem Leben, mir aus dem Gedächtnis scheiden. Fischerboote fahren aufs Meer hinaus, kommen am Abend wieder. Jeden Augenblick bietet sich ein neues Bild. Düstere Wolken am Horizont deuten auf ein Gewitter hin.

Gegen Mittag erhebt sich ein Sturm, den wir uns so sehnlich gewünscht haben. Der Sturm auf dem Meere. Etwas Grandioseres habe ich noch nie gesehen. Haushohe Wellen brausen über die Sandflächen der Dünen hinweg. Einzigartiges, ungewohntes Schauspiel. Wir treten ins Lager, treiben Kurzweil und schlagen so die Zeit tot. Ich erhielt durch Zufall die Adresse eines Dorfbekannten aus Rodingen, dass er noch am Leben und wohlgemut sei. Um 8.00 Uhr abends begann ich mein Schlafnest zu machen. Aus einem Sack voll Holzspänen, die ich gesammelt hatte, machte ich mir ein molliges Lager. Ei, Ei wie warm und fein. Gute Nacht meine Lieben zu Hause. Ein Lagerinsasse musste ins Spital.

Am 23. Mai fiel ein Sprühregen bei meinem Frühbad im Meere. Der Wind blies heftig und das Meer zeigte Anzeichen zum Überlaufen. Ja, das war etwas was wir noch nie erlebt hatten. Ebbe und Flut. Die Flut setzte ein und die Sanddünen verschwanden im Wasser. Es war ein Geräusch ohnegleichen an den Felswänden. Gegen 10.00 Uhr verschwanden die Wolken und die Sonne brannte mit aller Kraft. Im Lager war wieder Verteilung von Lebensmitteln. Brot, Zucker und Konserven. Das beansprucht jedes Mal Stunden. Die Verteilung des Reinigungsdienstes im Lager ist ein Kapitel für sich. Da will kein Freiwilliger ran und das Kommandieren ist immer so eine peinliche Sache. Es ist aber erstes Gebot im Lager. Ordnung, Sauberkeit und Disziplin. Der Tag ist ausgefüllt mit allerlei Beschäftigungen. Vor allem ist das Wasserholen zum Waschen und Kochen recht mühselig. Dann reihen sich die Abnehmer zu 100 Meter langen Schlangen und einer zieht einen Eimer an einem Seil gebunden aus einem Ziehbrunnen, einen Eimer nach dem andern durch die Schmale Öffnung herauf. Stundenlang dauert diese Prozedur. Ein Zeichen des Fortschritts im Paradies. Ab und zu hören wir Detonationen von Minen, die die russischen Soldaten am Strand entdeckt haben.

Am 24. Mai um 5.30 Uhr. Ich steige ins Meer zum Frühbad. Es ist frisch, windig aber trocken. Die Luft ist einzigartig. Von Luftfeuchtigkeit keine Spur, obschon bei dem Wasser. Ein Abtrocknen nach dem Bade, ist überflüssig. Der Wind tut seine Pflicht. Über Tag ist das Strandleben wieder Hauptbeschäftigung. Im Sande stehen russische Frauen und baggern den Meeressand auf einen großen Camion, mit einer Tragbahre, auf dem ein quadratförmiger Holzkasten befestigt ist, wird der Sand auf den Weg, der längs der Küste läuft auf einen Haufen getragen und dann auf den Camion geladen. Die Weiber imponieren mir recht sehr. Es sind besonders kräftige Typen, mit Muskeln, wie sie bei Männern zu finden sind. Ich beobachte sie zu Mittag. Sie nahmen eine Eintopfsuppe zu sich. So ungefähr ein Liter pro Kopf. Nach dem Essen sprangen sie ins Meer, mit den Kleidern, schwammen ungefähr 500 Meter ins Meer hinaus, dann wieder zurück und gingen dann wieder sofort an ihre Arbeit ohne die nassen Kleider um zu ziehen. In einer halben Stunde waren sie vollkommen trocken. Für die Luxemburger Frauen im Lager ein unverständliche Handlung.

Da auf einmal tauchte eine Luxemburgische Illustrierte Zeitung auf. Sie ging von Hand zu Hand, Neuigkeiten von der Heimat. Nein, wie interessant. Wie komisch! Wie kommt diese Illustrierte ins Lager? Ein Rätsel!

Herr Peusch sendet im Namen des ganzen Lagers einen Brief nach Moskau an Herrn Blum, Luxemburger Konsul. Wenn dieser uns helfen könnte. Ich bin in dieser geteilten Meinung, Ich werde bestimmt Recht behalten.

Am Nachmittag trafen 6 Luxemburger im Lager ein. Sie kamen aus dem Lager Tambow aus Russland. Ihr gesundheitlicher Zustand war bedauerlich. Sie waren bei den russischen Partisanen tätig, wurden aber für ihre Leistung wenig bedankt. Sie brachten auch eine Liste mit von allen Luxemburger Kameraden die noch in Tambow sein sollten. Ich fand auf dieser Liste 2 Dorfjungen von zu Hause. Berg und Backes. Ich legte mich auf mein improvisiertes Bett und rief mir die Erlebnisse des Tages noch einmal ins Gedächtnis.

In der Nacht wandelte ich durch das Lager. Es regnete und der russische Soldat der Wache hielt, lehnte mit dem Rücken gegen einen Baumstamm. Um 5.00 Uhr ging ich zum Bad. Das Wasser war ziemlich kalt. Was trieb mich denn ins Bad, ins Wasser? Die verdammten Läuse. Nach dem Bade, hatte man ein paar Stunden Ruhe. Heute mussten alle Männer zum Duschraum. Da konnte ich mir fast eine Beule lachen. Unter einem großen Zelt hing über den Köpfen ein Sieb aus einer alten Gießkanne und aus diesem Sieb rieselte ein wenig Wasser herunter. Dauer einer Dusche, ehe man ganz nass war, mindestens eine Viertelstunde. Fortschritt

was? Die Frauen mussten in die Küche Kartoffeln schälen. Warum, weil ihre Männer zu faul waren. 350 Belgier sollen uns heute verlassen. Ob es wahr ist. Am Abend erhielten wir das 2. Paket vom Roten Kreuz.

Samstag, den 27. Mai. Heute enthielt ich mich ins Wasser zu steigen. Es war recht kühl draußen. Es war allgemeine Säuberung des Lagers und der Hofanlagen. Man amüsierte sich und diskutierte die Kriegslage. Man las die Zeitungen, die aus Belgien ins Lager kommen. Auch für die Englisch lesenden Kandidaten kamen Zeitungen aus London. Der Sohn Berens ist aus dem Spital zurück. Sein Zustand ist besser. Nur die Dame Heinricy aus Lorentzweiler ist noch in ärztlicher Behandlung. Sie wird von einer Roten Kreuzschwester betreut. Sonst ist alles im Lager munter. Ich gönne mir ein Sonnenbad in einem Tallü (Hügel), wo ich den Blicken der anderen entschwunden bin. Ich bin immer übermüde. Das viele Laufen im Lager hin und her, damit es nirgends soll an dem Laufenden fehlen, nehmen meine Kräfte arg in Anspruch.

Sonntag den 27. Mai. Heute haben die Belgier ihren Befehl bekommen abzureisen. Das Komitee der Belgier wurde von mir gebeten, zu Hause die nötigen Schritte zu unternehmen, dass unsere Repatriierung auch soll zustande kommen. Sie haben uns dies fest versprochen. Ich glaube aber nicht an einen Erfolg. Ich glaube sie denken auch nur an ihre persönlichen Interessen. Wir wollen abwarten. Wir gehen zur Heiligen Messe, die im Freien im französischen Lager stattfindet. Die Beiwohnung der Messe war enorm und es war wirklich feierlich. So eine Messe im Freien ist etwas Äußergewöhnliches. Die Gesänge wurden vom französischen Militär gesungen. Es wurden auch viele Kommunionen ausgeteilt. Nach der Messe machte ich mit einem Kameraden einen Spaziergang längst der Küste. Die Flora dieser Gegend in Augenschein zu nehmen war unser Ziel. Etwas Interessantes bot sich leider nicht. Die Felder längs der Küste sind durch die Kriegsereignisse stark zerwühlt und der Ginster nimmt überall die Überhand. Disteln, so genannte Stranddisteln, Hauhechel und Johanniskraut. Wilde Wicken und Unkraut dazwischen wuchern nach Belieben. In den gepflegten Gärten ist die Schattenmorelle der Baum der die Führung hat. Einzelne Pflaumenbäume sind anzutreffen und das ist alles. Die Vegetation deutet auf ein rauhes Klima.

Nach dem Mittagessen bewundern wir eine Gruppe französischer Soldaten beim Fußball auf einer Wiese. Eine andere Gruppe spielt sogar Rugby. Am Abend zeigen die Franzosen sogar einen Film im Freiluftkino. Die Giebelwand eines Hauses dient als Leinwand. Die Belgier sind abgereist. Das Lager ist leerer geworden. Ich gehe zu Bett.

Am 28. Mai bin ich schon wieder um 5.00 Uhr bei der Arbeit. Meine Arbeit wird ja sicher auch die Leser interessieren. Sie besteht aus der Überwachung und Besorgung von Lebensmitteln in dem Lager. Ich präsentiere mich zu jeder Mahlzeit in der russischen Küche mit der Liste der Lagerinsassen, übernehme die Verteilung der Speisen und sonstigen Rationen, wie Zucker, Brot, Fett usw. Überwache das Spülen und das Abliefern der Essnäpfe usw. Die Arbeit beansprucht zu jeder Mahlzeit zwei Stunden. Ich überwache die Arbeiter und Arbeiterinnen in der Küche beim Kartoffelschälen. Hof und Küche reinigen usw. Eine undankbare Mission. Doch dieser Posten ist verantwortlich für das Funktionieren der Verpflegung.

Heute gab es wieder Kaffee, Eiermehl, Zitronen und Büchsenmilch für die Kinder im Lager. Im Hof beginnt man bald danach auf improvisierten Öfen Pfannekuchen zu backen. Eier zu kochen und zu backen und alles Mögliche. Die Kinder bekommen Brei und Milch gekocht. Man glaubt sich auf der Schobermesse. Ich frage mich, wohin mit dem vielen Essen? Aber das was man selber kocht und backt schmeckt bestimmt immer besser, als wenn die Russen es tun. Essen, Essen können alle aber wo und wie es bekommt darüber machen sich die Wenigsten Sorgen. Die Frau Heinricy ist noch immer krank. Ich spreche ihr immer guten Mut zu. Sie

ist eine von wenigen Frauen, die mir große Dienste leistete, was die Wäsche anbetrifft. Sie bügelt mir die Wäsche mit dem elektrischen Bügeleisen. Auf diese Art wurde viel Ungeziefer einfach in den Kleidern geröstet. Eine gute Methode. Wir reden im Lager wieder von der Abreise und ich fange auch an zu glauben, dass es nicht mehr lange dauern wird. Im Hof flattert die große Wäsche auf dem Strick. Die Sonne tut ihr Bestes und ich spaziere auf und ab. Wie leicht kann ein Dieb ins Lager. Denn alles was nicht angewachsen ist, findet sofort Abnehmer.

Der Tag geht zur Neige und das Meer rauscht sein uraltes Lied. Der Zauber des Schwarzen Meeres lullt mich in den Schlaf ein. Die Nächte sind kurz und Frühaufsteher haben mehr vom Leben. Die Wassernixen locken mich zum Strand. Ein Morgengruß aus dem kühlen Nass, nach Westen und mein Tagewerk beginnt wieder nach altbekannter Weise. Heute war freie Zeit, mein Ziel: " Der Fischerhafen."

Ich suchte Bekanntschaft zu machen mit den Fischern. Diese fuhren morgens bei Tagesanbruch auf die See hinaus, kommen nach gutem Fang früh oder später wieder. Die gefangenen Fische werden von der Hafenpolizei an Gewicht taxiert und dann in einem am Strand befindlichen Magazin in große Fässer verpackt. Sobald die Fässer voll sind, läuft die Fracht nach Odessa zum Fischmarkt um dort verkauft zu werden. Der Magazinier ist ein in den fünfziger Jahren stehender Mann. Es ist seine Arbeit die abgelieferten Fische und eingelieferten Fische zu buchen, mit Datum, Gewicht und Art. Ich trat in seine Amtsstube ein. Mit freundlichen Gruße lud er mich zum Sitzen ein. Es stehen in seinem Büro nur ein zerbrechlicher Stuhl und ein ebenso zerbrechlicher Tisch, mit einer Schublade. Ich grüßte auf Französisch. Er erwidert mit "Guten Tag." Also, der Mann spricht Deutsch. Wir knüpfen nun zusammen eine Freundschaft. Er ist Russe, war im Deutschen Reich im Ruhrgebiet beschäftigt, hat auch von Luxemburg gehört, kennt die geographische Lage unseres Landes und hat viel über Luxemburg gelesen. Er war Wanderbursche und ist von Beruf Schlosser. Jetzt als Magazinverwalter tätig. Ich unterhielt mich einige Stunden mit ihm. Er griff in die Schublade des Tisches und zeigte mir seine Arbeit. Er zog sein Wareneingangsbuch, ein blaues Heftchen, wie unsere Kinder im zweiten Schuljahr eins haben mit Doppellinien hervor und mit einem stumpfen Bleistift kritzelte er Zahlen hinein und legte es wieder an seinen Platz. Ich fragte ob es möglich wäre Fische kaufen zu dürfen. Ich wäre Liebhaber von Fischen. Er antwortete: "Ja aber was können sie bieten. Eine Hose oder ein paar Schuhe?" Ich konnte nur antworten: "Nein, nichts von alldem, denn ich trage meine Garderobe auf der Haut und bis nach Hause ist noch ein weiter Weg und das Geld ist mir schon seit Monaten ein unbekanntes Objekt." Ob denn sonst keine Möglichkeit bestehen würde. Ich könnte vielleicht ein Brot oder Erbsen tauschen. "Geh mal suchen." Sagte er. "Wenn es gute Ware ist, dann ist vielleicht ein Tausch möglich." Ich verspreche am anderen Tag wieder zu kommen. Wir verabredeten eine Stunde und ich ging mit der Überzeugung, dass ein Handel zustande kommt. Im Lager gab es heute Zigaretten und 200 g grauen Tabak.

Am Nachmittag erhielten wir Besuch von einem englischen Offizier. Dieser war sehr freundlich und ich muss gestehen, solche Menschen waren wir nicht gewohnt, kennen zu lernen. Er versprach, dass er den Auftrag hätte unsere Repatriierung in die Wege zu leiten und dass dies in Kürze geschehen werde. Er behauptete sogar, dass das erste Schiff, was aus England kommt uns bei der Rückkehr mit nach Frankreich nehmen wird. Solchen Menschen kann man glauben und wir alle im Lager wollten dem Herrn die Hände küssen. Vor Freude. Nun, meine Lieben zu Hause, auf baldiges Wiedersehen. Weint nicht, Gott wird uns schützen.

Am 30. Mai hatten wir auch wieder eine Überraschung. Die Russen gaben uns Seife zum Waschen. Die Frauen erhielten Schokolade und die Kinder Bonbons. Der Herr Bisdorff reklamierte er hätte zwei Portionen zu wenig bekommen. Am Ende waren doch alle zufrieden. Die

Sonne scheint schön warm ins Lager und ein jeder nimmt ein Sonnenbad und die Jugend treibt Sport im Hof. Ein Zeichen der Zufriedenheit.

Am 31. Mai hatte ich einen schwarzen Tag. Ich hatte mich am Morgen um eine Stunde verschlafen. Das war unverzeihlich. Die Küche hatte schon den Morgenkaffee verteilt als ich ankam. Ich musste mich entschuldigen. Ich weiß nicht wie es kam. Es war vielleicht die Überanstrengung schuld. Eine andere Überraschung noch. Der russische Kommandant gab Anweisung, dass kein Mensch das Lager nach 10.00 Uhr verlassen darf. Wir glaubten an eine Abreise. Aber nein, es zeigte sich nichts davon. Der Tag verlief nur in äußerster Spannung. Am Nachmittag streikten sogar eine Anzahl Lagerinsassen wegen dem Kartoffelschälen. Die Herren Streveler, Decker, Demuth, Baustert, Chenaux, die Söhne Bettendorf, Antony, Staat, Berens, Tunik und Diederich. Sie verweigerten den Gehorsam. Ich überlies die Entscheidung dem französischen Offizier, der die Arbeit anordnete. Wie die Sache ausgeht, vielleicht erst morgen. Bei Anbruch der Dunkelheit ging ich mit 5 Kilogramm Erbsen aus meiner eisernen Reserve zu dem Magazinverwalter in den Fischhafen. Der Herr bemusterte die Ware und rief noch einen Hafenpolizisten herbei um den Handel perfekt zu machen. Allem Anschein nach war der Polizist einverstanden. Der Magazinverwalter gab mir 5 Kilogramm Fische als Gegenwert und ich marschierte ins Lager damit. Es sollte eine Überraschung sein für unsere kranken Frauen Heinricy und Mehling. Sie bereiteten diese sofort zurecht. Ich habe denselben nicht einmal geschmeckt. Ich wollte mit dieser Handlung nur die Russen versuchen, wie weit dass die Verstaatlichung der Betriebe greifen würde. Also, doch Korruption, wo nur möglich.

Am Freitag, den 1. Juni 1945 wurden die Streikenden in unserem Lager dadurch gemaßregelt, dass man ihnen bei der Zuteilung von Zigaretten, ein Paket weniger gab als den anderen. Im Lager wurde ein neues Komitee gebildet. Herr Biewer wurde Sekretär und Madame Schoettert als Austeilerin der Esswaren bestimmt. Die Uneinigkeit im Lager lässt manchen Hass aufkommen, der unbedingt vermieden werden müsste. Aber der Unterschied der Bildung setzte sich durch. Die Ungebildeten Menschen sind ja meistens die Vorlautesten im Tun, Denken und Handeln. Der Klügste gibt ja bekanntlich immer nach.

Um 9.00 Uhr hatten wir wieder Appell vom russischen Kommandanten. Die Streikfrage war beigelegt. Alles lief wieder nach Ordnung. Die Streikenden hatten mit ihrer Haltung ein schlechtes Zeugnis ihrer Kameradschaft bewiesen in der Notlage, in der wir uns befanden. Doch Schwamm drüber.

Am Nachmittag nahm ich mein Bad wieder wie gewöhnlich im Meer. Ebenso am Samstagmorgen um 6.00 Uhr. Dann zum Frühstück. Verteilung der Nahrungsmittel und nun Siesta bis 9.00 Uhr. Der russische Kommandant ist wieder da in Begleitung des englischen Offiziers. Nach der Einschreibung aller im Lager befindlichen, erklärten sie uns, dass unsere Abreise Morgen, den 3. Juni stattfinden täte. "Halli, Hallo" schallte es durch alle Zimmer. Wir fahren morgen heim. Nach dem Mittagessen nahm ich ein Sonnenbad und als ich ins Lager zurückkam, waren alle Männer zum Duschraum und zum Empfang von neuen Unterkleidern. Ich machte eine Ausnahme. Ich machte wieder, auch hier das Schlusslicht. Doch es war nicht viel verloren, denn was wir abholten war nicht abholenswert.

Sonntag den 3. Juni. 1945. Beim Morgengrauen bin ich schon aus den Federn und mache Toilette. Heute ist es Sonntag und wahrscheinlich werden sich heute die Ereignisse überstürzen. Ich mache noch einen kleinen Spaziergang vor dem Frühstück in die Peripherie des Badeortes Lutzdorf. Es ist ein Badeort und normalerweise vielleicht viel besucht. Die Wochenendhäuser am Strand deuten auf viel Besuch während der Saison. Die Häuser sind jedoch fast alle durch den Krieg arg beschädigt. Die Einrichtungen in den Hotels waren jedoch allem Anschein nach

erstklassisch. Sport und Tennisfelder waren da. Hotels für Kurgäste. Heute alles von Flüchtlingen belegt. Wir gehen um 8.00 Uhr zusammen in die Heilige Messe und bitten den Herrgott um baldige Heimkehr.

Um 12.00 Uhr Mittagsmahl und gleich danach war ein Russe im Lager und gab Befehl sofort alles einzupacken. In einer Stunde stand alles reisefertig in Reih und Glied im Hof. Der englische Offizier sagte uns damals, als er im Lager war: " Der Abtransport täte mit Camions geschehen. Es zeigte sich aber kein Auto und kein Camion. Wir gingen nun zusammen bis zur Trambahnhaltestelle. Ein Abmarsch mit der Straßenbahn war auch nicht möglich, wegen der vielen Baguage. Um 3.45 entschlossen wir uns den Weg zu Fuß zu machen. Die gebrechlichen Leute sollten per Camion nachkommen. Alle Bagage wurde nun zusammengestellt. Alle Luxemburger sollen fort bis auf einen einzigen, das war ein Herr aus Tetingen mit Namen Staar. Er kam aus dem Lager Tambow. Warum er dableiben soll ist mir ein Rätsel geblieben. Also los, auf den Weg. Der Zug begriff über Tausend Franzosen und über Hundert Luxemburger. Auf Wiedersehen Lutzdorf, du idyllisches Dörfchen am Schwarzen Meer. Auf Wiedersehen ihr brausenden Gestade des Meeres. Auf Wiedersehen du Weltenbummler aus dem Fischerhafen. Ich werde ewig an euch denken. Den Hut gelüftet und noch einen Blick zurück, dann entschwand Lutzdorf am Gestade des Schwarzen Meeres unseren Blicken.

Der Weg führt nach Odessa. 24 Kilometer noch. Doch frisch auf, es geht der Heimat zu. Über sandige Wege und zerwühlte Strassen marschieren wir, zuerst im Schritt, ziemlich schnell. Am Himmel ziehen graue Wolken auf, ein Gewitter versprechend über uns. Unser Weg ist rechts und links begrenzt von Weinbergen. Wir marschieren über eine Kuppe und verlieren den Blick auf das Meer. Aus der Ferne im Westen blitzt es und ein heftiges Donnern folgt sofort. Eine schöne Aussicht noch gewaschen zu werden. Fußhoher Staub auf dem Wege macht die Kehlen trocken und mancher klagt über Durst. Da erhebt sich plötzlich ein Sturm, wie wir ihn noch nie erlebt haben. Wir mussten Halt machen. Die Staubwolken türmten sich im Wirbel haushoch. Die Sicht zum Weitermarschieren war für den Moment unmöglich. Wir scharten uns alle zusammen um dem Wind besser trotzen zu können. Bald setzte der Regen ein und wir durften wieder weiter. Der Staub ließ nach. Aber wir sahen alle aus wie wenn wir in einer Kohlengrube gearbeitet hätten. Das Gewitter verzog sich rasch und wir durften von Glück sprechen. Vom Regen haben wir nicht viel abbekommen. Die Erde roch ein bisschen frischer nach dem Regen und das Wandern machte richtig Spaß. Wir marschierten an großen Blumenkohlfelder vorbei, bewunderten die Anlagen der Berieselung. Die von hohen mit Wasser gefüllten Tanks bedient wurden. Wir glaubten schon die Gärtnereianlagen von Odessa vor uns zu haben, aber bis dahin war noch ein weiter Weg. Man hörte im Zuge frischfröhliche Lieder singen. Das sollte über die Müdigkeit hinweghelfen. Einige zogen die Schuhe aus und schüttelten den Sand aus den Schuhen, die anderen wischten Schweiß vom Gesicht. Man erzählte sich Anekdoten und Erlebnisse aus der Umsiedlung und so verging die Zeit und der Weg wurde immer kürzer. Wir erreichen die Vorstadt Odessa. An herrlichen Villen ging es vorbei. Manches Soldatenherz schlug höher beim Anblick einer Kammerzofe die aus dem Fenster lugte. Ein Lied wurde angestimmt und der Zug zog sich wieder zusammen in Reih und Glied. Mit Sing und Sang ging es durch die Strassen der Stadt. Russische Soldaten gingen an uns vorbei und spuckten die Schalen der Sonneblumenkerne aus. Typisch russisch! Was der Chewinggum der Amerikaner ist das ist der Sonnenblumensamen für die Russen. Die linke Hand fährt aus der linken Uniformtasche zu dem Mund. Ein kurzes Knacken und schon fliegt die Schale des Kernes schon wieder im Bogen auf die Strasse. Da sieht man in Odessa in fast allen Läden, Behälter verschiedener Dimensionen voll Sonneblumenkerne zum Verkauf aufgestellt. Die Strassen liegen fast alle höher als die Eingänge der Häuser und man muss die Treppen hinuntersteigen um einzutreten. Da kommt ein Soldat über die Trottoiranlage mit einem Fahrrad an mir vorbei, er rennt vom Bürgersteig wieder auf die Strasse. Allem Anschein nach

ist er betrunken. Patsch ging es und das Hinterrad war geplatzt. Er stand still, beschaute das Fahrrad von vorne nach hinten und von hinten nach vorne, hob es in die Höhe, fuchtelte damit und Schwupp warf er das noch fast neue Fahrrad unter einen Panzer der eben vorbeifuhr. Schrott war das Resultat. Wie kann doch nur ein normaler Mensch so etwas tun? Diese Szene brachte bei uns höhnisches Gelächter hervor. Fortschritt oder Rückstand? Wer kann das beurteilen? Mit Spaß und Gelächter gelangen wir auf die Boulevards der Hafenstadt. Breite Strassen tun sich vor uns auf. Rechts und links mächtige Häuser moderneren Stils. Grosse Hotels und Konsulatsgebäude. Verkehrsgesellschaften, Bankhäuser wie in einer europäischen Großstadt. Auffallend fehlen die großen Geschäftslokale. Wir landen auf dem Boulevard längs des Hafens. Hier haben wir einen wunderschönen Blick auf das Meer, mit den Hafenanlagen. Wir steigen eine mächtige Treppe hinab zum Hafen, müssen aber noch weiter, denn noch immer kein Schiff. An mächtigen Kränen geht es vorbei zu einem Eisenbahnbahnhof. Dann noch weiter südlich. Ja, da starren uns die mächtigen Schiffe entgegen. Die ersten Kolonnen machen halt. Wir erreichen sie und schauen auf die Uhr. Genau 8.00 Uhr. Also, genau 4 Stunden unterwegs. Was nun? Hier liegen verschiedene Schiffe. Wir wagen uns an die äußerste Grenze bis an die Schiffe heran. Da winken uns ja schon die englischen Matrosen vom Deck zu. Sie werfen uns sogar Apfelsinen, Schokolade und Zigaretten zu. Eine Vorschau auf unsere voraussichtliche Verpflegung. Eine Besteigung des Schiffes war voraussichtlich nicht gestattet. Die Matrosen sagten uns aber, dass das unser Schiff sei. Wir beäugten den Koloss in seiner ganzen Länge. Da stand auf dem Bug der Name "MONOWAY". Wo sind die andern, die mit den Camions kommen sollten? Wo ist unser Gepäck, das wir in Lutzdorf ließen? Bei Einbruch der Nacht langten erst die Camions an und ein Rennen auf die Bagage begann. Beinahe hatte man meine 2 Koffer in Lutzdorf gelassen. Verständlich, jeder schaut nach seinem Kram. Es war aber abgemacht, dass alles Gepäck mit den Autos kommen sollte. Nun, ich fand sie aber in einem Auto wieder und alles war in Ordnung. Gegen Mitternacht begann man mit der Kontrolle aller. Zuerst durften die Franzosen aufs Schiff steigen. Ein englischer Kapitän, ein russischer Kapitän und einige Soldaten machten genaue Kontrolle. Sogar umfangreiche Gepäckstücke und Körbe mussten geöffnet werden. Ein französischer Soldat musste mit seiner Bagage zurück. Er hatte in einem Korb sein Liebchen verpackt. Schade, das arme Mädchen wäre so gerne mit nach Frankreich gefahren. Um 12.20 Uhr bestieg ich als 3. Luxemburger die MONOWAY. Bei der Ankunft auf Deck überreichte man mir meine Schiffskarte genannt Bording Card. Diese Karte trug folgende Angaben: "Bording Card. Hesse Deck C2 Table No 2. This card must be retained and produced upon demand. No shorting in troop decks."

Ein Matrose begleitete mich bis auf meinen Platz. Ich richtete mich häuslich ein und begab mich sofort zum Duschraum. Eine anständige Säuberung war absolut nötig. Wir waren schwarz wie Neger vom Staube der Strasse. Um 1.00 morgens waren alle Luxemburger auf dem Schiff. Zusammen in einem Raum, mit Ausnahme der Damen und Kinder. Herr Peusch nebst Damen und Tochter belegten eine reservierte Kabine. Die anderen Damen eine Gemeinschaftskabine. Wir bekamen nun ein Nachtessen serviert, auf das wir uns stürzten wie die hungrigen Löwen. Seit 14 Stunden keinen Bissen mehr gegessen und keinen Schluck mehr getrunken. Es gab Weißbrot, Fleisch und Kakao. Eine ansehnliche Ration Butter garnierte die Platte. Endlich einmal wieder ein anständiges Essen seit Januar 1945. Wir hängen unsere Matten auf und in einer halben Stunde schlief alles wie eine Ratte im Winter. Ich denke noch immer an den zurückgebliebenen Herrn Staar in Lutzdorf und stellte mir immer wieder die Frage: " Warum musste der Herr allein dableiben?" Gute Nacht, ihr Lieben zu Hause. Euer Vater ist unterwegs. Vater nach des Tages Lauf schau zu dir ich nochmals auf, danke dir recht inniglich, denn du warst so gut für mich. Amen.

Montag, den 4. Juni. Ich erwache erst 20 Minuten nach fünf. Das Schiff liegt noch immer still. Ich stehe auf, mache Toilette und steige aufs Deck. Ich atme frische Meeresluft mit vollen Zügen. Ich schaue und bewundere den Sonnenaufgang auf dem Meere und konnte nicht anders als meine Seele sprechen zu lassen. Das Morgengebet: "O Gott du hast in dieser Nacht so väterlich an mich gedacht, bewahre mich in deiner Huld auch diesen Tag vor Leid und Schuld, mein Glück, mein Herz will ich dir weihen, zu deiner Ehr soll alles sein."

Um 7.00 Uhr begebe ich mich zum Frühstück. Es gibt eine gute Quäkersuppe (Porridge) mit gebratenen Würstchen, Tee, Weißbrot, Butter und Orangenmarmelade. Man glaubt sich wirklich im Paradies. Welch einen großen Unterschied gibt es doch zwischen der russischen und der englischen Küche. Der Kapitän ließ uns sagen: "Wer noch Hunger hat darf ruhig nachfragen." Man glaubte an diese Möglichkeit doch niemand meldete sich. Einige ließen sogar übrig und warfen es über Bord. Nun spürt man was die Freiheit ist. Man atmet frische Luft, man singt, man spürt wieder Leben in sich, man verjüngt sich tatsächlich. Alles ist bester Laune. Nach einer Stunde hört man auf dem Schiff nur das eine Wort: " Wir ziehen ab." Ich steige auf Deck und sehe. Ja, das Schiff verlässt den Hafen. Im Innern des Schiffes entsteht ein Maschinengeräusch. Die Schrauben drehen und langsam entfernen wir uns. Es geht weiter. Auf Wiedersehen Odessa. Auf Wiedersehen im Paradies, der Proletarier. Schlafe weiter in deinem Glück. Nur ich wünsche dich nicht in deinem Glück zu stören. Um 8.45 Uhr sind wir auf offenem Meer. Gebe Gott, dass unser Weg nicht durch irgendein Abenteuer gestört wird. Ahoi, liebe MONOWAY. Glück auf bis Marseille, meine Lieben zu Hause warten mit Ungeduld. Die Sonne des Ostens soll uns begleiten. Ich denke an all das Elend, das wir erlebt haben in Russland und danke Gott, dass wir diesem Schicksal nun entronnen sind. Es gibt kein Zurück mehr. Wir sind in voller Fahrt. Die Glocke klingelt schon wieder zum Mittagessen. Da gibt es 2 ansehnliche Kartoffeln, Gemüse, Fleisch in Sauce, Weißbrot und Dessert gezuckerten Reis.

Am Nachmittag liegen wir auf Deck, in der Sonne. Das Wasser ist still und von grünblauer Farbe. Einmal hält das Schiff. Wir glauben an einen Unfall. Doch das verstehen nur Seeleute. Die Meerespolizei gibt Anweisungen mit Signalen. Nun arbeiten die Maschinen wieder und es geht schnell weiter. Hinten am Bug schäumt das Wasser hoch auf. Die Schiffsschrauben laufen auf vollen Touren. Wie ein Pflug zieht das Schiff eine Furche durch das Wasser, weiße Gischt spritzt seitwärts. Ziemlich schnell gleitet das Schiff dahin. Eintönig ist es auf Deck. Ich steige in die kühle Kabine. Fast alle schlafen ihr Mittagsschläfchen. Bis jetzt scheinen alle gesund zu sein. Ich steige wieder auf Deck und sehe Herrn Kuhn aus Neudorf in einer Ecke hocken. Er ist seekrank. Auch noch diesen Kummer. Ein anderer wurde schon in die Infirmerie geschleppt. Es soll aber laut Aussagen des Schiffsarztes nicht gefährlich sein. Wir speisten wie gewöhnlich mit gutem Appetit zu Nacht und zogen uns dann auf unsere Hammaks zurück, denn schlafend erwartet man am besten den nächsten Tag.

Am 5. Juni bin ich wieder mit der Ostsonne auf Deck. Ein Blick, den ich nie vergessen werde, wenn die aufgehende Sonne aus dem Wasser steigt, einem riesigen Diskus gleich, blutrot gefärbt. Kein Maler bringt solch ein Bild zustande. Man glaubt in einen großen runden Tunnel hinein zu schauen. Die Einfahrt ist versilbert, die Seitenwände vergoldet und das eigentliche Loch scheint sich um seine eigene Achse zu drehen. So sehe ich das Werk des Schöpfers.

Nach dem Frühstück schnell wieder auf Deck. Es kommt bald der Bosporus in Sicht. Ich schaue auf die Uhr. 8.30 Uhr. Ja, die ersten Konturen vom Land zeigen sich am Horizont und nehmen immer größere Gestalt an. Wir kommen immer näher an das Land heran. Der Bosporus bildet hier eine gebirgige Landzunge. Wir können sehen, dass an den Abhängen mächtige Schafherden weiden. Vereinzelte kleine Häuschen, wahrscheinlich Schäferhütten liegen zerstreut in den Bergen. Wir kommen so nahe ans Land heran, dass wir sogar teilweise

die Bodengestaltung beobachten können. Die Erde ist felsig, rissig. Lavamassen*gleich*, und auf den Ebenen wächst spärliches Kraut. In den Schluchten jedoch scheint die Erde sehr fruchtbar zu sein. Dort grasen die Schafe und dort sieht man auch kleine Dörfchen. Die Küstenstriche zeigen sich jetzt zu zwei Seiten. Immer enger wird die Schlucht, wo wir durchfahren sollen. Die engste Stelle soll 5 Kilometer betragen.

Um 10.00 Uhr laufen wir in den Hafen von Konstantinopel, genannt "Istanbul" ein. Das Bild das sich hier bietet gleich einem Paradies. Die mächtigen Felsen zu beiden Seiten des Bosporus waren gleichsam das Eingangstor zum Schwarzen Meer. Das mächtige Ringen der Nationen um die Meeresenge scheint uns jetzt klar. Hier ist das Einfallstor zum Orient. Wer diese Tor im Besitz hat, der darf ruhig behaupten: "Hier lasse ich herein, wen ich will!" Hunderte Meter hohe Felsen sind gleichsam eine natürliche Festung. Nur ein paar Geschütze auf jede Seite und alle Schiffe die hier durchfahren können mit Leichtigkeit in Grund und Boden versenkt werden. Beängstigend ist auch unsere Durchfahrt. Sollen keine Minen mehr hier schwimmen? Kommen wir auch gut hier durch? Doch schon grüßen aus augsichtbarer Nähe die vergoldeten Kuppeln der Moscheen der Stadt Istanbul. Wir laufen in den Hafen ein. Langsamer zieht das Schiff dahin. Ich steige auf Deck und beobachte das Flaggensignal unseres Schiffes. Wunderbar. Da sind alle Nationen vertreten, die das Schiff beherbergt. Die Englische, Französische, Luxemburgische, Belgische, Lothringische und noch andere mir Unbekannte. Von einem Mast zum andern flattern die Fahnen über dem Schiff. Warum diese Flaggen gehisst wurden hatte wahrscheinlich die Bedeutung dass die Besatzung des Schiffes international sei. Das Schiff steht still im offenen Meer und vorne am Bug sinkt der schwere Anker ins Meer hinab. Sollen wir vielleicht hier bleiben? Ein türkisches Schiff, allem Anschein nach ein Tankschiff legt an unser Schiff an und ein Schlauch wird zu unserm Schiff geleitet. Aha, frisches Trinkwasser sollen wir tanken. Deshalb der Aufenthalt. Es wurden Kisten verladen. Was darin sein soll? Diese wurden sofort aufgemacht und der Inhalt verteilt. Es waren Zitronen die das türkische Rote Kreuz uns spendete. Auch Mehl für die kleinen Kinder. Nun durften wir vom Schiff aus die Stadt und die Umgebung bewundern. Auge trinke dich satt an diesen Naturschönheiten. Da liegt eine Insel mitten im Meer. Auf dieser Insel liegt ein Schloss mitten in einem Wald von Pinien, Palmen und anderen exotischen Bäumen und Sträuchern. Stolze Yachten kreisen auf dem Wasser. Auf dem Dach einer Moschee ruft eine Posaune die Mohammedaner zum Gebete. In den Strassen Istanbuls laufen die Autobusse und Straßenbahnwagen in allen Farben der Palette. Auf den großen Boulevards um den Hafen herum prangen die stolzen Bauten der Herrschaften in weißem Marmor in der orientalischen Sonne. Dabei soll auch das Schloss des Mustafa Kemal Pascha sein. Ein langer Bau mit orientalischen Ornamenten verziert. Die Strasse, die zum Teil in dem Abhang eines Berges liegt, verteilt sich in einzelne Villen die kaum an Schönheit übertroffen werden kann. Die Passanten in den Strassen sind an Kleidung so farbenreich, dass ich nur staunen kann. Das blutrote, Zitronengelbe und Himmelblaue, dominieren. Welche eine Pracht. Ich sehe, staune und horche nur, es ist zuviel des Schönen. Da taucht eine Gondel in unserer Nähe auf. Die Ausstattung der Gondel gleicht einem hölzernen Schloss mit allem Komfort. Das blinkt und blitzt in der Sonne dass es einen fast das Auge blendet. Kleine Buben und Mädchen spielen auf Deck, fast nackt. Den kleinen Turban auf den Köpfen. Nein, sie sind zu lieb, diese Kleinen. Man müsste ein Krösus sein um einmal im Leben diese Schönheiten der Erde bewundern zu können, aus nächster Nähe.

Der Anker des Schiffes wird wieder gelichtet. Wir verlassen Konstantinopel. Es ist 3.00 Uhr nachmittags. Herr Peusch schickt von hier aus ein Telegram an unsere Regierung ab, sowie an seinen Bruder in Paris und bat um das nötige Kleingeld. Am Ausgang des Hafens begleiten uns die Fische und haschen nach Beute die ihnen der Schiffskoch ins Meer schüttet. Um 4.00

Uhr gelangen wir ins das Marmarameer. Das Schwarze Meer, das uns bis jetzt ziemlich unruhig schien, wurde nun durch das ruhige glatte Marmarameer verdrängt. Wir glaubten in Buttermilch zu schwimmen.

Auf einmal ertönt die Schiffsglocke. Alarm! Wir müssen alle auf Deck. Schnell den Rettungsgürtel angezogen und hinauf. Wir wurden dann in Reih und Glied aufgestellt in Sektionen von 16 Mann verteilt. Jede Sektion in die Nähe eines Rettungsbootes. Diese Stelle sollten wir sofort bei jedem Alarm annehmen, bei Tag wie bei Nacht. Es könnte möglich sein, dass unterwegs ein Unglück passieren täte. Dann schnell in die Rettungsboote. Diese Übung dauerte eine halbe Stunde. Dann durften wir wieder in die Kabinen. Den Rettungsgürtel mussten wir immer tragen, sobald wir auf Deck gingen.

Ich fühlte an diesem Nachmittag heftige Leibschmerzen. Ich glaube seekrank zu werden. Wahrscheinlich hatte ich von dem guten Essen zu viel genommen. Ich habe guten Appetit und der Magen ist an solche lukullischen Genüsse nicht mehr gewohnt. Wir schauen noch einmal die natürlichen Festungen von Istanbul in den Bergen und ziehen uns zurück in die Kabinen. Nach dem Nachtessen verkroch ich mich in meinen Hammak und wollte schlafen. Ich spürte aber immer mehr Magenschmerzen. Ein Freund, Herr Ihry, übergab mir 2 Tabletten zum Einnehmen. Ich schlief dann bis 3 Uhr. Morgens. Auf und schnell auf die Toilette. Es war Generalreinigung. Ich war geheilt und die Seekrankheit machte keine Fortschritte. Da hatte ich gesehen wie junge Soldaten die ganze Nacht über auf dem WC saßen und Romane lasen zum Zeitvertreib. Sich aber nicht von der Toilette trauten, denn die Diarhée ist etwas Unheimliches. Ich steige wieder auf Deck und sehe der aufgehenden Sonne zu. Wir schwimmen zwischen den Ägäischen Inseln durch. In der Ferne sehe ich kleine unbewohnte Inseln. Wie viel Reisende auf dem Schiff haben die schönen Stunden der Morgendämmerung verpasst.

Um 8.30 Uhr ist Frühstück. Die meisten sind noch nicht gebadet zum Frühstück. Doch welch ein Genuss sofort aus dem Bett unter die Dusche und dann die frische Brise des Meeres. Heute schwenkt es wieder ausgezeichnet. Ich fühle mich gesund. Auf Deck laufen die Matrosen hin und her. Es ist Generalreinigung. Das ganze Schiff wird auf Deck gewaschen. Mit einem dicken Schlauch wird das Wasser in alle Ecken gespritzt. Rein soll es sein. Da hört man keine Schimpfworte, wie bei den Russen. Die Matrosen besorgen das alles ohne Widerrede. Richtig militärisch. Das raue Kommandieren von Odessa, Kattowitz und Tschenstochau ist vorbei. Die Nervosität untern den Menschen ist verschwunden. Wir bewundern den Gehorsam der Matrosen, loben die Anstreicher, die in den Takelagen auf und absteigen um dem Schiff wieder einen neuen Anstrich zu geben. Ja, so ein Schiff verlangt Pflege, absolute Pflege. Denn es steckt in so einem Schiff ein gewaltiges Kapital, das nicht verrosten darf.

Um 10.30 haben wir wieder Alarm und Inspektion. Alles OK. Sagte der Kapitän. An den Rettungsgurten sind so kleine Lämpchen angebracht. Sogar diese Lämpchen wurden auf ihr Funktionieren geprüft. Wie komisch denken viele. Aber das hat doch seine Bedeutung bei Nacht und zwar eine große. Sollte jemand in der Nacht vom Deck fallen. In der Dunkelheit leuchtet die kleine Lampe, die man anzündet und sofort wird der Verunglückte gesehen und wahrscheinlich gerettet.

Das Mittagessen war heute wieder ausgezeichnet. Wir bekamen am Nachmittag eine Zuteilung von Zigaretten. Seife, Zahnbürste, Taschentücher, Zahnpasta und Bonbons. Es ist etwa interessant auf einem Schiff solche Lagerkammern zu besichtigen. Da will ich doch nicht fehlen. Da geht es Treppe ab, Treppe auf. In die Kleiderkammer, in das Zigarettenlager, in die Waschanlage, in die Küchen bis zu dem Maschinenraum hinunter. Äußerst interessant. Millionen Werte sind auf solch einem Schiff untergebracht und die Einrichtung ist höchst modern.

Die interessantesten Räume waren für mich die Küche und der Diningroom. In der Küche kam ich sogar in Versuchung hier als Koch zu figurieren. Äußerst sauber blitzten Kochherd, Töpfe und Pfannen. Der Kochherd allein war schon eine Sehenswürdigkeit. Er nahm fast die ganze Breite des Schiffes ein. Die Bratpfannen in dem Herd sind Etagenweise aufgestellt und kochten und braten unter gleicher Hitze. Die Kartoffeln wurden mit der Schale ganz gekocht und auch so serviert. Der Esser mag sie teilen und essen wie es ihm beliebt. Natürlich aber geschält. So vergeht der Tag und am Abend amüsiert man sich in der Kabine, bis dass es Zeit zum Schlafen legen ist. Die Belüftung in den Kabinen geschieht vermittelst einer Luftleitung die man nach Belieben öffnen und schließen kann. Man öffnet auf ein Viertel und schläft frisch wie auf einer Veranda. Wir sind im Juni und im Süden sind die Nächte recht schwül. Gute Nacht.

Man träumt von schäumenden Wogen, von immens großen Fischen und von russischen Kommandos, erwacht dann aber wieder in der Schönheit des Mittelmeeres. Da spricht man von einer Mine im Wasser. Ja ich habe auch etwas an der Oberfläche gesehen. Die Matrosen haben mit Maschinengewehren das Ding beschossen. Aber das war auch alles.

Am 7. Juni lobte ich um 5.00 Uhr früh die Allmacht Gottes in der aufgehenden Sonne. Das Schiff hatte seinen Kurs geändert. Wir fahren nach Westen. Stand südlich von Griechenland. Um 7.15 Uhr kreuzen wir einen englischen Militärtransporter. Das Meer ist still und kristallblau. Weiße Fische springen bis an die Bordwand des Schiffes. In der Ferne steigen Fontänen aus dem Wasser, ja da schwimmen Südwale, sechs sieben Stück. Das müssen aber mächtige Kerle sein. Ich taxiere ihre Rückenseiten die außer Wasser sind auf 8 Meter Länge. Die an unserem Schiff herum schwimmen sind prächtige Kerle bis 2 Meter Länge und bis ein Meter Umfang. Die Franzosen nennen sie Chiens de Mer. Man rechnet schon welche Zeit wir in Marseille sein sollen. Einige glauben schon am Freitagabend. Wenn es wahr ist? Wir hoffen das Beste. Eines ist wichtig. Die Seekrankheit unter den Passagieren hat aufgehört. Die Besatzung des Schiffes begreift 260 Mann, die der Mitreisenden 1800. Also, zusammen 2060. Alle hoffen auf eine glückliche Ankunft in Marseilles. Bei einem Spaziergang auf Deck traf ich heute einen französischen Zollbeamten, der mir aus meiner Dienstzeit in Mont St.Martin bekannt ist unter dem Namen Alfred.

Wir kreuzten auch einige kleine Schiffe. Gegen 4.00 Uhr nachmittags sehen wir am Horizont die Küste von Sizilien.

Um 6.00 Uhr durften wir den Ätna bewundern. Er soll 3750 Meter hoch sein. Auf seiner Spitze sehen wir eine Rauchwolke hochsteigen. Um 19.30 Uhr ändert das Schiff den Kurs und wir fahren nördlich in die Strasse von Messina ein. Der Wind bläst ziemlich heftig und wir erwarten eine stürmische Nacht. Nur wenige blieben auf Deck. Nebelwände steigen auf und verhindern die Sicht. Man sieht nur die Umrisse der Küste. Es wäre ja interessant, weil ja hier die Amerikaner an Land gingen um Italien zu befreien. Am Abend näherten wir uns so, dass wir zu beiden Seiten der Strasse von Messina die belichteten Häuser merkten. Mächtige Leuchttürme sandten ihre Strahlen über das Meer, um die Schiffe von den Klippen und Felsen der Küste zu warnen. Der Abend bricht herein. Auf Grund der Lichter in der Nacht stellten wir fest, dass die Küstenstädte ziemlich ausgebreitet liegen. Auch muss die Gegen ziemlich gebirgig sein. Wir drehen wieder mit Kurs nach Westen und bemerken südlich noch die Umrisse des Bergriesen, den Stromboli. Wir sind wieder auf hoher See und begeben uns nun in die Kabine.

Am Freitag, den 8. Juni bin ich schon wieder um 3.00 Uhr auf den Socken. Sofort Toilette und um 4.00 Uhr wieder auf Deck um die Schönheit des Mittelmeeres zu bewundern. Das

Wasser ist himmelblau. Eine Farbe, die ein Maler nicht so leicht malen kann. Ich sitze auf Deck, auf dem Wassertank, rauche meine Pfeife und bewundere Gottes Allmacht. Mensch, was bist du ein Schwächling, ohne Gottes Schutz. Nehmen wir nur an sein Schutz würde versagen. Wo würden wir dann landen? Auf dem Grunde des Meeres! Es weht eine angenehme Brise. Für das Frühstück bekommt man so den richtigen Appetit. Der Alarm und die Inspektion verlaufen wie gewöhnlich planmäßig. Auf Deck spielen die Offiziere des Schiffes Criquet. Den ganzen Tag auf hoher See. Um 5.00 Uhr nachmittags bekommen wir wieder Land in Sicht. Es sind die Inseln Sardaigne (Sardinien) und Corse (Korsika). Um 7.00 Uhr fahren wir in die Strassen von Sardaigne ein. Zu beiden Seiten der Strasse steile gebirgige Küste. Die Vegetation in diesen Abhängen ist sehr spärlich. Wahrscheinlich Reste von ausgebrannten Vulkanen. Da winken aus einer kleinen Stadt auf dem Felsen, Fahnen uns zu. Da wohnen doch Menschen. Ja, da jagen kleine Yachten um die Küste und Fischerboote fahren hinaus aufs Meer. Korsika liegt im Nebel, so dass wir nichts Besonderes unterscheiden können. Um 9.00 Uhr ist diese Herrlichkeit wieder vorbei. Doch die Chiens de Mer wie die Franzosen sie nennen, führen uns ihre Sprungübungen wieder vor. Sie fliegen wie die Schwalben um das Heck des Schiffes, manchmal sogar über das Schiff hinweg, pfeilschnell!

Es ist kalt auf Deck und ich ziehe mich zurück und bereite mich auf Morgen vor. So gegen Mittag sollen wir in Marseille sein. Der liebe Gott soll uns beschützen.

Samstag, den 9. Juni. Wir reisen immer noch im vollen Meer. Da, gegen 9.00 Uhr ist die Küste von Frankreich in Sicht. Auf dem alltäglichen Appell wurde mir mitgeteilt, dass das Mittagessen um 11.00 Uhr stattfindet. Die Uhr läuft heute schneller als sonst. Um 11.30 Uhr sind wir im Hafen von Marseille. Von weitem grüßt uns Notare Dame de la Garde entgegen, eine mächtige Statue auf einem großen Felsen im offenen Meer. Die Umrisse der Stadt sind gebirgig und Festungswälle ragen bis in die Wolken hinauf. Das Schiff steht still und die Polizeibehörde und Zollbehörde kommen auf ihren Dienstschiffen an unser Schiff heran und steigen an Deck zur Kontrolle. Diese beanspruchte eine halbe Stunde. Nun wurde das Schiff mittels Schlepper bis an den Kai manövriert und um 12.45 Uhr wurde das Signal gegeben sich für die Landung bereit zu machen. Einige Minuten später und die Landebrücke war aufgestellt. Die Landung begann. Auf dem Kai stand eine ansehnliche Musik und intonierte die Marseillaise. Amerikanische Polizei, Französischer Zoll, Rotkreuz-Schwestern, Feuerwehr, Ehrendamen, bunte Blumenarrangements tragend und last not least viele Zuschauer. Alles stimmte mit der Musik ein. Ein Ruf aus Tausenden von Kehlen: " Hipp, hipp, hurra, hipp, hipp hurra!" Der Enthusiasmus stieg ins Unendliche. Dann schreitet als erster ein Franzose über die Landebrücke auf den Kai. Sobald er französischen Boden betrat, ging das Rufen und Johlen von neuem los. So ging einer nach dem andern an Land. Die ganze Prozedur beanspruchte beinahe 2 Stunden. Die Luxemburger sollten als letzte das Schiff verlassen. Ich durfte meine Feststellungen im Hafen noch niederschreiben. Da weht auch zufällig die Belgische Flagge. Soll da versprochene Empfangsdelegation sein? Nein, die kümmert sich nur um die Belgier.

Der Himmel ist heiter und die Sonne drückt mit voller Kraft. Ich lasse meine Blicke in die Umgebung des Hafens schweifen. Der Krieg hatte ja auch hier gewütet. Zerschossene Kaianlagen, Rampen, Häuser mit zerbrochenen Fensterscheiben in der Umgebung des Hafens. Wie sieht es in der Stadt aus? Neben unserm Schiff liegt ein amerikanischer Luxusdampfer. Eine Riese an Gestalt und ein As an luxuriöser Ausstattung. Oben auf Deck spielen Amerikaner in weißem Dress Tennis. Eine große Schwimmhalle ist auch dort, denn man sieht vom erhöhten Sprungbrett die Schwimmer in das kühle Nass springen. Auf solch einem Schiff zu reisen wäre bestimmt noch interessanter als auf der MONOWAY. Ich verlasse als 2er Luxemburger

das Schiff. Wir werden von amerikanischer MP empfangen. Beim Betreten französischen Bodens war ich Zeuge, wie ein Mann festgenommen wurde. Er war als blinder Passagier mitgereist und musste wahrscheinlich wieder zurück nach Odessa. Die Polizei führte ihn ab, nachdem er vergeblich angab eine Frau und Kinder auf dem Schiff zu haben, die leider aber zu einem Luxemburger Manne gehörten. Wir wurden nun auf große Camions verladen und in ein grosses Gebäude gefahren, das den Namen "Maison de Rapatriement" trägt. Hier sollten wir einer gründlichen Kontrolle unterzogen werden. Zuerst wurden wir auf eine große Terrasse geführt, wo wir uns des Bagage entledigten. Dann traten wir in eine große Halle, wo verschiedene Büros eingerichtet waren. Da gab es ein Postbüro, ein Telegraphenbüro, ein Büro des Roten Kreuzes, eine Trinkhalle, eine Speisehalle usw.

Ich trat zu dem Postbüro und frug um Auskunft ob es möglich wäre ein Telegramm nach Hause auf zu geben. Ich wurde an den nächsten Schalter verwiesen. Zufällig traf ich hier am Schalter ein Fräulein aus meinem Nachbarort Athus. (Belgien) Sie versicherte mir, dass mein gewünschtes Telegramm spätestens am Montagmorgen ankäme. Sehr gut, alles war gratis, also brauchte ich nicht nach dem Preis zu fragen. Dann trat ich in die Trinkhalle und erhielt dort einen Rotwein und Selterswasser. Dann zur Speisehalle, wo ich um eine Käsestulle bat und nun wurde gevespert. Nun wurde es laut in der Halle, man hörte Frauenstimmen weinen. Was soll da los sein? Die Franzosen sperrten jedoch die Räume ab und ich konnte nicht erfahren worum es ging. Ich kann mir es aber vorstellen, denn die Mädchen gehörten zu den „Chleuh“. Sie wurden als Frauen eingeschmuggelt und wurden wahrscheinlich wieder ausgewiesen. Wir warteten noch immer auf eine Luxemburger Kommission, die unsere Sache in Ordnung bringen soll. Es war aber niemand anwesend! Es wollte ein Belgier sich für uns verwenden, doch Herr Peusch wollte das nicht. Die Belgier hatten uns in Tschenstochau so nett behandelt, das wir von ihnen über genug hatten. Wir warten also bis dass die Reihe an uns kam. Da gab es Formalitäten und noch einmal Formalitäten.

Zuerst wurden wir gewogen, dann wurde die Taille gemessen, geimpft, radiographiert, photographiert. Sodann in das Rote Kreuzbüro. Dort wurde uns ein Liebespaket überreicht. Endlich wieder Ruhe. Die ganze Prozedur beanspruchte 8 Stunden und um 1.30 Uhr nachts, war es soweit, dass wir in aller Ruhe etwas trinken konnten. Um 2.00 Uhr liefen Camions im Hof ein, die uns zum Bahnhof bringen sollten. Das ging ziemlich flott. Um 2.30 Uhr saßen wir alle wohl geborgen im Zug, der uns nach Hause bringen sollte. Um 3.00 fuhr der Zug in Marseille ab. Ade Marseille, bien merci pour votre bon accueil. Gott danke euch vielmals. Ich fiel sofort in tiefen Schlaf und erwachte erst als wir die Station Arles durchfuhren. Ich bewundere nun die Gegend von Tarascon bis Avignon. Hier war der erste Reisekontakt mit dem Roten Kreuz. Man reichte uns Kaffee. Käsebrötchen und wir hatten auf dem Bahnsteig auch Gelegenheit um uns zu waschen.

Es ist Sonntag, den 10. Juni. Es ist ein Genuss die Umgebung von Avignon zu sehen. Die Stadt ist sehr gebirgig. Mächtige Kirchtürme ragen über die Stadthäuser hinweg. In den Gärten hängt schon reifes Obst an den Bäumen. Ein schöner See blinkt aus einem großen Park. Nach 20 Minuten Aufenthalt geht es weiter bis Orange, wo der Zug wieder hält. Dann nach Bolnia la Croisière, wo mildherzige Menschen uns reife Kirschen überreichten. Es folgt Pierrelotte, eine schöne Stadt mit einem großartig angelegten Kirchhof. Ein mächtiger Felsen der an Höhe den Kirchturm überragt, ist sicher eine bedeutende Sehenswürdigkeit. Eine fruchtbare Ebene und schöne Alleen umgeben die Stadt.

Wir fahren Schnellzug. In flottem Tempo, ging es vorbei, am Château du Rhône mit seinen schönen Anlagen. Montélimar, uns bekannt durch seinen guten Nougat und anderen délicieusen Zuckerwaren. Die Umgebung ist sehr gebirgig. Livron passieren wir um 9.30 Uhr. Hier ist

eine mächtige Brücke gesprengt, an den Häusern viele Schäden. Auf den Eisenbahnwagen sind noch deutsche Kanonen montiert. Ein Zeichen, dass der Rückzug der Deutschen ziemlich schnell war. Valence passieren wir um 10.30 Uhr. Hier scheint die Stadt ein Kleinod an Schönheit zu sein. Grosse Pfirsichfelder umgeben die Stadt. Weinberge, Felsen, hohe Berge und Schluchten. Tain l'Ermitage besitzt große Weinberge, ebenso St. Vallier sur Rhône. Viele Häuser sind hier Kriegs beschädigt.

Um 11.25 Uhr läuft der Zug an St. Rambert d'Albon vorbei. Einige Minuten hält er am Bahnhofausgang. Les Roches du Coudrier ist die nächste Station. Wir passieren einen langen Tunnel und kommen nach Vienne um 12.00 Uhr. Hier halten wir einen Augenblick. Es ist eine große Stadt zu zwei Seiten der Rhône und besitzt schöne Brücken, die die Stadt rechts und links der Rhone verbinden. Weiter geht’s in schnellem Tempo bis Lyon Pérasche. Großer Bahnhof. Hier machen wir Halt. Es gibt es Verpflegung. Guten Appetit. Wir passieren wieder einen langen Tunnel. Ein schönes Gelände nimmt unsere Blicke gefangen und hält sie in Spannung bis St. Germain am Mont D'Or. Hier wechselt die Landschaft.

Ein Badeort mit schönen Schlössern die in Parks hervorlugen, deutet auf ein Märchenland. Phantastisch. Nun glättet sich die Landschaft wieder in fruchtbare Kulturen. Wir passieren Anse und Villefranche sur Saôn. U, 14.45 Uhr. Sehr alte Stadt. Man spendet uns auf dem Bahnhof eine Flasche Rotwein, dessen Qualität vortrefflich war. Eine gotische Kirche ragt über die Häuser der Stadt hinaus. Schöne Alleen zieren die Strassen der Stadt. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen Ost und West. Dem Wanderer fällt das sofort auf. Die Felder sogar tragen ein anderes Gesicht. Da wächst Weizen, Hafer, Gerste und die Wiesen riechen nach frischem Heu. Ganz wie zu Hause. Die isolierten Höfe tragen die Wappenschilder der Urahnen über den Eingangstüren. Wir reisen durch fruchtbare Gärten und Weinberge bis Macon.

Den evakuierten Luxemburgern ist Macon nicht unbekannt. Es war der Zufluchtsort vieler Luxemburger zu Anfang des Kriegs 1940. Auffallend sind hier die Moden der Frauenhüte. Schwarzes Stroh mit Früchten garniert oder auch Feutre mit Federn. An Umfang aber außergewöhnlich. Der gute Wein den uns die schicken Mädchen verabreichten macht uns gesprächig. Wir sind am Diskutieren. Unterhalten uns über Kriegsereignisse, über kranke und über die kleinen Kinder. Ne, so was. Der Wein war tatsächlich gut. Schade dass wir hier so schnell weiter müssen. Die Maconer Mädchen sind zu viel höflich und gastfreundlich. Um 4.00 Uhr verlassen wir Macon und weiter geht’s bis nach Tournes, lassen uns da die schönen Kirschen schmecken und bewundern den Bau der schönen Kirche mit zwei Türmen. Einen vorne und einen hinten. Zersprengte Brücken starren ins Leere. Ankunft in Chalons sur Saône. Man bringt uns Limonade zum Durst. Leider nicht genug. Die Hitze macht uns schlapp und müde. Wir grüßen Chagny, ein kleines Dorf und Beaune, das sich hinter Bäumen versteckt hielt. Dann bis Dijon. Wir halten auf offener Strecke und bekommen das Vesperbrot mit Wein. Wir erhalten wie auch die Kranken eine gehörige Verpflegung. Von der Stadt sehen wir nichts. In den Gärten arbeiten die Leute in praller Sonne. Um 19.45 verlassen wir Dijon, den Friedhof von vielem Kriegsmaterial und durchfahren Wiesen, wo das Heu auf Haufen liegt und kommen nach Is sur Tille, das in Trümmer liegt. Ein kurzer Aufenthalt und weiter geht's nach Chalendry.

Hier ändern wir unsern Kurs. Ich glaube alle Lokomotiven die krank sind kommen hier zusammen. Es ist ein großer Umschlagbahnhof. Hunderte von ausrangierten und demolierten Maschinen stehen hier auf toten Gleisen und warten auf Reparierung oder Demolierung. Wir ändern das Lokomotivpersonal. Wir sollen hier weiterfahren bis nach Châlon sur Marne. Ich

lege mich in eine Ecke und schlafe. In Châlon sur Marne steigen wir aus. Es ist 2.00 Uhr morgens. Wir müssen warten bis 4.00 Uhr. Man führt uns in die Maison d'Accueil. Hier war Verpflegung, bis dass der Zug wieder frisch zusammengestellt war. Gegen 4.00 Uhr besteigen wir den Zug wieder und machen es uns bequem in der Hoffnung endlich bis nach Hause zu kommen. Man schläft wieder ein. Alles ist übermüdet. Um 6.00 Uhr erwache ich wieder. Ich weiß nicht in welcher Richtung wir gefahren sind. Wir halten auf einer Station mit Namen Ivrigne. Das Gelände ist eben und schön kultiviert. Die Temperatur ist kühl, wahrscheinlich hatte es in der Nacht geregnet.

Alles sah so frisch aus. Das erste Mal seit Odessa eine erfrischende Temperatur. Nach den Meldungen des Personals, das uns begleitet sind wir auf der Strecke Bar-le-Duc Nancy. Richtig, um 7.45 halten wir auf dem Bahnhof von Bar-le-Duc. Die Stadt liegt am Kanal der Marne und ist von hügeligem Gelände umgeben. Auf dem Kanal sehen wir kleine Schiffe fahren. Die Sonne durchbricht die Wolkendecke und das Wetter ist so richtig angenehm. Es geht weiter in flottem Tempo bis Serouville. 9.30 Uhr. Commercy um 10.00 Uhr und Toul um 10.30 Uhr. Hier fahren wir an einem Deutschen Kriegsgefangenen Lager vorbei und landen in Nancy um 11.30 Uhr. Wir werden hier vom französischen Roten Kreuz zu einem Imbiss eingeladen. Ein amerikanischer Soldat führt uns in das Rote Kreuz Haus und nach dem Essen fand auch eine Kontrolle der Ausweispapiere statt. Inzwischen stand wieder ein Zug bereit um uns weiter zu transportieren. Wir steigen wieder ein und dann wieder aus. Dann wieder ein und endlich sollte es wieder soweit sein loszufahren. Anstatt in Richtung Metz fahren wir wieder zurück. Um 14.15 Uhr verlassen wir Nancy, fahren über Frouard, Roonpag und Payny sur Moselle, wo wir um 15.15 Uhr ankommen. Hier halten wir wieder auf dem toten Gleis. Wir steigen aus und legen uns in die Hügel entlang der Bahngeleise. Bis wann? Ja darüber gab niemand Bescheid. Wir beschauen die Umgebung. Alles sieht nach Krieg aus. Gesprengte Brücken, zerstörte Häuser und gebrochene Bäume. Wir langweilen uns. Ein Glück, die Temperatur ist angenehm und wir hätten gerne einen Spaziergang in die Umgebung gemacht, doch es war nicht ratsam den Zug der da mit all unserm Gepäck stand, zu verlassen.

Um 20.15 Uhr steigen wir wieder ein und nun ging's wieder los. Wir fahren weiter bis Metz wo wir bei Anbruch der Dunkelheit in den Bahnhof einlaufen. Unterwegs sahen wir nur zerstörte Gebäude und gesprengte Brücken und Häuser. Vor dem Einfahrtssignal des Metzer Bahnhofs hielten wir an. Dann ging's im Schneckentempo in den Bahnhof hinein. Hier steigen einige Lothringer Flüchtlinge aus. Eine Musikkapelle spielte die Marseillaise und das Lied "Les Enfants de la Lorraine". Eine Delegation kümmerte sich um uns. Wir durften aussteigen und auf dem Bahnsteig uns erfrischen. Es wurde uns eine Tasse Brühe und belegte Brötchen überreicht. Es war ein herzliches Willkommen, bei unsern Metzer Nachbarn. Doch alles drängte wieder zum Zuge, wir sollten so schnell wie möglich nach Hause. Das Zugpersonal wurde gewechselt. Der Zug wurde auf ein anderes Gleis gezogen und gegen Mitternacht fuhren wir weiter nach Diedenhofen. Die Maschine holte frisches Wasser auf und Luxemburger Personal bestieg die Lokomotive. Endlich war es so weit. Der Zug setzte sich in Bewegung und fuhr den heimatlichen Gefilden zu. Im Souftgener Tunnel stimmten wir die Nationalhymne am. Es war Heimatboden den wir betraten.

So gegen 6.00 Uhr am 12. Juni 1945 kommen wir in Bettemburg an. Hier fand die Zollrevision statt. Wir stiegen aus und durften verschiedene Bekannte begrüßen. Von hier aus telefonierte ich nach meinem Heimatort Rodingen, wo Frau und Kinder noch im tiefen Schlummer lagen. Sie hatten noch keine Ahnung dass ich schon so nahe bei ihnen wäre. Nach Abfertigung der Zollformalitäten stiegen wir wieder in den Zug und lächelnden Mundes und ein Lied auf den Lippen fuhren wir der Stadt Luxemburg zu.

Wer denkt noch an all das Elend, das Heimweh, die Entsagung, die uns während der Gefangenschaft in Polen, in Russland zu schaffen machte? Weis sind die Haare, mager der Körper und mutlos die Seele. Wer wird uns wieder erkennen? "Luxembourg, tout le monde descend!" O, welch eine Wonne, welche ein Empfinden hat man, wenn nach jahrelanger Zwangsarbeit einmal wieder der Gedanke kommt: "Du bist wieder frei, du bist wieder daheim."

Die Lieben, die uns in Luxemburg auf dem Bahnhof empfangen sollten, sind nicht da, doch jeder ist hier bekannt und jeder geht so ziemlich seiner Wege. Doch es war bald bekannt. Ein neuer Transport ist aus dem Osten zurück. Schon rollten die ersten Wagen zum Bahnhof und brachten uns in die Schule in der Andringerstrasse, wo eine warme Tasse Kaffee uns wieder alle stärkte. Wir waren wieder unter unseres gleichen. Gleich danach begab ich mich zu meiner Direktion zwecks Meldung, dass ich wieder zugegen sei. Der Herr Direktor empfing mich mit meinem Kollegen Henri Jung ganz liebenswürdig und erst nach Erzählung unserer umständlichen Heimfahrt durften wir einen zehntägigen Erholungsurlaub antreten. Die Formalitäten im Auffanglager in der Aldringerstrasse dauerten bis in den Nachmittag. Ich hatte noch Gelegenheit um zum Friseur zu gehen und um 14.20 Uhr bestieg ich den Zug, der mich nach Rodingen brachte.

Endlich daheim. Tränen der Freude, lachendes Wiedersehen und dann in die Badewanne und aller östlicher Schmutz verschwand in dem unterirdischen Kanal, der die Geschichte ins Unendliche transportiert.

Die Lieben zu Hause waren gesund und froh, dass sie den lieben Vater wieder zu Hause hatten. Die Kräfte, die in der Fremde teils geschwunden waren, kommen wieder und ich durfte meinen Dienst als Zollbeamten wieder aufnehmen. So vollzog sich die Heimreise meines Ichs nach dem Voraussagen einer Kartenschlägerin aus Blachstädt in Polen. Nach 6 Monatiger Wartezeit in russischen Lagern über ein großes Wasser! Reich an Erlebnissen und Entbehrungen.

Ich danke Gott aus tiefstem Herzen, dass er mir die Gnade schenkte diese Fügung glücklich überstanden zu haben. Die Unannehmlichkeiten der Kriegsjahre 1940 bis 1945 kommen auf das Konto der Naziherrschaft der Deutschen, die die ganze Welt Deutsch machen wollten. Der Fluch der geknechteten Völker wird noch auf die Kinder und Kindskinder der Nazibonzen übertragen werden.

Liebe Gott schmälere das ihnen gewünschte Unheil und schenke der Welt den lang ersehnten Frieden. Am Ende der Liste die aufgestellt wurde -siehe oben- befindet sich noch folgende Bemerkung:

Alle kommen mit mir zurück mit Ausnahme von: Gilbert Henri, der ein deutscher war. Süßmann Herbert blieb in Kattowitz. Hoffmann Albert und Bley Léon blieben in Tschenstochau. Tunik (Tunique) Jean blieb in Odessa und Staar aus Tetingen in Lutzdorf. Die Familie Schriner aus Godbringen verzog von Tschenstochau ins Unbekannte und die Familie Ihry aus Zolver mit Frau und 2 Kindern trennte sich von uns in Marseille.

Sous-brigadier à Lieler le 20.11.1945.
Déplacé de Lieler à Differdange le 10 juillet 1947
Succursaliste à Differdange depuis le 1er août 1948.
Demande de la retraite pour le 1er octobre 1959.

PS: Der Sohn Grof Heng I. notiert zum Schluss.

Ich finde es als eine Geschmacklosigkeit, als eine Respektlosigkeit sondergleichen, den bereits gebeutelten Mann nach so einer langen Trennung noch einmal dienstlich für 4 Jahre ins Ösling zu verbannen. Es darf aber auch darauf hingewiesen werden von welchem Kaliber unsere damalige Regierungsherren waren. Keine Verwaltung, kein Rotes Kreuz, keine privaten Helfer haben unsere Luxemburger Heimkehrer am Bahnhof empfangen….man liess sie nicht einmal sofort nach Hause zu den schmachtenden Familienmitgliedern. Das ist ein Hohn und hiermit sei diesen Herren, à titre posthum, ein negatives Denkmal gesetzt, das sie zu Recht verdienen

Albert Regenwetter im Felddienst, bei Teilen eines abgeschossenen Flugzeuges im Ösling

Fragmente aus den Memoiren von Mathias Zeimet

En Ofschnet aus mengem Liewen (7.Oktober 1942 – 23.Juni 1945)

Et ass eng Geschicht wouriwer e Bänn kent schreiwen, eng traureg Geschicht, dei ufengt mat dem 7. Oktober 1942, dén Datum, dén ech wei vill anerer ni vergiessen wärt. Et wor démols fir d'e'scht, ofgesin önnert wat fir Ömstänn, wo' ech fir länger Zeit vun dohém hu misse fort gon. D'huet mam R.A.D. ugefangen. Mir go'fen op Peenemünde uewen an t'Weser transporte'et, wo' mer fir t'preisesch Krichsmaschin hun misse schaffen. A wât ech ere'scht speider erfur hun, war et grad do wo' d'V1 fabrizeiert ass gin. Et huet hei ké Wert fir all dei enzel Episoden opzezieen. Ech well nömmen e puer Daten erausgreifen, dei ech, we' am Ufank gesot nie vergiessen, an kennen we' de Vater unser.

Den 27. Dezember 1942 go'fe mer aus dem R.A.D. entloss, an sin no ve'er Dég Rés dohém ukom, fir dann no 14 Dég eng zwét Ke'er agezunn ze gin.

Den 14.1.1943 hun ech menge Leit dohém fir d'zwét Arwur gesot, wo' mir zu Hollerech op der Gare fortgezunn sinn. Et gong dun op Josephsstadt an der Tscheechoslowakei, wo mir schon no 14 Dég Ausbildong fort ko'men fir geint d'Partisanen agesat ze gin. Dat wor zu Kossow hanner Brest-Litowsk. Dei Zeit ass nach ewell gut fir mech eriwer gangen. No ve'er Me'nt si mer do erausgezun gin, an sin op Rastenburg gefur, vu wo' aus ech de 14.5. fir d'eischt an Urlaub gefuer sin. Den 30.5. war dén eriwer. Ech sin erem zreck op Rastenburg gefur. Nach wor ech kaum erem e puer Deg do, du gong et schon nés fort, an emmer an t'Ongewösst. E But de voyage war nie bekannt bei Militärtransporten. Du ko'm ech dann eröm an de Partisanenasatz op Pruzana, am Bezirk Bialystok. Dat gong du bis t'nächst Joer am Januar, wo' mer du eraus gezu go'fen no Bartenstein an Ostpreussen. Von do aus gong et, wat och ech ömmer gefart hun an t'Front. (Bei Pleskau)

Den 20. Februar 1944 go'f ech verwonnt. Et wor en Armschoss an de rietsen Ielebo'. Vum Haptsverbandsplatz aus gong d'Rés mam Lazarettzug op Riga, an no zwe'n Deg eröm weider op Allenstein. Vun do sin ech verluegt gin op Winsen/Luho bei Hamburg. Meng Demande fir no Letzeburg an d'Lazarett verluegt ze gin ass durchgangen, an de 5.4.1944 sin ech och eröm an der Hémecht gelandt. Bal drei Me'nt lo'g ech am Konvikt am Lazarett. D'huet én alt nogehollef fir d'Sach an d'Längt ze ze'en. Mein Arm ass eröm zo'gehélt, an meng Dég heihém woren och erem gezielt. Aus dem Lazarett go'f ech och entloss mat ve'er Wochen Urlaub.

Den 23.Juli 1944 sin ech erem vun dohém fortgefur, awer des Ke'er fir t'lescht. Ech sot och zu mengem Papp a mengem Brudder zu Tre'er wo' ech hinnen Arwuer gesot hun; Dajé, arwur bis nom Krich.

Elo ko'm dei schlömmst Zeit fir mech a meng Leit dohém. Den 10.9.1944 go'f Letzeburg befreit. Mé domat go'f all Verbindung teschend mir an der Hémecht ennerbonnen. Ké wo'st eppes vum aneren. Kröschtdâg, d'O'schteren gongen eriwer an de Krich, dén sech ömmer me' an t'Längt gezun huet, go'f a senge Wirkongen, ech mengen domat dé gro'ssen Materialopwand vun de Russen an den Amerikaner, ömmer me' grässlech.

Hei greifen ech nach eng Ke'er e bösschen zreck.

No mengem leschten Urlaub sin ech op Allenstein gefuer, vu wo' aus mer schon no 8 Dég an t'Front kom sin. Et wôr a Litauen bei Wilkowischken, do huet de 16. Oktober 1944, no engem 3 stönnegen Trommelfeier, t'russesch Wanter-Offensif ugefângen. Dass gudd erof gangen fir mech. Do hun ech dann dé ganzen Réckzug matgemâch, bis op t'Mémel. Zu Trappönen un der Memel hun ech Kröschtdâg gefeiert. E puer ro'heg Wochen hun ech do verliewt, bis dann d'Russen den 16. Oktober 1945, mat enger neier Offensif ugefângen hun. Des Keier go'fen t'Preisen bis op Königsberg zreckgeschloen, dât dann eng Zeitlâng ageschloss wâr. Ech go'f weider nördlech, am Samland a'gesât. Vun do aus go'fen d'Preisen no der russescher Fréjoers Offensif den 6. Abrêl, dei och Königsberg erliédegt huet, weider iwer Pillau op d'Frische Nehrung zereckgedréckt. Den 8. Abrêl go'f ech eng zwéte Ké'er verwonnt bei engem Bommenu'greff. Ech krut e Splitter an t'lenks Schöller. Dés Dég vum 6. Abrêl no 3 Stonnen Trommelfeier woren déi schlömmst déi ech matgemâcht hun bis zum Krichsenn. Ofgesin vum Honger an allen Entbierungen, déi ons operluegt go'fen, wâr et kaum mé auszehâlen; stänneg önnert Fliegeru'gröffer vu Mueres bis Owends, dé gro'sse Réckzug iwer t'Nehrung matzemân, Munnech Bommen sin an menger Noperschaft krepéiert an den 3. Mé ass Nuets eng 2 Meter niewend mir niddergângen. Ech go'f ganz zo'geschutt a wé é Wonner ass mir soss neischt passé'ert, als dass ech bâl dâf si gin am lenken Ouer vun dém Klâckert. Nun, dât hélt mat der Zeit eröm aus.

De 5. Mé nuets si mer an der Weichselmündung op e Schlepper geluede gin, dén ons op Hela bruecht huet. Net all sin se aus der russescher Hell erausko'mt. Aus all Kompagnie go'wen 3 Mann erausgeholl fir an Dänemark erem âgesât ze gin. Awer den 8. nuets wâr de Krich eriwer. Zu Hela goufe mir op é preisesche Kreuzer verlueden, dén ons sollt op Kopenhagen brengen. Um Schöff hun ech dé frédeg Nouvelle kritt, dass de Krich aus wir. Meng Gefiller déi ech do hât, brauch ech wuel weider nët ze beschreiwen. De Wé fir hém stong mer op. A Gott sei Dank wôre mer den Englänner an t'Gräpp gelâf. Aus Kopenhagen ass neischt gin. Déi Nuecht, wé mer do sollten u'léen, ass den Tommy zu Kopenhagen gelandt. T'wôr interessant, mé gehongert hu mer wé nach nie. Alt 2 Dég wôre mir o'ni é Steck Bro'd. No 3 Dég go'fe mer op Kiel dirigé'ert, wou de Schöffskapitän op nei Instruktio'nen huet misse wârden. E puer Dég louche mer do bis endlech de 14. Mé mueres de Befehl agelâf ass, t'Scheff wär no Heiligenhafen (an der Kieler Bucht) ze fé'eren. Do si mer mir dun ausgelueden gin. Den Tommy huet ons ganz anstänneg opgeholl. Natierlech wâre mer, eso' lâng wé' mer net ausgewiese wâren, an hien ons och net eraus geholl huet, vir hien Preisen a mat dénen sin ech och interné'ert gin. De Kascht go'f a kenger Hinsicht besser. Ké Salz, ké Fixfeier, neischt. 10 Biskuiten den Dâg an e bësse Fett, dât wâr onst Iessen. Natierlech go'f vill niewelanscht geklaut a gekacht.

Dât wâr dei schweierst Zeit fir mech. T'Hierz voller Hémwe'h, d'Gedanlen un dei dohém an t'Gewösshét, dass én erauském, ower we'ni? Den 10. Juni ko'm du vum engleschen Oberkommando de Befehl, dass all Elsässer etc. no Lübeck transporte'ert misste gin. Do wâr dat grousst internationalt Lager mat Pôlen, Franzo'sen asw. De Kascht go'f am Nu vill, vill besser. T'Belsch huet sech ons Letzeburger u'geholl. No 8 Dég ko'me mer mat engem gro'sse Convoi iwer Hamburg, lanscht t'Holländesch Grenz op Bredburg bei Kevelaer an é belscht Lager. Hei sôen ech de Belsch, vill, villmôls Merci fir dât wât si fir ons gemâcht hun déi ganz Zeit vun elo bis hém.

No 2 Dég go'fen t'Letzeburger an 3 englesch Camio'en op Tournhout bei Antwerpen transporte'ert. Den Empfank wâr hêrzlech an t'Fürsuerg séer gudd. Nuets gong et gleich weider op Antwerpen mam Tram, vun do aus gleich mam elektreschen Zug op Bre'ssel. (Alles réserve'ert) An vun Bre'ssel mam Schnellzug op Letzeburg, wo' ech den 23.Juni möttes u'kom sin.

Dat wier dann meng Geschicht. Nach eppes hun ech vergiess. Dei ganzen Zeit hun ech dobaussen t'Gebied net vergiess a mir ass och weider neischt passe'ert. Der Höllef vun do uewen a besonnesch der Hellef vun onser letzeburger Mamm ännert der hierem Schutz besonnesch all Letzeburger stongen, hun ech et ze verdanken, dass ech erem gesond dohém a menger lé'wer Hémecht u'komt sin.

Héch ons lé'w Hémecht a Merci onser Schutzpatro'nin, der Notre-Dame fu Letzebureg. Ste Cécile – Vereinsblâd vun der „Société Chorale Ste Cécile" Rollengergronn.(3. Joer Nummer V November 1947).

Letzebureg, den 6.7.1945 - Mathias Zeimet.

PS.II Zousätzlech Bemierkungen vum Heng 1. –

Et ass och an desem Reportage erem kloer gin dat sech seier weineg Letzeburger ëm de Rapatriement bekëmmert hun. Ech kann dat nëmmen ennerstreichen, well en anere vu menge Kosengen sech stierweskrank bis no Letzeburg durchgeschloen huet. Op der Gare zu Letzeburg huet sech kén anere wei en Taxichauffeur ëm hien gekëmmert. Dohém huet de Pôl

sech an t'Bett geluecht an ass un Hirnhautentzündung gestuerwen. Ech stong un sengem Stierwbett an déi ganz Geschicht huet mech revoltéiert. All déi blamable an zousätzlech Problemer déi entstane sin, ënnerdrecken ech hei, mé si sin net vergiess.

PS. III Nach dem Umzug in den Neubau in Zolver, verrichtete A.R. noch 10 Jahre Dienst am Grenzposten Differdingen – Hussigny.

Desen Deel vunn de Memoiren war viirgesinn am Sonndesblaad publizéiert ze gin. Et war schon iwert t'Halschecht erschengen, do ass t'Sonndesblaad agestallt gin.

Literarische Schriften

Ein Herbstgang in das Ourtal.

Sonntagnachmittag! Feierlich liegt die Stille des Tages über Dorf und Berge. Ich greife zum Wanderstabe und spaziere in den Garten Gottes. Vom Dorf führt der holprige Weg steil in das Ourtal hinab. Rechts Wiesengrund, links Lohhecken, die verschiedenen Alters, in ihrer Höhe wechseln. Schlehdorn und Hagebuttenstock hängen voll reifer Frucht. Ich genieße von beiden einzelne Früchte, um mir die Herbe der Jahreszeit ins Geblüt zu bringen. Der Hagebuttenstrauch hat mir es angetan. War er nicht bei der Dornenkrönung unseres Heilandes zugegen? Sind nicht die Früchte Blutstropfen gleich, die vom Haupte des Erlösers herunterfielen? Wie wunderbar ähnlich! Der Schlehdorn, weiß er uns nichts zu erzählen? Die Bitterkeit der Früchte, die Zunge und Gaumen zusammenschrumpfen, dass man direkt eine Hühnerhaut empfindet! Sind beide nicht eine Labung für den Magen? Die Amseln führen ein tolles Gezeter auf, wenn sie aus dem Schlehdorn flüchten müssen! Er ist ja der Kirmestisch für den langen Winter. - Gottes Bestimmung.

Ich ziehe weiter meinen Weg. Da fiel mein Blick auf eine Scabiosa, die noch in schöner Blüte steht. Schau doch her! Eine Ginsterblüte, in reinster Goldfarbe leuchtet da hervor! Beide schmücken bald meinen Rock. Wir sind doch im Spätherbst und viele Bäume stehen schon kahl im Walde. Doch die liebe Sonne, sie zaubert noch das Letzte aus der Natur. Stehen nicht noch da die schönsten Pilze, Fliegenschwamm, Habichtsschwamm, Hexenpilz, Reizker, Bovist, Keulenschwamm und viele andere noch! Eine Augenweide. In dieses Gepränge ragen klüftige Felsen in den Äther. Ich schritt über einen Bach der in allen Tönen der Tonkunst über Stock und Stein ins Tal springt. Da steht die Bachbunge mit ihrem leberförmigen Zweigen und streckt ihre Blätter, der durch das zerfetzte Blätterdach des Waldes scheinenden Sonne entgegen. Die Bachbunge, ein Schmaus für Rohköstler, Sie reinigt Leber und Nieren. Rechts biegt mein Pfad, der Our entlang nach Süden. Es geht immer der Sonne entgegen. Ich fühle die Stille des Domes, wo ab und zu Schellengeklingel ertönt. Es sind reife Eicheln die auf den dürren Blätterteppich fallen. Das Rauschen der nahen Our gleicht der brausenden Orgel im weiten Raum.

Zuck, zuck! Ein Eichkätzchen versperrt mir den Weg. Es stört sich nicht, wo Dutzende Schwanzmeisen im Geäst eines entlaubten Baumes die tollsten Turnübungen ausführen. Es versteckt sich bald hinter den Stamm einer Tanne, bäumt hoch und auf einem Zweige sitzend, schaut es mich an wie wenn es sagen wollte: "Was suchst du hier?" Ich trete auf eine Felsplatte. Ein wunderschöner Ausblick über das Ourtal. In der Ferne bellt ein Hund. Ich lehne mich an die Felswand. Hier hängen die schönsten Moose und die Steinfarne Büschelweise herunter. Engelsüß schießt aus den Felsspalten hervor. Noch immer bellt der Hund. Im Wiesengrund der Our grasen bunte Kühe. Flussabwärts bellt der Hund. Ich schaue in die Richtung. Welch ein Blick. Ein Hirschbuhle steht vor mir im Wasser und wird von einem Viehhund verbellt. Kameramann wo bist du? Achtzehnender! Majestätisch, gravitätisch prächtige Figur. Der Herr des Rotwildes. Einer Marmorstatue gleich stehe ich da und bewundere die Schöpfung Gottes in freier Wildbahn. Ein Stein knirscht unter meinen Schuhen. Der Hirsch hatte mich gewittert. Er blieb auf der Stelle, schlug ab und zu mit einem Vorderfuss ins Wasser und zeigte dem Hund der vor ihm stand, drohend das Gestänge. Der Hund bellte und bellte! Spöttisch beäugte er den Hund, schaute auf die Felsplatte, wie wenn von dort größere Gefahr drohen würde. Wir standen bei so minutenlang in derselben Stellung. Genug des Staunens. Ich spürte in mir den Drang den Hirsch laufen und springen zu sehen. Ich hetzte den Hund. Dieser sprang dem Hirsch an die Hinterfüße und biss zu. Der Hirsch schüttelte sich, schlug aus, stieg ans Ufer und torkelte über den schmalen Wiesenstreifen ins Gebüsch, wo er beim ersten Haselnussstrauch Deckung fand.

Ich stellte fest, das arme Tier war kreuzlahm geschossen. Schwer verwundet und vielleicht übermüdet stand es dort wieder still. Stundenlang blieb es dort. Der Hund legte sich in die Nähe und bellte ab und zu. Jäger, die auf der Spur des verwundeten Wildes waren, kamen den Berg herunter. Das Gebell des Hundes verrät den Stand des Wildes. Ich dachte an den heiligen Hubertus, den Sonntagsjäger. Auch er jagte den Hirsch!

Ich dachte, jetzt erhält das kranke Tier den Todesstoss, aber es kam anders. Auf drei Beinen sprang es beim herannahen der Meute in eine Tannenschonung. Er war außer Sicht der Jäger. Die Meute verfolgte die Spur noch, aber umsonst. Jage nicht am Sonntag. Auch das Wild hat einen Feiertag.

Der Tag geht zur Neige. Die letzten Sonnenstrahlen schleichen um die Bergesspitzen. Goldig! Nebel steigt aus der Our, bildet sich zu Schwaden. Es beginnt die Dämmerung. Alles liegt in stillem Frieden. Nur die Our singt ihr altes Lied. Ich möchte mit Mendelsohn singen: "Das ist der Tag des Herrn."

Das war ein Tag des Herrn!

T'Fusseliss fu Paschent.

Wien kënnt t'Fusseliss fu Paschent? Ech well iech dann soen wén dât ass. T'Fuesseliss ass gebueren zu Pâschent an engem schéine Fuesseschlass. Dat Schlass leit wonnerbar am Gringen. Ronderömmer Honnert Hektar Bösch. Délweis Dennen, Bichen a Birken. An der âler Zeit stong do e groussen Baurenhaff. T'Haus an alles drem an drun sin verfall. Et ass Gras driwer gewues. Nemme wou fréiher de Gârd an de Bongert wâr, stin haut nach Kischtebém vun allen Zorten. Et kuom esou durch Zoufall, dat dem Fuesseliss seng Urahnen sech do akâft hun. Zenter hier si vill Fuessekanner do op t'Welt komm. Sie wossten wéit a brét, bei der âler Fuessens zu Pâschent, do ass én gudd opgehuewen. Wann do e Fuessemédchen emol e Seitespronk mouch, wouriwer d'Nopesch acht Dég lâng ze schnëffelen hâten, dann ass hat an der Nuecht op Pâschent accouchéieren gângen, an et huet kén Hun dernô gekréint. Am Schlass zu Pâschent wor alles. Ze iessen an ze drenken, wât e Fuessenhärz nemme wönscht. Mauswârm Hiesercher, lues gewirmt Hinnercher, Frellen, frösch aus der schwarzer Ernz. Feldmeis a Böschmeis an den Dosenden am Steck. Dé feinsten Beienhunneg fir wann én sech erkâlt. Kischten an Molbër fir Dessert. Kurzöm et war e Schlaraffenland. Well dat esou schéin douewe wunne war, gouf allerhand an der Noperschaft gezielt.

Dem Fuessliss seng Ahnen, déi hätten dat alles gestuel a Gott wés wéi. Wann dem Fuesseliss seng Mamm dofun Wand krut, da sot se emmer zu hire Kanner: Et stét am Familjebuch geschriwen, am Joer 12000 îr en Dachs emol wâr, do huet de Mononk vun der Urgroussmamm, dén no Alaska verzunn ass, enger gewesser Madame Fues, t'Schlass mat allem drem an drun vermâg. Da gesit dir, dén Num Fues bestét seit éiwegen Zeiten. T'Fuesseliss as dât Läscht wât nach ze Liewe wuer, fun der Mamm hirer Seit. Hat koum mat nach zwéin âner Kanner op t'Welt. Sie woren de Fuessemisch an t'Fuessentrin. Et war déi lescht Mammefréd déi dem Fuesseliss seng Mamm erliewt huet. Lânge Joer derno ass sie vun Alter gestuerwen. Dem Fuesseliss sein Brueder de Fuessemisch dé gong, wéi hien grouss war, op Frombreg freien. Dé gouf do abestued. t'Fuessentrin guef fun engem jonge Jéer an der Mandelbâch bei Chreschtnech op e Rendez-vous bestallt. Hat gung an et koum net méi erem. Wahrscheinlech goung hat mat dém derduerch. Et huet én neischt méi fun him héieren. Wéi dem Fuesseliss seng Mamm dout wâr, du wuer t'Liss eleng. Hat hât et jo och gudd. Alles war do. Nemme et krut t'Zeit lâng. Hat huet Dég lang wéider neischt anescht gemacht wéi sech gekrâzt an an de Sonn Sonnebieder geholl. Wann schlecht Wieder war soutz et am Schlass an huet t'Familjebuch durchgeliest. Hat huet sech net nemmen e beschen agebilld, aus enger fun der gréister an der gescheitzter Familjen ze stâmen. Do stung fun engem Fues, dén engem Kueb durch Raffinéierthét e Kéis ofggozelt hât, én âneren dén mat sengem Schwanz Forellen gefangen huet, an esou weider. T'Fusseliss huet vun Houffert gestonk. Hat hât sech op sengem hönneschte Wuz fun sengem Reck eng weiss Fletsch wuesse lôst, fir ze imponeieren. Hât et gesin oder heieren dat Hermelin am Moud wir, hat wollt net zreck stôn.Ouni ze léien hat war ganz dichteg an allem. Wuerfir koum hat net ënner t'Hauf? Wéi et an dém Alter war, dat et sollt un t'Bestueden denken, du gouf et Krich an du goufen déi jong Borschten an der Noperschaft fu Pâschent all evakuéiert. Bis bei der Deiwel ewech wueren se gelâf. Nemme fir Pâschent wuer keng Gefôhr. T'Fuesseliss soutz wéi emmer an sengem Schlass. Hat huet et zwar héiere schéissen, awer dat war beim Liss gewunnegt. Vill Jéer sin ëm Pâschent erëm geschlach, déi op Schwein an Réh geschoss hun, awer op t'Fuesseliss, nén, dat guf et net.

Nu émol Möttes, wéi hat op der Fiescht fum Schlass sutz, do kuem him an de Senn, dat hat op der Kâlbermillen eng Mattant hätt. An ouni ze iwerléen, dén aneren Dâg, op an an t'Eslick. Der Mattant hirt Haus lug önner enger Fiels widder der Our, net weit fun der Kalbermillen.

Wéi t'Fusseliss do ukoum, et wâr ufanks Hierscht an em Hallefnuescht, fonnt hat neischt méi erem. T'ganzt Haus wour duerch eng Fliegerbom an Atomen zerflunn.Hatt guf sech un t'Kreischen. Lauschter, wât ass dât? Wât wuer dât? Et rabbelt am dîren Echelâf op dem Buedem. Richteg, do könnt meng Mattant, esou duecht hat. Nén, et ass én âneren. Et ass net der Mattant hir Stömm. "Heiiy, Heiiy" rifft et an de Bösch.Wâts de net erliews, denkt t'Fusseliss, stét jo net do e schéine jonge Fues fun doiwer firun him, dé wollt hei an der Nuecht seng Geschäfter machen. T'Fuesseliss huet alt no der Mattant gefrôt well sie Nôper wiren awer mei gudden Jong hien wuer iwer Halz a Kapp an t'Fuesseliss verléift. Hien höllt t'Fuesseliss op den Arm, léft mat him an den Touristepâd, hanner en decke Stén an hien huet him do richteg Schmôd ugedoen an him gefléiwt, hatt soll mat an t'Reich goen.

En Zaldôt, dén op der Kalbermillen Posten stung, dén hât dem Spillchen nogelauschtert. Hien schéisst op sie zwéin awer derlanscht.t'Fuesliss léwt erop an t'Kémecht an sein Freier erem op déi Seit. Vun dém Durchenén kruet t'Fuesseliss eppes an t'Glidder, an hat war wéi aus dem Kapp. Wochelâng luef et doremmer ouni richteg ze wössen wou et dru wir. Hat spirt: Du könns net méi op Pâschent. Hat lount sech do eng Wunneng an der Wemper Rebbecht. Do wou hat esou e glecklechen Iwerfall hât, do wollt hat an der Nôperschaft bleiwen. Woche vergin. T'Fuesseliss fu Pâschent hiet Nowues kritt. Zwéin strammer Fiessercher koumen an hun é fréien Märzdâg hir Mamma geruff. Wien kennt méi Mammefréd? T'Fuessekanner wuesse séier. T'Fusseliss gét mat de Kanner virun t'Dîr. Dobaussen lâcht t'Sonn mam ganze Gesîscht.

Eng Gefuedesch fun der Uelegmillen bei Béler, koum lanscht dem Fuesseliss eng Wunneng.

Sie gesuech déi zwé flotter Fiessercher dô. Sie rann, an du hir Mamm gefrôt, wéini dat de Kanddâf wier. Alles gong an t'Rei. t'Gefoudesch bruech fu Béler aus dem deckste Bauer sengem Hengerbestand en decken fetten Hun mat, an t'Fest guf richteg schei gefeiert. Déi zwé jong Borschten guewen Renatus an Hôrmännchen genannt. E puer Méint duerno, du gesuch én t'Jongen schon an de Stoppelstecker op der Juegd, no de Meis. De Renatus, den Dichtegsten, dén huet sech och alt un dem Bruder gemôss an hien t'ennescht t'iewescht den Bierg erof gerullt. Sie wollte kucken wien dé stârkste wier. E Joer wuer esou erlanscht, an de Krich nach net aus. T'Flieger déi hun och alt emol am Lichteschein eng Bomm an t'Noperschaft fum Fuesseliss senger Behausung fâle lôst. Dat wor awer och alles. Dem Fuesseliss seng Jongen déi sin gewues. Et guewen flott Fiesserscher. Sie hâten eppes am Blut fun hirem Papp. Sie gongen ouni dat hir Mamm et wuest, an t'Fuessen H.J. Do krueten se nach de leschte Schlöff. Du konnt én sie all Muerges mat verschidden anere Gumpels gesin wéi sie an der Rebbechtswiss Frühsport mouchen. E Fieschter, dém dat Gedésems op Nerve gung, huet de Borschten du é fréihe Muerge belauert an hien huet dem Renatus direkt e Schoss an t'Herz gesât.engem aneren én öm dat lenks Ouer. Den Hôrmännchen de luef mat dénen âneren an t'Dauwendelt, an hun sech do an engem Bréimerdâr verstoppt. Sie hun sech duerno net méi op der Wiss gewisen.

E puer Wochen duerno guf verzielt, sie hätten e gratis Erholungsplatz am Weisbösch zougesôt kritt. Eist Fuesseliss wuer erem eleng. Du koum 44 am Hierscht t'Rundstedt Offensive. Et huet gerabbelt a gekracht an der Rebbecht. T'Fuesseliss huet ugefangen ze färten. Sie huet sech agespart an sech nemmen gewisen wann et énegermôssen rouheg wuer. Esou vill Uniformen hât t'Fuesseliss nach net gesin. Et wuer onhémlech. T'Fuesseliss huet zreck geduecht un sein Schlass op Pâschent. Awer wéi dohi kommen. Direkt lächerlech. Et huet gebummst a gekracht an der Noperschaft O nén, sôt t'Fusseliss, nie méi dohin. Öm Mött Jenner 1945 kuemen du déi âner, mat Ping an Pang an nach vill aner Sâchen an déi Eng déi sin hannerrecks gelâf. T'Fuesseliss konnt dât net begreifen. Hat krut mat der Angscht ze dun. Hat zitt dé schéine

weiss gefleckte Schwanz zweschent seng Fuessebén a riecht iwer t'Ourenermillen op déi âner Seit.

De Krich gung eriwer. Alles wuer erem rouheg. Fum Fuesseliss guef net méi geschwât. T'Schlass zu Pâschent guf fun engem weitléfege Newé fun Frobierg sequestréiert dén huet wahrscheinlech dem Fuesseliss seng Geschicht an t'Fuessebuch am Fuesseschlass zu Pâschent geschriwen.

Albert Regenwetter

Mit mir reiste der Tod - 18.10.1946

Die Bahn brachte mich von Süden nach Norden. Schwarz war noch die Nacht, als ich abfuhr. Vereinzelte Lichter brannten in den Dörfern wo der Zug vorbeibrauste. Ich sass und lag in meinem Abteil allein. Ich fiel bald vor Langeweile in Halbschlummer. Ich träumte. Wir rannten in einen Güterwagen, der von einem Nebengleis geschoben wurde. Der Tod hielt reiche Beute.

Ich erwachte. Der Zug fuhr ruckweise in einen Bahnhof. Dieser Traum hielt mich die ganze Strecke gefangen. Ich machte meine Betrachtungen. Ja, der Tod war mein Begleiter. Ich sah ihn auf Brücken sitzen, die von Minen gesprengt waren. Er lauerte auf Beute. Der Zugführer war auf der Hut. Der Tod jedoch sprang in die Böschung und rüttelte das Geäst. Tausende Blätter fielen in einem Atemzug. Wie grausig! Auf einer kleinen Station im Ösling stieg ich aus. Sprühregen fiel auf die tote Erde. Ich knöpfte den Mantel zu und schritt fürbass über die vom Regen frisch gefirnisste Strasse. Zwischen Koppen und Bergen, Hecken und Tannengrün ging's in die Weite. Kein Mensch der mir Begleiter sein konnte. Ja, doch was war das? Es raschelte im Laub. Ich dachte an Wegelagerer. Nein, es war der Tod. Er stürzte sich auf ein Wildkaninchen in der Gestalt eines Wiesels. Ein gedehnter Laut und aus war das Leben. O Tod, wie bist du erbarmungslos! Weiter geht mein Weg. Ein isoliertes Haus. In den Fensterhöhlen wohnt das Grauen. Mag noch jemand da wohnen? Zwei mollige Schafe springen um das Gemäuer. Ich sah ein altes Mütterlein. Ich frug den kürzesten Weg zum nächsten Dorf. In ihren Augen blinkten Tränen. Warum? Eben war der Tod in ihrem Hause.

Gott sei mir gnädig. Dichter Nebel legt sich auf die Flur. Ein weisser Schimmer leuchtet mir entgegen. Was ist das? Ist es der Tod im weissen Hemd? Die Strasse machte eine scharfe Biegung. Ein Schild das Gefahr bedeutet, stand an der Strassenkreuzung. Am Rande ein stummes Kreuz. Auch hier war der Tod gewesen. Ich hielt meine Schritte an. Orientierte die Himmelsrichtung, erklomm eine Böschung und lies dann meinen Blick in die Ferne schweifen. Es ist etwas Wunderbares diese Öslinger Berge. Zu meinen Füssen im dichten Nebel eine Viehkoppel in Augenhöhe, heller Sonnenschein. In der Ferne die weissgetünchten Häuser eines Dorfes in allen Farben der Palette des Malers Herbst, oder ist es der Tod, der hier seinen Pinsel führt. Ein Greis kreuzte meinen Weg. Ein stummer Gruss. Im Herbste des Lebens schreitet er dem Dorfe zu. Wo ist mein Begleiter Tod? Wartet er unterwegs auf den Greis, oder auf mich? Er war am Waldesrand verschwunden. Gott sei Dank. Ich will leben und das grosse Sterben der Natur bewundern. Denn jeder Tag birgt ein Geheimnis.

Liebesgeschichte

Der Kohlkopf stand neben einem Rosenstock
Und schaute verliebt wie ein Ziegenbock
Tagtäglich der Rose blühende Pracht

Und eines Tages – das heisst bei der Nacht
Da hält der Kohlkopf es nicht mehr aus,
Er musste aus seinem Kohlherz heraus.
Er kniete nieder, er seufzte und schwur
Ich liebe dich Rose, ich liebe Dich nur.
Und hat wie das so zu geschehen pflegt
Der Rose sein Kohlherz zu Füssen gelegt.
Und die Rose? Im Dunkeln hats niemand gesehen
Was weiter zwischen den beiden geschehen.
Im nächsten Jahr – was war da wohl?
Stand neben der Rose ein Rosenkohl!

****

Memoiren von

Regenwetter Henri Mathias Nicolas

***

Wichtige Etappen aus dessen Leben.

Nach einer fast Zangengeburt, blies am 29.7.1932 zuerst Petinger Wind um seinen fragilen Körper.

Über die Primärschule in Rodingen, die Volks-Hauptschule in Petingen während der Kriegszeit, über kurze Zeit beim Studium des Latinums in Luxemburg und nach dem Umzug der Familie nach Oberkorn, eine weitere Lehre der Etudes Commerciales in Esch/Al-

zette, absolvierte er mit Erfolg das Examen auf Quarta und alsdann das Abitur. Dann erfolgte eine Zwangsmilitärdienstzeit, die kurz nach seiner Entlassung abgeschafft wurde und am 11. Januar 1955, bereits einen Tag nach dieser Entlassung beim Militär, hatte er schon einen festen Stuhl im Personalbüro der Eisenhüttenwerke HADIR in Differdingen. Das diesbezügliche Examen (nahezu eine Wiederholung des Abiturs) hatte er ohne Weiteres während der Militärzeit vorbereitet und problemlos bestanden. Er zog alsdann wieder mit seinen Eltern von Oberkorn weg, nach Differdingen - Fousbann um, wo er sich mit seinem bescheidenen Einkommen von 4800 LUF finanziell am Bau des Eigenheimes der Eltern zu beteiligen, bereit erklärte. Diese neue, bereits herrschaftliche Wohnung war ebenfalls gelegen in Zolver und war bestückt mit einem grossen Baumgarten, wo mehr als 45 Obstbäume dem Vater eine herrliche Beschäftigung bis in dessen hohes Alter bescherten.

Erworbene Sprachkenntnisse: Luxemburgisch – Deutsch – Französisch – Englisch. Etwas Latein - Einführungsstudium ins Chinesische - Mandarin. Findet sich jedoch auch einigermassen zu Recht im Spanischen und besonders im Italienischen ohne diese beiden letztgenannten Sprachen aber selber sprechen zu können.

Der Wechsel, von der Lateinklasse zu einer Kommerzklasse, war bedingt durch einen Umstand der sich später als äusserst schmerzhaft herausstellte. Traumberuf war es Förster zu werden. Ideales Vorbild war der Herr Peitsch, der Förster vom Hof, der ein guter Bekannter des Vaters war. Doch dieser Posten war sehr selten und deshalb musste man sich bereits lange vorher auf diese Schiene setzen. Man rechnete sich die benötigten Referenzen aus. Bei der Nachfrage ergab es sich, dass die nächsten Examen bereits dann stattfinden sollten. wenn das Abitur noch nicht abgeschlossen war. Die damalige Berufsberatung war ebenso schlecht, wie jene von heute (der Schreiber weiss, wovon er spricht – denn bei der Berufsberatung seiner drei Kinder hatte er weitaus mehr an eigenen Information zur Verfügung, als die Berater ihm liefern konnten, die diese sogar selber dann als neue Erkenntnis notierten) und den einzigen Rat den man ihm geben konnte war, dass man ein Studienjahr überspringen sollte, um dabei sein zu können. Dieser Sprung gelang durch die Übersiedlung von der Sixta Latein auf Quarta Kommerz. Damals gab es noch das Passage Examen auf Quarta. Bis dahin aber hatte der Anwärter noch kein Englischstudium gehabt und der Wechsel bedingte, dass im laufenden Jahr der Rückstand aufgeholt werden musste. Das bedeutete drei Jahre englisch in einem Jahr. Dies ging natürlich nicht ohne zusätzliche private Englischstunden. Als das Examen auf der Quarta mit nur einem auch bestandenen mündlichen Nachexamen in Englisch glücklich vorüber war, meldete sich der überaus glückliche Forstkandidat wiederum um sich zu vergewissern, ob die Bedingungen noch immer dieselben seien. Eine Welt brach zusammen als sich herausstellte, dass die gewaltige Anstrengung regelrecht für die Katze war, denn erst jetzt erfuhr auch die mit ihm leidende Familie, dass für einen Försterberuf unbedingt ein Abitur auf einer Lateinklasse erreicht werden müsse.

-Mitglied der Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos“ von 1948 bis 1985 (siehe Jubiläumsurkunde für 25 jährige Mitgliedschaft mit Silberner Ehrennadel).

Zu Ihrer 25jährigen Mitgliedschaft beim

kosmos

sendet Ihnen die Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde
die herzlichsten Glückwünsche.
Wir freuen uns, Ihnen anläßlich dieses Jubiläums
unsere

SILBERNE EHRENNADEL

überreichen zu können.
Damit verbinden wir unseren Dank
für die langjährige Treue und Aufmerksamkeit,
die Sie in all den Jahren
dem KOSMOS erwiesen haben.
Möge Ihnen der KOSMOS auch weiterhin
ein angenehmer Begleiter beim Studium der Natur
und beim Erkennen naturwissenschaftlicher
Zusammenhänge sein.

kosmos
GESELLSCHAFT DER NATURFREUNDE

DIE

Deutsche Buch-Gemeinschaft

BERLIN UND DARMSTADT

überreicht hiermit

Herrn Gustl Regenwetter

DM 454

in besonderer Anerkennung und Wertschätzung erfolgreicher Mitarbeit an ihrem seit Mitgliedschaftsjahr zum guten Buch führenden Bestehen die

Ehrenurkunde

eines Werkes

in Dankbarkeit
Deutsche Buch-Gemeinschaft

Darmstadt, den
12. November 1958

- Mitglied der Deutschen Buchgemeinschaft von 1954 – 1980 (siehe Ehrenurkunde: in besonderer Anerkennung und Wertschätzung erfolgreicher Mitarbeit 12.11.1958)
- Mitglied der "National Geographic Society" seit 1955.
- Begründer der Familiengemeinschaft Regenwetter Henri – Mathias – Nicolas + Reichling Léonie – Henriette –
- 21.5.1958 amtlich auf der Gemeinde und hochamtlich am
- 22.5.1958 in der Pfarrkirche von Differdingen-Fousbann.
- Vaterschaft schriftlich beglaubigt bei der Tochter Monique – Sophie – Sybille - Marguerite – 4.3.1959.
- Vaterschaft schriftlich beglaubigt bei der Tochter Martine – Anne – Lucienne - 9.4.1961.
- Vaterschaft schriftlich beglaubigt bei dem Sohn Michel – Mathias - Joseph, den man nicht als Mike registrieren wollte – 26.9.1966.

Er lebt aber in vielen Herzen und Köpfen ausschliess lich als „de Mike“.

- Mitglied der "Société des Naturalistes Luxembourgeois" seit 1972.
- Gründer der AAT-Garten- und Teichfreunde Luxemburgs. 22.8.1972.
- Präsident der "AAT- Garten- und Teichfreunde Luxemburgs" 1972 – 1999.
- Vorstandsmitglied der "NATURA" Naturschutz Dachorganisation Luxemburg seit 1972.
- Mitglied der "Alpine Garden Society" seit 1979.
- Beiratsmitglied der "Gesellschaft der Staudenfreunde e.V." in Deutschland, von 1979 – 2001.
- Mitglied der "Royal Horticultural Society" seit 1981.
- Mitglied der "Pteridological Society" seit 1983
- Seit erscheinen der Vereinszeitschrift INFO, (27.11.1983) die dann bei Nr. 50 (Juni 1996) den Namen „Heckefrâsch“ erhielt, war er hauptsächlich als Redaktionsmitglied tätig und ist heute bekannt durch seine darin publizierten Buchbesprechungen.
- Médaille de l'Ordre de Mérite – Nationale Auszeichnung - 20.6.1983.
- Initiator der NATURAPLAKETTE im Jahr 1984 – eine Ehrenplakette von NATURA.
- Vorstandsmitglied der "Gesellschaft Haus vun de Natur" 1986 – 2000

Auf Vorschlag des Vorstandes von der Naturschutzdachorganisation NATURA,

- Träger der Naturschutzplakette "Mei Natur ëm t'Haus" NATURGAART - seit 1988.
- Ausgezeichnet mit der Karl-Foerster-Medaille der GdS. 1990.
- Médaille en Vermeil de l'Ordre Grand-ducal de la Couronne de Chêne - Nationale Auszeichnung - 20.06.1990.
- Mitglied des NCCPG (National Council for Conservation of Plants and Gardens) von 1992 bis 2002.Diese Mitgliedschaft wurde von den AAT übernommen und weiter geführt.
- Wissenschaftlicher Mitarbeiter des "Naturkunde Museums in Luxemburg" seit 1993.
- Mitglied der Cyclamen Society seit 1995.
- Médaille - Chevalier de l'Ordre de Mérite du Grand-duché de Luxembourg - eine nationale Auszeichnung. - 17.6.1996.
- Médaille en Vermeil du Professeur Dr. Edmond Joseph Klein – Ehrenauszeichnung der AAT-Gesellschaft. – 1997.
- Ehrenpräsident der "AAT- Garten- und Teichfreunde Luxemburgs" seit 2000.
- Göllenen Regulus – Ehrentrophäe der Stiftung „Hëllef fir t'Natur" – 2000.
- Mitglied der ALUC seit Januar 2005
- Mitglied des CTF seit 1980 – erneut seit 2006 – Sektion in Oberkorn, welche nach einem Skandal, betreffend den Kassierer, in die Brüche gegangen war.

Es könnte nebenbei noch erwähnt werden, dass er vor und neben all diesen Aktivitäten auch noch andere Posten bekleidete, wie Scoutsmaster der Truppe St. Etienne in Oberkorn, Kirchensänger in Oberkorn, dann auf Fousbann, Secrétaire der Amitiés Françaises in Differdingen, Secrétaire der kurzlebigen Harmonie Nationale, Pate bei der Glockenweihe auf Fousbann, Vorstandsmitglied der FELAT (Fédération Luxembourgeoise des Aquario- et Terrariophiles).

Später hat er sich zum Bürovorsteher im Stahlwerk der Hütte HADIR emporgearbeitet, die alsdann von der ARBED (ARCELOR) und wiederum später von dem Inder MITTAL übernommen wurde. Ich habe mich jedenfalls auch zu dieser Übernahme geäussert. Dann wurde er in die Produktion versetzt, wo er im Stahlwerk jeden Monat den Wirkungsgrad der Produktion errechnete.

Folgende Liste erwähnt die Veröffentlichungen, die den Wissensdurst dieses Herrn bisher stillten und weiterhin noch stillen. Dazu gehört selbstverständlich das Internet.

-Bild der Wissenschaft – seit der ersten Nummer im Jahre 1964.
-Gartenpraxis – seit der ersten Nummer im Jahre 1976.abbestellt 2013
-The Plants Man - seit der ersten Nummer im Jahre 1979.abbestellt 2013
-The Alpine Garden Magazine – seit 1979.
-Der Staudengarten – seit 1979. Abbestellt 2013
-The Garden – seit 1981. Abbestellt 32013
-The Bulletin of the British Pteridological Society – seit 1982.an AAT èbertragen
-The Pteridologist – The Fern Magazine – seit 1984. An AAT übertragen
-The Fern Gazette – seit 1983. An AAT übertragen
-Heckefrësch – seit der ersten Nummer im Jahre 1983.
-Curtis's Botanical Magazine – seit 1984. Abbestellt 2013
-Plant talk – The Bulletin of the National Botanical Garden - USA/England – seit der ersten Nummer im Jahre 1995 – eingestellt seit 2006.
-Telecran – seit der ersten Nummer im Jahr 1982.
-Seine Tageszeitung ist das Luxemburger Wort, seit er lesen kann.
-Nos cahiers seit 2005 abbestellt 2013

-Time (englisch) - seit 2006 abbestellt 2010

Jetzt fehlt nur noch ein Bildnis dieses Mannes. Diesem Missstand kann aber sofort abgeholfen werden.

Alles was unter diesem Hals und Kopf, nur angedeutet, zu sehen ist, macht auf der Waage etwa 120 kg aus. Also schon eine gewichtige Person.

Wie bereits erwähnt, vererbte sein Vater ihm eine poetische Ader, der bei seinen Streifzügen durch die Natur (er war Zollaufseher) diese dauernd zündende Batterie immer wieder aufgeladen hat. Da er zusätzlich ein tief gläubiger Mensch war, kam er zwar mit Ach und Krach aber immerhin besser durchs Leben, obwohl dieses keineswegs mit Moos oder Teppichen ausgelegt war, wie die nachfolgende kurze Autobiografie zeigen wird. Sogar rettete ihm seine Gläubigkeit einmal das Leben.

Damit seien jetzt alle Wege planiert, damit zuerst der Vater von „Grof Heng I. vom Ieweschte Béinert“ sich selber vorstellen kann. Dessen Lebenslauf wurde zum Teil in der Sonntagspresse „Letzeburger Sondesblaad“ publiziert. Leider wurde das Erscheinen dieses Blattes unterwegs eingestellt, aber keinesfalls, weil niemand mehr diese Autobiografie hätte zu Ende lesen wollen.

Die Elektronik und das Internet bieten aber ein ausgezeichnetes Forum um eine komplette Veröffentlichung der bisher nicht veröffentlichen Schriften nach zu holen. Es liegt dem Bearbeiter dieser Zeilen daran, erstens dem hoch geachteten Vater einen entsprechenden

Nachruf zu bescheren und zugleich so wenig Geld als nur möglich zu investieren, um kostbares Papier zu sparen. Dadurch werden Bäume geschont und manch ein interessierter Leser, spart auch noch die Ausgaben um diese Schriften zu erstehen. Hier also die Kurzbiografie.

Meconopsis betonicifolia –

Der himmelblaue Scheinmohn, Lieblingsblume des Autors.

Autobiografie
Von
Grof Heng I. vun Zolver.

Nachdem die Biografie von Albert Regenwetter abgeschlossen ist, wird hier der Versuch gemacht weitere Geschichten und zwar aus dem Schaffen und Leben dessen 2. Sohnes zu veröffentlichen. Wie bereits eingangs zu lesen, hat dieser Sohn sich den Pseudonamen „Grof Heng I. vu Zolver“ zugelegt. Geschrieben und veröffentlicht hat er auch unter dem Pseudonym Henri Reger, eRHa, HaeR, HR, Rhinantus und manche andere: zum Beispiel unter dem Zeichen seines Totems „Flappeche Bier“.

Was jetzt in Annäherung an eine Autobiografie folgt, möchte der Autor, wo nur möglich, als literarische Betätigung(an) erkannt sehen.

Die meisten meiner Veröffentlichungen erfolgten in der Luxemburger Tagespresse, besonders in der kulturellen Beilage vom Luxemburger Wort, „die Warte“. In deren beiden veröffentlichen Anthologien wurden meine Beiträge berücksichtigt. Das erfolgte mit einem Prosabeitrag im Jahrbuch1958, und vorher bereits im Jahrbuch 1957 mit einer kurzen eigenen Biografie, gefolgt von einigen Gedichten. In „nos cahiers“ erschien 2001 ein Beitrag zum Luxemburger Schrifttum mit dem Titel „Inke Dätsch – Eng Märechespaschtéit, farcéiert mat Wourechten“. Man wird auch in diesen Seiten ein Hörspiel finden, das ich mit dem bekannten Differdinger Musikdirigenten Camille Roilgen gemeinsam in einem Literatur – Hörspiel - Wettbewerb veröffentlicht hatte, was aber nie gesendet wurde. Dies war eine gemeinsame Arbeit mit meinem Kollegen Josy Moutschen aus Differdingen. Der Titel lautet: Melusina. Es behandelt die Geschichte von Graf Siegfried von Luxemburg und der schönen Melusina.

Andere Schriften erschienen in Broschüren und Vereinszeitschriften. Die Vereinszeitschrift der AAT – Garten- und Teichfreunde Luxemburgs, gestaltete ich auch zum grössten Teil in ca. 70 Nummern mit eigenen Fotos von 1983 bis zum Jahr 2000. In der Zeitschrift, die heute HECKEFRÄSCH heisst, habe ich bis dato, über 800 Buchbesprechungen veröffentlicht. Es handelte dabei hauptsächlich um einschlägige Fachliteratur betreffend die physische und metaphysische Umwelt des Menschen, die Pflanzen- und Tiergesellschaften im Hausgarten, also das naturnahe Biotop, sowie ganz allgemein den Naturschutz. Meine Diathek war eine ergiebige Bildquelle für all meine Artikel und Vorträge. Die meisten Bilder aus meinem Archiv wurden mit „aRcHivbilder“ markiert, worin meine Initialen versteckt sind.

Einige Reiseberichte sowie andere Schriften betreffend den Besuch in grossen ausländischen Gartenanlagen, nebst eigenen Bildern, wurden in der Gartenpraxis (Ulmer – Verlag) veröffentlicht.

Thymus phalotos - 1983/4 Seite 56
Kew-Gardens for Science & Pleasure 1984/2 Seite 62
Great Dixter 1986/4 Seite 60
Kennen sie Topiary 1986/7 Seite 27
Botanischer Garten in Nancy 1990/6 Seite 62
Trompenburg Arboretum - Eine grüne Perle im Herzen von Rotterdam 1993/10 Seite 64
Der nationale botanische Garten von Wales 2001/2 Seite 58

Für den Ulmer Verlag übersetzte ich des Weiteren das Fachbuch „Mein Wassergarten“ ins Französische. Briefe an die Redaktion, von denen aber einige aus mir unbekannten Gründen nicht abgedruckt wurden und die ich hier aber veröffentlichen möchte, um zu zeigen, dass auch nicht alle Briefe der Redaktion willkommen sind, oder den Vorstellungen der Redaktion entsprechen. Vier deutsche Theaterstücke übersetzte ich ins Luxemburgische und machte dabei eine Anpassung an einheimische Bedürfnisse. Sie wurden landesweit aufgeführt und werden immer noch gefragt.

Mit meinem Kollegen Josy Moutschen aus Differdingen beteiligte ich mich an einem Kursus für Dramaturgie, besonders Filmdramaturgie. Wir hatten die Absicht einen Roman für einen Film zu produzieren. Der Roman „Don José“, den ich in Angriff nahm, blieb nach kurzer Zeit im Ansatz stecken und liegt als „inachevé“ in meinen Akten.

Stolz aber war ich auf meine Veröffentlichungen in „Jeune Poésie Européenne“. Die 1. Nummer erschien im Januar 1960. Diese Zeitschrift wurde von Suzel Etienne geleitet und sicherlich auch finanziert.

der Dezembernummer 1960 von Jeune Poésie Européenne erschienen. Nachfolgend 3 meiner Gedichte, die bis dahin unveröffentlicht waren.

Ich habe ihn besiegt,

Der mir den Mund verschloss,
Der meine glimmernden Kohlen in die Nacht gejagt
Der trübe Schleier vor meine reinen Sterne schob,
Der meine Sonnenblumen abgeknickt.

Ich habe ihn besiegt,
Der die Sprossen meiner Leiter zerschmettert.
Der die blauen Segel meines Bootes zerfetzt,
Der mein Spiegelbild im stillen See entstellt,
Der meine Spur im Wüstensand verdarb.
Der meinen Aar der Schwingen beraubt.
Ich habe ihn besiegt!
Aber es war kein Sturm,
Kein Wind
Auch keine Luft.
Es war nur heisser fremder Atem.
Ich habe ihn besiegt.

Negro Spiritual

Schweigen!

Süchtige Blicke flackern empor,
Sprühen zum Schein
Flammen zum Licht
Bis sie ein Schrei
Zum Feuer entfacht.

„Jesus!“

Kehlen weiten sich mit Wucht.
Lippen wölben sich in Hast.
Dass aus der bedrängten Bucht
Schnellt das Boot mit schwerer Last.

„Jesus!“

Schwankend strebt es durch die Brandung,
Krängt am letzten Riff vorbei,
Kommt im Sturme zur Entbindung,
Macht sich von den Ketten frei.

„Jesus!“

„Save our boat!”
“Save our boat!”

“Save our crew!”
*

Stille

Schneebedeckte Laube
Liegt im Glanz der Sterne:
Fülle.

Odem
Heiliger Erwartung
Webet Silberfäden
Wiegt Erinnerung,
Göttlicher
Geburt.

Weihrauch
Quellende Freude
Dringt mit sanftem Klingen,
Tröpfelnd in das Herz.

Stille.

Posaunen der Freude
Der glorreichen Liebe
Durchzittern im Schalle,
Den englischen Gruss.

Glockengeläute
Freude
Fülle.
Liegt im Glanz der Sterne,
Schneebedeckter Laube
Stille?

C'est l'heure

Vous, les vilains de cette terre,
Faites soigner les ulcères
De vos âmes
Qui crachent la misère,

C'est l'heure.

Regardez ces mains
Qui clament vers le ciel,
Ces cœurs, qui se noient dans le fiel,
Dans la vase de votre fosse de Daniel.

C'est l'heure.

Où notre vengeance
Vous fera trembler
Sur les flots du sanglot,
Où sans pitié
La barque de votre règne sera submergée.

C'est l'heure.

Où la tumeur de votre gloriole
S'écrasera dans la fiole
De votre majesté frivole.

C'est l'heure.

Vous, les vilains de cette terre,
Entendez la prière de vos frères
Qui vous haïssent
De la haine d'un enfer.

C'est l'heure.

Résignez-vous, et au fond de nos cœurs
L'angoisse et le pardon vous assurent une faveur;
Sinon, les clameurs s'obstinent dans la révolte,
Car

C'est l'heure.

Meine Kindheit

Eine Autobiografie beginnt normalerweise mit der Geburt der Hauptperson. Dazu ist im Teil I meiner Homepage bereits die Bemerkung gefallen, dass der erste Wind, vortrefflich als Petinger Wind bezeichnet, dem „Grof Heng I. vun Zolver“ gehörig um die Nase blies, noch bevor er sich überhaupt berechtigt fühlte, diesen ehrwürdigen Titel zu tragen. Petinger Wind hat, in lokaler Sicht, eine ganz spezielle Bedeutung. Dazu fällt mir nur als Synonym Hoffart ein, die anscheinend in einer Ortschaft, wo viele Eisenbahner wohnen zu einer gewissen artspezifischen Kuriosität gewachsen zu sein scheint. Ich möchte dazu aber sofort aufklärend bemerken, dass meine Familie mit mir nicht in Petingen, sondern in Rodingen wohnte und dass deshalb die mir scheinbar auch anhaftende Hoffart, nicht in vollkommene Eitelkeit ausartete. Manch einer wird trotzdem bereits mit jenem Finger (den die Meisten auch benutzen, um gemütlich in der eigenen Nase zu stochern) jetzt auf mich zeigen und meine Homepage als ein Produkt doch vorhandener Eitelkeit entlarven wollen. Das schert mich sehr wenig und ist keinesfalls (m)ein Problem. Ich habe in meinem Leben immer wieder die Erfahrung machen müssen, dass meistens diejenigen die am wenigsten aufzuweisen hatten, am meisten neidig reagierten.

Ausserdem schreibe ich, weil dies mir gefällt und mir Spass macht. Ich habe keinesfalls Ambitionen meine Schriften, von sogenannten Schriftgelehrten begutachten zu lassen. Meine Leser sollen aus dem Volk stammen, einfach, gut gelaunt und aufnahmebereit für merkwürdige Ereignisse und verständlich formulierte Gedanken. Kurz gesagt, für Unterhaltung.

Ich kam also in Petingen zur Welt, nur weil man mich als Zangengeburt ins Auge gefasst hatte und meine Mutter nur deswegen vorsichtshalber ins Spital eingeliefert wurde. Hiermit begannen allerdings alle Schwierigkeiten, die ich später mit meiner Mutter oder vielleicht richtiger beschrieben, die Sie ihrerseits auch fürderhin mit mir hatte.

Das Haus, in welchem wir wohnten, findet man heute noch in stark verändertem Zustand, gegenüber dem Hüttenkasino des Stahlwerkes: Minière et Métallurgie de Rodange, abgekürzt mit MMR bezeichnet. In der Dreiländerecke Frankreich, Belgien und Luxemburg geht es sprachlich hoch zu. Es ist auch nicht übertrieben sofort zu sagen, dass die Luxemburger überhaupt, grammatikalisch gesehen, besser französisch sprechen, besonders aber korrekter schreiben als die meisten Franzosen. Neben luxemburgisch und französisch verstehen und sprechen in diesem Dorf, auch alle Leute sehr gut Deutsch. Diese Sprachenvielfalt führte natürlich zu einer Menge Eigentümlichkeiten, wovon ich hier einige Kostproben geben will.

Rodingen ist die deutsche Bezeichnung von Rodange. Réideng, wäre eigentlich eine echt luxemburgische Bezeichnung für diese Ortschaft gewesen; doch gebrauchte man eigenartigerweise diesen Namen nur für den Ortsteil Nidderréideng, nicht aber für den Ortskern selber, den man rundum den Bahnhof findet. Kam das durch die Verwechslungsmöglichkeit mit einer nahebei liegenden Ortschaft, die bereits Réideng hiess? Dieser Ort befindet sich etwa 10 km weit entfernt, in östlicher Richtung, in Frankreich, aber hart an der Grenze und zu allem Überfluss trägt sie auch heute noch den luxemburgischen Namen „Déitsch Réideng“. Dort gab es früher ein herrschaftliches Schloss und rundherum reichlich Wasser, sodass man auch annehmen kann, dass sich hier schon sehr früh Siedlungen befanden. Die Ortschaft spielte im Mittelalter eine aussergewöhnliche Rolle. Dort wurde lange Zeit die Gerichtsbarkeit ausgeübt. Der Galgen stand auf dem heutigen, nebenan gelegenen „Galjebierg“ und in Réideng befand sich bereits eine Kirche, wohin sich auch die Leute aus Beles und Zolver, sogar aus Ehlerange, in die Messe begaben. Es wäre also interessant der Vermutung nach zu gehen, ob es sich möglicherweise auch um diese Wohnstädte handeln könnte, die im ersten bekannten schriftlichen Schenkungsakt von Zolver erwähnt wurde, als „villam iuxta castellum celobrium“. Diese kurze Erläuterung erlaubte ich mir nur zur geografischen Positionierung, die im ersten Teil bereits bildlich dargestellt wurde.

Nicht weit vom Ortskern von Rodange, nahe im Tal der Crosnière, liegt der ehemalige Kurort Lasauvage. Die Crosnière ist ein herrliches Grenzgewässer, das die deutschen Besatzer in Rohrbach umtauften, so wie viele andere französisch klingende Ortsbezeichnungen und auch Familiennamen. So drohte man der Familie Rongveaux ihren Namen in „Rundes Kalb“ umzuändern, wenn sie nicht selber einen anderen, deutschen Namen annehmen würden. Lasauvage steht durch Galerien unterirdisch in Verbindung mit der kleinen aber anheimelnden und heute noch viel besuchten Siedlung Fonds de Gras. Geschrieben wird sie „Fonds de Gras“. Wohlgemerkt schreibe ich hier Gras gross und nicht gras mit kleinem Anfangsbuchstaben. Man findet sie sogar im Internet. Das Lesen dieses Namens aber bereitet manchem Intellektuellen, besonders den Reportern unserer Radio- und TV-Sendern, Kopfzerbrechen, denn wie ich auch weiter unten noch erläutern werde, spielt vermeintliche Besserwisserei eine Rolle bei der Annahme es würde sich bei diesem Namen um eine französische Bezeichnung handeln. Daher sprechen sie diesen Ortsnamen falsch aus und zwar wie bei „foie gras“, also ohne das „s“ zu betonen. Nur die Erklärung dass es sich um das ehemalige Besitztum der Familie Gras handelte, die mit scharfem „s“ ausgesprochen wird, verhilft zum besseren Verständnis. Die Familie Gras besass auch Erzgruben in der Nähe und auf einer topografischen Karte findet man auch die Bezeichnung „Graskopp“ was unverwechselbar an Gras und Weideland erinnert.

Es ist eben eine Eigenart dieser Grenzbewohner sich ohne Probleme im Zweisprachenmix zu

verständigen. So suchte ich einmal vergebens die Dachluke, durch welche seine Eulen ein und ausfliegen könnten, als einer meiner Familienangehörigen mich in seinem Garten fragte: „Hues de meng Eilen gesin?“ Wenn ich diese Eilen aber anders schreibe, dann versteht man besser, was er meinte: „Ailen sind Knoblauch, denn im Französischen bezeichnet man Knoblauch mit ail, was phonetisch identisch ist mit „Eil“ zu Deutsch die Eule.

Unsere Familie war also in Rodange kurz vor meiner Geburt in das Haus mit der Nummer 33 eingezogen. Mein Vater, der Zollbeamte war, wurde nämlich dienstlich von Niederkorn nach Rodingen versetzt, was für seine finanzielle Lage mit einem Vorteil verbunden war, wie das so immer praktiziert wurde, indem man die Versetzungen mit Vorteilen in Verbindung brachte, um sie schmackhafter zu machen. In Niederkorn mussten meine Eltern sogar wegen Geldmangels einmal die Tageszeitung für längere Zeit abbestellen, nur weil die Zollverwaltung und die Staatskasse es aber doch nicht so gut mit ihren Beamten meinten, wie die Regierung dies vorgab indem sie sich als christlich sozial zu bekennen pflegte. Wahrscheinlich betraf diese Fürsorge nur den Gehältern, der oberen Schicht!

Der Start ins Familienleben meiner Eltern begann sogar auf Matratzen, die ebenerdig in der Mietwohnung lagen, weil das benötigte Geld für den Kauf eines Bettes eben nicht aufzubringen war.

Hinter dem oben erwähnten Kasino, in Richtung Norden, beginnt das lang gestreckte Gelände des Stahl- und Walzwerkes von Rodingen, das sich bis an die französische Grenze erstreckt, wo auch die Schlackenmühle für Thomasmehldünger und die „Fonderie“, lies Giesserei, zu finden waren. Das Werk entwickelte sich also entlang der belgischen, bis an die französische Grenze, wo die Chiers oder zu Deutsch die Korn, noch heute als Grenzbach zu verstehen ist.

Hier möchte ich eine weitere sprach orientierte Klammer öffnen, die mich seit meinem Denkvermögen immer wieder beschäftigt hat, und worin es wiederum um die Schreibweise oder Aussprache der Namen von zwei Ortschaften geht.

Der Bach „Korn“ nennt man auf luxemburgisch „Koar“ oder „Kuer“ und auf französisch Chiers. Dieser Name wurde abgeleitet von dem lateinischen „Chara“. Meines Wissens ist dieser lateinische Stamm erhalten geblieben in dem Ortschaftsnamen Bascharage, an welcher die Korn vorbei fliesst. An der Quelle (dem Kuerspronk) nennt sich die Ortschaft Oberkorn und etwas weiter, Bach abwärts befindet sich die Ortschaft Niederkorn, womit die Verzwicktheit der Namengebung zunimmt, denn Bascharage besteht aus (Bas/ Nieder und chara/Korn) was eigentlich auch soviel wie Niederkorn bedeutet, aber nur im Französischen, denn der deutsche Name derselben Ortschaft ist Niederkerschen!

Bis an den heutigen Tag, wo ich diesem Phänomen ein wenig auf den Grund gehe und ihn öffentlich beleuchten kann, zeigen die zuständigen Behörden wenigstens mir, mit welchem Intelligenzfaktor deren Beamten eingestuft werden können, besonders in puncto topografischer Kartierung. Da steht der Turm von Pisa noch schiefer als bisher. Anstelle den beiden erst genannten Ortschaften ihren original deutschen und geografischen Namen zu belassen, und ihn auch in französischen Texten mit „k“ zu gebrauchen und zu schreiben, gab man sich extrem chauvinistisch französisch und unterdrückte einfach das angeblich exklusive deutsche k, mit dem Hinweis, dass es ein „k“ in der französischen Sprache überhaupt nicht gäbe. Es ging also darum dieses „k“ durch ein französisches „c“zu ersetzen, sodass man heute noch an vielen öffentlichen Stadt- und Verkehrsschildern die falsch geschriebenen Ortsnamen Obercorn, und Niedercorn, lesen kann.

Dummerweise war und ist das geistige Niveau dieser Leute, die unbedingt ihre eher geile Neigung zum Französischen manifestieren wollten, komplett daneben. Nur ein Quäntchen Verstand hätte gereicht um sich zu vergewissern, dass es im Französischen wohl den Buchstaben „k“ gibt, den die Académie française im Littré als „onzième lettre de l’alphabet“bezeichnet, und der sich in vielen Wörtern wieder findet, wie in „kanguroo“,„kantisme“,„kaolin“, „kilomètre“ sowie in „kleptomanie“ und „kyste“ um nur einige zu erwähnen. Niemand kam auf eine andere mögliche Idee um die Übersetzungen Haute-Chiers oder Chiers-Basse einzuführen, was absolut in Ordnung gewesen wäre.Damit sei dieses öffentliche Bekenntnis von geistiger Unvollkommenheit eigentlich abgehackt. Die meisten Aushängeschilder der leider noch immer nicht korrigierten Geistesblitze, befinden sich auch noch immer im Gebrauch.

Doch nun zurück zur Chiers in Rodange, wie sie auch dort geläufig genannt wurde. Sie war und ist heute noch zum grössten Teil am erwähnten Abschnitt eher eine Abwasserkloake, als ein Bach. Sie fliesst nämlich zwischen zwei Hüttenwerken und nimmt deren Abwässer auf. Wenn ich bedenke, dass es bereits Pläne gab, die Mosel bis hierher zu kanalisieren und dass hierfür schon einige Bauwerke errichtet wurden, dann kann ich aus der Sicht von heute nur noch den Kopf schütteln.

Die Trasse war bereits 1907 bekannt. Sie sollte 51,6 km lang sein und von Rodingen aus über Petingen, Differdingen, Esch, Bettemburg, Aspelt, Ellingen, Bous bis nach Stadtbredimus an die Mosel führen. Angeschlossen sollten werden die Ortschaften Düdelingen und Rümelingen. Die höchste Höhe, die zu überwinden gewesen wäre, lag in Zolver, bei 300,93 Meter. Ausserdem sollten sogar 1800 Meter des Kanals unterirdisch verlaufen. (Diese Details stammen aus der regionalen Zeitschrift „De Kuerspronk“).

Nebenflüsse der Korn, die hier aus Belgien kommend einmünden, wie die meist nur knietiefe Messancy, sind dagegen noch mehr oder weniger saubere Fischgewässer, in und an denen wir Jungen sehr oft auftauchten. Besonders rundum den „Pont Noir“, gelegen zwischen Athus und Messancy, war unser Aktionsradius. Dies war ein herrlicher Bachabschnitt, der vom Rangierbahnhof von Athus überdeckt ist, aber von den Anrainern über eine längere Passerelle durchquert werden kann. Hier besorgte ich mir die Kleinfische, die bereits damals in Bütten oder anderen Behältern schwammen, die für mich in unserm Garten aufgestellt waren. Es waren dies Ellritzen, Bitterlinge, Stichlinge und auch die berühmten Goujons (Groppen), welche die Einheimischen mit der Essgabel fingen, die sie an eine Rute befestigt hatten. Die am Boden und unter Steinen versteckt lebenden Kleinfische wurden mit der Gabel regelrecht aufgespiesst.

Was mich dabei am meisten schockte, war der anschliessende Verzehr des rohen Fisches. Dies ebenfalls zu versuchen habe ich mir nie getraut. Man durfte sie eigentlich nur schlucken, wenn sich deren Kopf nach vorne im Mund befand, denn die seitlich und nach oben abstehenden Dornen hätten sich unweigerlich irgendwo auf dem Weg in den Magen eingebohrt. Nicht dass ich mich ekelte, aber zusehen wie der kleine, aber noch zappelnde Fisch im Mund verschwindet und dann hinuntergewürgt wird, das bewegte mich zutiefst. Heute zweifele ich jedoch wieder ob ich nicht doch noch immer mit einem Bären auf dem Rücken herumlaufe und man die Fische, wie bei einem Zaubertrick, die Zuschauer täuschend, nur scheinbar mit schmatzendem Mund verschwinden liess.

Es gibt wahrscheinlich nur wenige Meter an diesem Bachabschnitt, die ich nicht barfuss durchwatet habe. Das mir vertraute Gelände erstreckte sich über nahezu einen Kilometer, vom Zentrum der Grenzortschaft Athus bis hinter den Bahnhof in Athus.

Meine erste wissenschaftliche Entdeckung machte ich eigentlich mit diesen Kleinfischen. Die Zinkwanne, und auch andere Behälter, die draussen in der Sonne standen, konnten unter dem im Freien angebrachten Wasserhahn immer wieder mit Frischwasser versorgt werden. Ein umgestülpter Blumentopf aus rotem Ton gebrannt, sowie einige Steine, erlaubten den Fischen sich zu verstecken. Puppen oder Eier von Ameisen aus dem Garten, Stubenfliegen und Stücke von Regenwürmern gehörten zum täglichen Speiseplan, der mir bis zum Winter zur Verfügung stand. Dann konnte ich folgende Beobachtung machen.

Da das Wasser nur etwas 0,40 m tief war, froren die Fische manchmal über Wochen komplett ein, doch staunte ich, weil die Fische dabei keinesfalls eingingen. Nein, sie bewegten sich langsam, wie im Zeitraffer Tempo, dauernd hin und her und erzeugten so um sich selber eine eisfreie Zone. Sie lebten sozusagen auf Sparflamme. Ich erklärte mir dieses Phänomen, aber auch indem ich annahm, dass die schleimige Haut der Tiere ebenso dazu beitragen konnte, rundum sich selber, das Wasser vor dem Gefrieren zu bewahren. Erst später, als ich ein Auto besass, brachte ich dieses Verhalten mit dem bekannten Antigel in Verbindung. Inzwischen ist diese Fähigkeit der Fische und mancher anderer Meerestiere, besonders bei Meeressäugern wissenschaftlich belegt. Ob bei meinen Beobachtungen ebenfalls Glykoproteinen mit im Spiel waren, wie das bekannterweise bei den Fischen im Polarmeer der Fall ist, wäre wohl eine interessante Studie für einen Doktoranden.

Zauberhaftes Licht - und Schattenspiel

Nachts belebte der Widerschein von Millionen von sprühenden Funken der Konverter, die hell tapezierte Wand, rechts neben meinem Kinderbett, das im Schlafzimmer meiner Eltern stand. Wie auf einer Kinoleinwand tanzten, und tobten dort tausende Phantome, Geister, Kobolde und Gespenster der Licht- und Schattenwelt. Das Kinderbett im Schlafzimmer meiner Eltern war provisorisch und nur eine weitere Vorsichtsmassnahme geworden, weil ich bereits einige Monate nach der Geburt eine doppelte Lungenentzündung mit mehr als 41° Celsius Fieber erwischte und meine Eltern sich ständig Sorgen machten um meinen Gesundheitszustand, den sie besonders auch in der Nacht überwachen wollten.

Die Erinnerung an diese herrliche, zauberhaften Licht- und Schattenspiele, des Funken sprühenden Sydney Thomas Stahlwerkes, in der Sicht etwas abgeschirmt von einigen Tannen, ist tief in den Windungen meines Gehirns eingeprägt. Die vier mächtigen Tannen, so werden sie im Volksmund genannt, sind eigentlich Fichten, die damals beim Eingang des Parks wuchsen, wippten im leichtesten Windstoss hin und her und hauchten den über mein Bett hinweg geworfenen Schatten Seelen ein. Jedes Mal, beim Anblick von flackerndem Licht- und Schatten erinnere ich mich an dieses schmucke Kinderbett, mit der beidseitig hölzernen Reling die nachts geschlossen wurde, damit ich nicht aus dem Bett fallen konnte. Besonders bezaubernd und anheimelnd schaute sich dieses eindrucksvolle Schattenspiel an, wenn ein sanfter Wind durch die Fichten wehte. Doch bei Sturmwind huschten die Schatten ungestüm hin und her. Es schien, wenn ich es heute mit meinem geistigen Auge betrachte, als ob die apokalyptischen Reiter immer wieder erneut vorbei galoppierten. Wahrscheinlich haben sich damals mein Sehsinn und meine Vorstellungskraft dermassen erweitert und verfeinert, dass ich heute immer wieder feststellen muss, wie sehr sich mein Wahrnehmungs- und Beobachtungsvermögen von dem anderer Menschen differenziert.

Durch dieses gratis ablaufende, nahezu alltäglicheLichtspiel brauchten meine Eltern auch selten elektrisches Licht anzuzünden, wenn sie zu Bett gingen.

Das Heimathaus

Unser Haus war eher ein herrschaftliches Wohnhaus, die Dienstwohnung meines Vaters, worüber meine Eltern sehr stolz waren. Es war etwas in einem nahezu unsichtbaren Hügel, zurückgelegen von der Straße gebaut worden und kaum 10 Jahre alt. Die Kellerräume waren ebenerdig vorne und nahezu völlig im Erdreich an der Rückseite des Hauses, sodass in ihnen nahezu völlige Dunkelheit herrschte und die schmale Luke kaum Licht in den Keller warf. Nur die schwarze Katze Micky machte davon Gebrauch. Hier fand ihr Wechsel aus dem und ins Haus statt, wenn nicht gerade das Küchenfenster oder eine Haustür offen stand.

Über dem zweiten Stockwerk, mit den Schlafzimmern, befand sich noch eine bewohnbare Mansarde. Dann ging es noch eine Holzstiege höher bis unter das spitz zugeschnittene Dach, in welchem ein kleiner, eigentlich nur dekorativer Turm eingebaut war. Hier hatten die Tauben des Nachbarn ihr Klo eingerichtet. Mit einigen unterschiedlich langen und zusammengebundenen Eisenstangen, die der Nachbar über ein langes Seil in Bewegung und dabei zum Klirren bringen konnte, wurden die Tauben direkt an ihrem Sitzplatz mit Radau erschreckt, aber mit der Zeit gewöhnten diese sich an das Geräusch am Kamin und wir uns an ihren Mist auf der Haustreppe, wobei uns das Geräusch der Eisenstangen immer mehr störte. Es war eben kein Glockenspiel.

Im Innern war das Treppenhaus bis zum Speicher offener Raum und ganz aus Holz gebaut. Nirgends gab es Betonböden. Alle Zimmer waren nahezu 4 Meter hoch. Mein Vater war ein Hüne. Wenn er gut gelaunt war, lies er uns Buben (mein Bruder, er wurde zwar François gerufen hieß aber offiziell Albert, war vier Jahre älter als ich) einen nach dem anderen auf seinen Schultern turnen und sogar oben stehend konnten wir nicht bis an die Zimmerdecke reichen.

Der große Doppelkeller war also auf dem Niveau der Straße. Er konnte fast nicht ohne eingeschaltetes Licht betreten werden. Ich hatte immer Angst allein hinabzusteigen, um Kohlen oder Briketts für die Öfen zu holen. Nur den stinkenden Käse, Fromage de Herve, den mein Vater während des Krieges in seinen beiden Koffern und in rauhen Mengen mit nach Hause brachte, konnte ich ohne Licht finden, ich brauchte nur die Quelle des Duftes anzusteuern.

Aber auch die Kartoffeln, die in die Küche getragen wurden, gehörten zur alltäglichen Pflichtarbeit und waren im Dunkeln nur am starken Erdgeruch zu finden. Dass man auch von der Straße her ebenerdig in den Keller gelangte, war ein beachtlicher Vorteil, zumal wenn eine neue Ladung Kohlen, Briketts oder Holz angeliefert wurde. Die Briketts und das noch ungespaltete Holz wurden, Raum sparend, wie Ziegelsteine gestapelt, was stets die Aufgabe von uns Jungen war. Wenn Holz gebraucht wurde, durften wir dies sogar selber spalten. Das Beil war immer griffbereit in einem mächtigen Holzbock eingeschlagen. Es handelte sich bei diesen Holzscheiten um leicht spaltbare, unbrauchbar gewordene und auf Maß zu geschnittene Grubenstützen. Die Grubenarbeiter hatten eine Ration von Holz gratis zur Verfügung und je näher der Winter kam konnte man sie tagtäglich von der Arbeit nach Hause gehen sehen, mit einem meterlangen Scheit Holz, in welches ein Keil als Griff getrieben war. So konnte man es besser auf der Schulter tragen und mit einer Hand festhalten.

Es sei hier zusätzlich notiert, dass sich direkt angrenzend an die Ortschaft geologisch gesehen, das Plateau de Brie ausbreitet, das weit ins Französische reicht und bekannt ist durch sein ergiebiges Eisenerzvorkommen. Die Minette, wie das Eisenerz genannt wird, konnte man zuerst nur über Stollen abbauen, später aber auch im Tagebau. Die vielen kraterähnlichen Löcher

oben auf dem Plateau, rührten her von eingestürzten oder zum Einsturz gebrachten Stollen. Eine Traumlandschaft für spielende Kinder, die keine Gefahr kannten, denn weitere Einstürze waren häufig, doch glücklicherweise kann ich mich nicht erinnern, dass irgendeinem dort ein Leid zugestoßen sei.

Die Westseite unseres Hauses war an ein viel kleineres Nachbarhaus angebaut. Alle Zwischenwände waren nahezu schalldicht, doch konnte man noch gut vernehmen, wenn auf der anderen Seite etwas Besonderes los was, das heißt, wenn es dort etwas lauter herging als normal. Auf unserm Parterre befanden sich 2 Eingangstüren. In der Mitte der einen an der Vorderfront, befand sich ein kleines Fenster, das man öffnen konnte. Die Franzosen bezeichnen solch ein Fenster, wie auch das heute als „Spion“ bekannte Guckloch mit „Vasistdas“, was in überzogenem Chauvinismus der sich in Sachen Sprache unfehlbar gebenden Académie française aber mit einem „V“ geschrieben wurde, obschon es abgeleitet ist von „Was ist das?“. Diese Tür war sehr praktisch zum Betreten der kleinen Balkon -Terrasse, die wir auf der Straßenseite benutzen. Dort stand unsere gemütliche Bank recht bequem und luftig im Schatten. Bei guter Witterung wurde sie sehr oft benutzt. Das erlaubte uns alles zu überblicken, was sich vor unserm Haus abspielte. Hier wurden alle Familienfotos geknipst, denn mein Vater war ein leidenschaftlicher Fotograf, der seine Glasplatten noch selber im Dunkel -Keller entwickelte. Ein kleiner Vorgarten im Hang war mit Strauchrosen und Farnen begrünt nebst einem Fliederbusch dessen Blüten mein Vater immer abschnitt um sie meiner Mutter zu Dekorationszwecken zu überreichen. Nur hatte die Tür wegen des seltenen Benutzens die fatale Eigenschaft am Boden zu klemmen. Diese Bremse konnte nur mit etwas Kraftaufwand überwunden werden.

Die andere Haustür öffnete sich ebenfalls ins Treppenhaus, aber als Nebeneingang an der östlichen Giebelseite. Sie wurde am meisten benutzt. Hier befand sich auch der Zugang zum Garten. Rollladen vorne am Haus und Klappladen auf der Hinterseite, dienten der Sicherheit. Jeden Abend wurden die beiden länglichen, bis an die Klinken herab reichenden Fenster, der Giebeltür mit Stahlplatten abgesichert und mit einem breiten Flacheisen zusätzlich verriegelt. Diese manuelle Absicherungsmethode anzubringen und wieder zu entfernen, war ein tagtägliches Pensum von uns Buben.

Damit man diese bereits damals notwendigen Sicherheitsvorkehrungen verstehen kann, betone ich, dass wir an der Westgrenze des Luxemburger Landes wohnten und wenn man nach Frankreich über die Grenze ging, wo sich nur ein eher symbolischer Schlagbaum als Absperrung befand, war man wohl im Land der Franzosen, aber zu sehen waren meistens nur herumlungernde Algerier, Marokkaner und Tunesier, die alle arbeitslos zu sein schienen. Einheimische Franzosen waren wenige zu erkennen. Dazu war meine Mutter eine überaus ängstliche Person, der es auch nicht leicht viel Nächte ohne den Schutz des Mannes zu sein, während dieser seinen Nachtdienst ausübte.

In die gute Stube unseres Hauses kam man vom Hausgang her durch eine riesige Doppeltür, die selten geöffnet wurde, besonders aber dann, wenn ein großer Putztag bevorstand oder im Sommer wenn Kühlung per organisiertem Durchzug erreicht werden sollte. An diese große Doppeltür angelehnt, stand auch das Fahrrad meines Vaters, wenn er zuhause war. Dies war von der englischen Marke Raleigh und recht solide, was dem Anspruch meines gewichtigen Vaters entsprach. Sogar der Gepäckträger war sehr stabil und wurde oft von uns benutzt um eine kurze Strecke, als Aufsitzer mit dem Vater zu fahren. Rücktritt als Bremse, und eine kleine Übersetzung waren besondere Gadgets, die auch wir schnell zu nutzen wussten. Meine Mutter mag dieses Aufspringen auf den Gepäckträger nicht so sehr, weil sie öfters danach Risse in unseren Hosen zu nähen hatte.

Die gute Stube wurde nur selten benutzt. Es roch in ihr immer apart muffig und übertrieben säuberlich nach Bohnerwachs, den wir Buben nicht nur auf den Holzboden auftrugen, sondern von der Mutter auch besonders an den Möbeln gebraucht wurde, welche anschliessend poliert werden mussten. Auf der großen Fensterbank standen einige Asparagus Pflanzen, aber auch Pflanzen, die man im Volksmunde Zungen der Schwiegermutter nennt. (Schwéiermamms Zongen). Die Bezeichnung kam wahrscheinlich daher, weil die Blattränder der Pflanzen messerscharf sind und man sich gerne die Finger daran verletzte, wenn man die Blätter vom Staub befreite.

Nur zu feierlichen Anlässen wurde dort alles schön hergerichtet. Dort befanden sich um einen runden, aber weit ausziehbaren Tisch, 6 recht komfortable mit schwarzem Leder überzogene Holzstühle. Sie waren auf dem Sitz und am Rückenstück sehr dekorativ mit Kupfer- oder Messingnägeln beschlagen. Es befand sich in diesem Zimmer ebenfalls eine Liege, auf welcher wir manchmal herumturnen durften und wo mein Vater seine Siesta hielt. Es kam aber auch vor, dass wir uns dorthin zurückzogen, wenn wir uns schämten oder mit unserm kindlichen Leid allein sein wollten. Das Lästigste an diesem Zimmer war, das peinliche Staubwischen und das anschließende Bohnern. Daran war das Hüttenwerk schuld, das neben hoch qualitative Eisenbahnschienen auch sehr feinen Staub produzierte, welcher durch alle Fugen und Ritzen ins Haus eindrang. Unter dieser Liege (Chaise - longue genannt) wurde der große hölzerne Kasten mit dem Staubsauger, mitsamt Accessoires aufbewahrt. Den Staubsauger benannten wir nach seiner Marke Electrolux. Der „Lux“ musste nahezu jeden Tag in Gebrauch kommen, das verlangte die peinlich praktizierte Sauberkeit in unserer Familie. Die Tätigkeit mit diesem saugenden Ungetüm auf Gleitschienen hatten wir mit dem Tätigkeitswort „luxen“ belegt. Dieses größte aller Zimmer war also das Prunkstück, das Aushängeschild unseres Hauses. Kindstaufe, Kommunion, Weihnachten und einige Familienbesuche hatten dort Vorrecht.

Der Architekt des Hauses muss entweder besoffen gewesen sein, als er den Plan erstellte, oder aber er war ein absoluter Dummkopf, denn wahrscheinlich erst als der Rohbau fertig gestellt war, merkte man dass in diesem kein WC vorgesehen war. Man wusste alsdann keine bessere Lösung als einen Teil des großen Esszimmers hierfür abzutrennen. Da man die Seitenmauern des WC aber nicht bis unter die Decke hochgezogen hatte, befand sich nachher in der Ecke der schönen Stube eine Art großer eingebauter eckiger Kasten, den man später als Schrank tarnte, indem ungeübte Anstreicher auf die blanken Gipswände so etwas Ähnliches wie Holzpanelen aufmalten, sowie simulierte Türen eines Bücherschranks. Das wäre noch eine annehmbare Lösung gewesen, aber nur eine Täuschung fürs Auge. Wenn nicht gerade dann, wenn hoher Besuch aufkreuzte, man beim Festessen besonders gut hat vernehmen können, wenn und wie lange jemand pinkelte, wer und in welchem Ton dieser Winde von sich gab. Sogar das Rascheln der abgerissenen Zeitung war durch die dünne Trennwand erschreckend gut vernehmbar. Auch das anschließende Ziehen des Wasserkastens, der hoch oben an der Seitenwand angebracht war, konnte akustisch nicht unterdrückt werden.

Unsere Eltern hatten uns eingebläut niemals das WC zu benutzen, wenn die geladenen Gäste beim Festessen zu Tisch saßen. Im Notfall verschwanden wir in unsern Garten und pinkelten gegen den Kaninchenschuppen. Das hatten wir auch lieber, da konnten wir wenigstens die Vorhaut unseres Wasserspeiers, wie eine Blase mit Urin füllen und damit versuchen Rekorde im Weitpissen zu erstellen, indem wir kräftig auf die pralle Blase drückten und den heraustretenden Strahl so dünn, wie nur möglich hielten. Meistens zielten wir auf den Starenkasten, der unter der Dachrinne des Kaninchenstalles aufgehängt war.

In dieser Sportsparte zirkulierten übrigens die skurrilen Gerüchte von Männern, denen es sogar gelungen sei, mit dieser Technik manche der damaligen Gaslaternen in der Straße zum Erlöschen zu bringen. Erst später wurde es auch uns bewusst, dass dies kaum möglich war, da das Gasflämmchen der Straßenlaternen rundherum mit einer Glasscheibe absolut winddicht und somit auch vor einem gezielten Urinstrahl geschützt war.

Ein Wort zur Beschneidung aller männlichen Geburten

Spätestens hier fällt mir noch etwas ein, was mich in meinem späteren Leben sehr beschäftigt hat. Als Bube lernten wir schnell, was Onanieren war, doch hatten wir da eher minder wissenschaftliche Bezeichnungen dafür. Was mich später beschäftigte, das war die Beschneidung, durch welche während des Krieges die Juden schneller identifiziert werden konnten. Als mein Sohn zur Welt kam, wurde keine automatische Beschneidung vorgenommen, obschon das bereits eine übliche, meines Erachtens aber äußerst unseriöse Handlungsweise der Ärzte war und vielerorts noch ist. Ich war lange der Meinung diese Praxis hätte sich erst in unsern Industriegebieten verbreitet, weil eben durch die Beschneidung aller männlicher Nachkommen man möglicherweise vermeiden könne, dass ein jüdisches Kind schnell als solches identifiziert werden kann. Die Erläuterungen, die uns aber zu diesem Problem gemacht wurden, entsprachen keinesfalls der Realität. Beschneidung ist in den seltensten Fällen eine hygienische Vorsorge Maßnahme. Die einzigen positiven Seiten lagen eher bei einem zusätzlichen und willkommenen Verdienst der Ärzte. Es ist deshalb auch äußerst fraglich, warum man eigentlich einen Arzt, der unaufgefordert Jungen beschneidet, nicht wegen Körperverletzung vor den Kadi bringen kann. Negativ ist jedenfalls auch zu beurteilen der Umstand, dass die nervliche Empfindlichkeit der Eichel unbedingt nachlässt, dass man auf fremder Toilette sitzend sehr schnell Krankheitskeime auf die Eichel übertragen kann, die ansonsten durch eine Vorhaut eher geschützt bleibt. Natürlich war es auch eine Art Prävention die von welchen Gutgläubigen auch immer gefordert, um der Onanie Einhalt zu gebieten. Auf jeden Fall bin ich heute noch froh darüber, dass mir jene schreckliche Verstümmelung erspart geblieben ist. Dies hat sich erwiesenermaßen seit dem weit spritzenden Wasserstrahl in frühester Jugend bis heute ins Alter keinesfalls nachteilig erwiesen. Ich finde es auch absolut unsinnig, dieses eher an Verbrechen an der Menschheit grenzende Thema zu tabuisieren. Meine Erinnerung ist noch frisch, wenn ich daran denke wie meine Frau, die genau wusste, was es mit der Vorhaut auf sich hat, unserm befreundeten Arzt, der unsern Sohn zur Welt brachte, eine Woche nach der Geburt sagte: „Wenn Du den Bub beschnitten hättest, dann hätte ich Dir den Hals umgedreht!“

Das Treppenhaus

Zurück zum Treppenhaus, dessen Holzstiegen und auch das Geländer uns beiden lange Zeit als Rutschbahnen dienten. Von hier konnte man gerade aus in die Küche gelangen. Das Geländer war zwar beliebt als Rutschbahn, war aber viel zu steil, ergo zu schnell und führte meistens zu Verletzungen. Wenn man sich aber auf einen Teppich setzte, den man mit beiden Händen zwischen den Beinen festhielt, dann waren die Holztreppen zwar eine holprige Angelegenheit, doch recht lange beim Rutschen beliebt, zumal wenn die Witterung uns zwang im Haus zu bleiben.

Die Küche war recht geräumig, mit einen schwarzem Abwaschbecken, das aus einem Schie-

ferblock gehauen war. Der Abfluss befand sich unterm Küchenfenster, der durch die Außenmauer in die Kanalisationsröhre führte, die sich unter dem Kellerboden befand. Außerdem befand sich in der Küche eine große Kochmaschine von der Marke Küppersbusch mit seitlichem Warmwasserkessel und Backofen. Auch gab es damals bereits einen als Luxus bezeichneten Gasherd mit 2 Brennern. Von der Decke herunter hing eine Leuchte mit Porzellanschirm. Man konnte sie in der Höhe verstellen, was am Abend beim Lesen besonders günstig war. Die Abgas- oder Kaminröhre war mit Silberbronze gestrichen und war erst unter der Decke an den Kamin angeschlossen. Diese lange Ofenröhre gab zusätzliche Wärme an das hohe Zimmer ab.

Gehen wir aus der Küche in die normale und auch sehr gemütliche Stube. Dort ratterte manchmal tagelang die Nähmaschine meiner Mutter. Es war eine Singer mit Fuß Betrieb. Auch lauschten wir dort gerne Radio. Wir hatten einen Telefunken und der stand in Augenhöhe auf einem Schrank. Besonders gerne hörten wir uns Hörspiele an, die bei Radio Beromünster auf Kurzwellen gesendet wurden, aber auch im Krieg wurde dieses Radio in Betrieb genommen.

UKW Empfang gab es damals noch nicht. Es kam erst viel später. Im Krieg wurde nur mit der leisesten Lautstärke gehört. Besonders die Ankündigung der BBC - London mit ihrem dum, dum, dum, dum, hatte viel und merkwürdige Resonanz und musste absolut unterdrückt werden, damit kein Nachbar aufmerksam werden konnte. Mein Vater machte sich öfters die Mühe (wenn er zuhause war), und brachte den Apparat ins Elternbett, wo er dann unterm Bettzeug den „Feindsender“ abhörte. Obschon man dies vor uns Buben verschweigen wollte, wussten wir genau, was vor sich ging. Ich kann mich erinnern, dass ich meiner Mutter einmal anlässlich einer Tracht Prügel, damit gedroht hatte ich würde den Leuten erzählen, dass mein Vater den Engländer höre. Das hatte einen gewaltigen Schock ausgelöst. Ich glaube schon, dass eine für mich vorteilhafte und auch nachhaltige Wirkung nicht ausgeblieben ist. Die gewählte Sendestation wurde stets schnellstens wieder gewechselt, denn genau das war es, was die uns besuchenden Spitzel immer wieder ergründen wollten. Auch in Rodingen gab es die so genannten gefährlichen Nazianhänger, die zu allem fähig waren. Einige von diesen „Landesverrätern“, besonders jene die manchen, ihnen unangenehme Bürger, bei der SS angezeigt hatten, wurden von der Rodinger Volksjustiz gelyncht, als die „ewig siegreichen Truppen“ mit einem „strategischen Rückzug“, aus dem Luxemburger Land vertrieben waren. Doch aus dieser Zeit noch einiges später.

In den beiden Wohnstuben gab es mehrarmige Deckenleuchten, die einzeln oder global geschaltet werden konnten. Ein Feuer wurde in der Kochmaschine und bei kalter Witterung in der alltäglich gebrauchten Wohnstube unterhalten, wo sich ein gewichtiger, gusseiserner Dauerbrenner, mit einer nahezu zwei Meter langen Ofenröhre, befand. Die Marke hieß Oranier. Diese Ofenröhre diente weniger als Dekor, war dagegen eine exzellente und zusätzliche Wärmespende. In der besten Stube stand ein ähnlicher Dauerbrenner, ebenfalls mit langer Ofenpfeife. Dieser Ofen wurde aber nur selten unter Feuer genommen, sodass die Tür die sich zwischen den beiden Stuben befand, zur Kältebrücke wurde, besonders im Winter. Wenn in diesem Ofen ein Feuer angezündet wurde, gab es zuerst eine höllisch beißende Dampfentwicklung, weil der Kamin kalt war und es etwas dauerte, bis sich der Aufwind in Gang setzte. In Erkenntnis der Sachlage hat mein Vater dann immer als Vorbereitung etliche Zeitungen in der Ofenröhre Verband, bis der Aufwind mächtig zu heulen anfing. Wurde die Zwischentür zur großen Stube geöffnet, verflüchtet sich die gesamte Hitze von Küche und der „Kleinen“ Stube in die unbeheizte „Große“ Stube, was aber auch ein Vorteil hatte wenn einmal schnell aufgeheizt werden musste. Diese „Große“ Stube trug im täglichen Sprachumgang die großzügige Bezeichnung „Salle à manger“.

Auf dem ersten Stock befanden sich drei Zimmer, davon zwei vom Treppenhaus aus zu erreichen. Ein großes Fenster das viel Licht ins Treppenhaus schüttete, konnte man nur öffnen, wenn man auf einen Stuhl stieg, um bis an den Griff zu reichen. Die Treppe war in zwei geteilt und ging in einem Zwischenabsatz nach oben. Bei diesem Absatz befand sich ein Fenster, das man nicht öffnen konnte und nur etwa 0,20 m über dem Treppenabsatz und etwa 0,60 m hoch war. Vor diesem kleinen Fenster lagen wir oft auf dem Bauch, um ungesehen das Geschehen auf der Straße zu überschauen. Von außen waschen konnte man dieses Fenster nur, wenn man auf der Terrasse auf eine Leiter stieg, was sehr umständlich und ausschließlich eine Angelegenheit von uns Burschen war. In etwa 1,80 m Höhe begann dann das große Doppelfenster, welches man zwar von innen öffnen und beidseitig putzen konnte, aber nur indem man wiederum eine Leiter zu Hilfe nahm.

Das Elternschlafzimmer, mit einer in drei Teile geteilten Fensterwand, lag zur Straße hin. Das Kinderschlafzimmer hatte ein Fenster auf der Südseite, von wo man den kleinen Garten überblicken konnte und auf den geräumigen einstöckigen, daher recht geräumigen Kaninchenschuppen sah. Im dritten Zimmer, vom Elternzimmer aus zu erreichen und das auch ein Fenster auf den Hinterhof besaß, befand sich neben einem Waschbecken, eine mannslange Badewanne aus weis lackiertem Zink, ein Gasofen zur Wasseraufbereitung, mit eingebauter Dusche sowie ein guter Ofen, der schnell Hitze von sich gab, wenn er in Anspruch genommen wurde. Das geschah in der Regel jeden Samstag, dann war nämlich Waschtag. Dies war also bereits eine recht luxuriöse Ausstattung, was „vor dem Krieg“ nur wenige Häuser aufzuweisen hatten. Meine Eltern waren besonders stolz auf diese Dienstwohnung, die mein Vater aber keinesfalls gratis benutzen durfte. Dabei muss ich in Erinnerung rufen, dass mein Vater eine Uniform trug. Er war Douanier, also Zollbeamte, im Volksmund mit „Hecke Schösser“ bezeichnet, im Dienste des Staates und sein Verdienst war recht mager, was wir ständig zu hören bekamen. Die Dienstkleider bezog er von einer „Organisation“, die sich „Kleidermasse“ nannte. Seine Stiefel oder Schuhe mit Ledergamaschen mussten manchmal herhalten, wenn ich mich zuhause verkleidete und meine Eltern zum Lachen bringen wollte. Dann zog ich auch den bis auf den Boden ragenden Uniformrock über und setzte die steife Kappe auf, unter welcher ich mich kaum noch orientieren konnte. Sogar den 5cm breiten Lederriemen mit Anhang, Gummiknüppel (matraque) und Revolver legte ich mir zweimal um den Bauch gewickelt, als Panzgurt um und stakste so, allen Zuschauern imponierend, durch die Küche.

Mein „großer“ Bruder hatte wahrscheinlich wenig Verständnis für solchen Schabernack. Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, dass er zu den amüsierten Zuschauern gehörte.

Feuersbrunst

Er wollte sich auf seine Art und Weise hervortun. So kam es, dass an einem Samstag, dem Reinigungstag für alle, wir die Kopf- und Körperwäsche bereits über uns hatten ergehen lassen. Das war eine Beschäftigung meiner Mutter. Ich erinnere mich noch sehr genau, dass sie sich immer wieder etwas verärgert gab, wenn sie an unserm Geschlechtsorgan herum seifte und schrubbte und dieses Organ sich zu unserm eigenen Erstaunen versteifte und aufrichtete. Sie war so gutgläubig zu meinen dieses Phänomen ließe sich einfach auf Befehl an und abstellen, wenn sie sagte: „Nujé, dach“.

Doch zurück nun zur viel bedeutsameren Feuersbrunst. Also wir waren mit einem Spiel beschäftigt in der kleinen Stube. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich die beiden Eltern oben allein im Badezimmer.

Es war so um die Weihnachtszeit. In dieser kleinen Stube hatte mein Vater bereits einen festlich geschmückten Weihnachtsbaum errichtet, der fast bis an die Decke reichte und daneben lagen auch Funken sprühende Leuchtkörper (Spéitzmännercher). Wir beide amüsierten uns wie immer, wenn wir ohne Aufsicht waren, meist entgegen der Regeln, die unsere Mutter mündlich verfasst hatte. Als mein Bruder unsere schwarze Katze Micky fangen wollte, um sie wie üblich zu ärgern, kam er auf den Gedanken ihr einmal ein solch Funken sprühendes Ungetüm vor die Nase zu halten. Er wusste, wo die Streichhölzer lagen, und hatte schnell so ein Ding angezündet. Die Katze machte sich sofort davon, konnte aber nirgends anders hin flüchten als unter auf dem direkten Weg durch das offene Fenster. Aber dieses war verschlossen. Sie verkroch sich unter dem langen Woll-Vorhang hindurch auf das schmale Fensterbrett. Mein Bruder verfolgte sie hartnäckig mit dem Feuer speienden Ding und geriet damit verhängnisvoll in die Maschen des Vorhangs, der sofort Feuer fing.

Ich kann mich noch gut erinnern, dass ich spontan in den Hausgang rannte und so laut wie ich konnte um Hilfe schrie: „Höllef, höllef, Feier! Feier!“

Mein Vater nahm sich nicht einmal die Zeit, etwas anzuziehen. Er kam halb nackt die beiden Treppenstücke herunter gedonnert, riss das Doppelfenster auf, stieß die beiden Klappladen auf und riss in großer Hast sämtliche Gardinen von der Mauer um sie brennend hinaus in den Garten zu werfen. Das war äußerst heldenhaft. Zum Glück waren nachher die Tapeten nur schwarz gesengt, die Decke aber bereits auf dem Punkt in Flammen zu geraten. Wenn diese ebenfalls Feuer gefangen hätte, wäre keine Rettung mehr für unser Haus möglich gewesen, denn die Decken sowie das ganze Treppenhaus bestanden nur aus Holzbalken, die mit Holzlatten und Friesen verkleidet und mit Gips beworfen waren.

Ich weiss nur noch, dass mein Vater fast am ganzen Körper schmerzliche Brandwunden abbekommen hatte, an denen er noch jahrelang laborierte.

Unsere Katzenmutter Micky hatte sich selbstverständlich irgendwohin verkrümelt und kam erst einige Tage später wieder zum Fressen. Dieses Feuer und besonders die tollkühne Leistung unseres Vaters hatten uns Buben mächtig beeindruckt. Ich kann mich nicht erinnern, ob es damals Schelte oder sogar Hiebe gegeben hat. Ich glaube, es waren aber nur Worte der Warnung, solche gefährliche Spiele weiterhin absolut zu meiden.

Der kleine Gemüsegarten

Man konnte noch gerade so die höher gelegenen Beete überblicken, wenn man durchs Küchenfenster in den Garten schaute. Öfters suchten wir den kürzesten Weg, durch dieses Fenster, um nach draußen und in den Garten zu gelangen. Jeder von uns beiden hatte es auch einmal gewagt vom Badezimmerfenster aus (ein Stockwerk höher) in den Garten zu springen, was allerdings wir selber daraufhin nicht mehr noch einmal als Leistung einstuften. Die Gemüsebeete, einiges Spalierobst, sowie die Blumenbeete besorgte mein Vater. Mich interessierten hauptsächlich die Ameisen, die über den sandig geschotterten Gartenpfad, von einem Beet ins andere wanderten. Wir mussten höllisch aufpassen, weil die Beete mit umgestülpten, aber leeren Flaschen umrandet waren. Sie waren mit dem Halsstück nach unten in die Erde gebuddelt, sodass nur noch der eigentlich stabile Fuß der Flasche die Abgrenzung des Gartens markierte. Weil sie immer wieder zerbrachen, wurden sie später durch schräg gestellte Ziegelsteine ersetzt. Um diese winzigen Ameisen beobachten zu können, besorgte ich mir eine alte Decke und legte mich glatt, neben ihren Jagdpfad, auf den Boden. Nur so konnte ich dem lus-

tigen und emsigen Treiben zusehen, ohne dass ich dabei ermüdete. Mich verblüffte deren gesellschaftliche Ordnung, die ohne ersichtliches Kommando reibungslos von Statten ging. Mit einigen eingesammelten Ameisenpuppen fütterte ich meine Fische. Ich habe mich immer gefragt, warum in unserm Haus immer so leidenschaftlich herumkommandiert wurde, wenn in einem Ameisenstaat doch scheinbar alles so geräuschlos und harmonisch ablief.

Ich kann mich noch sehr gut erinnern, dass wir damals ein Starenhaus hatten, welches auch bewohnt war. Ich habe es an anderer Stelle bereits anlässlich unserer sportlichen (!) Aktivitäten erwähnt. Seit den Kriegsereignissen habe ich im Süden des Landes keinen Star mehr gesehen, gewiss weil dort das Nahrungsangebot von saftigen Beeren nicht dasselbe ist, wie in den Weinbergen unserer Mosellandschaft. Man würde sie heute mit Emigranten vergleichen können und auch so bezeichnen.

Mein Bruder konnte mich manchmal bis zur Weißglut ärgern. Da ich ihn aber nicht durch Schnelligkeit einholen konnte und dabei seine stärkeren Fäuste auch meiden wollte, ergriff ich manchmal irgendein Gegenstand oder einen Stein, um ihm diesen an seinen Kopf zu schmeißen. So kam es auch, dass ich gerade wieder einen Stock gefunden hatte, als wir (nicht von ungefähr) rund um das Beet vor dem Küchenfenster rannten. Doch bevor mein gezieltes Geschoss ihn treffen konnte, sprang er zur Seite und der Stock landete hinter ihm in der klirrenden Fensterscheibe. Da wurde es mir erst klar, dass man sich viele allzu spontane und unüberlegte Handlungen besser vorher durch den Kopf gehen lassen soll, um nicht erst nachher die eventuell daraus resultierenden Folgen zu ergründen. Mein Bruder hatte mich absichtlich in diese Stellung gelockt und ich war prompt darauf hereingefallen.

Die Erziehungsmethode meiner Mutter war einfallslos.

Die Erziehungsmethode meiner Mutter war einfallslos, stur und aus heutiger Sicht sogar des Menschen unwürdig.
Die Worte Hiebe, oder sogar brutale Schläge, muss ich gebrauchen, wenn ich die Erziehungsmethode meiner Mutter, unter die Lupe nehme. Der breite Riemen, also der Bauchgurt meines Vaters, war schnell zur Hand, wenn die Mutter, besonders mich züchtigen wollte. Mit diesem Riemen gab es Hiebe, auf den bloßen Beinspeck, dass ich mich krümmte und fast in den Erdboden verkriechen wollte, vor Schmerzen. In ihrer Unfähigkeit uns Buben mit friedlichen Mitteln zu erziehen, kannte sie nur diesen Riemen und ich bekam einen heiligen Respekt davor. Sie liess mich in ihrer auftretenden Schwäche auch wissen, dass ich ein unerwünschtes Kind sei, und man mich besser hätte ertränken sollen bei der Geburt. Das ging soweit, dass ich meiner Mutter überhaupt nicht mehr traute und der Gedanke mich immer wieder verfolgte, meine Mutter wolle mich wirklich umbringen. Sie schien mich zu hassen. Was aber nur so schien, denn sie konnte auch Freude bereiten und sehr lustig sein. Sie war eben eine ungebildete und schwächliche Frau, die in komplizierten Fällen schnell verzweifelte. Sehr oft überkam mich dieser absurde Gedanke sie wolle mich umbringen, wenn ich nicht das essen wollte, was mir nicht schmeckte, weil Zweifel mich peinigten, ob mein Essen nicht doch vergiftet sei. Ich bin heute noch immer der Meinung, dass die Wohlstandsgesellschaft es absolut unterlassen hat und noch immer unterlässt, den Eltern verständlich beizubringen, wie man Kinder erziehen soll. Dabei hat sich bei der heutigen Generation vieles verändert. Man ist einsichtiger geworden. Aber es gibt sie noch immer, die sturen sadistischen Väter oder Mütter, deren oberster Wunsch nur in der eigenen Befriedigung liegt und deshalb werden die Kinder mit extremen Dummheiten des alltäglichen Lebens gequält. Kein Wunder, wenn dadurch jede friedliebende Anhänglichkeit verloren geht. Außerdem hat unser System den Zwang hervorgebracht, dass beide Elternteile Geld verdienen müssen, um sich einen normalen Lebensstil zu leisten. Dann verlieren die Kinder leicht ihre natürliche Anhänglichkeit zu ihre Eltern.

Es genügt heute einen Führerschein aufzuweisen, man braucht aber keinen Beweis in der Hand zu haben, dass man sich vor der Ehe als zukünftige Eltern und Ehepartner entsprechend hat bilden lassen. Meine eigene Ehevorbereitung reduzierte sich diesbezüglich auf ein lächerliches Gefasel, vorgetragen von Leuten die Einführung anboten aber glatt keine Ahnung hatten, wie eine harmonische Ehe und noch viel weniger, wie eine friedliche Erziehung erfolgen soll.

Qualvolle Erziehungsmethode, die man nie vergessen kann

Dummerweise musste mein Bruder mich bald bei solchen Züchtigungen festhalten, damit ich nicht entweichen konnte, bevor die Tracht Prügel auch ausreichend ausgefallen war, die ich selbstverständlich nicht länger freiwillig über mich ergehen liess. Dadurch verbesserten sich meine kollegialen Beziehungen zu meinem Bruder keineswegs. An ein Fortlaufen war in erster Zeit noch nicht zu denken. Natürlich fand ich mit zunehmender unmenschlicher Behandlungsmethode einige Notlösungen, um dieser schrecklichen Tortur zu entrinnen. Manchmal wünschte ich mir auf der Stelle zu sterben, allein um mich zu rächen, denn ich ahnte dass allein nur noch so etwas, meine Mutter überhaupt schocken und bremsen könnte.

Nur dann würde sie aufhören gnadenlos auf mich los zu dreschen. Anstatt dass man mich noch öfter zur Strafe ins dunkle Verlies, im Keller oder in den dunklen Raum unter der Speichertreppe einsperrte, rannte ich alsbald selber die Treppen hoch in die Speicherräume, wo ich mich selber von innen einsperrte, zu allem bereit, sogar über das Dach den Fluchtweg zu erweitern, um diesen furchtbaren Züchtigungen zu entrinnen. Auch auf die Androhung meines Bruders und meiner Mutter hin, man würde die Tür aufbrechen, gab ich nicht mehr nach und beharrte darauf, dass man mich in Frieden lassen soll. Wenn dann bei meiner Mutter nach kurzer Zeit sich das aufgestaute Adrenalin wieder verflüchtigt hatte und die spontane Angriffswelle meiner Angreifer abgeebbt schien, verließ ich meine sichere Zufluchtsstätte. Die Schlüssel zu den Speicher Räumen, hatte ich selbstverständlich, aus strategischen Gründen, selber versteckt.

Mein Vater dagegen hatte selten Anlass sich mir gegenüber kritisch zu äußern, so kam es, dass meine Mutter ihm sogar flehentlich verboten hatte, mich auch nur anzurühren, denn das hätte mich das Leben gekostet. Er kannte seine Kräfte nicht und konnte sich kaum beherrschen, wenn er aufgeregt war. Einmal hatte er durch meine ungezügelten Rückäußerungen voller Wut zum Schlag ausgeholt, als ich mich gerade zwischen den Paneelen der Stubentür aufhielt. Beim Ausholen zum Schlag, traf seine Faust die Holzverkleidung, die sich krachend von unten bis oben, zu einem gähnenden Spalt auftat. Zum Glück konnte ich vorher noch ausweichen.

Manchmal wurde ich viel leichter gestraft, indem ich nichts zum Essen erhielt oder man mir keine Spielzeit mit den Kameraden einräumte. Wo meine Mutter die Reserve von Käse und Butter aufbewahrte, war unschwer zu ergründen und mein Selbsterhaltungstrieb wurde bei Aufklärung einer heimlichen Selbstbedienung selbstverständlich mit einer weiteren Strafe gewürdigt. Spielkameraden konnte ich leider nur wenige aufbauen, denn ich musste immer in der Nähe meines Bruders bleiben. Dabei erlebte ich aber, dass dieser Mensch nach meinen Begriffen, sehr oft unbegreifliche Überlegungen anstellte.

So kam es manchmal vor, dass ich meinem Bruder zur Hilfe eilte, wenn er im Streit lag und ein Anderer ihn verprügelte. Sobald es sich aber herausstellte, dass dieser Angreifer sich meiner Hiebe nicht mehr erwehren konnte, dann erfasste mein Bruder die Gelegenheit um sich

urplötzlich gegen mich zu wenden und dann war es an mir, um abzuhauen. Auch das verbesserte meine genetischen Bindungen zu meinem Bruder keinesfalls. Wahrscheinlich wollte er durch dieses Umschwenken die Gunst seines Kampfkumpanens wieder gewinnen. Übrigens alle Spielsachen, die im Hause waren, wie auch die meisten Kleidungsstücke gehörten zuerst ihm, dann erst musste ich mir die Gunst erkämpfen, auch etwas Spielzeug mein Eigen nennen zu können.

Auf dem Dreirad aber durfte ich in unserm kleinen Hof auch nur selten fahren, denn es war auf den abschüssigen Platten kaum möglich kurz vor der Treppe zu stoppen. Tretroller oder einfache Roller, Schlittschuhe oder Schlitten gab es nicht. Sie waren anscheinend viel zu gefährlich. Wir gebrauchten solche luxuriösen, oder wie meine Mutter meinte, gefährliche Spielzeuge nur auf Pump. Wir bettelten so lange bei manch stolzem Besitzer solcher Spielsachen, bis dieser dann großmütig zu einem kurzen Gebrauch einwilligte. Nur auf einem alten vierrädrigen Kinderwagen, konnte ich im dunklen Keller, meine Runden drehen. Dabei lag ich auf dem Rücken auf dem niedrig gestellten Sitz und strampelte mich mit den Füssen, mit großem Erfolg, aber nur rückwärts rollend, voran.

Die Schlittschuhe

Einmal hatte es tief gefroren. Es lag etwas Schnee und schnell wussten wir Schulkinder, wo die besten Eispisten oder Schlittenstrecken zu finden waren. Natürlich waren wir immer vor Ort und lauerten darauf, um auf den Spielgeräten anderer mitgenommen zu werden. Die große Wasseransammlung der Auen nahe der Schlackenhalde bei Rodingen war so eine vortreffliche Stelle für Schlittschuhfahrer. Es kamen solche, die bereits Pirouetten drehen konnten, oder einen doppelten Lutz sprangen, aber es gab auch die Erbärmlichen, die Anderen. Nach langem Feilschen erbarmte sich ein Schulkollege meiner Bitten und ich fixierte mir seine Schlittschuhe. Natürlich stand auch ich recht wacklig auf den Beinen, als man mich anstieß, damit ich eine kleine Strecke gleiten sollte, zum Probieren. Zuerst war es meine Sorge, zwar mit Mühe, aber aufrecht stehen zu bleiben, dann aber, als ich in die Richtung blickte, in welcher ich mein Können fortsetzen sollte, wurde mir plötzlich klar, dass ich überhaupt keinen Sinn hatte, wie man sich zu einer Kehrtwendung anstellen sollte. Mir dämmerte es sehr schnell, dass ich im Begriff stand, mich immer mehr dem Rand der Schlackenhalde zu nähern, wo ich auch schon blankes, also nicht gefrorenes Wasser erblickte. Ich hatte mir kaum die missliche Lage vor Augen geführt, als ich auch schon einsackte und als ich mich bereits am Ersaufen sah, stand ich plötzlich bis über den Nabel im Wasser und bis nahe an die Knie im Schlamm.

Ich konnte mich recht mühsam herausarbeiten, indem ich mich auf die Schlackenhalde zu bewegte. Dort verspürte ich auch schnell, warum das Wasser hier nicht gefroren war. Die frisch ausgegossenen Schlacken hatten noch Wärme gespeichert, sodass sich am Fuße der Halde nur offenes Wasser befand. Als ich wie Poseidon aus dem Schlamm auftauchte, konnte ich nur höhnisches Gelächter hinter mir vernehmen. Ich musste warten, bis jemand mit dem Schlüssel herbeikam, um die Schlittschuhe zu lösen, doch ans nach Hause gehen, wollte ich keinesfalls denken, denn da hätte der Panzgurt wieder Tanzstunden hervorgerufen.

Ich wagte mich also so nahe wie nur möglich an eine frische Schlackenbombe, um mich daran zu trocknen. Dampf stieg auf, als die nassen Beinkleider immer näher an die unsichtbare Glut kamen. Meine Vorstellung schien zu funktionieren. Ich zog auch Schuhe und Strümpfe aus und dann sogar noch die Hose um diese erstens noch vom meisten Schlamm zu befreien dann aber besonders um sie zu trocknen. In der Nachbarschaft dieser ungewöhnlichen Heizquelle

konnte ich mich barfuß und nur in Unterhosen, unbeschadet von der herrschenden Kälte, aufhalten. Als ich nach Hause ging, war alles schön trocken, aber kaum war ich eingetreten, wo meine Mutter mich bereits erwartete, da ging das Geschrei bereits los. Zuerst machte sie mir Vorwürfe, warum ich so fürchterlich nach Gas stinke und als ich ihr alles brühwarm darlegte, bemühte sie sich doch fürsorglich, um mir eine reinigende Dusche zu verpassen und frische Kleider. Die Freude allein, dass nichts Schlimmes passiert war, konnte sie auch bewegen Verständnis zu zeigen für die Seitensprünge ihrer Buben, deren Hilfe im Haushalt sie sicherlich auch so langsam zu schätzen begann. Später erfuhr ich erst, dass man sich bei diesen Schlackenbomben, die noch massig Gase abgaben, regelrecht hätte vergasen können.

Natürlich ärgerte ich meine Mutter immer öfter mit neuer Ausgelassenheit. Das hatte manchmal aber auch unerwartete Folgen. Sie wusste sich dann nicht zu wehren und begann laut zu schreien und über mich zu schimpfen. Manchmal war sie so gereizt und überfordert, dann fiel sie wie in einen Wahnsinnszustand, wobei sie öfters einen Lachkrampf erlitt und eine Art Veitstanz aufführte. Bei solchen Zuständen lies sie mich besonders wissen, dass ich eigentlich unerwünscht gewesen wäre und man mich wie schon erwähnt, bei der Geburt besser ertränkt hätte, so wie mein Vater es immer mit den jungen Katzen machte, die unerwünscht waren. Aus respektvollen Gründen, denn heute überblicke ich mit Abstand die damaligen Situationen, belasse ich es bei diesem Beispiel, wie meine Mutter ihre rhetorischen Beziehungen zu mir, immer subtiler verfeinerte und unüberlegt zuspitzte. Dann tat mir alles wieder leid, doch ich konnte nicht ergründen, warum man immer nur mir so aufsässig werden konnte.

Diese schlechten Beziehungen waren auch die Gründe, warum ich nach der Schulzeit fast nie sofort nach Hause ging und zuerst in den Wiesengrund abbog, wo neben dem Basketballfeld, der kleine Bach mich dann stundenlang in seinen Bann zog. Ich lebte dort in einer paradiesischen Welt, kannte Libellen, Stechmücken, Wasserkäfer und Schnecken, sowie alles was sich im Wasser und am Ufer bewegte. Selbstverständlich habe ich immer Schuhe und Strümpfe ausgezogen und da die Natur mich damals schon mehr faszinierte als das zuhause, geschah es bei gutem Wetter fast regelmäßig, dass meine Mutter sich auf den Weg machte, um mich dort mit allem Drum und Dran abzuholen. Schuhe und Strümpfe waren trotz aller Vorsichtsmaßnahmen meist trocken versaut und manchmal noch andere Sachen, wenn mein Darmverschluss den Anstrengungen, diese peniblen Geschäfte der Natur zu unterdrücken, nicht nachkam.

Ich kann mich erinnern, dass ich nach dem Schultag nahezu niemals etwas richtig für den nächsten Tag gelernt habe, vielleicht nur die Fragen und Antworten im Katechismus. Ich begriff schnell die Zusammenhänge, schrieb immer recht schön und fleißig meine Aufgaben, zählte aber ohne alles auswendig zu lernen, zu den 6 Besten, von 21 Schülern in unserer Klasse.

Der Bob

Nahe der französischen Grenze befand sich die Garage Jaley. Einer der Jungen hatte in der Garagenwerkstatt einen Bobschlitten gebaut, auf dem mindestens 5 Personen Platz fanden.

Neben dem Fußballfeld der Chiers befand sich eine abschüssige Zufahrtsstraße die etwa 100 Meter lang war und unten auf eine große Freifläche stieß, die als Parking benutzt werden

konnte. Anschliessend an dieses Parking, befand sich die ehemalige Dorfschutthalde, die immerhin 20 Meter hoch aufgefüllt war und zur Nordseite ziemlich steil in den Wiesengrund abfiel.

Diese Straßen Partie war normalerweise frei von Verkehr. Sobald sich eine längere Frostperiode ankündigte, begannen die Anrainer auf diesem Teil eine circa 1 Meter breite Eispiste anzulegen. Wie sie das anstellten, ist mir heute noch nicht ganz klar. Mir genügte es auf dieser äußerst schnellen Piste, allein oder mit andern herunter zu rasen, aber immer auf dem Schlitten anderer, denn ich besaß keinen. Meistens lag ich dann mit dem Bauch auf dem Schlitten und der Schlittenbesitzer brauchte sich nur auf mich zu setzen. Das Lenken besorgte ich dann mit den Füssen.

Wenn der Feierabend gekommen war, dann wimmelte es hier von Schlittenfahrern und meistens säumten Zuschauer die Strecke. Da wo normalerweise die Eispiste begann, gefand sich auch die Straße, aber mit wenig Durchgangsverkehr. Auf der anderen Seite der Straße, also quasi in Verlängerung der Eispiste, stieg noch ein Weg steil an, der oben auf die Anhöhe zu einem markanten Baum führte, die „Bich“.
Nur wenn die Zuschauer auf beiden Seiten der Piste standen, konnte man es wagen die Gleitstrecke, um wenigstens 100 Meter zu verlängern. Das Problem war die Verkehrsstraße. Waren Zuschauer vorhanden, dann konnte man sicher diese herrliche Verlängerung nutzen, denn diese stoppten den Verkehr, wenn Schlitten auf der Piste waren.

Im Laufe des Abends oder am Wochenende tauchte dann Kollege Jaley auf mit seinem Bobschlitten. Er hatte inzwischen mit kurzen Kufen vor dem eigentlichen Bob diesen so ausgestattet, dass er sich lenken liess, nahezu wie ein Fahrrad. Mit einer Autobatterie, aus der eigenen Werkstatt, war es ihm auch möglich geworden, vorne an dem Ungetüm eine Autolampe anzubringen. Alle Jungens, die den Spaß haben wollten, um mitzufahren, mussten natürlich kräftig zupacken und schieben, um dieses Ungetüm immer wieder den Berg hinauf in Startposition zu bringen.

Es waren nicht nur Sitzplätze vorhanden. Man konnte auch seitlich auf den runden Kufen stehen und es gab da viele Möglichkeiten, sodass nahezu 8 oder sogar 10 Personen aufsitzen konnten.

Natürlich trieb mich die Bereitschaft, ebenfalls mitfahren zu wollen. Ich kann mich zwar nicht mehr erinnern, welche Taktik ich angewandt hatte, um als Trittbrettfahrer dabei sein zu können. An dem bemerkenswerten Abend aber war der Bob gerade mit neuen Gadgets versehen worden. Ich sollte alsdann dem beladenen Bob, beim Start den letzten Ruck verpassen, um sofort breitspurig hinten auf die runden, weit herausragenden Kufen aufzusteigen. Ich stützte mich dabei auf meinen Vordermann.

Es war wirklich ein einmaliges Erlebnis, welche Schnelligkeit dieser schon sehr schwere Schlitten, dazu noch voll beladen mit Rodelfans, auf der eisglatten Strecke entwickelte. An manchen Stellen, wo die Eisfläche nicht mehr ganz kompakt war, flogen die Funken, wenn der Schlitten in höllischer Fahrt hinunter und über hervorstehende Schottersteine donnerte. Bereits auf der freien Fläche angekommen merkte ich, dass die vorderen freien Lenkkufen dem Schlitten nicht die erwünschte Richtung gaben. Der bereits an sich schwerer gewordene Bob war, durch das nachdrückende Gewicht der Mitfahrer unlenkbar geworden und so raste er gerade aus, auf die Schutthalde zu und im letzten Augenblick, als bereits der vordere Teil des Bobs sich den Abhang hinunter senkte, gab es für mich nur ein Entweichen. Ich sprang seitlich ab, stob auf dem Hintern durch die aufgetürmten Schneewicken und landete mit wild

klopfendem Herzen, aber unverletzt am Rande der Schutthalde.

Was alles mit dem Bob und den Rodlern geschehen war, konnte ich im Dunkeln nur erahnen. Jedenfalls erinnere ich mich noch gut an die Schreie der Verletzten. Der Bob war komplett zerschellt, das haben wir am nächsten Tag sehen können, und man kann sich gut vorstellen, dass der Aufprall der Aufsitzenden, mit dem zertrümmerten Eisengestänge, keinesfalls ohne Wunden vor sich gegangen ist.

Ich glaube mich daran erinnern zu können, dass das die letzte Bobfahrt in Rodingen war, die in so einer Konstellation gefahren wurde.

Guiche - moi - Ein Straßen Spiel

Ein wahrscheinlich längst vergessenes und potenziell gefährliches Strassenspiel.

Die notwendigen Utensilien bestehen aus einem etwa 40 cm langen, aber handlichen Rundholz und einem etwa 12 cm langen, ebenso dickem Stück Holz, das vorne und hinten grob zugespitzt ist.

Es sind normalerweise 2 Teilnehmer im Spiel.

Der vorher durch Abzählen, oder durch eine andere Methode, bestimmte erste Spieler legt die „Guiche“, das ist das kurze zugespitzte Holzstück, auf eine Mauerkante oder auf die Bürgersteigkante, sodass eines der zugespitzten Enden über die Bordkante hinausragt.

Um zu wissen, ob jeder Spieler parat ist und das Spiel beginnen kann, ruft der Spiegel am Rundholz „Guiche“? Der, oder die Mitspieler antworten alsdann „moi“.

Welchen etymologischen Ursprung diese beiden Wörter haben, entzieht sich meiner Kenntnisse. Möglicherweise könnte es die Übernahme eines vulgären polynesischen Wortes sein, das heute beim Piercing gebraucht wird. Ich kann mir die möglicherweise aus einer Verballhornung entstandenen, wahrscheinlich nur als Laute zu bezeichnende Worte, nicht anders erklären.

Also das Spiel beginnt mit „moi“. Mit dem Rundholz haut der „Guiche“- Rufer alsdann vorne auf das kurze Holz. Die „Guiche“, schnellt empor oder wird weit wegkatapultiert. Dies geschieht so ähnlich wie beim Baseballspiel. Der Spieler am Holzstab kann aber auch kräftig unter die in die Höhe gesprungene “Guiche“ hauen, damit diese viel weiter wegfliegt, wozu es jedoch einiger Übung und Schnelligkeit bedarf.

Der andere (die anderen) Spieler steht (- hen) in geeigneter Distanz und hat (haben) entweder ihre Mütze in der Hand, um die „Guiche“ aufzufangen, oder er tut (sie tun) dies barhändig, was aber meistens mit etwas Schmerzen verbunden sein kann, wenn die „Guiche“, wirbelnd durch die Luft heranfliegt. Kann einer der Gegenspieler die “Guiche” auffangen, dann hat er einen Vorteil im laufenden Spiel gewonnen. Unter Voraussetzung einer weiteren Regel kann er seinerseits zum “Guicheschläger“ werden.

Der hölzerne Schläger wird alsdann vor die Bordkante des Bürgersteigs gelegt und der auffangende Spieler versucht durch einen gezielten Wurf den Schlagstock zu treffen. Weil er die “Guiche” aufgefangen hat (hierin besteht sein Vorteil), darf er, bevor die nächste Spielphase

beginnt, drei große Sprünge in Richtung Rundholz machen, um näher an das Ziel heranzukommen, was also eine größere Chance bietet, das liegende Schlagholz treffen zu können. Nur durch einen erzielten Kontakt der beiden Hölzer kann er alsdann das Spiel am Schlagholz übernehmen.

Kann die “Guiche” aber nicht von dem Mitspieler aufgefangen werden, dann muss er (oder der am Nächststehenden, bei dem die „Guiche“ zu Boden gegangen ist) von dem Punkt aus werfen, wo diese zu Boden gegangen ist. Je weiter entfernt man vom Rundholz steht, umso schwieriger ist es, das Schlagholz zu treffen.

Wird das Schlagholz nicht getroffen, dann wird die nächste Phase des Spiels eröffnet. Der Spieler am Holz tritt dann wieder in Aktion. Durch Anheben der “Guiche” mit einem gezielten Schlag kann er die “Guiche” wieder weiter entfernt vom Platz des Spielbeginns schleudern. Als Variation darf er dies solange wiederholen, bis er einmal die “Guiche” mit dem Rundholz verfehlt. Normalerweise wird aber vom Punkt des ersten Zubodengehens die Entfernung gemessen. Mit dem Schlagstock in der Hand wird die Länge des Holzes so oft zusammengezählt wie der Schläger, der als Messgerät dient, hintereinander gereiht die gesuchte Strecke ergibt, bis zu dem Punkt, von wo aus das Spiel ausging. Die zusammengerechneten Schlagstocklängen ergeben das Resultat dieses Spieles.

Die Resultate von allen Spielen (desselben Spielers) werden bis zum definitiven Spielende zusammengezählt. In der geläufigen Sprache nennt man die Schlaghölzer „Bengelen“. So kann man weit über tausend Bengelen zusammenzählen, denn es gibt noch eine hochinteressante Variante, die meistens genutzt wird, um die Gesamtzahl der erreichten „Bengelen“ weiter zu erhöhen. Wenn nämlich vor dem ersten, weiten Abschlag der Spieler am Holz es fertigbringt, die “Guiche” vor sich in der Luft, ein oder mehrere Male zu treffen, bevor er sie weit wegschleudert, dann wandeln sich die gemessenen Bengel Längen in Halb Bengelen um. Kann er noch ein zusätzliches Mal die “Guiche” in der Luft treffen, bevor sie zu Boden fällt, dann werden nur Viertel einer Bengel Länge, so als ob sie eine ganze Länge hätten, zusammengerechnet. Das Maximum ist natürlich noch durch zusätzliche Schläge zu erreichen, was dazu führt, dass man alsdann mit „Spengelskäpp“ (Nadelköpfe) rechnet, wobei natürlich das Spiel beendet wird, weil dabei astronomische Zahlen entstehen und es geradezu unmöglich wird, das zu berechnen.

Dann beginnt wieder ein neues Spiel. Sind mehrere Spieler beteiligt, dann wird durch Abzählen wieder gewählt, wer ans Schlagholz darf. Es ist kein ungefährliches Spiel, denn wenn man zu nahe beim Abschlag steht, wo es natürlich einfacher ist, die „Guiche“ zu fangen, dann kann man schon die “Guiche” an den Kopf bekommen. Die gute Taktik besteht also für den Mann am Holz, entweder die “Guiche” so weit als nur möglich zu schlagen, oder aber auch nur einen kräftigen Schlag vortäuschend, die “Guiche” in angemessener Nähe zu Boden gehen zu lassen, von wo aus es bereits schwierig wurde die “Guiche” noch zu fangen oder um von dort aus den Bengel zu treffen. Das Spiel kann auch auf eine bestimmte Bengel Zahl begrenzt werden, z. B. auf 1000 oder 10.000. Gewonnen hat derjenige, der beim Zusammenzählen seiner „Bengelen“, dieses im Voraus gesetzte Limit als Erster erreicht hat. Mein Bruder und ich spielten sehr viel “Guiche». Im Laufe der Spiele gewinnt man eine gewisse Fertigkeit, nicht nur im Abschlagen, sondern auch im Auffangen oder im Werfen der “Guiche” in Richtung Holz.

Wie man wohl ahnen kann, waren mein Bruder und ich also bereits gute Spieler geworden. Doch der Ehrgeiz trieb einen jeden von uns voran. So ereignete sich das, was bei so undurchsichtig gefährlichen Spielen immer den jähen Abbruch bedeutet. Eines Tages knallte mein

Bruder so heftig unter die “Guiche”, in der Absicht mir das Auffangen unmöglich zu machen. Die “Guiche” sauste unerreichbar hoch über meinen Kopf, über die Straße hinweg, und schon klirrte es hinter mir. Glasscherben fielen zu Boden, als ich mich umdrehte, um zu sehen, was denn da geschehen war, da fiel auch noch der letzte Glasteil des Reklamezeichens aus seiner Halterung zu Boden, das wie eine große Muschel geformt war, und über jeder der beiden Pumpen, der sich dummerweise gerade dort befindlichen Shell Station als Beleuchtung angebracht war. An diesem Abend leuchtete also eine der beiden überdimensionierten weißen Muschelschalen nicht mehr.

Es ist nicht auszuschließen, dass ich so schnell ich konnte, ins Haus rannte, um meiner Mutter den Vorfall zu klatschen. Darauf hin befand sich mein Bruder arg in der Bredouille. Meine Mutter kam hoch erschrocken auf die Straße und wollte gerade in die Garage eintreten, um sich dort zu entschuldigen und sich an zu bieten, um den angerichteten Schaden zu bezahlen. Da trat Herr Fonk, der Besitzer dieser Tankstelle, des Taxibetriebs und zugleich Reparaturwerkstätte bereits mit einem Besen und einer großen Schaufel aus der Garage um die Scherben zusammenzufegen. Da unsere beiden Familien gute Beziehungen zueinander pflegten und die lieben Leute mich manchmal bei ihren Ausflügen in ihrem wunderbaren Renault mitnahmen, fand Herr Fonk es als keinesfalls angebracht sich über unsere Draufgängerei aufzuregen. Er konnte meine Mutter damit trösten, dass die Shell Firma den Schaden beheben werde, was bereits in den darauf folgenden Tagen geschah. und zwar kostenlos. Trotzdem war für uns ab sofort das “Guiche” Spiel verboten, denn meine Mutter malte sich bereits aus wie viele Hausfenster in der Nachbarschaft zu potenziellen, wenn auch ungewollten, Zielscheiben werden konnten.

In den darauf folgenden Tagen machte wird uns bei Herrn und Frau Fonk wieder beliebt und pumpten der damals noch seltenen Klientel den benötigten Sprit mit der Handpumpe in die Messbehälter, die in doppelter Anfertigung vorhanden waren. Die Besitzer schauten mit Vergnügen zu und waren nur darauf bedacht zu kontrollieren, ob wir auch die Messbehälter stets bis oben hin füllten, bevor wir den nächsten Handgriff taten. Durch Änderung eines Hebels, in entgegen gesetzter Richtung, floss die gepumpte Flüssigkeit in den Tank des parkenden Wagens aus, während sich in dem anderen Behälter die nächsten Liter durch kräftiges Pumpen füllten.

Das Kassieren des Geldes aber übernahm der Hausherr selber.

Ich werde Chorknabe oder auch Messdiener genannt.

Da meine Mutter, sowie auch mein Vater ein tiefgläubiger Mensch war, glaubten sie, dass ich als Messdiener meinen angeblich äußerst bewegten Charakter ändern würde. Das kann ich natürlich nicht bescheinigen, nur musste ich feststellen, dass sich die Kluft in mir, zwischen feinen Manieren und Ausreißer Dasein nur noch weiter auftat. Anstatt einen Umweg um die ganze Kirche herum zu machen, kletterte ich stets über den hohen Zaun, um schneller in die Sakristei zu gelangen. Dieses Stahlgitter befand sich oben auf einer 2 Meter hohen Mauer. Er war oben mit spitzen, lanzenförmigen Enden versehen. Ein eher mörderisches Kunstobjekt. Prompt wurde diese Abkürzung meines alltäglichen Weges zu meinem Problem. Eines Tages rutschte ich oben auf dem Geländer aus und geriet mit dem Hintern in eine dieser platt gehämmerten Eisenspitzen. Meine Mutter, eine ausgezeichnete Näherin, war nahezu professionell eingerichtet, denn sie arbeitete sehr viel für fremde Leute, scherte sich nicht so sehr um das Loch in meiner Arschbacke, als um die kaputte Hose. Beide Risse mussten genäht werden.

Wenn man mich also einmal nackt auf dem Bauch liegend auffindet, dann erkennt man mich an dieser Narbe, in der unteren hinteren rechten Sitzfläche. Das ist aber nicht das einzige Loch, das ich mir in meine Kinderzeit zuzog. Auch unter dem rechten Arm befindet sich ein Wundmal herrührend ebenfalls von den Eisenspitzen eines anderen Zaunes, der mich vor dem Kirschenklauen abhalten sollte. Der Arzt hatte meiner Mutter damals angedeutet, besagte Spitze wäre bis nahe an die Lunge vorgedrungen, was ich aber niemals geglaubt habe.

Auch trat ich einmal so unglücklich auf den abgebrochenen Bodenteil einer kaputten Literflasche, dass mir das herausragende winklig abgebrochene Sockelende unterm Enkel eine tiefe Wunde schnitt.

Wenn ich mich zurückbesinne, muss ich selbstüberheblich feststellen, dass ich in den meisten Dingen des Alltags immer besser war, als all die andern. So erklomm ich schnell den Posten als erster Messdiener und das brachte mir die sonderbare Ehre ein, bei der Firmungsfeier den Bischofsstab während der Zeremonie zu halten. Dabei habe ich mich anständig gequält, weil ich nicht bei dieser Gelegenheit erforschen konnte, ob dieser anscheinend aus purem Gold bestehende Zauberstab zerbrechen würde, wenn ich ihn ganz unabsichtlich fallen ließe.

Sogar im Angesicht des Todes gingen mir die verrücktesten, meist unchristliche Gedanken durch den Kopf, besonders weil es meine Pflicht war die Priester bei ihren Krankenbesuchen zu begleiten, wenn es um die letzte Öl Spende ging. Genau diese Dienstleistungen, an sterbenden oder dahin siechenden Menschen, ermöglichten mir einen Einblick nicht nur in das mir erfolglos scheinende Treiben des Geistlichen. Ich war gewohnt meine Taten immer von Erfolg gekrönt zu sehen, manchmal auch zu spüren zu bekommen. Auch die Art und Weise, wie andere Familien lebten, fesselte meine Betrachtungen und ich muss gestehen, dass ich in keinem der besuchten Häuser lieber gewohnt hätte, als in dem eigenen. Meine Einstellung zur Religion hat sich dabei so intensiv geprägt, dass ich später noch einmal auf meine Eindrücke und mein diesbezügliches Studium zurückkommen werde.

Baden Powell und seine Erziehungsmethode

Noch immer klingt in meinen Ohren der Lehrsatz: Scoutismus ist eine (auf religiöser Basis aufgebauten – dies war ein Zusatz bei den katholischen Pfadfindern – denn Powell war kein gläubiger Mensch) Erziehungsmethode, die den Körper und Geist harmonisch entwickelt.

Mein Bruder war schon vor dem Krieg bei den Pfadfindern als Mitglied eingeschrieben. Natürlich wollte ich auch schnellstens dorthin und so geschah es, dass ich bereits 1939 in die Wölflinge aufgenommen wurde. Das waren herrliche Stunden, wenn wir am Sonntag nach der Vesper in einem gespensterhaft, verdunkelten Raum, eines baufällig scheinenden Gebäudes, selbst gemalte Motion Filme zu sehen bekamen. Diese waren vom großen Chef Paul Colette eigenhändig auf Zelluloid gemalt worden. Ich kann mich noch an einen recht spaßigen endlosen Streifen erinnern, der das neue Fußballfeld der „Chiers“ in Rodange zeigte, mitten in einem Spiel. Oben auf dem Dach der Tribüne saß „Podesta“ und schwenkte die Beine über den Köpfen der Zuschauer. Wer dieser dicke Podesta war, kann ich mich heute nicht mehr erinnern, möglicherweise der Architekt oder der Erbauer des Stadions. Es kann sich aber auch um einen gewichtigen Sponsoren gehandelt haben. In diesem endlos drehenden Filmstreifen wird der dicke Podesta, von einem Steilpass derart knallhart gegen den Bauch getroffen, dass er umkippt. Dann sieht man wieder ein Stück des Spiels, wiederum Podesta auf dem Dach und

den Ball, der ihn trifft. Lachsalven waren natürlich die Folge und wir Wölflinge konnten nicht genug davon bekommen.

Damals begannen die Straßen lebensgefährlich zu werden

Damals begannen die Straßen lebensgefährlich zu werden. Einmal hatte ich fast vor lauter Beweglichkeit mein Leben lassen müssen, als mein Bruder mit seinen Freunden mit der Bahn nach Limpach, zum Zelten fahren sollte. Ich wollte unbedingt bei der Abfahrt zugegen sein und rannte, was ich konnte über die Straße in Richtung Bahnhof.

Damals herrschte noch überhaupt kein Autoverkehr, aber gerade in diesem Augenblick, als ich über die Straße huschte, kreischten schon die Bremsen eines Citroën, die Limousinen die wie Sportswagen ganz nahe am Boden lagen. Der Wagen brauchte immerhin 100 Meter, bevor er zum Stillstand kam und selbstverständlich hatten alle Zuschauer auch festgestellt, dass ich der Anlass dieser Vollbremsung war. Mein Bruder, der wahrscheinlich vom Bahnhof her den Vorfall beobachtet hatte, kam kreidebleich daher gerannt, als ein Menschenauflauf sich zu bilden begann. Der Fahrer war ausgestiegen. Ebenfalls fassungslos zitternd wie ich. Er gab sich als französischen Arzt zu erkennen und meinte, dass er sich in einem Geschwindigkeitsrausch befunden habe. Mich treffe keine Schuld. Es war seine erste Ausfahrt, was man auch an der unwahrscheinlich langen Bremsspur feststellen konnte.

Natürlich konnte meine Mutter sich nicht anders von der aufgestauten Nervosität befreien, als mich in Anwesenheit vieler Gaffer wieder einmal ordentlich zu verhauen. Ich habe nie verstanden, was ich dabei verschuldet hatte. Der Arzt hatte ja selber zugegeben, dass er einem Raser Rausch verfallen war, doch meine Mutter konnte kaum den Raser verhauen. Erst etwas später änderte sich die Einstellung meiner Mutter, als alle Nachbarn den rasenden Arzt als schuldig erklärten. Von Entschuldigung aber war keine Spur zu hören. Die Erinnerung an solche Spots in meinem Leben bleibt natürlich ewig erhalten.

Der friedliche Park

Spielplätze befanden sich genug im Park des Hüttenkasinos. Meine Eltern gingen bei der Familie Rodesch aus und ein. Der Junge aus diesem Kasino war ein gleichaltriger Freund meines Bruders und durchtrieben, wie magerer Speck voll Fettstreifen. Eines Tages, wir waren gerade recht schick angezogen, um abzureisen, da gaben wir unserer Mutter zu verstehen, wir würden inzwischen im Park noch etwas gemütlich spazieren gehen. Ich war damals noch zu klein zu dem, was jetzt geschah. Aber der Junge aus dem Kasino stachelte meinen Bruder an, über den Wasserhahn zu springen, der etwa 1 Meter hoch aus der großen Rasenfläche ragte und wo man bei Bedarf die Bewässerungsanlage anschloss. Damit wir Buben den Hahn nicht ständig aufdrehten, um mit dem Wasser zu spielen, hatte man das obere kreisrunde Ventil entfernt, sodass nur noch das Gewinde hervorstand, worauf man das Ventilrad befestigen konnte. Mein Bruder war ein außergewöhnlich ehrgeiziger Mensch und wollte sich nicht sagen lassen, dass er diese Höhe nicht bezwingen könne und so spitzte sich zu, was fatalerweise uns immer wieder verfolgte, Pech! Er nahm einen Anlauf, sprang und prompt blieb er mit der etwas völligen, aber sehr schönen Hose, am Stutzen hängen und riss sich den ganzen Hinterteil, Gott sei Dank nur von der Hose auf, so dass wie man zu sagen pflegte, Paris und ganz Versailles zum Vorschein kamen.

Ein andermal wollte der Sohn der Kasinoleute uns seine Tüchtigkeit vorführen, indem er mit

der Sense arbeitete (es sollte eine freundliche Tat sein, weil das gemähte Gras für unsere Kaninchen gedacht war) und prompt endete diese Vorführung sehr schnell. Mein Bruder wurde mit der spitzen Sense ins Bein geschnitten, was glücklicherweise nur schrecklich blutete, aber keine anderen Folgen hatte.

Dann wieder geisterten wir mit dem Sohn des Hauses durch die Räume des Hüttenkasinos, wo sich auch ein großer Festsaal, sogar mit einer Festbühne befand. In der Mitte dieses Saales stand ein aus edlen Hölzern gefertigter Billardtisch, an welchem man an der Seite mit einem im Holzrahmen eingebauten Zähler die Lochtreffer notierte. Ich musste zusehen wie mein Bruder und Mars (wie wir ihn kurz nannten, er hieß Marcel) mit den Queues hantierten und erschreckte mich ebenso wie diese als einer von ihnen die grüne Lauffläche des Billardtisches durchstoßen hatte, wo alsdann ein gut sichtbares rechtwinkliges Loch entstanden war. Zu unserm totalen Schreck näherten sich die Stimmen von möglichen Besuchern. Es blieb uns kein anderer Ausweg. Wir stiegen hastig zum Fenster aus und Live-Sendung uns draußen über das Gestell der Kletterrosen nach unten. Niemand hat je erfahren, wer die Missetäter gewesen waren. Nur Schrammen von den Kletterrosen erinnerten uns noch lange an diese eigentlich feige Flucht. Man vermutete natürlich einen Täter, in den Reihen der hausinternen Spieler zu finden. Die Reparaturkosten konnten sicherlich nicht an eine richtige Adresse gelangen und so wurden sie wahrscheinlich und notgedrungen in den Konten der Gesellschaft möglicherweise als Nebenausgabe verbucht.

Vater, der Pfarrer Ley, sowie mein Schullehrer Gengler spielten sehr oft gemeinsam, mit dem Hausherrn des Kasinos namens Rodesch (wie bereits erwähnt) Karten, meistens Whist. Und das gegen Einsatz von Geld. Das machte den Reiz aus, aber der Einsatz war keinesfalls hoch. Wenn mein Vater eine schlechte Serie hatte, die ihm wahrscheinlich vom Schicksal diktiert wurde, dann unterstrich er diesen Zustand mit den Worten: „An dieser Stelle ist ein Hund krepiert!“ So hatte jeder Spieler seine Eigenart die eigenen Pechsträhnen in Kraftausdrücken zu dokumentieren.

Wenn schönes Wetter war, fand das Kartenspiel im Freien statt. Das war sehr idyllisch. Dazu hatten sie einen besonderen grünen Kartenspieltisch mit kleinen Schubladen, in welchen die Jetons aufbewahrt wurden, sowie auch die verschiedenen Karten- und andere Spiele, wie z. B. Schach. Dieser Spieltisch wurde auf die grüne Wiese gestellt und die Stühle rundherum.

Natürlich, wie bereits angedeutet, kannten wir und ich besonders nahezu alle Räume im Kasino, sowie auch alle Bäume im Park. Als leb- und gewiss auch herzhaftes Kind war ich gerne geduldet. Ich bin auf den Bäumen herumgeklettert, ohne dass der „Jhang“ der die Gärtnerarbeiten besorgte, etwas gegen mein Treiben hatte. Oben in manchen Bäumen hatten wir verschiedene Horste gebaut, die aber meist nur mit primitiven Mitteln zusammengehalten wurden. Der Jhang und ich waren eigentlich gute Freunde. Von ihm habe ich allerdings auch gelernt, wie man knallig furzt. Übrigens war der Garagenbesitzer nebenan in dieser Hinsicht ebenfalls kein gutes Vorbild. Wenn er auf dem Flachdach seiner Garage ein Bein etwas komisch emporhob, wussten alle, die ihn dort oben beobachteten, dass er ein ungestörtes Furzkonzert veranstaltete.

Leider konnten Jhang und ich nicht miteinander spielen. Er musste sich um die großen Gemüsebeete, die Schweine, die Kaninchen und das Geflügel kümmern, die das Material hergaben für die täglichen Speisen der Dauergäste von der Hütte. Er pflegte überhaupt alle Anlagen, Beete, Hecken und besonders die Blumenbeete zur vollen Zufriedenheit der Werksdirektion und des Hausmeisters.

St. Nikolaustag

Diesem Jhang aber gelang es mich und meinen Bruder einige Jahre lang zu überlisten. Er trat nämlich zur Begeisterung meiner Eltern, gemeinsam mit dem viel älteren, bereits erwachsenen Fräulein Renée aus dem Kasino, bei uns als Engel und St. Nikolaus auf, und dies auf Bestellung meiner Eltern. Da er seine Ausrüstung über die Hüttendirektion bezogen hatte und in manch anderen Häusern der Ingenieure und Direktoren auftrat, besonders der Hüttenbosse, nutzte er diese Gelegenheit und die schöne Kleidung, um auch uns Jungen zu beglücken.

Das hat aber nicht lange gedauert. Jhang, er stammte aus Messancy, im nahen Belgien, liebte den Schnaps. In Belgien war der Schnapshandel streng geregelt und so kam es, dass damals die bereits grüne Grenze kein Hindernis war, wenn ein Belgier sich in Luxemburg mit dem benötigten Schnaps verproviantieren wollte. Damals wurde Schnaps in rauen Mengen geschmuggelt. Und als es wieder einmal so weit war, dass Jhang und die Renée in ihrer schmucken Kleidung als St. Nikolaus und Engel uns Buben Angst oder Respekt einjagen sollten, da zeigte sich bereits meine hoch entwickelte Beobachtungsgabe.

Kaum hatte er sich vor mir aufgepflanzt, mit seinem Sack über den Rücken und einigen Ruten unter dem Arm, da durchdrang auch schon der mir bekannte Schnapsgeruch meine Nasenlöcher und fuhr mir bis hoch hinauf an die Geruchsnerven. Ich bemerkte daraufhin kaum beeindruckt, kurz und respektlos: „t' ass de Jhang!“ Damit hatte der Spuk sofort ein Ende. Die beiden drehten sich schnellstens um und verschwanden in der tiefschwarzen Nacht. Es gab ab sofort für uns beide keinen Nikolaus und keine Engel mehr.

Zu unserm Glück aber blieb der Beschenkungstrieb unserer Eltern erhalten und so konnten wir lange noch diesen unvergesslichen Tag genießen, an welchem die kurze schmerzlose Episode meiner Detektivarbeit immer wieder aufgefrischt wurde.

Überfall der Deutschen Armee

Bereits 1939, als die Jahrhundertfeier in der Hauptstadt Luxemburg über die Bühne ging, an welche ich mich noch recht gut erinnere, besonders an das Feuerwerk war das furchterregende Wort „Krieg“ in aller Munde. Unsere Familie war zu diesen Feierlichkeiten nach Luxemburg gereist und wir durften bei den Geschwistern unserer Mutter und der Großmutter essen und schlafen.

Um uns in Rodingen ein Bild machen zu können wie die Franzosen sich auf den Empfang der deutschen Truppen vorbereiteten, ging der sonntägliche Spaziergang meistens auf die Anhöhe, genannt die „Maus“, wo sich die beiden so genannten „Roter und Weißer Hof“ befanden. Auf der anderen Seite der Straße wucherte dichtes Gestrüpp und da hindurch verlief auch die französische Grenze. Hier hatten die Spahis Schützengräben ausgehoben, und seit einiger Zeit ihre Stellungen bezogen. Man nannte sie so weil niemand die richtige Bedeutung dieser aus dem Persischen stammenden Bezeichnung kannte. Dort nannte man alle Reiter Spahi. Bei den Franzosen gebrauchte man aber die Bezeichnung Spahis für die im Norden Afrikas herangebildeten Militärs der Kavallerie, die als eine Art Miliz eingesetzt wurden. Es ist mir nicht so recht klar, welche Seite ich als Gaffer bezeichnen soll. Auf jeden Fall wirkten die in feinen Sonntagskleidern dort vorbeispazierenden Einheimischen auf die Soldaten ebenso exotisch, wie die betrunkenen Soldaten im Schützengraben auf die Spaziergänger. Um noch exotischer

zu wirken, schwenkten diese massenweise ihre Flasche mit dem tagtäglich zur Ration gehörenden Pinard*). Vielleicht erinnert sich ein Leser an dieses Lied der Besoffenen, das von Marc Leclerc stammt.

Ode au pinard

Ode au pinard
Salut Pinard de l'intendance,
Qu' as d'trop peu ou goût de rien,
Sauf les jours où t'aurais tendance
A puer l' phénol ou bien l' purin.
Y' a même des fois qu' tu sens l' pétrole,
T' es trouble, t' es louche et t' es vaseux,
Tu vaux pas mieux qu' ta sœur la gnole.
C'est sûr comme un et un font deux.
Qu 'les riz-pain-sel y vous mélangent
Avec l'eau d'une mare à canards
Mais qu' y faire', la soif vous démange.

Manche wollten uns beeindrucken, indem sie das Bajonett quer zwischen die Zähne nahmen. Die Wirkung dieser Bilder blieb nicht aus und jedermann stellte sich vor, wie die Invasoren bei einem solch gruseligen Anblick schnell die Flucht ergreifen würden. Manch einer aber war der Überzeugung, dass diese Manifestationen nur zum Schutz gegen die eigene Angst stattfanden. Nur zu gut konnten die Grenzbewohner sich an die schrecklichen Kriegsdenkmäler (1914-1918) in Verdun erinnern, die jedenfalls nicht weit von hier entfernt zu sehen sind und bereits von vielen Luxemburgern besucht wurden. So auch von uns. Da konnte man sehen, wie grausam Kriege sein können und dass es unverständlicherweise meistens nur unendlich viele Verlierer gibt die den Ausgang, wie er auch immer sein wird, niemals erleben. Retten kann sich meistens nur derjenige, der weit vom Schuss ist, der über Geld und Relationen verfügt. Und solche Krieg anstachelt.

Es ging auf Ostern zu

Damals war ich noch nicht einmal 8 Jahre alt. Man erzählte uns die Glocken seien nach Rom gepilgert und wir Buben müssten an deren Stelle in den Straßen den Einwohnern mit Rasseln und Klappern die Gebetsstunden anzeigen. Das war recht mühsam, so früh am Morgen aufzustehen, doch es machte Spaß. Wir hielten die drei Tage durch, weil ja recht bald darauf an jeder Haustür gesammelt wurde. Das war ein wichtiges Element dieser Aktivität und wir klibberten damals keinesfalls für andere oder höher gestellten Leute, sondern es war abgemacht, dass alles als deren Verdienst gerecht unter den „Klibberjungen“ zu verteilen. Geld, hart gekochte Eier, mit und ohne Farben, Obst, wobei es sich meist um Restbestände von knaddrigen, welken Äpfeln handelte, Schokolade und Bonbons.

Doch an diesem Tag geschah etwas recht Merkwürdiges. Nicht einmal hundert Meter von da, wo wir unsere Sammelaktion begonnen hatten, befand sich ein Wirtshaus. Der Inhaber war uns nur als Herr Leonard bekannt. An diesem Tag hatte er noch am späten Morgen die Rollläden seiner beiden großen Fenster nicht hochgezogen. Auch hatte er bereits eine kräftige Alkoholfahne als er uns bat in die, in Dämmerlicht gebadete, Wirtsstube zu kommen, wo er zusätzliches Licht anzündete.

Dann räumte er alle Schränke aus und füllte unsere Säcke mit Zigaretten, Zigarren. Streichhölzer sowie eine Menge dieser dreieckigen Tüten voller „Eco“ - Tabak. Uns wuchsen Stielaugen dabei und dann erwischte er die beiden Zapfhähne und füllte alle Gläser, die da standen mit Bier. Er ließ das Bier einfach laufen, bis dass die Hähne nach Luft schnaubten. Wir verstanden nichts mehr. Für uns stand die Welt regelrecht Kopf, nicht nur weil das Bier, das wir zum ersten Mal kosten konnten, uns sofort in die Birnen stieg. Dann luden wir die großen Humpen alle in Körbe und stiegen hinter Herrn Leonard einhergehend, hinab auf die Kegelbahn.

Herr Leonard machte es uns vor. Wer konnte mit einem Humpen die Kegel treffen? In kürzester Zeit war die Kegelbahn ein großer Scherbenhaufen und Herr Leonard schleppte immer mehr Gläser und Flaschen, sogar gefüllte herbei. Rotwein, Weißwein floss in Strömen. So eine Schlacht hatten wir noch nie geschlagen und als Herr Leonard auf einmal in Tränen ausbrach und uns wieder auf die Straße begleitete, da ahnte aber auch niemand von uns warum, wieso und weshalb dieses zerstörerische Theater geschehen war.

Erfahren haben wir es erst richtig, als wir älter waren. Herr Leonard war Jude. Bevor er sein Hab und Gut zurücklassen musste, denn er wollte vor der Invasion der Deutschen fliehen, hatte er mit uns Buben seine Wut am eigenen Hausrat ausgelassen, damit seine Nachfolger nur noch ein Trümmerfeld vorfinden sollten.

An dem Tag war es sehr spät, ja bereits gegen Mittag, als wir mit dem Teilen fertig waren, denn niemand wagte es, in so einem besäuselten Zustand nach Hause zu gehen. Doch dieser Zauber war schnell Gesprächsstoff des ganzen Dorfes geworden und dauerte noch einige Tage an. Aber ich kann mich erinnern, dass man sich zwar heftig über das Benehmen von Herrn Leonard aufgeregt hat, weil er uns Alkohol zu trinken gegeben hatte, doch unsere Eltern befanden sich in dem Dilemma einerseits Mitleid für Herrn Leonard auf zu bringen, auf der anderen Seite ihm aber eine gewisse Verantwortungslosigkeit zu unterstellen.

Es wundert mich heute noch, dass da nicht mehr Proteste in Richtung Wirt ausgesprochen wurden. Wahrscheinlich weil unsere Väter gratis mit Tabak und Zigaretten, aus der Sammelaktion bedient wurden.

Herr Leonard setzte sich in seinen Wagen und flüchtete über die belgische Grenze, wahrscheinlich mit der Absicht sich in Richtung England abzusetzen. Später erzählte man uns, dass er nicht sehr weit gekommen sei und bereits unterwegs in Belgien von den Deutschen erwischt und später erschossen oder im KZ umgekommen sei.

Als mein Vater am 10. Mai 1940 von seinem Dienst an der Zollschranke an der luxemburgisch-französischen Grenze zurückkam, war sein Gesicht bleich wie ein Leichentuch. An unserm Haus war bereits ein Teil der Wehrmacht, meist Kradfahrer und Späher, vorbei gebraust. Er musste also zwischen den Fronten durch. So fuhr er über Umwege auf seinem Fahrrad, die Uniformjacke über die Lenkstange gehängt, als vor ihm ein Hund krepierte, getroffen von einem Schuss oder durch einen Splitter.

Mein Vater und auch wir waren überaus glücklich, dass er heil zwischen den Fronten durchgekommen war. Von diesen letzten Minuten in ihrem Lande, die er mit der ins Ausland flüchtenden Großherzogin Charlotte und ihrem Begleitpersonal verbrachte, kann man in dessen eigenen Version weiter oben in diesen Seiten lesen.

Die deutsche Armee war also bereits bis an die französische Grenze vorgestoßen, indem sie einfach unser kleines Land überfallen und besetzt hatte.

Die Rodinger warteten gespannt auf die Reaktion der Franzosen, die in anderen Ortschaften des Südens unseres Landes anscheinend sehr heftig gewesen sein soll. Niemand fühlte sich mehr sicher, wusste aber nicht wie man aus dem Mittelpunkt des Geschehens kommen konnte. In der Garageneinfahrt etwas gegenüber unserem Hause hatten die Deutschen eine riesige nahezu 4 Meter lange Kanone geparkt und das sollte seine Folgen haben. Da mein Vater sich bereits ausgemalt hatte, dass es recht bald zum Beschuss kommen würde, hatte er wohlweislich ein eisernes Bett und Decken herunter aufs Parterre geschleppt, wo wir uns für die kommende Nacht einrichteten.

Die Dunkelheit brach herein. Plötzlich krachte es im Hinterhof unseres Hauses. Obschon die Fensterladen geschlossen waren, konnte man die Blitze eines Einschlags hell aufleuchten sehen. Dann musste es schnell gehen. Wir rannten in den Keller und ich kann mich noch erinnern, dass zwischen den Gebeten die laut und inbrünstig heruntergeleiert wurden, es über uns im Haus noch manche Einschläge gab.

Wir schätzen diese später auf sieben Granaten, deren Splitter wir später fanden. Es war uns, als ob wir die Zielscheibe der Franzosen geworden seien. Unser Nachbar erhielt noch viel mehr Einschläge. Die Geschosse galten alle der schweren Kanone, die am Abend zuvor, unserm Haus gegenüber, abgestellt war. Der Beschuss war aber absolut unsinnig und schien auch recht bald als das erkannt worden zu sein, denn es dauerte eigentlich nur kurze Zeit. Nur ein Volltreffer in die Garage blieb uns durch sein ungeheures Krachen speziell in Erinnerung. Dieser einzige Treffer war durch einen flachen Kanonen- oder Artillerieschuss direkt aus der Maginotlinie herüber gekommen und hatte horizontal gesehen drei Mauern der Garage durchbrochen. Die Kanone aber war klugerweise bereits vor dem Beginn des Beschusses anderswohin gebracht worden. Leider hatte es etwas gedauert, bis die ganz gewiss in Zivil herumlaufenden Dorfspione diese Information an die schussfreudigen und die Luxemburger Neutralität ebenfalls verletzenden Franzosen weiter geleitet hatten.

Ich habe heute eigentlich in Erinnerung, dass ich zwar mit gebetet habe, das Ganze mir aber kaum Angst eingejagt hat. Es war nur ein weiteres Erlebnis, das ich komischerweise keinesfalls als gefährlich verspürte. Nur mein Bruder schrie im Dunkeln, er hätte einen Splitter abbekommen.

Als vor Morgengrauen die Schießerei aufgehört hatte, vernahmen wir plötzlich eine Stimme von oben aus der Küche herunter. „Lebt ihr noch?“ Es war unser Nachbar. Er war durch die entstandene Bresche in der Mauer, wo sich einst das Küchenfenster befand, eingestiegen.

Wir wagten uns über den direkten Weg, den Kellerausgang, hinaus auf die Straße. Meine Eltern untersuchten meinen Bruder, wo denn der vermeintliche Splitter stecke. Auf unerklärliche Weise hatte sich ein Holzspan von circa 20 cm Länge schnurgerade zwischen Arm und Hemdsärmeleingenistet. Niemand konnte sich jedoch diesen eigenartigen Vorfall erklären. Persönlich jedoch zweifelte ich nicht daran, dass mein Bruder sich diesen Span möglicherweise in Ungedanken selber unters Hemd geschoben hatte.

Wir zogen sofort zur Familie Weissgerber, unserm zweiten Nachbarn um, in dessen gewölbeartigen Kellerräumen waren wir sicherer, denn zuerst dachten wir unser Haus könnte zusammenstürzen. Ich war aber dabei, als man die Schäden in Augenschein nahm. Wir konnten uns

beruhigen. Nahezu die halbe Wand unseres Schlafzimmers zum Garten hin war zerstört und ein großes Loch klaffte da, wo vorher unser Bett sich befand. Die kluge Vorsehung unseres Vaters hatte uns beiden ganz gewiss das Leben gerettet.

Als wir uns von der Innenseite näherten, sahen wir erst richtig, was sich abgespielt hatte. Zuerst hatten einige Granaten eine Öffnung in die mit roten Ziegeln gebaute Wand gesprengt, dann erst explodierten die nachfolgenden Geschosse wahrscheinlich auf dem Bett. Sämtliche Möbel waren total zerstört und in der Decke klaffte ebenfalls ein riesiges Loch. Wir konnten von Glück sprechen, dass bei diesen Explosionen kein Feuer ausgebrochen war.

Das Hausdach unseres ersten Nachbarn hing kopflastig schräg über die Straßenseite. Dort waren wahrscheinlich noch mehr Granaten eingeschlagen als bei uns. Auf jeden Fall waren wir froh, dass die Durchschlagskraft dieser Granaten eigentlich sehr gering war, möglicherweise handelte es sich nur um Mörsergranaten. La Force de frappe de la Grande Nation entpuppte sich eindeutig als pure Schaumschlägerei. Die Wirkung der einzelnen Geschosse würde ich heute einstufen wie einen Schlag mit einem Paket ungekochter Spaghetti, auf den Kopf eines Feindes.

Bis dahin waren die Deutschen uns zwar keinesfalls gleichgültig aber jetzt erst wurde uns klar, dass diese die Schuld an unserm Unglück trugen und dies minderte keinesfalls den bei uns aufkommenden Hass.

Evakuation

Ich war damals noch keine 8 Jahre alt. Niemand von uns war ausgeschlafen, mich aber überfiel wahrscheinlich zuerst der Schlaf, als wir einen Tag später mit dem Zug außer Reichweite der Schusszonen gebracht wurden, denn man hörte immer wieder Gewehrschüsse oder Maschinengewehrsalven. An ein Wohnen in diesem zerschossenen Hause war nicht mehr zu denken. Das war aber nicht die alleinige Ursache der Evakuation. Der ganze Süden des Landes musste aus der Zone eventueller Kampfhandlungen mit den Franzosen an der Maginotlinie. Viele Luxemburger entschlossen sich in den Süden Frankreich zu fliehen, die anderen wurden im Ösling und an der Mosel untergebracht. Nahezu die halbe Landesbevölkerung musste ihr zuhause verlassen. Einige Erinnerungen an diese Zeit hat mein Vater jedoch selber niedergeschrieben.

Wir Buben freuten uns mächtig, als wir zu Verwandten aufs Land kamen. Dort mussten wir zwar zur Schule gehen aber in Heffingen waren wenig einheimische Kinder und so hatten wir in unserer Schulklasse meistens nur evakuierte Kinder in einem Saal und diese über alle Schulklassen verteilt. Zuerst wurden wir beim Paten meines Vaters einquartiert. Er war ein einfacher Dorfbauer, bei dem wir auch prima verpflegt wurden, doch hatte das Rote Kreuz schnell eine Verpflegungsstelle eingerichtet, wo viele dort Evakuierte alsdann jeden Tag eine anständige Ration Buttermilch, Brot, Suppe und so weiter abholen konnten. Damals begann der Zauber bereits mit den Tickets, die man abgeben musste, um eine Essens Ration zu erhalten. Da lernten wir eigentlich die wahre Mentalität vieler Menschen kennen, die auf Kosten anderer sich immer wieder Vorteile verschaffen wollten und sich mehr als nur einmal in die Schlange stellten, bis die unvermeidlichen Essengutscheine wieder Ordnung geschafft haben. eines möchte ich hier einfügen, was mir auch bereits sehr früh einen unvergesslichen Eindruck verschaffte, wie unanständig sich Menschen benehmen können.

war damals mit meinem Vater einmal nach Rodingen gefahren, von wo er aus unserm Haus

notwendige Klamotten, Leinentücher und anderes Bettzeug und sonstiges Geschirr, aus unserm Haus abholen wollte. Er hatte vom Roten Kreuz dazu eine spezielle Erlaubnis erhalten. Es war klar, dass unser Heimathaus für jedermann offen stand und so entdeckte ich bei meinem Rundgang durch die Zimmer, auf dem eisernen Bett, in welchem ich am Abend vor den Explosionen schlafen sollte, den Mist eines menschlichen Dreckbocks der sich mit seinem ganz speziellen Duft im Zimmer wahrnehmbar machte. Mein Vater nahm sich ungeniert der Sache an und meinte dazu, dass dies kaum von einem deutschen Soldaten herrühren dürfte. Er tippte darauf, dass es sich um die Exkremente eines Rachesüchtigen handeln könnte, den er sicherlich einmal beim Schmuggeln erwischt hatte. Mein Vater hatte auch recht gehabt die Schränke keinesfalls mit den Schlüsseln zu verschließen, um Diebstahl zu verhindern. Absichtlich hatte er sogar sämtliche Schranktüren etwas offen stehen lassen damit die Möbel wenigstens vor Vandalismus verschont blieben. Möglicherweise erweckten die offen stehenden Türen auch, dass bereits andere vorher die Schränke nach wertvollen Gegenständen

Der Kaffeeschmuggler

Manchmal erzählte mein Vater, was bei seinem Dienst passierte. Wie er den Schmugglern auf die Schliche kam, und welche Methode die Zöllner entwickelt hatten, um die Schmuggler zu entlarven. Das schien alles recht lustig und spannend zu sein. Meistens aber waren auch rein menschliche Gemeinheiten im Spiel. Dann erwähnte er auch dass sie öfters bereits telefonisch aus dem Ausland informiert wurden, wann ungefähr ein Lastwagen beladen, mit Schmuggelware vorbei kommen würde. Da hatte vielleicht einer bereits seine Ware geladen und war ohne zu zahlen abgefahren. Sofort rächte sich der Geprellte, indem er den Schmuggler anzeigte. So kam es dass mein Vater in den Reifen von Kraftfahrzeugen, die unentdeckt bei ihm vorbei wollten, Kaffee fand. In doppelten Böden vom Lkw waren es Lenkstangen, Pedalen und Felgen von Fahrrädern, goldene Uhren und sonstiger Schmuck in Verstecken unter der Motorhaube oder dem Armaturenbrett. Einmal aber musste er in Zivil hinaus, ohne Waffe. Er hatte den Auftrag einen belgischen Grenzgänger zu stellen. Ein Hüttenarbeiter der jeden Tag nach Frankreich zur Arbeit ging und dabei die luxemburgische Grenze überquerte. Der Mann war meinem Vater wohl bekannt, weil es fast jeden Tag zu einem kleinen Plausch kam, wenn der Kumpel die Grenze passierte und zur Arbeit ging oder von dieser wieder nach Hause. Dabei benutzte er meistens Feldwege und die kannte mein Vater besonders gut, weil er nicht nur am Grenzübergang Dienst verrichtete sondern auch Felddienst, besonders entlang der Landesgrenze.

mein Vater an diesem Tag, am späten Nachmittag wieder nach Hause kam, sah man ihm an, dass es sehr anstrengend gewesen sein musste. Meine Mutter hatte ganz besonders ein Auge für die Reaktionen, die sich im Gesicht und im Benehmen meines Vaters wieder spiegelten. Er war außergewöhnlich bleich, das fiel sogar uns auf. Dann berichtete er, dass er den Schmuggler genau da wo er ihn vermutet hatte, stellen konnte. Dieser aber habe ohne Hast, aber zu allem entschlossen, seinen Ballen Kaffee, den er auf dem Rücken trug, niedergesetzt. Dann zog er einen Revolver und richtete diesen drohend auf meinen Vater: „Lieber Albert, wenn du noch einmal lebend zu deiner Frau und deine beiden Kinder zurückkehren willst, dann lass mich in Ruhe weiter gehen.“

Es war meinem Vater bewusst, dass er in diesem Augenblick auf der Verliererseite stand und deshalb willigte er sofort ein, nicht ohne aber den Gegenüber zu warnen: „Mein lieber Freund, du kannst ruhig weiter diesen Kaffee nach Hause schleppen. Es wird dein letzter sein. Tötest du mich, dann hast du zusätzlich einen Mord auf dem Gewissen, denn jedermann weiss, wer

du bist. Dann endest du für den Rest deines Lebens im Knast und du wirst bis zum Ende deines Lebens keine innere Ruhe mehr finden. Leider hast du dir auch nicht überlegt, dass du morgen wieder für dich und deine Familie zur Arbeit gehen musst. Wenn du dann bei mir an der Grenze vorbeikommst, muss ich dich verhaften lassen. Dummerweise hast du damit auch deinen Arbeitsplatz aufs Spiel gesetzt."

Wieder in Lebensgefahr

Die Zeit während der Evakuation in Heffingen war eigentlich sehr schön. Auf dem Lande konnte man so erlebnisreich spielen, zumal unsere Bekannten eine riesige Holzwarenhandlung nebst Sägewerk besaßen. Léon hieß nicht so mit dem Familiennamen, war aber ein Wagner, denn er stellte professionell Karrenräder her, sogar große Räder, mit einem Eisenreifen rundherum und da schauten wir ihm gerne zu bei der Arbeit in der Sägerei, beim Zuschlagen mit dem dicken Hammer, beim Schmieden der Radreifen, oder beim Bearbeiten der Radnaben. Dann spielten wir in den meterhohen Haufen von Sägemehl und Holzspänen. Es waren auch Kühe im Stall die gemolken wurden, das Eiersammeln bei den Hühnern, die frei herumliefen, war wie ein alltägliches Osterfest. Die Hühner legten ihre Eier, wo es ihnen gerade am gemütlichsten schien. Und dazu grunzten mehrere Schweine im Stall, die ebenfalls jeden Tag ins Schweinegatter gelassen wurden. Da wurde immer wieder Wasser vom Brunnen hineinlaufen lassen, damit sich die Schweine in der Suhle recht wohlfühlten. Man unterließ es keinesfalls uns die geschmacklichen Vorteile, bei so einer Schweinehaltung zum Genuss anzubieten. Rohfleisch wurde selten gekauft und verzehrt, doch hatten verschiedene Metzger die Marktlücke schnell erkannt und boten jede Woche, in ihrem schnell umgebauten Lieferwagen Frischfleisch, Wurst und Käse sowie sonstige eher städtische Esswaren an, wodurch sich der Speiseplan merklich erweitern ließ. Unsere Mutter machte sich nützlich in der Küche, was aber bei der verschrobenen „Gued" nicht selbstverständlich war, denn das bedeutete Einmischung, in die inneren Angelegenheiten eines Hauses mit festgefahrenen Sitten und Bräuchen. Die Arbeit meiner Mutter in der Nähstube war allerdings höchst willkommen, denn auf einem Hof gibt es immer wieder unreparierte Kleidungs- oder Wäschestücke. Mein Vater half bei der Grummet- und Heuernte, wenn er dienstfrei war und zugegen sein konnte.

Eines Tages bot meine Mutter ihre Kochkunst an, die sie zum Teil von meinem Vater gelernt hatte. Er war ein Schlemmer und wusste sich die Genüsse vieler Leckerbissen überaus herzhaft und geschmackvoll zu zu bereiten. Sie hatte Gemüsesuppe mit geriebenen Kartoffelpfannkuchen vorgesehen. Erstaunlicherweise kannte die Bauernfrau so etwas Exotisches überhaupt nicht, wahrscheinlich, weil es etwas Arbeit macht. Knurrend und etwas unwirsch meinte sie, was das denn für einen Fraß werden würde.

Als natürlich die Suppe vom Pätter mit großem Genuss, sowie auch von uns geschlürft wurde und die „Grompere kichelcher" schnell in der Runde gereicht wurden, da trat die „Gued" hinter sich, um das neue Zeug doch zu probieren. Ihr Kommentar zirkulierte lange in der Familie „Er schmeckt gar nicht schlecht, dieser Dreck!"

Damals lernte ich auch von meinem Vater, wie man eine Trillerpfeife aus dem Holz der Haselnuss schnitt. Wie man die Rinde klopfte, damit sie sich loslöste und hin und her gezogen werden konnte, um den Ton zu verändern.

schönen Tagen spazierten wir durch den „Schwengsbösch" hinab an die Weiße Ernz, in Richtung Fischbach wo der Oberförster Peitsch wohnte. Er war Förster am Hof und von der Ar-

mee her ein guter Bekannter meines Vaters. Als wir wieder einmal mit ihm rundum die herrlichen Fischteiche gewandert waren, überfiel mich eine unheimliche Hitze und ich wurde so matt, dass man mich aufs Sofa legen musste. Ich schien offensichtlich Fieber zu haben, und das beim bloßen Anblick meiner Wangen. Ein Arzt wurde über Telefon bestellt und kam per Auto dorthin, was wir als ganz besonders luxuriös ansahen. Der Arzt konnte ja nicht ahnen, welche Person in diesem hoch angesehenen Hause krank war. Er hatte bei mir schnell eine Blutvergiftung diagnostiziert. Sie war hervorgerufen worden durch einen Unfall den ich tags zuvor hatte, als ich beim hinunter Rennen vom Wasserbehälter am Ortseingang von Heffingen nicht schnell genug bremsen konnte und ich mir beim Rutschen über die frisch geteerte Straße tiefe Schürfwunden an meinem linken Ober Bein zugezogen hatte. Es ging da aber noch die Rede von der Möglichkeit eines Starrkrampfes, was den baldigen Tod bedeutet hätte. Glücklicherweise überlebte ich auch diesen Angriff von unliebsamen Mikroben auf mein

Deportation des Vaters

Bewaffnete Staatsbeamte konnten die Deutschen in unserm besetzten Land keineswegs gebrauchen. Ohne die notwendige Nazi-Indoktrinierung hätten diese für das Reich gefährlich werden können. Damit begann die Leidenszeit, die mein Vater besonders in seinen oben aufgeführten Memoiren ausführlich behandelt.

Vorbei war die schöne kameradschaftliche Zeit mit ihm zusammen. Vorbei die wunderbaren Familien-Spaziergänge in freier Natur, die ausführlichen Erläuterungen die er uns immer wieder geben konnte, wenn wir den Namen eines Tieres oder einer Pflanze kennen wollten. Besonders glücklich war er als sein Freund Hertges ihm ein für ihn und seinen besonderen Wissensdurst (in Punkto Botanik) stillendes Buch schenkte: „ Die Flora der Heimat“ das Dr. Edmond. J. Klein, Professor der Botanik am großherzoglichen Gymnasium in Diekirch, im Jahr 1897 geschrieben hatte. Und genau der hundertste Jahrestag seit Erscheinen dieses Buch veranlasste mich 1997 in Zusammenarbeit mit Nicolas Rollinger diese Flora neu zu editieren. Nicolas Rollinger war ein hoch talentiertes und aufopferungsbereites Vorstandsmitglied, der von mir gegründeten AAT (siehe im Internet). Er besorgte das Layout. Ich hatte mir persönlich ganz besonders die unzeitgemäß gewordene Nomenklatur der Pflanzen vorgenommen. Viele Namen entsprachen nicht mehr dem aktuellen Wissensstand. Sie mussten allesamt geprüft werden. Ich versuchte auch die luxemburgischen also volkstümlichen Namen, insofern bekannt, zu ergänzen. Eine Neuausgabe dieser Flora ist übrigens seit kurzer Zeit in Bearbeitung.

Ich habe meinen Vater immer geliebt, nahezu angebetet. Er war ein herzensguter Freund, auch zum Schmusen bereit und nicht nur mir ein leibliches Vorbild von Fröhlichkeit und ausstaffiert mit einem genialen Gedächtnis. So konnte er stundenlang Gedichte zitierten, wie das “Lied von der Glocke“, den „Zauberlehrling“ oder der „Taucher“ und besonders Auszüge aus der luxemburgischen Literatur. Den kompletten Rénert von Michel Rodange wusste er zu deklamieren und beherrschte dabei auch noch die verschiedenen dort verwendeten Landesdialekte. Natürlich hatte sein Wandererleben ihn dabei begünstigt. Leider konnten wir nie an den manchmal Tage dauernden Radtouren teilnehmen, die er mit seinen Freunden, dem Lehrer und dem Pfarrer durch unser schönes Land gemacht hat. Er kannte sich ausgezeichnet aus in der Geografie des Großherzogtums. Straßen und Schleichwege waren ihm bekannt, worüber man nur staunen konnte. Ganz besonders aufmerksam hörten wir auch seiner sonoren Bassisten Stimme zu, wenn er seine eigenhändig zusammengestellten Potpourris mit über 40 verschiedenen Melodien (siehe Teil I) vortrug. Nicht nur deutsche Lieder waren ihm geläufig auch die besten Texte aus luxemburgischen Theater-, Revue- und Operettenstücken. Kein

Wunder, dass er im Kirchenchor beliebt war und ihm oblag es, auch verschiedene Psalme in der Vesper vorzutragen. Besonders lag ihm der Vesper Psalm 116.

„Laudate Dominum omnes gentes
Laudate eum omnes populi
Quoniam confirmata est super nos misericordia ejus
Et veritas Domini manet in aeternum"

Er trug den Psalm mit ganz besonderer Inbrunst von der Empore aus vor, mit oder ohne Orgelbegleitung. Er wurde sogar in manchen Vereinigungen Vortragsredner zu religiösen wie auch ethischen oder philosophischen Themen. Auch war er für seine Zeit bereits ein außergewöhnlich vielseitig aufgeschlossener Mensch mit einem hohen literarisch orientierten Wissensstandard. In seiner Hausbibliothek konnte ich bereits in einer großen Auswahl an Weltliteratur stöbern. Die Bücher hatte er als Mitglied der Deutschen Buchgemeinschaft erworben. Meistens Klassiker und hervorragende Romane. Dreizehnlinden von Friedrich Wilhelm Weber war ihm eine Quelle für Zitate. Besonders gerne zitierte er:

Wonnig ist's, in Frühlingstagen
nach dem Wanderstab zu greifen
Und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchschweifen.

Man kann sich jetzt vielleicht gut vorstellen, wie gesellig er war. Er war außerdem ein ausgezeichneter Koch und schmähte keinesfalls gute Bissen und in seinem Keller, so kann ich mich erinnern, befand sich meistens ein Fässchen Rotwein, an dem er selber immer wieder für den Festtisch zapfte. Seine Lebensfreude und besonders seine ungebeugte Frömmigkeit begleiteten und stärkten ihn, in dem schwierigen Leben. Es war wie eine Überlebenspille, an welcher er zu zehren begann, wenn Schwierigkeiten sich über seinem Kopf häuften.

Jetzt sollte dies alles auf einen Schlag vorbei sein. Der Abschied meines Vaters hatte nicht wenige Auswirkungen auf mein weiteres Leben. Bevor er zum ersten Mal wegging, sagte er zu meinem Bruder. „Hilf du der Mutter und pass gut auf deinen Bruder auf, damit der nicht aus der Reihe tanzt.“ Das war natürlich Wind auf die Mühle meines Bruders, der sich immer mehr, nicht als Beschützer, aber eher als Bewacher vorkam. Damit war sicherlich unbeabsichtigt und durch falsche Interpretation, das Kriegsbeil zwischen uns beiden ausgegraben worden.

Mein Vater hatte noch kurz vor seiner Abreise, für einige Jahre, ein Stück Ackerland mit andern Freunden gemeinsam gepachtet. 7 Are Ackerland standen uns persönlich zur Verfügung und diese befanden sich etwa 2 Km weit weg von unserm Wohnhaus. Ein Bauer hatte das ganze Feld, was einst eine Wiese war, umgepflügt und dort sollten jetzt Kartoffeln, Bohnen, Karotten und noch vieles andere gepflanzt werden.

Gartenarbeiten und Kaninchen im Stall

Meine Mutter hatte ein schweres Gebrechen. Bei einem Oberschenkelbruch, der sich noch vor ihrer Heirat ereignet hatte, wurde sie ärztlich nie richtig versorgt, besonders auch weil ihre Schwestern immer von Simulierung sprachen und es so weit kam, dass der Knochenbruch schlecht heilte. Sie konnte nie mehr normal gehen und musste immer daher humpeln. Ihr war es unmöglich dieses frisch aufgebrochene Ackerland zu bestellen.

Dazu hatten wir auch noch ein halbes Dutzend Kaninchen im Stall, die keinesfalls in Kriegszeiten aufgegeben werden konnten und so begann man eine ungewöhnliche Last auf uns zwei Buben abzuladen, die keinesfalls von Butter war.

Natürlich waren wir beide am Anfang hell begeistert, um behilflich zu sein, um eine neue Beschäftigung zu haben. Da wir aber den Rat der Mutter unbedingt brauchten, setzten wir diese in den beim Nachbarn ausgeliehenen vierrädrigen Karren und brachten sie über die Landstraße bis in diesen riesigen Garten auf der „Fonderie“, wo sie dann genau überwachen und beurteilen konnte wie und was gearbeitet werden sollte. Gute und fachliche Ratschläge holten wir bei erfahrenen Gärtnern und befreundeten Nachbarn, die uns beiden Jungen bedauerten, aber auch in jeder Lage meiner Mutter behilflich waren. Da unser ehemaliger Nachbar (Dab) vor den Deutschen nach Frankreich geflohen war, stand dieses Haus leer und es wurde requiriert, als Wohnung für einen deutschen Zöllner, der fortan auf dem Bahnhof in Rodange Dienst machen sollte. Das hatte zum direkten Vorteil, dass wir nicht zur gleichen Zeit unsere Dienstwohnung für ihn räumen mussten.

Die Beziehungen zu diesen neuen Nachbarn waren anfangs natürlicherweise äußerst zurückhaltend, ja kalt. Doch mit der Zeit wurden wir uns immer mehr bewusst, dass ja auch sie von zu Hause fort und in die Fremde mussten und keinesfalls mit den Nazis kollaborieren wollten. Die Parole lautete, nicht auffallen, denn man wusste, welches Schicksal bereits Manchen ereilt hatte. Mitleid kam bei unsern Nachbarn auf und meine Mutter begann dies zu spüren und lies langsam ihr hartnäckiges Meiden von Begegnungen versanden.

Hausarbeiten und kein Ende

Gebrechen meiner Mutter hatte seine Auswirkungen auch auf uns beide. Mein Bruder und ich mussten ihr recht viel beistehen, besonders bei den Haushaltsarbeiten. Da waren die allwöchentlichen Waschtage. Es machte noch Spaß das Feuer unter dem Waschkessel anzuzünden und zu bedienen. Auch standen wir neben unserer Mutter am großen Waschtisch und schrubbten, besonders Strümpfe oder Pullover. Unsere Mutter hatte schnell herausgefunden, dass genau diese Wollsachen, die mit viel Schaum gewaschen wurden, unsere Hilfe stimulierten.

Dann kam natürlich auch manch großes Stück, wie die Linnen Tücher in unsere Hände. Wir hatten 2 große Waschtröge zum Wässern der Wäsche. Der eine diente zum Bläuen der weißen Wäsche, das andere zum Spülen. Wir mussten uns schon schön anstrengen, um diese mit Wasser voll gesogenen Wäschestückeüber den Beckenrand zu ziehen. Dann wurde per Hand gewringt und langsam zeigte sich, dass wir bereits begannen, stärker zu werden, als unsere Mutter.

Im kleinen Garten hatten wir Wäscheleinen und zum Trocknen der Wäschemusste die Wäsche in großen Körben nach oben und dann in den Garten gebracht werden. An die Leine reichten wir noch nicht aber der Mutter ein Wäschestück nach dem andern reichen, das gehörte zum Pensum.

Es kam auch manchmal vor, dass einem von uns beiden die ganze Wäscheaufgehalst wurde, weil es der Mutter unmöglich war, sich in den Keller zu bewegen. Wir haben diese Zeit mit Bravour durchgestanden. Erst als ich etwa 16 Jahre alt war, erhielten wir die erste elektrische Waschmaschine mit Wringer. Der alte Ofen diente zwar noch manchmal, wenn Zwetschgenkonfitüre gekocht wurde, wo wir Buben uns beim Rühren gegenseitig ablösten. Auch das Einmachen von Sauerkraut und Einwecken von Bohnen wurde trotz der Abwesenheit meines Vaters nicht abgesetzt. Ein 80-Liter-Fass war Standardmaß für das Sauerkraut und bereits die

Vorfreude auf einen Sauerkrautschmaus speziell mit Leberklößen, gekochter Mettwurst, Lyoner und Senf trieb uns an, das Schroten des selbst kultivierten Kohls mit Lust zu vollziehen. Die Bohnen wurden in Glas Bokale eingeweckt, oder klein geschnitten in Flaschen gefüllt und ebenfalls eingeweckt. Dasselbe geschah auch mit Obst und Rhabarber.

Kartoffeln schälen, Schuhe putzen, die hölzernen Treppen sowie die Stubenfliesen mit Metallspänen säubern, waren ebenfalls gängige Arbeiten, die wir zu verrichten hatten. Auch das alltägliche Säubern der Kochmaschine, das Spülen oder das Abtrocknen, mitsamt dem Wegräumen des Essgeschirrs, gehörten zu unseren immer wieder kehrenden Beschäftigungen. Meiner Mutter waren all unsere Spielkollegen fremde und potenzielle Verführer. Sie trauten keinem und war immer nur darauf bedacht, uns vor verderblichen Einflüssen zu bewahren. Wir hatten nur wenige Familien, die uns so nahe befreundet waren, dass wir ein oder zweimal im Jahr gemeinsam ein Festessen veranstalteten. Bei uns gab es alsdann das bekannte Sauerkraut mit Leberklöße, Speck, Wurst und „Gesolpertes“. Bei den andern Bekannten waren Schalentiere eine Spezialität doch mussten diese damals noch immer vor dem Kochen von Unrat und den aufsitzenden Ablagerungen gereinigt werden. Heute wissen wir auch welchen Blödsinn wir immer wieder veranstalteten um mit einem silbernen Löffel, besonders vor dem Verzehr von Pilzen, die mein Vater gesammelt hatte, zu testen, ob sich nichts Giftiges im Essen befand. Das geschah auch ganz besonders vor dem Verzehr von Miesmuscheln. Man nahm nämlich an, der silberne Löffel würde sich verfärben, wenn er sich in einem giftigen Milieu befand. Gartenarbeit war uns keinesfalls fremd, aber besonders wenn Grünfutter für die Kaninchen benötigt wurde, dann mussten wir raus. Meistens zog nur einer allein davon, mit einem beim Nachbarn ausgeliehenen Handwagen und einer Handsichel.

Die Wiese, auf welcher wir „krauden“ konnten, lag mindestens 1 km weg von unserm Hause. Mitleidige Menschen erlaubten uns dann auf ihrem Besitz alles Gras zu besorgen, sogar das Heu, das wir für den Winter hereinbringen mussten. Einer der Nachbarn hatte mehrere Dutzend Stallhasen. Er war ein erfahrener Kaninchenzüchter. Wir konnten zwar zuschauen, wenn er eines unserer Kaninchen bei den Bock ließ, haben aber nie so richtig verstanden was da vor sich ging, wahrscheinlich weil Kaninchen dieses Geschäft in Sekundenschnelle erledigen. Ihnen waren Quickies kein Begriff, sie verstanden jedoch die notwendigen spezifischen Spielregeln und praktizierten sie perfekt. Herr Weisgerber allein, so hieß der Mann, schlachtete unsere Kaninchen, wenn dieses notwendig war. Als Lohn konnte er den Pelz behalten. Es zog lange Zeit vorher noch immer ein Scherenschleifer durch die Straßen, der dann auch mit markanter Stimme rief „Pelzä, Pelzä“. Der schliff auch Messer und reparierte Regenschirme. Das notwendige Handwerkszeug hatte er auf seine fahrbare Schmiede montiert, die er auf einem Stellbock transportierte. Wenn er weiter fuhr, nahm er den Riemen von dem großen Rad, das er über ein Tretpedal antrieb und dann schob er den ganzen Kram auf diesem Rad rollend vor sich her.

Einmal tauchte auch ein Straßenhändler mit Kruzifixen und Rosenkränzen sowie mit getrockneten Wacholderbeeren auf. Sein Geschäft ging schlecht und er pflegte dann zu bemerken: „T’ ass keen Däiwel deen Härgott e keeft!“

Nachbar bereitete die Pelze (seine Vorfahren müssen schon was davon verstanden nahmen, woher sonst stammte sein Namen Weiss Gerber) selber über einen Drahtbügel, bis sie fast wie Leder aussahen. Er bot sich auch jedes Mal an, wenn es galt eine größere Grasfläche abzumähen. Das Gras wenden, aufladen und heimkarren oblag uns beiden. Wir taten es ohne Murren, denn wir hatten reelles Mitleid mit dem Gebrechen unserer Mutter.

Es muss im Jahr 1944 gewesen sein, als wir im Hochsommer gegen Abend gerade dachten die täglichen Pflichten wären zu Ende, da erschien völlig außer Atem ein Bekannter bei meiner Mutter: „Das Heu in der Wiese müssen Sie sofort heimholen, denn es wird ein Gewitter geben, sonst ist die ganze Arbeit futsch.“
Die Deutschen Besatzer hatten aber ein Verbot erlassen, dass die Kinder am späten Abend nicht auf die Straße durften, und verboten war es auch Kinder mit solch schweren Arbeiten zu beschäftigen.

Doch mussten wir an den Wintervorrat für die Kaninchen denken und so machten wir beide uns allen Geboten und Verboten zum Trotz mit dem 4 Rad Wagen auf den Weg. Kaum waren wir in der uns zugeschriebenen Wiese angekommen, da begannen die Leute aus der Nachbarschaft eiligst uns zu helfen, denn die drohenden Gewitterwolken zeigten sich bereits über der nahen französischen Grenze. Unser Wagen wurde etwa 3 Meter hoch beschichtet und alles Material mit Seilen festgebunden. Wir liefen fast über die Hauptstraße nach Hause, wenigstens wo es bergab ging.

Etwa hundert Meter von unserm Haus entfernt hielt uns jedoch einer der SS-Leute, die in der Nachbarschaft wohnten, an. Er notierte unsere Namen. Wir konnten dann schnell nach Hause und drückten gerade noch rechtzeitig den Wagen mitsamt Heu in den Kellerraum hinein, als draußen ein lang andauernder Wolkenbruch mit gewaltigem Platzregen niederging. Natürlich waren wir stolz auf unsere Glanzleistung, aber als wir der Mutter die Begegnung mit der SS berichteten, da begann die verängstigte Frau sich sofort große Sorgen zu machen. Was sollten die Folgen sein?

Am andern Morgen klingelte bereits sehr früh ein SS-Mann an unserer Haustür. Er kam mit einem Vorladungsbefehl für meine Mutter. Sie müsse zur Kommandantur kommen, um sich dort zu rechtfertigen. An diesem Tag wurde das Mittagessen nicht mit der üblichen Sorgfalt zubereitet. Meine Mutter entschloss sich kurzerhand, der Nachbarin die ganze Sache an zu vertrauen. Dabei ging es natürlich nicht ohne Weinkrämpfe ab und die Nachbarin war offensichtlich recht betroffen, dass ihre Landsleute so mit uns Luxemburgern umsprangen. Sie entschloss sich kurzerhand und machte sich sofort auf den Weg um ihren Ehemann, der am Bahnhof Dienst verrichtete, davon in Kenntnis zu setzen, damit er sich als Fürsprecher einsetzen sollte. Er tat es und das mit Erfolg. Ab diesem Tag veränderten sich die Beziehungen zu unsern deutschen Nachbarn schlagartig, denn bereits am Nachmittag klingelte der Nachbar höchstpersönlich an der Haustür, um meiner Mutter mitzuteilen, dass die Vorladung zu den Akten gelegt worden sei. Er hatte sich persönlich eingesetzt um im SS-Büro, das sich neben dem Bahnhofsgebäude befand, die recht beschwerliche Situation in unserer Familie zu erklären. Von diesem Tag an bekam „Heidi“, der Nachbarhund, der bisher auf tiefstem Rang der Freundschaft eingestufte Fox Terrier, manchmal auch einen Knochen dargereicht, was dessen Gereiztheit uns gegenüber wiederum entsprechend milderte.

Als Musiker habe ich mich versucht

dieser Zeit ließ sich mein Bruder als Musiker in der Rodinger Harmonie einschreiben. Stolz kam er nach Hause und zeigte seine silbern blinkende Böhm Klarinette. Das ist eine sogenannte Jupiterklarinette, die sich besonders eignet für Anfänger und sehr robusten Ansprüchen standhalten kann. Die Klarinette war nicht aus Grenadille Holz wie die üblichen Klarinetten. Dies ist eine Art rotes Ebenholz – und so lautet auch der Name verschiedener Nutzhölzer, besonders Holz der westindischen Pflanzen *Inga Vera*, oder *Byra eberus*, die zum Bau von Blasinstrumenten dienen. Diese Klarinette war dagegen komplett metallisch. Das was eine Seltenheit. er dann meiner Mutter noch erklärte, dass das gleiche Instrument noch einmal

zur Verfügung stehe und es eigentlich eine gute Gelegenheit wäre, dass mein Bruder und ich gemeinsam dieses exotisch anmutende Instrument erlernen sollten, war auch mein musikalisches Schicksal schnell besiegelt. Ich kann mich noch gut daran erinnern wie gut, oder eher schlecht ich das Instrument in den Proben beherrschte und wie ich an meinem ersten öffentlichen Konzert teilnahm. Es fand statt in der französischen Grenzortschaft Longwy und zwar auf dem Kiosk in dem herrlichen Park der Ortschaft. Der damalige Dirigent, Herr Bohneberger, kannte meinen Vater sehr gut, weil beide gemeinsam beim Militär waren. Mein Bruder und ich aber viel weniger, hatten angeblich hohes Interesse an diesem Instrument, das uns neben den alltäglichen Pflichten noch viele Etüden und Proben abverlangte, die bald zeigten, dass wir beide keine begabten Musiker waren, besonders aber nicht genug Zeit aufbringen konnten für die unbedingt notwendigen Etüden. Dazu hoffte man, dass ich, obschon 4 Jahre jünger als mein Bruder, mit seinem Fortschritt mithalten konnte. Das einzige, was mir Vorteile verschaffte war, dass ich bereits schnell Noten lesen konnte und fleißig die immer wieder zurückkehrende Solfeggien - Melodien noch heute im Kopf habe, do, si, la, sol, mi.

Tatwaffe - ein Instrument

Es war in der Woche als ich mich auf meine erste Kommunion einstellen sollte. Die Musikprobe sollte keinesfalls ausfallen. Doch irgendeine Gereiztheit musste sich in meinem Innern zusammenbrauen, denn während der Probe bekam ich plötzlich Streit mit einem anderen jungen Musiker, der eine Tuba als Instrument besaß. Dass man aber ein solches Instrument auch als Waffe benutzen konnte, erfuhr ich bei dem aufkommenden Gerangel und so geschah es, dass dessen metallenes Instrument mir plötzlich gegen die Stirne fuhr, wobei mir schien rundum um mich Sterne tänzeln zu sehen. Natürlich weinte ich überm Nachhause gehen. Meine Mutter war stark verärgert, besonders weil sie mich bereits sah, als Kommunionkind mit einem dicken blauen Augen und geschwollener Stirn. Ohne lange zu zögern, wusste sie schnell, wo der Junge namens Buisse wohnte und all sogleich nahm sie mich mit der Hand und humpelte mit mir sag und schreibe immerhin mehr als einen Kilometer weit um sich bei den Eltern des Rowdy zu beschweren. Völlig außer Atem standen wir plötzlich vor der Tür seiner Eltern. Die Mutter öffnete und zu ihrem Unglück sprach diese Frau Französisch, was meine Mutter zwar verstand aber nicht gut sprechen konnte. Meine Mutter ließ natürlich eine mächtige Tirade los, aber die Frau ließ sich kaum erweichen. Sie antwortete forsch und knapp: „Si votre fils venait d'offenser mon fils alors je ne puis pas m'y mêler. Madame Regenwetter, je ne puis rien faire pour vous. Au revoir. »

So was nennt man abblocken. Die blau unterlaufene Beule war damit keinesfalls aus der Welt geschaffen. Wie begossene Pudel traten meine Mutter und ich den Rückweg an. Doch am Tag der Kommunionfeier hatte sich die Beule gelegt. Nur ein wenig Azurblau haftete noch hartnäckig an meiner Stirne, was aber niemandem ernsthaft auffiel und so erkundigte sich auch niemand, was wirklich geschehen war.

Arbeit als Depositär

Unser Nachbar war ein Depositär, das heißt er verkaufte Getränke, also selbst eingefülltes Bier, das in Fässern verschiedenen Kalibers direkt von der Brauerei angeliefert wurde. Sonderbarerweise war der Rollefax, so nannten wir denjenigen der das Bier in Fässern anlieferte, ein Stiefbruder von meinem Vater, aber der Taufpate von meinem Bruder. Er war in der Familie nur als „Franz, de Rollefax" bekannt. Er lieferte das Bier direkt von der Brauerei, die sich in der Vorstadt von Luxemburg befand, die über 20 km entfernt lag. Die Zugpferde waren belgische Brabanter mit kleinem Kopf auf mächtigem Hals. Es waren deren meistens 4 in Doppelreihe vorgespannt. Sie hatten kräftige Schultern, die uns weit über den Kopf reichten.

Gutmütig aber riesig stark um den schweren Wagen mit den vollen Bierfässern aus Luxemburg bis nach Rodingen zu ziehen. „Monni Franz“ ließ dann die vollen Bierfässer auf einen prall gefüllten Sack fallen, rollte sie bis vor die Kellerluke, erfasst zwei eiserne Stangen, die vorne zum Haken umgebogen waren, und ließ dann ein Fass nach dem andern bis hinab auf Kellerniveau, wo ein Gehilfe dann die Fässer wegrollte. Die leeren Fässer kamen über den gleichen Weg wieder auf den Bürgersteig, von wo der Rollefax die Fässer meistens allein auf den Fässer Wagen hob. Im Sommer wurden auch lange Eisblöcke abgeladen, die unter einer dicken Plane geschützt lagen.

Wenn es kühl draußen war, dann dampften die Pferde vor Anstrengung. Franz hatte meinem Bruder zu dessen Ersten Kommunion eine Taschenuhr geschenkt. Nähere Freundschaft wurde mit ihm nicht gepflegt. Zusätzlich sei bemerkt dass mir damals auch schon bekannt war, wie ein Ardennerpferd aussieht. Auch das Ardennerpferd ist ein belgisches Zugpferd, aber man konnte es seltener auf den Straßen sehen. Ich lernte diese Rasse kennen bei den vielen Spaziergängen oben auf dem Berg, bei den beiden Gehöften „Roter und Weißer Hof“.

Der Nachbar verkaufte aber auch Limonadensaft oder Orangensirup. Er belieferte seine Kundschaft, meistens Wirtshäuser, mit einem kleinen Lastkraftwagen, der während des Krieges auf Holzkohlenfeuerung umgestellt war. Selbstverständlich gingen mein Bruder und ich bei unserm Nachbarn ein und aus. Nur zu gerne hätten wir weitaus mehr von dieser wohlschmeckenden Limonade getrunken. Vom schäumenden Bier nicht zu sprechen und so kam es, wie es kommen musste. Eines Tages und dabei spreche ich nur von mir allein, war ich zum Flaschenputzer, zum Limonaden- und Bierflaschenfüller avanciert. Man band mir eine bis zum Boden reichende, lederne Schürze um, weil da enorm viel Nasses im Spiel war. Dann steckte man mich in ein paar Stiefel, die mir viel zu groß waren. Ich musste auf einem Holzsockel arbeiten, um an die zu säubernden Flaschen zu reichen, die mit dem Hals nach unten auf Düsen und Bürsten einer komplizierten Maschine gestellt wurden. Sie verschwanden dann mit viel Geknatter auf dem drehenden Karussell hinter einem Lederschutz, um recht bald wieder zum Vorschein zu kommen. Flaschen zur Säuberung einfüllen und die gesäuberten Flaschen herausnehmen, kontrollieren und in Kästen aufstapeln, wurde recht bald zu einer Fertigkeit, die nicht so einen genauen Tastenschlag erforderte wie mein Musikinstrument. Die ganze Maschinerie wurde elektrisch über Kurbelwellen angetrieben. Oben, unter der Decke, drehte sich die lange Welle mit den Antriebsrädern, von wo aus bis herunter zu den laufenden Maschinen lange Lederriemen die Geräte ankurbelten. Riemen ‚rauf, Riemen ‚runter, so wurde geschaltet. Die Antriebswelle lief dabei immer gleichmäßig weiter.

getaner Arbeit erhielt ich natürlich immer zum Dank und als Entgelt eine Literflasche voll frisch sprudelnder Limonade, die aber erst am Sonntag auf den Tisch kam. Was aber noch interessanter zu bemerken ist, war der Umstand, dass ich mit dem Nachbarn in seinem Klapperkasten mitfahren durfte, wenn er seine Kunden besuchte, die auch in umliegenden Ortschaften zu finden waren. So lernte ich auch die Nachbarortschaften kennen und er lieferte sogar bis nach Lasauvage, was für mich bereits nahe am Ende der Welt, meiner Welt lag. Unterwegs durfte ich dann natürlich auf- und abladen und meine persönliche Flasche Limo anzapfen.

Arbeiten als Milchmann

Wenn ich mir das heute so überlege, hätte ich eigentlich Geschäftsmann werden sollen, denn bald hatte ich einen weiteren Beruf erlernt. Jeden Tag kam der Milchmann an unserm Haus vorbei. Er hatte verschiedene Arten von Milch, blaue und fette, sogar Buttermilch. Ich habe nie richtig verstanden, warum die blaue Milch auch weiss war, genau, wie die fette. Nur eines hatte meinen Fleiß gepackt. Der Milchmann meinte, dass ich eigentlich die richtige Hilfe für ihn sei. Ich weiss nicht mehr im Detail, wie es dazu kam, dass ich mitten im Winter begann, mit ihm Milch aus zu fahren, von Tür zu Tür. Ich läutete mit der großen Glocke, die am Wagen hing, strickte bei einem längeren Aufenthalt den Maulesel an Hausgeländer oder Pforten an und servierte alsdann wie ein professioneller, aber keineswegs wie ein Geschäftsmann, denn mein Gebieter musste mich öfters zurechtweisen, weil ich die „Schoppen“ viel zu schräg hielt und dadurch immer etwas mehr als das richtige Maß ausgegeben wurde. Das wurde noch komplizierter als sich beim Frost nicht nur an der eiskalten Kanne in der rechten sondern auch an dem Schoppen in der linken Hand bereits Eiskristalle bildeten. Dazu meinten manche Käufer, der Händler hätte sicher Wasser zugegeben, denn Milch könnte nicht gefrieren. Dabei entging es mir nicht, dass das ganz sicher eine Möglichkeit gewesen wäre, die Geschäftsresultate zu verbessern.

Natürlich wurde am Abend abgerechnet und ich bekam einige Groschen ab, aber das wusste ich zu steigern, als ich mir immer die blinkenden Kupfermünzen herausklaubte, die ich alsdann behalten durfte. Sie dienten mir, denn beim Münzenwerfen waren sie besser zu erkennen. Es dauerte nicht lange dann wusste meine Klientel dass ich diese Kupfermünzen für meinen Gebrauch behalten durfte und meine Einnahmen nahmen von Tag zu Tag zu. Die Reaktion blieb nicht aus. Der Milchmann hatte ebenso schnell begriffen, wie meine Geschäfte liefen, und meinte, dass wir nicht mehr so weiter machen könnten. Trotzdem habe ich ihn sogar ersetzt als man mich eines Tages wissen ließ der Chef liege im Bett und sei krank. Ich musste die ganze Tour allein machen. Und ich habe es einige Tage lang durchgestanden.
ließ das Zaum Tier auch etwas fallen, oder ich musste ihm den Hafersack vorbinden und diese alltäglich anfallenden Nebenbeschäftigungen wurden so langsam zur Routine. Der Mist wurde schön säuberlich mit Besen und Schippe aufgelesen. Meistens waren Abnehmer sofort zur Stelle, denn einen so billigen Mist fand man in einer Ortschaft wie Rodingen nicht jeden Tag und das erst gar nicht auf der Hauptstraße. Heute wünschte ich mir dass jeder Dreckskerl, der seinen Unrat einfach auf die Straße wirft, verurteilt wird, während einer bestimmten Zeitdauer die weggeworfenen Sauereien anderer Leute ein zu sammeln.

Pimpfe und Hitlerjugend

Man sprach man davon, dass mein Bruder ebenfalls zwecks Umschulung auf die Burg Stahleck bei Bacharach am Rhein müsse,

(Wikipedia: *In den folgenden zwei Jahren nutzten die National Sozialisten die Burg Stahleck dazu, Jugendliche und junge Erwachsene in Kursen und Lehrgängen mit dem nationalsozialistischen Gedankengut zu indoktrinieren. Hochrangige NSDAP-Angehörige statteten der Burg einen Besuch ab, so zum Beispiel Rudolf Heß im Juni 1938*)

Wenn, und das war das Kruziale dabei, ich nicht sofort mich bei den Pimpfen einschreiben ließe, was die Vorstufe der Hitlerjugend war. Doch zuerst noch wurde ich wegen meiner Intelligenz in die Hauptschule nach Petingen versetzt, was den Horizont meiner Fantasien noch beträchtlich erweitern sollte.

Mister und Misses Pig waren die ersten englischen Vokabeln, die ich lernte und die Klebestunden mit dem mir bis dahin unbekannten Klebstoff UHU beim „Pechmetti“, hatten wohl etwas Schönes an sich, denn manchmal mussten wir mit der ganzen Klasse auf den Hiersberg nahe Petingen ziehen, um dort dabei zu sein, wenn Herr Thill seinen eigenhändig gebastelten Rhönflieger hochzog. Dieser flog manchmal kilometerweit, sogar über den Wald hinweg bis ins Belgische und dann musste immer eine kleine Schar der Schüler hinterher rennen, um dieses Leichtflugzeug wieder zurückzubringen. Manchmal aber endete der Ausflug mit einer Bruchlandung gleich nach dem Start, so ähnlich wie die Gebrüder Wright dies auch fertig brachten. Dem Biologieprofessor Schmit verdankte ich recht viel meiner damaligen Kenntnisse auf diesem Gebiet, zum Beispiel wie man Schmetterlingsraupen beobachtet wenn sie sich verpuppen oder schlüpfen. Das alles wurde zuhause experimentiert. Er hatte anscheinend eine Neigung zum Deutschtum, was ihm nach dem Krieg immer wieder vorgeworfen wurde. Wenn es Fliegeralarm gab, mussten wir meistens in die Kellerräume der Hauptschule. Wenn dies aber kurz vor Mittag geschah, dann machten wir uns aus dem Staub und meistens legte ich mit einigen Freunden den Weg bis nach Rodingen zu Fuß zurück und dies, wie wir gelernt hatten, über die kürzeste Strecke zwischen zwei Punkten und das ist bekannter Weise eine Gerade, in unserm Fall war es die Eisenbahn.
lockten uns auch die bereits nett und lieb gewordenen Mädchen und dann machten wir gemeinsam einen Spaziergang ins „Paradies“ auf dem Prinzenberg, ein märchenhafter Lärchen- und Birkenwaldnahebei, oder aber wenn es regnete, wagten wir uns in die offen stehenden und selten benutzten Unterstände, in denen es stock dunkel war und wo wir uns dann hindurchtasteten bis zum anderen Ausgang. In manchen dieser Unterstände hatten Anlieger Sitzgelegenheiten gestellt und die wurden dann auch von uns genutzt. Die meisten Bunker aber wurden als öffentliche Aborte missbraucht.

Wieder gefährliches Spiel

In unserm Leben hatten wir aber einmal recht eigenartig gespielt, wobei wir uns im Unterstand der SS in Rodingen umsahen, die neben diesem Unterstand in der Gendarmerie wohnte.

Warum ließ man auch die Tür zum Bunker offen stehen? Auch diese Leute hatten sich dort recht häuslich eingerichtet, mit alten Sofas, Matratzen, Stühlen usw.

Als aber eines Tages dicker Qualm aus den über die Erde herausragenden Luftschächten stieg, mussten wir natürlich zum Verhör, weil wir nahebei wohnten, also potenzielle Täter sein konnten, aber merkwürdigerweise wusste niemand von uns, dass da ein Brand ausgebrochen war.

Manche Einwohner hatten uns wohl gesehen, aber glücklicherweise nicht erkannt, als wir durch den Wiesengrund, über die Eisenbahn, zum Schein in Richtung Belgien davon gelaufen sind, um dann im großen Bogen von einer ganz anderen Seite an den Ort des Geschehens zurück zu kommen.

Später hörten wir selbstverständlich, dass man in Athus, im nahen Belgien, nach den Brandstiftern suchte. Das Gerücht ging sogar die belgische Untergrundbewegung «Armee blanche“ sei im Spiel gewesen.

Schnell gereizt

Unser Familienname war natürlich immer Gegenstand des Spottes gewesen. Kehrreime wie Regenwetter, Blitzkadetter, oder Regenwetter, Donnerwetter, Blitz schlägt ein, warfen ständig meine friedliebende Gemütlichkeit über den Haufen.

In der Hauptschule war so ein halbwüchsiger Gartenzwerg, der mich eines Tages bis zur Weißglut aufheizte. In der Pause rannte ich hinter ihm her, rundum alle Bänke im Klassensaal, aber er war immer schneller um die Bänke herum, bis ich zu einer Holzschachtel griff und ihn warnte, er solle aufhören mich zu beleidigen. Er aber benahm sich wie eine blutrünstige Bremse oder eine Stech- oder Schmeißfliege und wurde immer lästiger. Ich täuschte einen Schuss vor, er verschwand sich duckend hinter der Bankreihe und genau in dem Augenblick, den ich bereits vorausgeahnt hatte, dass er wieder auftauchen würde, traf ihn die Holzschachtel, die ich mit voller Wucht geschossen hatte, überm linken Auge. Blut spritzte über die Bank und dazu kam nach der Pause die Klasse wieder ins Zimmer, was sofort einen richtigen Rummel entfesselte.

Natürlich erzählte ich meiner Mutter schonungslos, was geschehen war, denn ich ahnte bereits dass die Geschichte die üblichen Unannehmlichkeiten bereiten würde. Prompt wurde sie mit mir vor den deutschen Direktor „Quietschisaur“ geladen und ich musste mit ihr ins Büro kommen. Natürlich erklärte ich ausführlich, was vorgefallen war, aber niemand wollte sich meines Leidens annehmen. Ich kann mich nur noch erinnern, dass der Direktor zu meiner Mutter sagte. „Der Junge ist ein Rohling. Wenn er so weiter macht, müssen wir ihn von der Schule nehmen.“ Dummerweise gehörte diese Aussage fürderhin auch zum Repertoire meiner Mutter, was ich ihr nicht verzeihen konnte.

Im Erziehungslager in Capellen

Die Einheimischen bezeichneten es als Volksverdummung, doch die Okkupanten sprachen von Volksertüchtigung, Volkserziehung. Im Rahmen dieser Aktion kam ich mit der kompletten Schulklasse von der Hauptschule aus in ein Heim nach Capellen. Es war eine herrschaftliche Villa, mit großem Bering, Park und Weiher.

Es wäre langweilig auf die Schulung im großen Festsaal einzugehen. Hier filtriere ich Randerscheinungen, die typisch Deutsch waren. Was die Pillen bewirkten, die man uns alle Tage in verschiedenen Formen und Farben verabreichte, das entzieht sich meiner Kenntnis. Die einen schluckten sie, die andern taten nur so als ob und warfen ihre Ration ins Klo.

Es gab eine gemeinsame Küche, einige Luxemburger Erzieher, aber auch Deutsche, besonders der Kapo beherrschte martialisch alle Bewohner. Er trug auch tagtäglich eine Uniform. Unter seiner Befehlsgewalt befand sich ein junger Mann aus dem Nachbardorf.

Was wir dort lernen sollten, war, wie man auf Befehl gehorchen soll. Das geschah beim Sammeln im Hof, beim Sammeln zum Essen, beim Sammeln zum Studium oder beim Sammeln zum Sport.

Während der Wintersaison war es sehr kalt dort und es lag Schnee. Wir wurden abgehärtet und liefen barfuß und nur mit der kurzen Sporthose bekleidet, von dieser Villa aus bis zum Fußballfeld das sich in Richtung Steinfort, oberhalb Windhof befand, spielten dort kurz mit dem Ball und liefen dann wieder über die schneebedeckte Straße zurück. Das war schon ein

hartes Stück Arbeit und nichts für Kinder mit labiler Gesundheit. Die Wirkungen blieben nicht aus und so kam es dass wir alle zusammen, mit Durchfall geplagt wurden. Wenige hatten das Glück das Klo aufsuchen zu können. Die meisten hockten sich draußen über ein Loch, das sie in den Schnee gestoßen hatten und so konnte man nahezu die ganze Belegschaft mit heruntergelassener Hose rundum die Villa nicht nur hocken sehen, sondern wie sie sich auch über das Darmgrimmen beklagten. Papier hatten wenige und so musste der Schnee herhalten, was ganz natürlich eine erbärmliche Sauerei ergab. Pablo Picasso hätte seine Freude gehabt, beim Anblick vom Fenster herab auf diese Kreation in Scheiß und Weiss. Dem war den Aufpassern aber nicht so, denn die Strafen folgten auf der Stelle. Drill, und immer wieder in den Schnee fallen lassen.

Fast jeden Abend gab es Krach auf den Zimmern, in welchen wir zweistöckig gelagert waren mit etwa 30 Schlafplätzen in eisernen Betten. Jeder musste seinen Spind militärisch einrichten und militärisch ging es auch her mit der Sauberkeit der Bekleidung und der Schuhe. Eine Pimpfen Uniform war aber noch recht einfach zu pflegen. Doch zur Ruhe kamen wir immer erst sehr spät, nachdem man uns nahezu jeden Abendeinen Hexensabbat aufbrummte. Dabei wurde die ganze Bude bestraft und es wurde im Spiel festgestellt wer der Schnellste im Bett, unter dem Bett, den Spind ausgeräumt oder wieder eingeräumt hatte, im Nachthemd oder in der Uniform da stand. Dieser Radau dauerte so lange, bis der Letzte aller Spiele erkannt war und dieser erhielt dann eine saftige Strafe für alle wohl verstanden, wer der erste bei so einem Zauber fertig war konnte sich ins Bett legen und wurde nicht mehr belästigt.
Eines Tages nahm der Sturmbannführer mich bei den Ohren und befahl mir sofort zu einem Friseur zu gehen, weil ich offensichtlich nicht mehr gut sehen könne. Das war ganz früh am Morgen und ein Friseur befand sich nur in Steinfort. Um mir jede Möglichkeit zu nehmen, mir irgendwo von jemanden die Haare schneiden zu lassen, musste ich als Beleg, dass ich wirklich in Steinfort war, dort beim Ortsgruppenleiter vorstellig werden, um mir eine diesbezügliche Bescheinigung abzuholen.

Es war bereits Frühjahr geworden und der Schnee war weg. Das Wetter war gut und so machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach Steinfort. Ich war aber kaum 1 Km in Richtung Steinfort marschiert, da hielt der Briefträger, der mit dem Fahrrad unterwegs war, neben mir an und er fragte: „Wohin gehst du denn?“ Ich trug ihm meinen Auftrag vor und der gute Mann ärgerte sich über diesen unmenschlichen Auftrag und meinte: „Ich habe soeben meine Tournee beendet. Komm mit zurück bis zum letzten Haus, dort stelle ich das Fahrrad ab und dann kannst du dich dessen bedienen, um nach Steinfort zu gelangen.“

Nach einer halben Stunde war ich beim Friseur in Steinfort, ließ meine Haare sehr kurz schneiden, um nicht gleich wieder in Zugzwang zu geraten, kaufte von meinem äußerst spärlichen Taschengeld, meiner Mutter noch ein Haarnetz als Andenken, suchte alsdann den Ortsgruppenleiter auf, um meine Bescheinigung zu erhalten und machte mich wieder zurück nach Capellen. Dort traf ich gegen Mittag ein. Ich stellte das Fahrrad wieder beim Ortseingang gegen den Giebel des letzten Hauses und begab mich schnellstens ins Esszimmer, denn alle Kameraden waren bereits bei Tisch und ich hatte einen riesigen Hunger.

Als ich in den Essraum eintrat, schrie der Sturmbannführer mich an: „ Raus!“ Ich wusste zwar nicht warum, ging aber wieder hinaus, und klopfte vorsichtshalber an die Tür, bei meinem zweiten Versuch noch etwas vom Essen zu erhaschen. Wiederum schrie er mich an: „Wer sind sie, wir kennen sie nicht.“ Als ich aber völlig erschreckt und sicherlich auch zitternd vor Aufregung dort stand, meinte er: „Ah, jetzt sehe ich erst wer sie sind. Man hat ihnen die Haare also geschnitten, wo ist die Bescheinigung, die sie abgeben sollen.“

Erst nach dieser Szene eines regelrechten Affentheaters, durfte ich mich an meinen Platz setzen und verschlang regelrecht gierig einige Teller vom Eintopf des Tages. Von diesem lieben Briefträger erfuhr ich nichts mehr. Sollte er jedoch zufälligerweise diese Zeilen lesen, dann bedanke ich mich nachträglich für diese mir zuvorkommende Hilfsbereitschaft. Dieser Gestus einem fremden Jungen ein Fahrrad auszuleihen und dabei noch Gefahr laufen in Scherereien verwickelt zu werden, das durfte ich nimmer mehr vergessen.

Eines Tages fiel uns allen ein nicht gewohnter aber stark riechender, aufdringlicher Moschusduft auf, der sich im ganzen Haus verbreitet hatte. Wir ahnten sofort, dass da etwas auf dem Gebiet der Sexualität geschehen war. Wir konnten auch an der knallroten Gesichtsfarbe des Kapos erkennen, dass er darin verwickelt war, zumal er wie von einer Geruchsäule umhüllt war, wie bei einer Stinkbombe, die man ihm an die Kleider geworfen hätte.. Wir waren uns bei der Deutung dieses Geruches also ziemlich einig. Er hatte gerade irgendwo im Heizungsraum oder sogar auf seinem Schreibpult, eines der Dienstmädchen gerammelt, oder möglicherweise sogar vergewaltigt.

Wir lernten auch mit Luftgewehr und Kleinkaliber schießen. Wir mussten mit dem Luftgewehr nicht nur auf kleine Zielscheiben, sondern auch auf Vögel zielen. Die beiden Bannführer schossen mit dem Kleinkaliber auf die hoch in der Luft kreisenden „Hühnerdiebe“. Sogar schoss der Sturmbannführer eine Schleiereule im Park. Ein Kollege und ich sollten dem toten Tier solange die Flügel gespreizt halten, bis völlige Erstarrung eingetreten sei. Es zeichnete sich aber recht bald ab, dass diese Operation weit in die Nacht hinein dauern würde und dabei wurden wir Zeuge von einem unerwarteten Vorfall.

Wir standen neben dem überdimensionalen Schreibpult, worauf die Eule ausgelegt war. Die Rollladen des Büros waren nur zum Teil herunter gelassen, und die Bannführer saßen mit den Kleinkalibergewehren hinter dem geöffneten Fenster im Dunkeln und beobachteten wie draußen immer wieder verdächtige Personen am Hausgitter vorbei patrouillierten. Wir merkten, dass sich eine gewisse Angst bei den Herren breitmachte. Auf einmal ergriff einer das Telefon und sprach mit seinem Gegenüber über den Vorfall. Etwa zehn Minuten später knatterten einige Motorradfahrer mit Beifahrerkasten herbei und der Spuk hatte sofort ein Ende. Wahrscheinlich war eine Polizeistreife als Verstärkung herbeigerufen worden.

Wenn wir nicht im Freien mit dem Luftgewehr üben konnten, dann exerzierten wir im Lehrsaal. Da befand sich ein recht großer Kamin. Über dem Kamin ein überdimensionales Bildnis von Adolf Hitler in SA-Uniform. Die kleine Zielscheibe die kaum 20cm x 20cm groß war stand vor diesem Bildnis, auf dem Kaminsims. Einige Schüsse trafen selbstverständlich das Bildnis, was nicht ohne Konsequenzen blieb und mich persönlich hätte es ebenfalls erwischen können. Ich kann nur sagen ich hatte eine sehr ruhige und sichere Hand. Ich traf meistens das Zentrum der Scheibe. Doch eines Tages wurde von Spiegelschießen gesprochen und wir wurden gefragt, wer denn wisse, was Spiegelschießen sei. Damals bereits hatte ich mehrere Bücher von Karl May gelesen und darin war einmal die Rede von so einem Schuss. Ich kündigte mein Wissen an und musste erzählen, was ich gelesen hatte, doch dabei blieb es nicht. Man zwang mich vor dem Standbild, also vor dem überdimensionierten Hitlerbild einen Spiegelschuss auf die Scheibe abzugeben. Sich weigern war völlig zwecklos, das verstärkte noch den Zwang und so kam es, dass ich noch aushandeln wollte, dass nicht mir die Verantwortung eines Bildschusses zugeschrieben werden könnte, doch auch dieser Fluchtweg wurde verbaut. Ich musste mit dem Spiegel zielen und schießen und wie durch ein Wunder traf ich die Scheibe gerade noch so, dass die kleine Bleikugel ins Innere des Kastens fiel. Natürlich wurde ich darauf hin von den Kollegen als Old Shatterhand gefeiert aber ich muss bekennen wie leid

es mir getan hat mein Wissen kundzutun. Es war mir eine Lehre für mein zukünftiges Leben, dass man seine Fähigkeiten nicht immer preisgeben soll.

Ähnliches Theater in Schloss Schönfels

Auch in Schönfels waren wir während unserer Lernzeit in der Hauptschule. Dort standen wir aber nicht unter deutschem Kommando. Unsere Lehrer hatten uns dorthin begleitet und wir erhielten dort auch Besuch von Leuten, die von sich behaupteten sie wären Radiästhesisten. Zu diesen Leuten gehörte der damals bestens bekannte Pendel Meyer, dem man sofort von der Nase ablesen konnte, dass er ein Scharlatan war. Mit seiner Uhr pendelte und fand er auch angeblich unterirdische Fluchtwege, die von der Burg Schönfels nach oben in die Sandsteinfelsen führen sollten, wo sich zwar auch Klüfte befanden, die sich aber leicht anders erklären ließen. Bis heute wurden keine unterirdischen Gänge in Schönfels gefunden, obwohl es sehr nahe gelegen hätte, wenn solche Tunnels existiert hätten. Ich habe diesen armseligen Don Quijote später im Leben noch öfters in Aktion gesehen, aber niemals hat es sich herausgestellt, dass seine Entdeckungen auf irgendwelcher Realität fußten. Wenn er in einem bereits erkannten Fundort über einen Hügel laufen musste, dann vermerkte er diesen als Fundort eines potenziellen Grabungsplatzes. Ein Blinder ohne Pendel hätte genau dasselbe bemerken können. Heute bin ich vollends überzeugt, dass es vielleicht möglich sein kann, dass solche spiritistischen Eigenschaften in einem Menschen vorhanden sind. Doch solch hochsensiblen Menschen dürften es weltweit nicht mehr als eine Hand voll geben. Die vielen gemeinsamen Teste, die ich bisher verfolgen konnte, ergaben immer wieder, dass diese Leute zwar selber von ihren angeblichen Fähigkeiten überzeugt waren, sie aber immer alles und zwar auch immer genau diametral entgegengesetzt deuteten als alle anderen Spiritisten, womit sie sich stets und in allen Tests bei der gleichen Arbeit, gemeinsam selber widersprochen und damit auch widerlegt haben. Dummerweise glaubt niemand diesem auf kontrollierten Experimenten aufgebauten Sachverhalt, der nachvollziehbar ist, doch einzelne Scheinerfolge werden von gutgläubigen Leuten eher als Realität und als selbstverständlich verstanden.

Der Mensch glaubt wahrscheinlich eher eine Lüge als die Wahrheit.
Bei dieser Schulung in Schönfels wurde die ganze Klasse regelrecht von der Öffentlichkeit und vom Besuch der Familie in Klausur genommen, weil ein Fall von Diphtherie aufgetreten war. Besuche waren nur bis zum Tor erlaubt. Päckchen mit Kuchen und Süßigkeiten, sowie Spielsachenmussten dort abgegeben werden. So hatte man mir die Klarinette gebracht, mit der ichfleißig üben konnte.

Wie man uns aber immer wieder hinters Licht geführt hat, das dürfte doch schon manchen Leser interessieren. Es wurde dort ebenfalls mit unsern Mägen experimentiert. Da gab es eines Tages Haferbrei, der wurde aus einem riesigen Hafen auf die Teller serviert und das schleimige Zeug roch bereits so scheußlich, dass niemand Appetit darauf hatte. Als wir aber in den Essraum hineingestürmt waren, war es keinem entgangen, dass auf einem Regal schöne verzierte und dabei noch überdimensionierte Schüsseln standen, bis zum Rand gefüllt mit einer nach Blaubeeren aussehenden Puddingmasse.

Viele weigerten sich den Haferbrei zu essen und wollten nur das Blaubeeren Dessert zu sich nehmen. Doch man ließ uns wissen, dass nur derjenige der Haferbrei gegessen habe, als Belohnung sozusagen auch vom Dessert etwas abbekommen kann.Das klang überzeugend, war es aber nicht, denn diejenigen die bereits soweit vorgeprescht waren und sich die Dessertschüssel vorgesetzt hatten, begannen das vermeintlich wohlbekannte Zeug zu schlürfen, doch schon kotzten sie über die Tische. Das löste eine Generalkotzrunde der ganzen Belegschaft aus. Wir rannten nach draußen, bis hinunter zur Mamer. Unterwegs immerzu nur kotzend und

wieder kotzend, weil man andere eben sah, die im Begriff standen zu kotzen. Die in allen Köpfen so wohlschmeckenden Blaubeeren waren nur eine pure Wunschspeise. Es handelte sich stattdessen um die schwarzen Beeren vom Holunder, die jedem von uns als Dessert unbekannt waren. Noch einige Tage danach revoltierten manche Mägen und manch einer dachte gerne zurück an die gute Hausmannskost von zuhause. Ich bin mir sicher, dass heute noch alle Leidensgenossen sich an diese Episode im Schloss von Schönfels erinnern und kaum einmal wieder Holundergelee gegessen haben.

Damals war Sport auch notwendig

Eine andere Episode aus diesem Krieg kommt mir in Erinnerung. Die sportliche Erziehung wurde groß geschrieben. So robbten wir eines Tages über das Fußballfeld der Chiers und unser Ertüchtigungslehrer schoss dabei mit einem gewichtigen Medizinball auf uns. Wenn jemand getroffen wurde, dann musste er aufstehen und ein Lied singen. Das Horst Wessel Lied stand damals in der Auswahl, und da es mich auch traf, wollte ich dieses nicht singen, weil ich nur die Spottversion kannte: „Die Fahne hoch, die Hosen dicht beschissen, SA marschiert mit ziemlich feuchten Schritt…..“. Mich traf der Ball also auch und meine 2. Wahl fiel auf das Lied „Panzer rollen in Afrika vor“. Leider kannte ich nur die Melodie, aber die Worte waren mir unbekannt und weil ich mich energisch widersetzte, wurde mir aufgetragen, dass ich das Lied am andern Tag dem SS-Hauptmann persönlich in seinem Büro auf der Hütte vortragen sollte.

Zuhause angekommen erfuhr meine Mutter sofort von meiner Strafe. Sie konnte mir aber nicht weiterhelfen und so musste die Frau Nachbarin herhalten, um mir den Text aufzuschreiben. Ich lernte und lernte.

Über die Schelde, die Maas und den Rhein
Stießen die Panzer nach Frankreich hinein
Husaren des Führers im schwarzen Gewand
So haben sie Frankreich im Sturm überrannt!
Es rasseln die Ketten, es dröhnt der Motor
Panzer rollen in Afrika vor.

am nächsten Tag die Stunde geschlagen hatte, wo ich vortragen sollte, da geschah etwas völlig Unerwartetes. Ich kam reibungslos voran bis ins Büro des obersten SS, der Oswald hieß. Auf seine Frage hin, was ich denn ausgefressen hätte, meldete ich ihm, dass ich ihm ein Lied vortragen müsse.

Kaum hatte ich die ersten Silben vorgesungen und war bis zu der Passage gekommen „Panzer rollen in Afrika vor.“ da schrie der SS - Mann mich an. „Raus, raus hier! Ab heute ist es verboten dieses Lied zu singen.“ Ich hatte natürlich absolut keine Ahnung was da vor sich ging, meine Mutter konnte mir auch nicht helfen, dagegen dann aber wiederum die Nachbarin, die uns aufklärte, dass die Invasion der Engländer in Afrika, in eine verheerende Phase für das Afrikakorps kam. Damit kann dieses Ereignis rückwirkend historisch genau an ein Datum gebunden werden. Die Schlacht um El Alamein begann am 23. Oktober 1942 und kostete mindestens 100.000 deutschen Soldaten das Leben. Es war also an einem Samstag, den 24. Oktober 1942 an dem ich vorsingen sollte.

Erst später erfuhren wir, dass das Sterben in Afrika noch viel schrecklicher gewesen wäre, hätte Feldmarschall Rommel nicht vorher sich auf die Seite der Soldaten gestellt und gegen

den Beschluss von Hitler gehandelt und aus menschlichen Gründen kapitulierte. Er wollte keinesfalls seine Armee sinnlos in den sicheren Tod schicken.
Später konnte ich dann auch den Wut auslösenden Text verstehen. Der Zusammenhang war einfach. Der SS-Mann hatte begriffen, dass dieses Lied zum Gespött aller deutschen Menschen werden könnte.

Panzer des Führers ihr Briten habt Acht!
Die sind zu eurer Vernichtung erdacht
Sie fürchten vor Tod und
Vor Teufel sich nicht!
An ihnen der britische Hochmut zerbricht!
Es rasseln die Ketten usw.
Panzer rollen in Afrika vor!

Ich lerne schwimmen

Als während des Krieges in Rodingen das Schwimmbad gebaut wird, da freuten sich natürlich alle Jugendlichen. Niemand aber jubilierte als die ersten Badenden ins eiskalte Wasser der Maragole tauchten, so hieß der Bach, welcher die Schwimmbecken speiste. Dieses Wasser kommt als Quelle und als Tiefen - Entwässerungswasser aus den Gruben rundum Rodange. Heute ist es im Begriff an zeitgemäße Bedingungen angepasst zu werden und die Instandsetzungen dauerten nahezu lebenslänglich, da es eigentlich ein Projekt war, welches über die Knie gebrochen wurde. Ich war natürlich einer der Ersten die ins Bad wollte und ich fand auch Wege, wie man sich ohne zu zahlen Zutritt verschaffte.

Dort lernte ich schwimmen. Das Schwimmbad hatte neben einem tiefen Becken, entlang der linken Seite einen Streifen, der etwa nur 1,20 tief war. Dort übte ich und hatte meine eigene Methode. Mit einem Fuß ständig auf dem Boden, stieß ich mich ab und mit den anderen Gliedmaßen machte ich Schwimmbewegungen. Natürlich kam ich gut voran aber es dauerte lange, bis das Wasser mich duldete, denn immer wieder befiel mich die Angst ich könnte ertrinken, denn das war eines der ersten Unfälle, die sich dort ereigneten. Die Person konnte noch gerettet werden, doch das Angstgefühl lag wie Blei in meinen Knochen und verhinderte ein freies Schwimmen.
Natürlich war ich beim Prahlen immer viel tüchtiger. Ich konnte sogar sehr gut schwimmen, wenn es ums Prahlen ging, doch immer wieder forderten die Kollegen mich heraus, doch einmal im tiefen Becken zu zeigen was ich wirklich könne. Eines Tages jedoch war die Angst gewichen, und ich traute mir zu über die Ecke ins große Bassin zu schwimmen. Nach einigen Tagen erweiterte ich meinen Aktionswinkel und beherrschte das Wasser immer besser.

Petingen gab es auch ein Schwimmbad, das leider nur etwa einen Meter tief war, das Wasser war dort zwar viel wärmer, aber es zog uns nicht mehr dorthin, weil es dort meistens von Badenden überfüllt war. Dann kam das Springbrett an die Reihe, von wo ich natürlich so ins Wasser sprang, dass ich nahezu im Nichtschwimmerbecken landete.

Von den unzüchtigen Ereignissen in den Ankleidekabinen, die mich wieder in andere Dimensionen des Lebens katapultierten will ich hier nicht berichten. Ich habe es miterlebt, war oft dabei, aber es hat mich nach heutigen Erkenntnissen niemals so beschäftigt wie viele andere. Aber man sollte sich bewusst sein, dass solche Anstalten nicht nur für sportliche Engel geschaffen sind.

Mein Bruder hatte sich bereits freigeschwommen und er hänselte mich stets und forderte mich eines Tages heraus doch ein Stück Holz das im tiefen Becken schwamm ans Ufer zu bringen. Als ich das Holz ergriff, verlor ich sofort das Gleichgewicht und tauchte unter, noch bevor ich nach Luft schnappen konnte. Mein Bruder sprang sofort ins Wasser, um mir zu helfen und mit einigem Wasserschlucken endete dieses Experiment. Doch es ging jeden Tag besser, und noch bevor die Saison zu Ende war, hatte auch ich mich freigeschwommen. Ich war sogar so weit fortgeschritten, dass ich den weißen Teller, den der Bademeister an der tiefsten Stelle versenkte, wieder nach oben bringen konnte. Das sehr trübe Wasser war dort sicherlich mehr als 3 Meter tief.

Auch vom hohen Sprungbrett mit dem Kopf voran ins Wasser springen, beherrschte ich bald sehr gut. Aber ganz besonders trainierte ich das Tauchen und anschließend lange unter Wasser bleiben, was mein Vater bereits mit uns in der Badewanne experimentiert hatte. Wir sollten mit offenen Augen sehen, welches Geldstück er in die Wanne hat fallen lassen. Das hat uns ermöglicht zu lernen unter Wasser mit offenen Augen zu schwimmen.

Ich brachte es auch später fertig, wenn es galt im salzhaltigen Meereswasser die Fische zu beobachten. Leider hatte ich einmal das Unglück die Dreckansammlung im Meer zu sehen, die an der spanischen Mittelmeerküste vorherrscht. Dort hatten Grundwellen die Abfallberge vor der Küste gründlich aufgewühlt und der Unterwasseranblick des schwimmenden Unrates der an die Küste geschwemmt wurde, war schrecklich, ja fürchterlich Ekel erregend. Damals habe ich mir geschworen, nie mehr im Meer zu baden. Übrigens, mein Vater war während seiner Laufbahn als Soldat, auch eine Zeit lang Bademeister der Soldaten, im Schwimmbad, das sich nahe der Kaserne, unter der hohen Brücke in Luxemburg-Stadt Grund befand.

Bomber und Fliegeralarm

Bald lernten wir auch die Flugzeuge der Amerikaner, Briten und Franzosen kennen. Besonders die Spitfire und auch die schweren Halifax - Bomber, die nahezu jeden Tag im Geschwader über uns hinweg flogen und silberne Streifen am Himmel zeichneten. Man nannte sie die fliegenden Festungen. Dann und wann hörten wir von einem Flugzeugabsturz oder von einem Abschuss, und es war uns nicht zu weit viele Kilometer zu laufen um so ein zerschmettertes Flugzeug in Augenschein zu nehmen. So einen abgeschossenen Jäger konnten wir im benachbarten Aubange näher in Augenschein nehmen. Den abgestürzten Bomber, in der Nähe von Limpach, habe ich nie gesehen. Die Bomber flogen so hoch, dass sie nicht von der rundum die Hütte aufgebauten Flak getroffen werden konnten. Das beeindruckte uns sehr, denn auch wir waren immer sehr erpicht zu hören und zu sehen, wie man den verhassten Deutschen heim ins Reich leuchtete und wie sie auf der ganzen Linie immer erfolgloser wurden. Die zerschlagene Armee begann eines Tages an unserer Haustür vorbei zu ziehen, heimwärts. Nach dem Motto „vorwärts Kameraden, wir müssen zurück“.
In den letzten Tagen vor der Befreiung füllten sich auf einmal die Longwyer Straße kilometerweit, das eine Mal mit Schafen, das andere Mal mit Rindern, die als Verpflegung hinter dem Tross hergetrieben wurden. Selbstverständlich verschwand da manches Schaf hinter dem Vorgartenzaun und wurde hinter das Haus getrieben.
Dann traten die geschundenen und verletzten Soldaten auf, die den Anschluss an den Tross aufgegeben hatten und sich nur noch mühsam dahin schleppten. Das erinnerte mich an eine Passage des Gedichtes vom Kaiser Rotbart…. „Sie blieben bald ein gutes Stück, hinter dem Heereszug zurück“. Auf Fahrrädern ohne Pneu, nur so auf den Felgen daher kommend, radelten sie der noch fernen Heimat, oder dem Verderben entgegen. Bei einem Halt solcher Elendsfiguren konnte ich sehen, wie notdürftig das Fußvolk ausgerüstet war. Nur zerschlis-

sene Schuhsohlen waren an die blutunterlaufenen Füße gebunden. Mancher Luxemburger erbarmte sich dieser armseligen Männern und reichte ihnen aus menschlicher Barmherzigkeit Leinenfetzen um die Verbände zu erneuern. Aber dies konnte niemals für alle reichen. Auch manche Wasserflaschen wurden wieder aufgefüllt. Erstaunlicherweise kam Mitleid auf.

Der Tag der Befreiung

Noch immer zogen kleine Gruppen von Nachzügler an unserm Haus vorbei als es sich herumsprach die ersten Amerikaner seien bereits mit unserm Großherzog in Petingen angekommen. Um nicht eingekesselt zu werden, waren die noch vorbei ziehenden Soldaten gezwungen sich südlicher zu bewegen, doch dabei mussten sie näher an die französische Grenze.

Folgender Text finden wir in der Geschichte von Petingen wieder.

Am 9. September 1944 war es dann soweit. Aufgeschreckt durch den imminenten Vormarsch der Amerikaner verließen Gustav Simon und die Nazis das Land zum zweiten Mal. Am selben Tage überschritten die ersten amerikanischen Truppen bei Petingen die Luxemburger Grenze. Nahe Bertrange kam es zu einem Panzergefecht, wobei die deutsche Nachhut sich zurückziehen musste. Am 10. September 1944 wurde Luxemburg-Stadt befreit. Die Freude in der Bevölkerung war groß. Stürmisch wurden die amerikanischen Soldaten sowie Prinz Félix und Erbgroßherzog Jean, die mitgekommen waren, gefeiert.

Noch während in der Gegend von Petingen geschossen wurde, waren wir Buben bereits unterwegs um die Amerikaner und ihre Panzer auf der Straße von Athus nach Petingen zu sehen. In den Straßengräben fast bei jedem der riesigen Straßenbäume lagen tote deutsche Soldaten und viel kaputtes Kriegsmaterial. Beim Anblick eines toten Deutschen, dem nur noch der halbe Schädel geblieben war und dessen Gehirn zerfetzt im Straßengraben lag, erfasste mich jedoch das Grauen und ich rannte wieder nach Hause. Dabei kam ich am Hause des Pferdeschmieds in Petingen vorbei, wo eine kaputte Pak lag, neben dem toten Bedienungspersonal, das noch nicht weggeräumt war.

So habe ich mein zwölftes Lebensjahr glücklich und noch lebend erreicht.
Dann etwas später im September lancierte von Rundstedt die Ardennenoffensive, die von den Amerikanern als „The Bulge“ bezeichnet wurde. Damals prasselten so viele neue Eindrücke und Lebenserfahrungen auf mich herein, dass ich mich heute kaum an alle außergewöhnlichen Ereignisse erinnern kann.

Kontakt mit den Amis

Lange Autoschlangen, Panzerkolonnen, Jeeps und sonstiges, schweres Kriegsgerät rollte fast jeden Tag im Stopp and Go durch unsere Straße. Ein Ereignis, dessen ich mich heute noch schäme, fand statt auf dem Trittbrett eines Militär Lastwagens, der von zwei Militärs mit schwarzer Hautfarbe gefahren wurde. Die Autos standen oft im Stau. Natürlich nutzen wir diese Augenblicke um furchtlos auf das Trittbrett zu steigen und mit den Amis zu sprechen. Die wenigen Worte, die wir beherrschten reichten, zwar aus um uns einigermaßen verständlich zu machen und was nicht mit Sprechen gelang wurde in der Sprache der Taubstummen

erläutert. Chewinggum war wahrscheinlich das erste Wort, das wir perfekt beherrschten. Was war das doch eine begehrte Ware!! Sie hat sich bis heute gehalten.

Leider wurde sie zum Markierungs Zeichen der heutigen Jugend. Besonders im gebrauchten Zustand werden sie zum Ausdruck der unserer Jugend innewohnenden Ästhetik. Es gibt kaum noch öffentliche Plätze, die von dem ausgespuckten Unrat verschont bleiben. Meines Erachtens müsste diese Unsitte ab sofort mit einer Geldstraffe belegt werden, oder mit einem Sondereinsatz beim Straßensäubern.

Ich habe in Shanghai erlebt wie mein Freund „Menn“ über die Kaimauer in den Ganges gespuckt hat, da waren bereits 2 Polizisten neben ihm und ermahnten ihn das nicht mehr zu tun. Einen anderen Reiseteilnehmer forderten sie mit strenger Miene auf den weggeworfenen Zigarettenstummel wieder aufzuheben und in die Tasche oder in den Abfallkanister zu werden. Nur so dürfte die verfehlte Erziehung der Eltern nachgebessert werden.

Schokolade folgte an zweiter Stelle bei unserm Geheischter. Einer der mir sehr sympathisch gewordenen schwarzen Freunde zeigte mir eine Menge Taschentricks mit Spielkarten. Ich war dermaßen verblüfft, dass ich ihm meine Begeisterung ausdrücken wollte und so kam es dass ich mich unsterblich blamierte. Ich klopfte meinem neu gewonnenen Freund auf die Schulter und meinte ganz stolz in meinem kindlichen Englisch: „You are an ass.“
Natürlich kam der Amerikaner damit nicht so richtig zurecht, konnte aber ganz sicher aus meiner Mimik lesen, dass ich etwas Vortreffliches und Lobenswertes sagen wollte. Noch heute ärgere ich mich über dieses Missgeschick, denn in unserm Sprachgebrauch bedeutet ein As zu sein, dass man wie bei den Spielkarten das Atout ist. Im amerikanischen aber mit zwei ss geschrieben, bedeutet dieses Wort der Superlative soviel wie Esel oder Dummkopf, kann sogar soviel wie Arsch sein.

Erst später habe ich bei Wortgefechten die Ausdrucksweise gehört „Kiss my ass!“
Noch viel später in meinem Leben erfuhr ich, dass man nicht überall auf dem Globus mit dem Kopf nickt, um „Ja“ zu sagen. Es gibt Länder in denen dasselbe Kopfnicken genau das Gegenteil bedeutet, nämlich „Nein“. Einige Tibeter Stämme begrüßen ankommende Fremde, indem sie Ihnen die Zunge herausstrecken. Bei diesem Volk bedeutet dies Freundschaft und nicht das, was wir unter herausgestreckter Zunge verstehen.

Zu unserer großen Überraschung wurde eine Einheit der Armee nahe unserer Wohnung in einem Tanzlokal einquartiert. Es handelte sich um eine technische Abteilung, die gleich hinter der Front Reparaturarbeiten an den Vehikeln ausführte. Natürlich hatten wir bald mit mehreren Soldaten Freundschaft geschlossen. Und als man von der Bevölkerung aus begann den Soldaten die notwendige Kleiderwäsche zu machen, da lagen wir natürlich unserer Mutter ständig auf dem Wecker und drängten sie ebenfalls solche Gefälligkeiten zu machen, zumal die Arbeit mit Viktualien belohnt wurde. Nachdem meine Mutter endlich nach langem Drängen unsererseits eingewilligt hatte, konnten wir die Marinesäcke von zwei lieb gewonnenen Amis mit nach Hause schleppen. Der eine hieß Paul F. Northam der aus Union, im Staate Michigan, stammte und der Name des anderen glaube ich mich zu erinnern. Er dürfte Ben Pershing geheißen haben und aus Wisconsin sein. Ich entsinne mich auch noch sehr genau, dass er ein Mitarbeiter von Walt Disney war und mitunwahrscheinlicher Fertigkeit uns die lustigsten Personagen aus den Filmen von Walt Disney zeichnete. Wie groß war aber die Überraschung erst als ein gewisser Shoemaker sich plötzlich zu uns gesellte und mit uns in unserer Landessprache zu sprechen begann. Er selbst dachte er wäre noch immer in Frankreich, war aber hoch erfreut jetzt bereits mit Luxemburgern sprechen zu können und bald hatten wir mit

Hilfe von Bekannten herausgefunden wo und in welcher Ortschaft nahe Verwandte von ihm wohnten. Leider war dies im Ösling, wo eben die Rundstedt Offensive begonnen hatte.

Als dieser unerwartete Vorstoß der Deutschen über den Norden unseres Landes zog, da mussten die Einwohner aller Ortschaften fliehen und so geschah die Evakuierungin umgekehrter Richtung als bei Kriegsbeginn. In unser Haus nahmen wir weitläufige Familienangehörige ausSchieren und aus Echternach auf, solange bis eine leer stehende Wohnung eines flüchtigen Luxemburger Mitläufers freigegeben wurde. Der Bäcker aus Schieren hatte natürlich reichlich Mehl, Butter und Margarine mitgebracht sowie auch eine Unmenge von Zigaretten aus seinem Geschäft. Eine Zigarettenmarke, die heute nicht mehr bekannt ist: „Cachet bleu“. Weil die Zigaretten und überhaupt der Tabak rationiert waren, hatte man schnell mit der Zigarettenmarke einen Kalauer in Umlauf gebracht: „Cachet donnez moi“.

Als das Militär dann auch noch die Schulen und sogar das alte Spital belegen musste, wurde natürlich auch unsere Schulausbildung kräftig gestört und ich musste ab sofort nahe der belgischen Grenze in einem Privathaus zur Schule gehen.

Amerikaner hatten ihre Feldküche einige Häuser neben dem unsrigen, in einem Wirtshaus mit Tanzsaal eingerichtet. Dort wurden die Mahlzeiten wie in einem Hotel zubereitet und da hatten wir bald wieder unsere Hände voll im Spiel. Die Säcke gefüllt mit gemahlenem Kaffee, der im kochenden Wasser gebrüht wurde, gab nach dem Essen der Mannschaft eine reiche Ausbeute frei. Dieser noch nicht komplett ausgelaugte Kaffeesatz wurde aufschwarzen Tortenpfannen aus Blech im Küchenherd getrocknet und an die Nachbarschaft verteilt. Anscheinend ein wahrer Genuss, den wir nicht selber prüfen konnten, denn wir Buben durften noch nicht ran an diese Spezialität. Wir tranken nur aufbereitete Chicorée, von der Marke Kornfrank. Übrigens kann ich hier einfügen, dass diese Kaffeeersatzmarke schöne Bilder von der Olympiade aus dem Jahr 1936 als Sammelobjekte anbot. Mein Bruder hatte im Laufe der Zeit das komplette Album zusammen gesammelt oder getauscht.

Die Milchdosen, die anhand von zwei gezielten Schlägen mit einem Fleischerbeil geöffnet und dann in eine große Wanne geleert wurden, enthielten immer noch Restmilch. Das war normal, denn die beiden Löcher befanden sich nicht immer nahe am Rande der Büchse und so blieb fast immer ein Rest, zumal es eine ziemlich doofe Arbeit war diese Büchsen zu entleeren, und zwar indem man in jeder Hand eine hielt.Es geschah auch, dass dabei eine Büchse schneller leer wurde, dann rangierte der Diensthabende dennoch beide Büchsen gleichzeitig, schön geordnet in die ehemalige Sammelverpackung, die sich alsdann sofort und leicht nach Hause tragen lies. Auch diese Milchkisten wurde also nach Hause geschafft und mit dem herrlichen Weißmehl, was ebenfalls anfiel zu Torten, Kuchen oder Kleines Gebäck verarbeitet. Sogar Teichreste, sowie Dutzende von bereits aufgeklopften Eiern schleppten wir nach Hause und unsere Mutter wurde nicht fertig all diese Waren zu verarbeiten, also fand sich bald die ganze Nachbarschaft in unserm Kellerraum ein, um an den ergatterten nahezu paradiesischen Genüssen teilzunehmen. Auch andere Esswaren, sowie übrig gebliebenes Obst und Gemüse fanden den gleichen Weg in unsere Verteilerstätte. Komischerweise kann ich nicht sagen, dass jemand versuchte, uns diese Monopolstellung streitig zu machen.

Unsere Mutter forschte währenddessen in ihrem Umkreis, ob sie sich als Wäschemacherin anbieten dürfe oder nicht, da sie glaubte sie käme dadurch in Verruf, weil mein Vater nicht zuhause war. Doch bis Weihnachten hatten wir es geschafft. Wir schleppten Wäschesäcke herbei und wieder zurück. Die beiden Amerikaner wurden alsdann zum festlichen Weihnachtsmahl eingeladen. Natürlich hatten sie sofort eingewilligt und die Taktik meiner Mutter beruhte darauf, dass es eben zwei Soldaten sein sollten. In ihrer Naivität dachte sie der eine

würde schon auf den anderen aufpassen, damit die Kirche im Dorf bliebe und draußen keinesfalls der Eindruck entstehen konnte da wäre etwas, für den Dorfklatsch.

Mein Bruder beherrschte die englische Sprache etwas besser als ich und Paul Northam konnte auch manchen uns nicht bekannten Ausdruck aus demDeutschen verstehen oder selber zum Ausdruck bringen. Es wurde für die Amerikaner ein festlicher Abend in häuslichem Kreis, endlich wieder einmal auf sauberem Keramikteller Hausmannskost zu genießen. Natürlich hatten sie manche Geschenke mitgebracht. Ich kann nur sagen, dass sich eine rege Freundschaft entwickelte. Doch der Winter war hart und diese Kompanie, obschon nur als Reparaturkolonne vorgesehen, musste plötzlich auch zur Entlastungen der Kämpfer in Bastogne eingesetzt werden und es fiel uns Jungen ganz besondersauf, wenn die Zurückkommenden aschgrau im Gesicht und nahezu sprachlos und zu keinem unserer Späße aufgelegt waren. Manche Schlafstelle im großen Tanzsaal blieb dann leer. Entweder war der Besitzer umgekommen oder in ärztlicher Behandlung.

Als die Rundstedtoffensive zusammengebrochen war, kam der Tag, an dem wir Abschied nehmen mussten. Diese Kompanie rückte hinter der Frontlinie weiter, hinein nach Deutschland. Und so kam es, dass wir lange nichts mehr von unserm Amerikaner gehört und gesehen haben. Inzwischen hatten wir aber andere Hoflieferanten gefunden und auch deren Wäschesäcke schleppten wir hin und her.

Doch nachdem mein Vater wieder zuhause angekommen war, da überraschte uns Paul Northam einmal und besuchte uns. Mein Vater konnte noch vieles in englischer Sprache artikulieren, da er ja bereits im Krieg 1914-1918 mit den Amerikanern zusammengelebt hatte. nachdem der Krieg vorüber war, erhielten wir Korrespondenz von Paul Northam und auch von Ben Pershing. Sie hatten alle beide den Krieg überlebt. Die Verbindung zu beiden Amerikanernreduzierte sich auf alljährliche Neujahrgrüße doch im Mai 1990 meldete sich Paul, dass er nach Luxemburg kommen wolle, um hier seine alten Freunde wieder zu finden. Auch die Eltern von meinem Kollegen Alois Schoos aus Rodingen hatten Paul manchmal zum Essen eingeladen und so wollte er auch unbedingt wieder bei dieser Familie vorbeischauen.

Das Wiedersehen musste gefeiert werden, aber auch manchen Ort, den Paul während des Krieges gesehen hatte, wollte er wieder einmal besuchen. So fuhren wir auch nach Bastogne um das Mardasson zu sehen, das Denkmal an die Gefallenen dieses unmenschlichen Krieges. Auch sahen wir uns den Film an. Lois, die Frau von Paul, war entsetzt beim Anblick dieser schrecklichen Bilder und meinte anschließend: „Wenn ich gewusst hätte, dass du in so einer Gefahr gelebt hättest, dann wäre ich vor Angst umgekommen“. Wir besuchten, auf Wunsch von Lois, auch die schöne Stadt Bruges, besonders weil diese ihr als Stadt bekannt war, wo man das Klöppeln erlernen und zusehen kann, wie gearbeitet wird.

Ein anderer Ort in unserm Land, den Paul unbedingt in Friedenszeiten sehen wollte, war Clerf. Dort zeigte er uns bis wohin er in der Rundstedtoffensive mit seinen Leuten vorgedrungen war und von aus die deutschen Truppen beschossen wurden.

Es war der Wunsch gewesen von Paul Northam, nach dem Tode seiner Frau noch einmal unserer Familie zu begegnen. Anlässlich meiner Kanadareise hatten wir bereits gemeint ein Treffen möglich zu machen und zwar in Montreal. Daraus wurde aber leider nichts. Dann dachte er es sollte uns möglich werden anlässlich eines Besuches bei unserem Sohn, der in Illinois wohnt, einen Abstecher zu machen. In einem seiner letzten Briefe mahnte er uns nicht länger warten zuwollen, da er das Nahen seines Todes ahnte.

Nach seinem Kurzbesuch in Luxemburg fuhren wir gemeinsam in meinem Wagen in die Schweiz, wo ich ihnen verschiedene interessante Reisevorschläge gemacht hatte und anschliessend haben sie dann auch Norwegen besucht. Seine Frau Lois starb am 7 Januar 1995. Paul Hertel, sein Enkelkind, der Lehrer für Zierpflanzenbau und Biologie in Indiana geworden ist, teilte mir im Februar 2000 mit, dass Paul F. Northam bereits im Juli 1999 an einer Grippe gestorben war und er jetzt erst in den Papieren seines Großvaters unseren letzten Brief gefunden habe.

Die Zeit mit den amerikanischen Besatzungstruppen in Rodingen brachte noch viele andere Kontakte und interessante Begegnungen. Nur eine eher spaßige Episode aus dieser Zeit möchte ich hier noch hinzufügen.

Die Luftballons

Ich komme zurück auf die Zeit kurz nach der Befreiung. Auf einem Nebengleis im Bahnhof zu Rodingen parkten amerikanische Truppentransportwagen. Anscheinend war kein Begleitpersonal dabei und gerade dieser Umstand veranlasste die Jugend jede Fahrerkabine zu inspizieren, denn wenn dort Kaugummi oder Schokolade zu finden war, dann betrachteten wird dieses nicht als Diebstahl, sondern als bereits erhaltenes Geschenk, weil wir nahezu sicher waren, dass die Besitzer uns doch diese Genüsse nicht vorenthalten würden.

In einem Handschuhfach wurden wir jedoch fündig. Da lagen einige Schachteln, in welchen wir schön säuberlich verpackt, ein Material vorfanden, das wir bis dahin noch nie gesehen hatten. Bei näherer Betrachtung stellten wir fest, dass es Luftballons sein müssten und wir begannen diese also gleichauf zu blasen und fliegen zu lassen. Doch die Dinger stiegen nicht in die Luft sondern wurden vom Wind weggefegt. Da wir zu mehreren mit dem Aufblasen beschäftigt waren, häuften sich auch bald die auf der Straße von der Luft umhergetriebenen Luftballons. Einige nahm ich mir selbstverständlich mit nach Haus. Als meine Mutter diese zu Gesicht bekam, veränderte sich dieses zusehends und nun erst merkten auch wir, dass da irgendetwas nicht stimmte. Wir wurden natürlich nicht durch unsere Mutter aufgeklärt, doch diese Aufklärung erfolgte bereits am nächsten Tag. Dann klärten uns die älteren Spielkollegen auf, dass wir es mit Präservativen zu tun, und diese aufgeblasen hatten. Dabei wurde uns auch verständlich was es bedeutete, wenn die GS uns ausforschten oder den Mädchen zuriefen – zigzig with me, Mademoiselle -.. Die hygienischen Zusammenhänge jedoch wurden uns erst im Erwachsenenalter etwas verständlicher beigebracht.

Unmenschlichkeit bei der Luxemburger Zollverwaltung

Wir hatten wohl genau verstanden, warum die Deutschen unsern Vater in andere Länder abkommandierten. Zuerst nach Traben - Trarbach, dann nach Flensburg, später nach Herbestal und zur guten Letzt nach Loben in Polen. Als er aber alsdann überglücklich, gesund aber erschöpft nach seiner Odyssee über Odessa bei uns zu Hause ankam waren wir unbeschreiblich geschockt von der zusätzlichen unmenschlichen Behandlung die den Heimkehrern widerfuhr. Es war ein Hohn, denn sie wurden nicht offiziell empfangen, wie dies bei den Heimkehrern aller anderen Nationen der Fall war, die in Marseille ankamen. Man muss sich die ungeheurere Enttäuschung vorstellen. Alle Heimkehrer werden herzlich mit Musik und stürmischer Begrüßung empfangen. Doch gab es keine Empfangsdelegation (obschon der Transport bei der Luxemburger Vertretung in Moskau verschiedentlich angekündigt worden war)weder vonseiten unseres Staates, noch vom Roten Kreuz in Marseilles. Es gab auch keine Empfangsdelegation weder unseres Staates, noch vom Roten Kreuz am Bahnhof Luxemburg, und was

uns so unermesslich gemein vorkam, war der Umstand, dass mein Vater nicht einmal schnurstracks nach Hause fahren durfte, als er in Luxemburg angekommen war. Er musste noch bevor er sehnsuchtsvoll zu seiner Familie nach Hause fahren durfte, vorerst zur Hauptdienststelle in Luxemburg, und diese hatte noch schnell einen drauf zu setzen. Obschon jedermann wusste, dass eine Deportation für die ganze Familie unsäglich schmerzhaft war, dauerte es nicht lange und mein Vater musste sich wieder von seiner Familie trennen um oben im Ösling, und zwar in Lieler, Zolldienst zu verrichten. Aber nach den moralischen oder ethischen Auswirkungen hat niemand gefragt und mein Vater, wie andere auch, war vom Militär aus gewohnt stillschweigend und blindlings, auch den beschwerlichsten Befehlen zu gehorchen. Die Auswirkungen der Affäre Eiffes lagen der Obrigkeit wahrscheinlich noch immer in den Knochen. Von Menschenwürde keine Spur. (Mehr dazu in dem Bericht meines Vaters siehe oben).

Natürlich wurde in den Schulstunden wenig gelernt und bevor auch ich, wie mein Bruder ins Lyzeum nach Luxemburg ging, riet der Lehrer Michel Gengler meine Mutter, ich sollte noch einmal die siebte Klasse absolvieren. Es war keinesfalls weil die Lyzeums Kandidaten sitzen geblieben wären. Es war nur eine Vorsichtsmaßnahme um die auf uns zukommenden schwierigeren Lernprozesse besser bewältigen zu können.

Die erste Liebe

Sie hieß Jeanny und war Dienstmagd im kleinen Bistro an der Ecke unserer Straße. Ich habe sie kennen gelernt, weil ich mit dem deutschen Metzgergeselle, der in der Metzgerei Wiltgen gegenüber, eine kleine Freundschaft geschlossen hatte. Ich konnte beim Schlachten zusehen, auch durfte ich einmal eine Kuh niederstrecken. Das bewegt mich heute noch, wenn ich an die Szene denke, wo das sterbende Rind mir in die Augen schaute, bevor es tot zusammenbrach. Was aber am interessantesten war, das war die Zubereitung der verschiedenen Wurstarten. Leberwurst und herzhaft gewürztes Hackfleisch besonders für die „Weinzossiss“ waren eine beliebte Ware. Der Paté wurde beim Bäcker nebenan im Backofen gebraten, und wenn alles schön fertig war, dann kam das Probieren der frischen Waren. Der Bäckergeselle lieferte die frischen Brötchen. Das Fleisch aus unserer Produktion war eine herrliche Ergänzung. Ich half also eine Zeit lang in dieser Metzgerei. Am Abend natürlich wenn die beiden Gesellen, der Metzger und der Bäcker ihre Freizeit hatten, dann gesellte ich mich zu ihnen und wir saßen dann zusammen, mit Jeanny auf einer der niedrigen Fensterbänke des Bistros.

Der Metzgergeselle wollte unbedingt mit Jeanny anbändeln, und so kam es dass ich alles, was er ihr sagen wollte, ins Französische übersetzen musste. Jeanny stammte nämlich aus dem benachbarten Messancy in Belgien. Das war manchmal nicht einfach und so kam es, dass ich einmal ganz nahe neben ihr saß und sie sich absichtlich an mich drückte um mir zu zeigen dass sie nicht viel von dem hielt was dieser Germane ihr alles vorquasselte. Ihre mollige Wärme wurde noch erhöht, weil sie ein Pullover trug, das nur knapp bis unter den Busen reichte und von da an bis an ihr flatteriges Kleid war intimer Kontakt mit weiblichem Fleisch möglich. Als ich diesen Kontakt zum ersten Mal verspürte durchfuhr mich plötzlich ein so heißes Gefühl von Zuneigung, oder waren es rein erotische Reize, waren es die chemischen, sexualen Prozesse, die urplötzlich in mir aufwallten, dass ich es fast für unfassbar hielt. Mein Organ streckte sich ebenfalls und durch den ganzen Körper zog eine elektrisierende Welle, die mich in eine andere Welt, in eine Welt der erotischen Träumerei versetzte. Ich nutzte natürlich die Gelegenheit, um mit meinem Fingern diese nackte Stelle an ihrem Körper zu streicheln, was ihr keinesfalls unangenehm erschien und sie es liebevoll duldete.

Ich hatte mich unsterblich verliebt. Darauf hin plante ich was ich alles mit ihr zusammen im weiteren Zusammenleben unternehmen würde und so kam es, dass der Metzgergeselle heftig mit einem Ausbruch von Eifersucht reagierte. An einem Tag, an dem er mir dann in der Metzgerei seine Wut zum Ausdruck brachte, und er immer heftiger zu schreien begann (hier kann ich seine physische Bereitschaft nur noch verstärkt untermalen, weil er bei jedem Ochsen der geschlachtet wurde, ein große Kelle warmen Blutes trank), sah ich mich in höchster Gefahr und rannte so schnell ich konnte durch das große Holztor hinaus. Ich hörte nur noch wie eines der Schlachtmesser welches er vorher in die Hand genommen hatte hinter mir sich tief ins Holz der Tür bohrte, die ich wohlweislich um meine Fluchtmöglichkeit zu erweitern, hinter mir zugeknallt hatte. Dieser Messerwurf hätte mich ganz gewiss niedergestreckt. Natürlich erzählte ich zuhause von dem Vorfall. Natürlich in einer verschlimmerten Version, und ich weiss nicht welche Wege begangen wurden aber es dauerte nur einige Tage und der Geselle wurde aus der Metzgerei entfernt.
Das Mädchen aber blieb und regte mich immer mehr auf. Beim Zubettgehen konnte ich durch das Giebelfenster unseres Hauses noch über die Dächer dorthin schauen, wo das Licht in ihrer Dachkammer brannte. Ich fühlte mich wie magnetisch zu ihr hingezogen. Ich gedachte sogar über die Dächer zu steigen, um zu ihr zu gelangen. In meinen Genitalien staute sich ein so gewaltiger, unbeherrschbarer Druck, den ich mir nicht erklären konnte. Die anschließenden Träume endeten fast allnächtlich mit einer Ejakulation, die keinesfalls einem Orgasmus gleichkommt, wie ich ihn heute kenne. Es schien mir nur, dass ungenutzter und angestauter Samenüberschuss sich von selber entleerte. Natürlich waren die damit verbundenen Träume höchst erotischer Art.

Meine Mutter wunderte sich über die vielen Flecken in der Bettwäsche und dachte sicher ich würde onanieren, doch konnte sie sich bei ihren Elternberatungen ins Bild setzen lassen, was in meinem Körper, ganz natürlich vor sich ging.

Wieder weg von zuhause

Doch möchte ich zuerst zurück zu meinem Vater. Mit seiner Versetzung waren verschiedene Begleitumstände verbunden. Eine Verbesserung im Grad denke ich mich zu erinnern war jedoch damit verbunden. Das bedeutet aber wiederum, dass er nach diesem Interim im Ösling als Succursalist in Differdingen eingestellt wurde und die ganze Familie zusätzlich dorthin umziehen musste. Im Ösling konnte man Vater persönlich seine Schichten legen, wie es ihm genehm war, was es ihm alsdann auch erlaubte periodisch mit dem Zug nach Hause zu kommen.

Mein Vater „lag“ also damals in Lieler. Dazu ist die Erläuterung nützlich, dass man immer wieder davon sprach, der Kollege soundso liegt an diesem oder jenem Grenzabschnitt. Die Zöllner lagen also da, wo sie arbeiteten und das war auch meistens wortwörtlich zu nehmen, denn um sich an einem Grenzabschnitt als Zollaufseher zu betätigen, wäre es absolut unsinnig gewesen dies ständig im Stehen zu tun, da man ihn sofort entdeckt hätte. Die Zöllner lagen also sehr oft bei ihrer Arbeit und ich kann eigentlich sehr gut nachvollziehen, wie so eine Schicht abgelaufen ist, denn kaum hatte mein Vater ein gutes Kosthaus gefunden, dann waren wir Buben auch in dem Haus willkommen. Besonders in den Schulferien konnten wir zu ihm und er nahm uns mit in den Dienst. Wir beiden Brüder waren aber nie gemeinsam mit ihm zusammen, sodass jeder ganz persönlich nachholen konnte, was ihm während diesen Kriegsjahren verwehrt blieb, nämlich die Nähe des liebenswürdigen Vaters. Seine Kenntnisse, seine Beobachtungen, seinen Zeitvertreib waren es Wert mit zu erleben. Ich ging sogar mit ihm auf Schicht und manchmal auch auf Nachtschicht. Dann nahmen wir Molly den Mischling aus Wolfshund x Straßenköter mit auf die Tour, die immerhin 8 Stunden dauerte und 10-15 Km

ausmachte. Molly war ein sehr folgsamer Hund, der nie Laut gab, wenn ein Fremder sich in gebührender Distanz aufhielt. Er war aber auch so wachsam, dass er auch niemand näher als einige Meter an ihn heranließ. Wenn im Dorf die Jäger zur Sauhatz bliesen, musste Molly als unerschrockener Sauhund mit von der Partie sein. Er rannte mit so einer Todesverachtung auf die Sau oder den Keiler los, dass sofort die Fetzen von dessen Fell flogen. Besonders die Ohren der Schweine hatten es ihm angetan. Auch wenn er im hohen Bogen durch die Luft geschleudert wurde, wuchs er noch weiter über sich hinaus, doch manchmal mussten seine Wunden gepflegt werden. Wie unerschrocken er sich auf jedes Wild stürzte, zeigte er auch nachts, wenn ein Igel in der Hecke raschelte. Dann dauerte es nicht lange und er apportierte das stachelige Tier im Maul, an dem man am helllichten Tag die Blutspuren erkennen konnte. Niemals hat er einen Igel tot gebissen. Wenn man ihm den Befehl gab, dann ließ er auch sofort los, stand still und konnte seinen sich stauenden Jagdtrieb meisterhaft beherrschen.
Bei den gemeinsamen Wanderungen entlang der Our vertiefte sich ganz natürlich meine Liebe zur Natur. Es ist aber auch die freundschaftliche Aufnahme, die meinem Vater in der Familie X zuteil wurde. Aber man sollte ständig auf der Hut sein, weil unwahrscheinlich schnell Missbrauch einer Freundschaft zustande kommt. Das junge Mädchen im Haus hatte ein Auge auf mich geworfen, doch ich hatte sie vom ersten Tag an als eine sehr gute Freundin eingestuft. Von tiefer Zuneigung konnte ich damals nichts entdecken.

Im Haus wohnte ebenfalls ein kräftiger Junge, dem mein Vater eines Tages sagte: „Ich muss dich leider warnen, denn es ist bekannt geworden, dass du dabei bist, wenn Kaffee geschmuggelt wird. Ich kann es nicht verhindern, dass man dich eines Tages schnappt.“

Mein Vater hatte beobachtet, dass andere Personen in ihrem Büro verkehrten und sich klug machten wann und wo die Zöllner Dienst hatten. Als der Tag gekommen war, an dem der Zoll zuschlagen sollte, vermerkte mein Vater im Dienstbuch ganz andere, das heißt vorgetäuschte Schichten als jene, die wirklich vorgesehen waren. Prompt fielen die Späher auf diese Finte herein und in jener Nacht erwischte man einige Burschen der Dorfjugend, die am illegalen Schmuggel beteiligt waren. Da mein Vater genau wusste, dass er alle Unannehmlichkeiten mit der Familie R. vermeiden musste, war er zur perfekten aber auch strategischen Täuschung zuhause geblieben. Die angeforderte Verstärkung nahm auch den Sohn des Kosthauses fest. Da Lieler und die ganze Umgegend mir sehr gut bekannt war, durch die Wanderungen mit meinem Vater, lag es ganz nahe, dass dies ein unvergessliches Erlebnis blieb und gut war für wiederholte Campingsaufenthalte mit den Pfadfindern aus Oberkorn.

Wir ziehen um nach Oberkorn

2 Jahre hatte ich bereits Latein gebrummt und fuhr jeden Tag mit dem Zug in die Stadt. Ich studierte auf der Sixta im Athenäum von Luxemburg. „Die as aus o, die x und is, es in pari syllabis“ und so weiter hingen mir zum Hals heraus.

Die Geschichte mit dem Mädchen Jeanny hatte mich so vollkommen verwirrt und ins geistige Abseits manövriert, dass sich für mich beachtliche Schwierigkeiten abzeichneten, um die Klasse zu meistern.

Bereits in den ersten Klassen dieser Schule konnte ich meine Begeisterung für Literatur mit Gedichten glänzend hervor streichen und ganz besonders meine Deklamationen von Gedichten und meine Aufsätze in Deutsch und Französisch wurden gut benotet. Dazu hatten wir leider einen so abstoßenden Lateinlehrer dass mir jeder Spaß an dieser Sprache der Gelehrten verging. Prüssen hieß der Mann der bei den Prüfungen nicht bei einer Nullbenotung stehen blieb, sondern auch noch Minuspunkte rechnete und wer Minuspunkte hatte, konnte sicher

sein, dass dies von ihm als Doppelnull bewertet wurde, wenn die Durchschnittnummer errechnet wurde.

Er war meines Erachtens kein normaler Mensch. Er war ein bestialisches Genie, unfähig etwas freundlicher mit uns Studenten umzugehen. Wir hatten ihn bereits auf Septima in Latein und als er dann auf Sixta wiederum unser Lateinprofessor wurde, da hatte bereits die Mehrzahl der Klassenkameraden den ekligen Geschmack auf der Zunge, von dessen widerwärtigen Erziehungsmethode.

Nur ein Beispiel wird genügen, um diesen brutalen Pädagogen zu kennzeichnen. Als er für die erste Stunde Latein auf Sixta in den Klassenraum stürmte, schrie er hitzköpfig und noch auf dem Weg zum Pult: „Na hab ich euch wieder…“ Er schlug sein Heft mit den Namen auf und rief sofort jemanden an die Tafel, der nicht einmal Zeit genug hatte um über die Frage nach zu denken, da hatte dieser Pädagoge ihm bereits eine Null ins Heft geschrieben.

Aus heutiger Sicht hätte man einen solchen Sadisten bereits unwiderruflich in die Wüste geschickt.

Ich muss jetzt doch noch einmal zurück zu dem Mädchen, in das ich mich verknallt hatte. Es beschäftigte mich sehr mit ihr zu plaudern und eines Abends traute ich mir, sie zu einem Spaziergang einzuladen. Durch die noch belebte Straße folgte sie mir in großer Distanz. In einer Nebenstraße, die ins grüne Gelände führte, konnten wir uns jedoch zusammentun und gemeinsam, Arm in Arm schlendern. Ich muss sagen, dass ich all meine Sinne zusammenhielt und so blieb es nur beim glücklichen Zusammensein, wenigstens was meine Beurteilung anbelangt, denn diese Glückseligkeit war nicht von langer Dauer.

Bereits einige Wochen später, als ich gerade aus der Vesper kam, brach für mich die Welt der Liebe zusammen. Da spazierte Jeanny mit einem belgischen uniformierten Militär, Arm in Arm an mir vorbei und lachte mich verächtlich an. Doch da geschah das große Wunder, das mich bei fast allen Rückschlägen in meinem Leben schnell wieder zur Realität zurückkommen lies.

In Bruchteilen von Sekunden hatte ich die Situation in ihrer kompletten Tragweite erkannt und ich lobte mir diese Begegnung, bei welcher mir die Augen geöffnet wurden. Es war mir vollauf bewusst geworden, dass ich nur ein Spielball gewesen bin und darauf reagierte ich absolut hervorragend. Der in mir sich entwickelnde Sinn für die Realität ließ mich alle Schwärmerei vergessen und damit war diese Episode für mich abgeschlossen. Die Prügel meiner Mutter musste ich ja auch auf diese Weise schnellstens vergessen. Auch das hat zu meinem Sinn für Realität beigetragen. In weiteren Lebensabschnitten kam diese äußerst gesunde Qualität meiner Einstellung noch öfters zum Tragen, und half mir über manche fatale Situation hinweg.

Die fatale Beichte

Ich muss noch auf eine kurze Episode zurückkommen, die mir noch in Rodingen widerfahren ist. Im Knabenlyzeum gab es regelmäßig eine Schulmesse. Jedermann musste in dieser Messe erscheinen. Wenn nur möglich sollte auch jeder in dieser Messe kommunizieren. Um aber kommunizieren zu können, musste man zuerst beichten. Dazu wurde auch Gelegenheit geboten in der Kirche der Patres in Luxemburg Stadt. Es war üblich, dass man sich für eine solche Beicht eigentlich so eine Art Litanei zurecht gelegt hatte, in welcher alle sündhaften Möglichkeiten einprogrammiert und auch gebeichtet wurden, ob es zutreffend war oder nicht.

Jedenfalls war es bei mir so der Fall, Es war dann auch für mich üblich beim sechsten Gebot betreffend die Unkeuschheit einen Rundumschlag zu machen, um ja nichts zu vergessen: „Ich habe Unkeusches gesprochen, getan und angehört, allein und mit andern.“ So hat es auch der Pater vernommen, der mir die Absolution erteilen sollte. Kaum hatte ich diesen Satz herunter geleiert, da begann der Herr im Beichtstuhl sich zurechtzurücken und stellte absurde Fragen, zum Beispiel wie oft dies oder das geschehen sei und da ich diesbezüglich ja keine Buchführung machte, konnte ich nur mit vagen Ziffern antworten. Das stellte den Beichtvater keinesfalls zufrieden. Er begann mich zu verdonnern und zur guten Letzt gab er mir zu verstehen, dass er mir keinesfalls eine Absolution geben könnte, es sei denn, ich würde jeden Tag zur Kommunion gehen, bis ich das nächste Mal gebeichtet hätte.

So was war mir noch nie passiert. Als ich nach Hause kam, erzählte ich prompt meiner Mutter in welche unmögliche Situation mich der Pater gebracht hatte. Ich musste schon jeden Morgen, früh auf den Bahnsteig laufen, um den Zug nicht zu verpassen, dann sollte ich auch noch zuvor in die Kirche gehen um zu kommunizieren. Ich war in einem Dilemma. Meiner Mutter erging es nicht besser, aber sie öffnete mir den möglichen Ausweg. Sie schickte mich zum Pfarrer Ley in Rodingen, der solle mir aus dieser fatalen Situation helfen. Natürlich war dieser Pfarrer mir äußerst sympathisch, hatte ich doch bei ihm jahrelang die Messe gedient. Auch bei ihm hatte ich bereits diese Beichtlitanei ohne Schwierigkeiten angewandt.

Nachdem ich ihm meine Ausweglosigkeit klar gemacht hatte, da geschah etwas was mich sehr stark beeindruckt hat. Pfarrer Ley nahm mich bei der Hand und wir gingen alle beide in die Kirche, dann meinte er nahezu laut lachend: „ Ich setze mich jetzt in den Beichtstuhl, dann beichtest du einfach sofort noch einmal und du bist deinem Problem augenblicklich los!“ Ich tat dies mit Wohlbehagen und versuchte ihm dabei zu erklären, worüber der Pater wahrscheinlich so erbost war. Pfarrer Ley hatte großes Verständnis für mich und als ich meiner Mutter diese grandiose Lösung meines Gordischen Knotens erklärte, da fand auch sie diesen Ausweg sehr lustig und professionell gelöst. Noch einmal Hut ab vor diesem diplomatischen Ausweg.

Zukunftspläne

Es war mein intimster Wunsch gewesen, Förster zu werden. Herr Peitsch war dabei mein Vorbild und ich hatte mich vermeintlich gut ins Bild setzen lassen, welche Studien erfordert seien um mich um einen solchen Posten zu bewerben. Dummerweise stellte sich bei den vorausschauenden Berechnungen heraus, dass ich erst ein Jahr nach dem nächstens anfallenden Examen für Forstbeamte mit meiner Schule fertig sein konnte. Nach intensiver Beratung, kam mir eigentlich der Umstand dieses Umzuges nach Oberkorn in dem Sinne entgegen, dass ich jetzt nach Esch an der Alzette in die Schule fahren sollte und nicht den langen Umweg über Petingen oder den Bahnhof von Esch/Alzette. Jetzt konnte ich am Mittag nach Hause fahren zum Essen, während ich in der Stadt Luxemburg jeden Mittag bis zu meiner Tante „Meisch“ in den Rollingergrund gehen musste. Natürlich geschah dies zu Fuß und ich hatte auch mein Essen dabei, das nur aufgewärmt werden musste. Meine Mutter präparierte also mein Essen am Abend zuvor und das über 2 Jahre lang.

Jetzt bestand für mich die Möglichkeit von der Sixta Latein sofort auf die Quarta Modern zu wechseln, was mir erlaubte, ein Schuljahr zu überspringen. Mir fehlten aber die vorhergehenden zwei Jahre Englischstudium. Diese mir fehlenden Jahre nachholen und zugleich mich für das Examen auf Quarta (heute abgeschafft) vorbereiten war natürlich eine verlockende aber unerhörte Herausforderung. Meine Eltern zeigten sich bereit, mir Nachhilfestunden in Englisch zu bezahlen. Ich liess mich also darauf ein, diese nahezu unüberwindlich scheinende

Barriere zu bezwingen. Ich begann ganz nebenbei auch massenweise englische Artikel in all möglichen Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, so zum Beispiel „The Listener“ eine Zeitung der BBC sowie „Life“ und andere. Meine Fortschritte waren merkwürdigerweise so gut, dass sich die ganze Familie darüber freuen konnte. Doch auch hier stieß ich auf einen mir keinesfalls wohl gesinnten Pädagogen, den man ausgeklammert hatte, um mir Nachhilfestunde zu geben. Er war mein Englischprofessor in der Klasse. Bei einem Aufsatz benutzte ich einmal eine Redewendung nebst ganz speziellem Wort der englischen Umgangssprache. Der Professor aber sah dies nicht mit demselben geistigen Auge so, wie ich es verstanden hatte. Für mich hatte ich etwas Neues hinzugelernt und wollte es auch sogleich praktisch anwenden. Er aber wetterte um mich herum, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte. Er hätte lange überlegen müssen, um sich zu erinnern, dass er diese Ausdrucksweise irgendwo bereits einmal gelesen hatte und ich mir keinesfalls hätte erlauben dürfen diese Expression zu gebrauchen, ohne dabei die Angabe zu machen, woher ich dieses Wort habe. Ich hätte also die Quellenangabe für das Zitat machen sollen.

Prompt brummte er mir für meine angebliche Niedertracht, eigene vortreffliche Wortfindungen vorzutäuschen, eine Ungenügend auf. Ich konnte dabei aber den Mund nicht halten und erwiderte sehr aufgeregt, woher er denn seinen umfassenden Wortschatz habe und ob er auch bei jedem gebrauchten Wort erklären würde, in welchem Lexikon oder Buch er seine englische Sprache gelernt habe. Das hätte ich allerdings nicht sagen dürfen, denn als das Passage Examen über die Bühne ging, brummte er als Examinator mir ein mündliches Nachexamen im Englischen auf, dem ich aber glücklicherweise etwas Positives entgegen zu setzen hatte, den Fleiß eines Strebers.

Während der Ferien hatte ich genügend Zeit weitere Nachhilfestunde zu nutzen und da der nächste Examinator eine andere Person war, schaffte ich es reibungslos in die nächste Klasse vor zu rücken. Drei Jahre Englisch in einem Jahr zu bewältigen war zwar ein gewagtes Unterfangen aber die Beweggründe zu dieser Leistung waren bekannt. Ich wollte unbedingt in die Forstverwaltung.

Kaum hatte ich das Resultat des Nachexamen erfahren, pilgerte ich wiederum zu den hohen Stellen der Verwaltung in Luxemburg um meine Leistung vorzutragen und um in Erfahrung zu bringen, ob die Aufnahmebedingungen noch immer die gleichen wären. Ich erklärte alsdann, was ich geleistet hatte und kurz darauf sollte mich der Schlag treffen. Anstatt mir für den Erfolg zu gratulieren, teilte man mir mit, dass ich da eine große Dummheit gemacht habe und ich unbedingt ein Jahr auf der lateinischen Sektion hätte aufholen müssen. Staatsförster müssen das Latinum bestanden haben.

Aus war der Traum einmal Förster zu werden, aus war die Lust am Pauken, aus war die konkrete Vorstellung eines zukünftigen Berufes. Ich stand vor dem totalen Zusammenbruch. Sogar mein Sinn für Realität zündete diesmal nicht. Die Flucht nach Kanada oder in die belgische Kolonie des Kongo begannen meine Gedanken mich immer mehr zu fesseln. Ich wollte diese mich umgebende Gesellschaft, die mir immer unfreundlicher, sogar feindlicher vorkam, ab sofort meiden. Aber die großen Ereignisse folgten Schlag auf Schlag.

Kurz bevor wir nach Oberkorn umgezogen waren, hatten wir eine Einladung uns an der Doppelhochzeit von zwei Kindern der Schwester meiner Mutter im Rollingergrund teilzunehmen. Ein Sohn heiratete ein Mädchen aus Differdingen. Es war die Schwester meiner Frau Leonie. Leonie war damals erst vierzehn, als wir uns zum ersten Mal sahen. Erst später erfuhr ich, dass Sie bereits beim ersten Anblick meiner Wenigkeit in mich verknallt war. Es war mir zwar der erstaunte Anblick ihres glänzenden Gesichtes aufgefallen, doch bot sich kaum eine

Möglichkeit, eine Freundschaft auf zu bauen.

Ich hatte mein siebzehntes Lebensjahr gerade erreicht, als das Examen vorüber war. Zum Glück habe ich in Oberkorn, bei den Pfadfindern neue Freunde gefunden. Und das große Jamboree in Bad Ischl war in Vorbereitung. Mir wurde die Leitung der Pfadfindergruppe St. Etienne anvertraut, neben dem obersten Chef. Ich wurde also als Scouts Master neben dem Sektionsmaster geführt.

Es begann eine sehr turbulente Zeit mit den Pfadfindern. Pfadfinderlager in Lieler waren selbstverständlich, dann Pfadfinderlager in Altrier, ein anderes in Eischen, dann zu Ausgrabungen und Zeltlager auf den Titelberg. Im Saal unter der Kirche in Oberkorn war unser Heim. Es wurden Theaterabende organisiert, Lagerfeuer, Burgbrennen und in der Freizeit stand in dem Saal ein zusammen gezimmerter Tisch zur Verfügung, worauf wir Tischtennis spielten, bis tief in die Nacht hinein. Nachtwanderungen, große Rallyes, Sternebeobachtungen, Wetterstationen und die Sammlung von Vogelnestern, Gehölzarten, Mineralien sowie Scherben von Römertöpfen und auch Spangen und Münzen nahmen an Umfang zu. Manchmal musste ich auch die ganz Kleinen unterhalten. Dies geschah meistens mit spannenden aus dem Stegreif improvisierten Seriengeschichten. Die Pfadfinder in Oberkorn hatten einen guten Zulauf und auch unser öffentliches Auftreten fand Anklang bei den Einwohnern. Besonderen Erfolg hatten unsere Theatervorstellungen und Lagerfeuer. Eines der mir am besten in Erinnerung gebliebenen Theaterstücke war: „Den Hupello“. Ich kann mich aber auch an lustige Theaterstücke erinnern und zwar an eines in welchem man mir einen Bart angeklebt hatte. Dabei musste ich ein doppeltes Butterbrot essen. Dummerweise hatten sich auf einmal einige Barthaare bei meinem Zubiss verfangen und da begannen die Lachsalven im Saal, die ich natürlich köstlich ausnutzte, um zu improvisieren. Immer mehr Haare lösten sich vom künstlichen Bart und ich hatte immer mehr Mühe diese Haare nicht zu verschlucken und dabei gelang es mir, angetrieben von dem Geheul der Zuschauer, die Situation weidlich zu verlängern. Ich sah in der ersten Stuhlreihe die Spielschulschwester Mathilde, die in einen Lachkrampf gefallen war und vor mir auf dem Saalboden lag, ohnmächtig sich innerlich gegen die lustige Abwicklung zu wehren. Noch Monate nach dieser lustigen Vorführung war die Szene den Leuten noch in Erinnerung und mir begegneten nur noch lächelnde Leute. Manche sprachen mich erneut darauf an und wollten wissen, ob ich den Bart denn nun wohl ab geschluckt hatte. Denkste!

Ich begann mich wieder wohlzufühlen, da ein moralischer Erfolg nach dem andern sich einstellte. Alsdann begann ich meine Tagebücher zu führen, worin ich fast jeden Tag Notizen machte. Das Erlebnis mit einem Mädchen zusammen zu sein war jedoch ständig wach. Ich dachte manchmal an das Mädchen, das ich bei der Hochzeit hatte, das zwar in der Nähe wohnte, aber es entstand kein Kontakt.

Als ich dann auch noch die Pfarrbibliothek zu leiten begann, wobei mir der Pfarrer nahezu Narrenfreiheit liess, um neue Bücher einzukaufen, da wurde ich zum Bücherwurm und fraß mich durch sämtliche Lagen der Literatur. Ich konnte den Lesern, und ihre Zahl nahm ständig zu, mehr oder weniger den Inhalt eines Buches vermitteln. Ich konnte bestens beraten und diese Beschäftigung machte mir gewaltigen Spaß, zumal da auch immer wieder Mädchen in meinem Alter auftauchten, die nicht nur schön waren und bei mir erotische Zuneigung hervorriefen. Nur war ich ganz besonders auf meiner Hut um eine feste Freundschaft zu schließen.

Ein Mädchen aus Oberkorn, das ich besonders nett und auch liebenswürdig fand, liess mich wissen, dass es ihr unmöglich sei, mich eventuell zu heiraten. Den wahren Grund hierzu konnte ich nie erfahren, aber ich nehme an, dass sie eine physische Behinderung hatte, was

ihren Standpunkt erklären könnte. Ihre Ehrlichkeit brachte mich wieder auf das Geleise um meine Umwelt doch als mehr oder weniger normal anzusehen. Ein anderes Mädchen war eine Schulkollegin. Manchmal wurde ich eingeladen, um ihr beim Verfassen ihrer Aufsätze zu helfen. Es war eine bessere Freundschaft aber keinesfalls eine Liebschaft. Es stellte sich dann auch heraus, dass sie während einer Stage Zeit für ihren Beruf, in Antwerpen einem anderen Schulkollegen den Vorzug gegeben hatte.

Bei meinen täglichen Zugfahrten jedoch begegnete mir ein anderes Mädchen, dessen Ausstrahlung mich wiederum in seinen Bann zu ziehen wusste. Sie fand einen Platz nahezu auf allen Seiten meiner Tagebücher. Solange ich aber in der Schule war, wollte ich mich nicht mehr festlegen, denn ich hatte die absolut jedermanns Geist verwirrenden Auswirkungen einer Liebschaft kennengelernt. Der stärkste Wille kann wahrscheinlich nicht gegen diesen Naturtrieb ankommen. Genau in dieser Verfassung kann ich kaum noch einen freien Willen des befallenen Opfers erkennen, es sei denn, man lässt sich nicht von dieser Spinne umgarnen.

Die Sehnsucht steigerte sich demzufolge bis an den Tag, wo ich wusste, dass ich die Matura bestanden und das Schuldiplom in der Tasche hatte. Da erst nahm ich mir vor sie anzusprechen, denn das übliche freundliche „Moien“ und „Äddi“ sollten jetzt auf mehr Kontakt ausgeweitet werden.

Während dieser Zeit begann ich meine ersten Gedichte zu publizieren. In der Schule war ich als Schauspieler bekannt und wer sich die Gunst von Marcel Reuland, dem bekannten Schriftsteller und auch mein Professor in französischer Sprache, zu erobern verstand, der hatte wirklich einen guten Trumpf in der Hand.

So wurde ich schnell beim Professorenpersonal bekannt. Meine Schriften wurden überall mit größerer Aufmerksamkeit gelesen. Ich fühlte mich bereits höher eingeschätzt als andere Zeitgenossen.

Bei Marcel Reuland hatte ich einen Stein im Brett. Eine der drolligsten Begebenheiten mit diesem Professor ereignete sich in der französischen Grammatikstunde. Er hatte eine Frage gestellt und rief meinen Hintermann Armand Ronkar auf, ihm eine Antwort zu geben. Die Antwort, die Armand gab, war dummerweise so falsch, dass der gute Mann sofort von seinem Stuhl aufsprang und zielstreberisch sich auf Ronkar zu bewegte. Unterwegs, rief er noch: „Monsieur Regenwetter, dites lui ce qu’il fallait répondre. “ Ich kam überhaupt nicht zum Antworten, da hatte er mir bereits eine kräftige Maulschelle verpasst. Ich schaute ihn verdutzt an und dann entschuldigte er sich bei mir mit: «c’n'était pas pour vous, c’était pour Monsieur Ronkar.“

Eines jedoch möchte ich hier noch niederschreiben, was mir während der Schulzeit viel Freude bereitet hatte. Marcel Reuland belebte eine Zeit lang das Schulfest mit einem Theaterstück. Diesmal stand auf dem Programm. „Luxembourg for ever“. Ein Stück in Luxemburger Sprache, das sich anlässlich des Luxemburger Nationalfeiertages auf irgendeiner Farm in Amerika abspielte. Bei der nun beschriebenen Szene war ich als Nigger, komplett geschwärzt und mein Kollege als Indianer komplett in Rot aufgetreten. Das Maquillage besorgte unser damaliger Zeichenprofessor Foni Tissen. Klicken sie einmal auf dessen Namen und sie werden manches über diesen großartigen Künstler erfahren, der mir immer wieder Bewunderung und Staunen entlockte. Man feierte im Jahr 2009 seinen hundertsten Geburtstag mit einer Ausstellung seiner Werke im Escher Knabenlyzeum. So auch ein Selbstbildnis, das er ganz in Blau gemalt hatte, mit dem Titel „Saint Foni in blue“.

Er hatte auch die Kanone aus Karton und Sperrholz gebastelt. Während der laufenden Feierlichkeiten auf der Bühne sollten der Indianer und ich einen Kanonenschuss abfeuern. Bei den Übungen trainierten wir den Schuss nur symbolisch, indem ich abzählen sollte, 1, 2, 3 und dann müsse der Schuss fallen und um diesem Vorgang etwas Realität zu verschaffen, werden wir beide uns vor Schreck hinfallen lassen. Marcel Reuland meinte bis zur Hauptvorstellung hätte er schon eine Lösung um den Schuss hinter der Bühne abzufeuern.

Als wir an diesen festlichen Tag vor dem mit Studenten gefüllten Saal auf der Bühne standen und uns allen bereits der Schweiß und bei mir die Schwärze, sowie beim Indianer die Röte über die Wange tropfte, da nahte auch schon dieser ominöse Augenblick des Schusses.

Um synchron zu bleiben, zählte ich laut und langsam ab und nach 3 ließen wir beide uns, wie besprochen, rückwärts auf den Boden fallen. Doch von einem Knall oder Schuss war nichts zu vernehmen. Es blieb zuerst stumm im Saal, doch als ich dann Geistes gegenwärtig meinte: „Hast du wieder vergessen das Pulver in die Kanone zu geben?“ Da brach das Geheul im Saal aus. Hinter der Bühne hörte ich nur die Stimme von Professor Reuland: „Gut so, weiter so, ich lade noch einmal. Noch einmal, noch einmal.“

Es wurde also noch einmal geladen und dann, als ich von hinter der Bühne die Stimme von Marcel Reuland hörte: „Ich bin bereit, schießen“, begann ich zu zählen: 1, 2, 3.Wer da einen donnernden Knall, von hinter der Bühne erwartet hatte, wurde gewaltig enttäuscht. Es hörte sich so an, wie „pätsch“ und das war’s. Die Studenten im Saal grölten. Das Stück blieb eine kurze Weile an diesem Punkt hängen, bevor wir auf der Bühne wieder die Sprache gefunden hatten.

Als wir uns nachher erkundigten, was da eigentlich gepätscht hätte, zeigte uns der Professor einen Revolver, auf den man früher einen Stopfen steckte, der mit einer Schnur befestigt war. Bevor unser Regisseur persönlich losdrückte, musste ein Gehilfe ihm einen blechernen Eimer vor das Rohr halten, damit mehr Resonanz entstehe!

In den darauf folgenden Vorstellungen hatte man eine dicke Trommel aufgestellt, womit man den Schuss imitierte, was einigermaßen der Realität entsprach.

Seit diesem Theaterstück war an mir etwas hängen geblieben. Ich war bei den Kollegen ab sofort der Nigger oder der Bob und das bis ans Ende meiner Schulzeit und bei manchen darüber hinaus.

Auch Professor Hallé war von meinen sprachlichen Kenntnissen begeistert. Als ich später Sekretär bei den Amitiés Françaises und er ebenfalls im Vorstand war, hat er mehrere Male erwähnt, dass er einige meiner Aufgaben so gut gefunden habe, dass er sich eine Kopie mit nach Hause genommen hätte, für sein persönliches Archiv.

Verlassen wir wieder die Erinnerungen an diese Schuljahre, die in mir immer wieder schöne Stunden wach rufen, um den weiteren Verlauf meiner männlichen Reife zu verfolgen.

Als Kirchensänger

Wie es sich für eine katholische Familie passte, musste jeder der singen konnte in den Kirchenchor. Gerade zu dieser Zeit liefen die Proben an für die Passionsfestspiele in Differdingen. Man hatte eine großartige Mannschaft zusammengestellt, um die Passionsspiele unter freiem Himmel auf zu führen.

Die Bühne war das hügelige Minette Gelände neben dem Fußballfeld der Red Boys. Tausende von Zuschauern strömten aus allen Ecken des Landes mit Sonderzügen und mit Bussen herbei. Die Sitzplätze befanden sich auf dem Fußballfeld. Der Chor, in welchem ich mitsingen durfte, hatte für die Zuschauer unsichtbar, unterhalb der Szene seinen festen Platz. Mikrofone übertrugen die Spiele und den Gesang in perfektem Ton. Alles in allem ein außergewöhnliches Ereignis.

Was mich persönlich aber am meisten bewegte, das war der Hauptakteur. Jesus, gespielt von Jim Pletschette, einem einheimischen Grubenarbeiter, dem man nachsagte, er wäre ein ungläubiger Atheist! Er spielte jedoch seine Roller so perfekt, dass man sich diesen Widerspruch kaum vorstellen konnte. Er hielt ganz besonders darauf, während der Geißelung nackt am Pfahl angebunden zu sein und regelrechte Geißel Hiebe einsteckte, um dabei die gewaltigen Schmerzempfindungen zum Ausdruck bringen zu können.

Zurück zu einer auf Sparflamme gelegten Liebschaft

Ich musste im Auftrag des Pfarrers von Oberkorn Hostien dort abholen, wohin auch sie sich zu begeben pflegte. Nachdem ich aus dem Zug gestiegen war, verzögerte ich meine Schritte, damit sie zu mir aufholen konnte. Ich drehte mich um. Sie ging einige Schritte hinter mir und schaute mich mit strahlendem Gesicht an. Ich war sehr aufgeregt, als ich sie bat, ob ich sie eine Strecke begleiten dürfe. Ich war mir voll bewusst, dass auch sie diesen Augenblick herbeigewünscht hatte, denn sie willigte sofort ein und unser erstes Gespräch behandelte zwar Banalitäten, doch legte ich bereits die nächsten Möglichkeiten fest wann und wo wir uns treffen würden. Dies alles geschah gegen 13.30 Uhr an einem Nachmittag.

Als ich dann 2 Tage später von andern Freunden vernehmen musste, dass ich eine neue Bekanntschaft gemacht hätte, da geschah in meinem Innern etwas durchaus Merkwürdiges. Ich war so enttäuscht über diese Klatscherei, die Sie geführt haben musste, wobei die Zuneigung zu ihr wie plötzlich vollständig und auf einmal komplett abgebrannt erschien. Dieser plötzliche Wandel in meinem Gefühlsleben, ausgelöst durch die Erfahrung, dass sie nicht einmal die intimsten Momente zwischen uns beiden für sich bewahren konnte, störte mich so gewaltig, dass die einstige, mehr als tiefe Zuneigung sich radikal wandelte bis zum sofortigen Verzicht auf diese Freundschaft. Das konnte ich nicht ertragen und was sich in etlichen Jahren in mir als heimliche Liebe aufgebaut hatte, löste sich ungewöhnlich rasch auf wie eine Gewitterwolke am Sonnenhimmel. Aus, fertig. Wer nicht die geringste Neigung zu persönlichen oder privaten Beziehungen pflegt, um diese auch privat zu behandeln, dem konnte ich nicht für eine eventuell gemeinsame zukünftige Beziehung glauben schenken.

Eigenartigerweise zerbrach dies keinesfalls mein Herz. Gewiss es war ein Schlag für mich. Ich steckte ihn wiederum weg, wie einst die Prügel meiner Mutter und ich hatte bereits einmal anderswo geschlussfolgert, dass diese Prügel mich zu dem gemacht haben, zu einem Menschen, der aussergewöhnlich hart sein kann im Einstecken, zumal wenn der Horizont der Ausweichmöglichkeiten weit offen stand.

Ein eher als glücklich zu bezeichnende Umstand, half mir noch schneller über all diese schwierigen Stunden und Tage hinweg zu kommen. Auch die immer grösser werdende persönliche Entfaltungsspanne trug natürlich dazu bei, durch neue Bekanntschaften, neue Erlebnisse und Aufbruch in neue Welten der persönlichen Lebensgestaltung trugen zusätzlich dazu bei, diese Beziehung schnell zu vergessen.

Der glückliche Zustand bestand darin, dass unsere Familie von Oberkorn wieder wegziehen musste, um dann auf Differdingen Fousbann eine Dienstwohnung zu beziehen.

Doch bevor dieser Umzug stattfand, war der große Tag gekommen an dem ich teilnehmen durfte am 7. internationalen Jamboree in Bad Ischl und das in dem noch vom Militär besetzten Österreich. Das freute mich ganz besonders weil mein Bruder bereits an dem vorigen internationalen Pfadfinder Treffen in Moisson teilnehmen konnte.

Ich lerne Motorradfahren

Heini war ein Eisenbahner. Er war auch Fischer und Kaninchenzüchter. Hinter seinem Haus gackerten Hühner und es krähte ein Hahn. Seine Frau war sehr korpulent und Mutter eines Kinder. Heini hatte auch eine komplett aus Leder bestehende Kleidung, die er anzog, um auf dem Motorrad zu fahren.

Eines Tages wollte er mir das Motorradfahren beibringen. Das geschah außerhalb Oberkorn, auf einem Feldweg, der parallel zur Seilbahn bis in den Wiesengrund führt. Dort mündet er durch ein rostiges Tor in einen Pferch.

Es war im Hochsommer. Die Grannen der Gerste begannen sich zu neigen und die Zeit der Mahd nahte. Heini hatte mich auf dem Sozius bis dahin gebracht, wo der Feldweg begann. Dann setzte er mich auf den Fahrersitz, sich selbst auf den Beifahrersitz und beim Geknatter des laufenden Motors gab er mir seine Anweisungen. „Kupplung langsam kommen lassen und dann langsam Gas geben.“ Ich zögerte keinen Augenblick, denn Heini war ja bei mir. Denkste! Es musste daran gelegen haben, dass ich nichts von alledem langsam genug gemacht hatte, als ich mich fest an der Lenkstange anhalten musste, weil das Motorrad wie ein bockiger Esel vorne hoch ging und mit mir davon brauste. Heini blieb hinter mir auf der Strecke liegen.

Das Gleichgewicht hatte sich bald eingestellt, doch wie und wo schalten, wie bremsen? All das hatte ich noch nicht erfahren. Es war wirklich ein gutes Gefühl so zu brausen, aber nicht weit vor mir bemerkte ich die geschlossenen Pferche. Absteigen, auf keinen Fall. Wenden, aber wie? Das Ende des Feldweges kam schneller näher als mir lieb war. Und weil ich auch nicht wusste, wie man den Motor abstellen kann, rettete mich der gesunde Menschenverstand. Ich bog ab in die Gerste. Die Halme verneigten sich auf beiden Seiten, als ob sie mir Ehre erweisen wollten. Indem ich also eine Schneise durch die Gerste zog, war ich wieder in Fahrtrichtung zu meinem Retter. Als ich endlich in seiner Nähe war, um die nächsten Handgriffe zu erlernen, musste ich noch über den Graben am Wegesrand. Und genau da wo ich es nicht erwartet hatte blieb das Motorrad stecken. Der Motor versagte die Dienste.

Kurz danach aber war es so weit, dass Heini mir alle notwendigen Griffe beigebracht hatte und bald fuhren wir beide gemeinsam und ich war mächtig stolz auf mich.

Nahe am Tode vorbei

Im Herbst desselben Jahres lud Heini mich ein mit ihm, auf seinem neuen Motorrad, eine Spritztour zu machen. Es war, kurz bevor die Dämmerung hereinbrach, als wir auf der alten Straße bei Dippach bergab in Richtung Luxemburg fuhren. Am Straßenrand lagen bereits die ersten Blätter, die von den hohen Bäumen gefallen waren. Es begann alsdann, auch noch zu nieseln. Auf der ganzen Strecke überhaupt kein Verkehr. Wir fuhren in der Mitte der Chaussee.

Das neue Motorrad war beachtlich schneller als der alte Kasten und Heini streckte in seinem Übermut alle Vier in die Luft. Doch dies wurde uns zum Verhängnis. Es musste ein abgebrochener Ast gewesen sein, der auf der Straße lag, der den freihändigen Fahrer aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Wir näherten uns gefährlich dem Straßenrand, wo die nassen Blätter sich ins Geschehen einmischten und ehe wir uns umgesehen hatten, war es passiert.

Ich spürte, wie ich über die nasse Wiese rollte, und konnte mich wieder aufrichten, ohne dass ich irgendwo Schmerzen verspürte. Also hatte ich sicherlich nichts gebrochen. Das Licht am Motorrad brannte noch, der Motor drehte noch, und Heini kroch zu seinem Lieblings Spielzeug und drehte den Zündschlüssel. Die Lenkstange war gebrochen und im ersten Augenblick bestand keine Aussicht auf Hilfe. Da merkte ich erst, dass ich mein Beret nicht mehr auf dem Kopf hatte. Ich suchte an der Aufprallstelle und entdeckte meine Kopfbedeckung, die etwa 20 Zentimeter tief in der feuchten Erde steckte. Ich musste also vom Sozius katapultiert worden sein, etwa 10 Meter weit in die Wiese, als die vorderen Räder in den Straßengraben fuhren. Dann ist wahrscheinlich ein Überschlag erfolgt, wobei ich mit dem Kopf voran im Sturzflug zu Boden ging. Zum Glück hat der feuchte Wiesengrund den Aufprall abgefangen. So hätte ich mir sicherlich das Genick brechen können, doch hatte ich Unermessliches Glück auf meiner Seite.

Wir saßen anschliessend tatenlos am Straßenrand, salbaderten über den Unfall, waren froh, dass nichts Schlimmeres passiert war, denn nur die linke Seite der Lenkung war beim Streifen eines der Straßenbäume abgebrochen.

Im Halbdunkel näherte sich ein Licht auf der Straße. Es war ein einsamer Fahrradfahrer auf dem Heimweg. Heini stellte sich mitten in die Straße um den Radfahrer anzuhalten, um ihn zu bitten uns Hilfe zu schicken, doch dieser wechselte sein gemütliches Kurbeltempo in einen plötzlichen Sprint und raste in völliger Panik an Heini vorbei.

Wer bleibt schon in der Dämmerung vor einem wildfremden Menschen stehen, der breitspurig im Wege steht, wie Heini sich fast immer gab, wenn er etwas zu sagen hatte, und dazu in seiner dunklen Lederkleidung um Hilfe bettelte. Der Reflex war absolut normal und weit und breit war keine Seele zu sehen.

Dass das Motorrad noch funktionsfähig war, wussten wir, doch ohne eine Lenkstange, war es unmöglich zu fahren. In der Not frisst der Teufel Stubenfliegen. Heini begann, nach einem auf dem Boden liegenden Ast zu suchen, den er in die beiden offenen Röhren der hohlen Lenkstange stecken konnte. Mit etwas Glück konnte er das Ganze zusammenhalten und gleich ging es im ersten Gang los und wenn auch spät, wir kamen jedenfalls nach Hause.

Meiner Mutter war es gleich aufgefallen, dass meine amerikanische Windjacke auf dem Rücken komplett voll grüner und brauner Streifen war. Diese rührten von meinem Gleitflug über die Wiese, doch den Unfall beleuchten, das konnte ich meiner Mutter nicht antun. Ich gab vor, wir hätten uns bei einem plötzlich einsetzenden Regenguss unter einen Baum geflüchtet und die Streifen würden sicherlich von der Rinde des Baumes herrühren. Die gute Frau schluckte diese banale aber zu meinem Glück für sie plausible Erklärung und damit hatte sich's.

Ich muss aber einen weiteren Unfall hier beschreiben den Heini etwas später mit seinem neuen Motor mit Beiwagen hatte, als er an die Maas zum Fischen fuhr. Im Beiwagen hatte seine etwas rundliche und dazu gewichtige Frau Platz genommen mit dem Kleinkind auf ihrem Schoss.

Die Fahrt führte durch kleine Dörfer, doch Heini hatte so einen Raser Fimmel, dass er das Motorrad mit dem schweren Beipack nicht richtig in eine Kurve lenken konnte. Ihm war Glück im Unglück hold, denn das Gefährt rannte nahezu ungebremst auf einen eisernen Strassenlampenmast drauf. Das Verbindungsgestänge des Seitenkarrens zum Motorrad brach glatt ab und Heini landete geradewegs in einem Misthaufen. Der Seitenkarren mit seiner Frau und dem Kind aber rannte auf dem einzigen Rad in einen Bauernhof hinein und geradewegs durch die offen stehende Tür des Hausganges, wo er sich zwischen den Wänden festklemmte.

Besoffen

Es war auch zu dieser Zeit, als man mich zum ersten Mal mit ins Wirtshaus nahm, zu den lieben guten Freunden! Ich wurde natürlich kostenfrei bedient, denn Taschengeld gab es sehr wenig und dieses wurde immer wieder in Literatur investiert. An diesem Abend ging es ganz besonders lustig zu. Bei viel Limonade und manchem Schluck Bier kam ich weit über die Runden, bis uns ein wohl betuchter Bauer zu sich nach Hause einlud, für die berühmte „Schlofdrëpp". Damals rauchte ich schon Zigaretten, aber öfters die Pfeife, in welcher ich die Tabaksorte „Clan" verdampfte. Allein die Verpackung des Tabaks in einer mit schottischem Muster dekorierten Hülle und natürlich auch der süßliche Duft nach Karamell hatten es mir angetan. In der guten Stube dieses herrschaftlichen Hauses versanken wir in schwere Polstersessel und vor uns stand eine herrlich dekorative bemalte chinesische Vase, in welche wir unsern Unrat, d. h. auch die Zigarettenaschen, die Stummel sowie abgebrannte Streichhölzer warfen. Es hat mich sehr gewundert, dass der Hausherr dabei mitmachte. Schließlich handelte es sich ohne Zweifel um ein Kunstobjekt, denn zu jener Zeit waren chinesische Vasen in diesem Format, sie war ca. 80 cm hoch und dickbauchig, wahrhaftig ein selten gesehenes Porzellan Gefäß.

Dann kam die so viel gerühmte Schlofdrëpp. Man sprach so blumig von der gesunden Wein-

hefen und es bedurfte schon eines herzhaften Schluckes, um das Glas in einem Dreh hinunterzukippen. Es blieb nicht bei einem Glas. So einen Feuerbrand hatte ich noch niemals erlebt, doch irgendein Rumoren im Haus setzte dem Zauber bald ein Ende. Wir hatten mit unserm Radau die Hausmeisterin aus dem Schlaf geweckt und diese bat uns keine zweimal, ihr Haus auf der Stelle zu verlassen. Doch, da es noch nicht die gewohnte Zeit zum Nachhause Gehen war, entschlossen wir uns ein letztes Glas in der Wirtsstube nahe der Kirche von Oberkorn zu genehmigen. Unterwegs machte mir das Gleichgewicht bereits zu schaffen und ich ertappte mich beim Reden von unmöglichem Unsinn. Dort angekommen traf ich auf Lex, einen bekannten Solo Trompeter, aus der Militärkapelle, was soviel bedeutete, dass wir gemeinsamen Heimweg haben würden. Ich hielt mich mit Limonade einigermaßen im Gleichgewicht, doch als es auch hier wieder zur berühmten Schlofdrëpp kam, diesmal einem hausgebrannten Quetsch, da verließen mich die Sinne komplett.

Ich weiss nur noch dass, Alex und ich unterwegs nach Hause Arm in Arm gingen, weil wir gleichermaßen nicht mehr, in der Lage waren die Richtung zu halten. Es hatte geregnet und die großen Pfützen, nachdem wir deren Tiefe bereits einige Male ausprobiert hatten, umgingen wir geschickt, indem wir gezielt hineintreten wollten. Die meisten Tritte gingen so neben die Wasserlöcher und nach etwa einer viertel Stunde erreichte ich unsere Wohnung.

Ich kam, ohne zu wissen wie, geräuschlos in mein Bett. Dieses jedoch verwandelte sich all sogleich in einen fliegenden Teppich, auf welchem ich zu schweben begann und mich kaum noch festhalten konnte. Ich spürte auf einmal, dass die Getränke sich in meinem Gedärm nicht zu vertragen schienen. Bier, Limonade, Weinheffen und Quetsch schienen sich mit aller Macht selbstständig machen zu wollen. Ich war noch geistig gegenwärtig genug um mich aufzuraffen und mit dem Arm über das Geländer gestülpt und mit den nackten Füssen über die Kanten der hölzernen Treppen, donnerte ich zum Parterre hinunter, wo sich unser WC befand.

Auf den Knien liegend spukte ich die grausam riechenden Streithähne aus.

Oben hörte ich wie mein Vater sich über das Treppengeländer neigte und herab rief: „Sauf nicht mehr als du vertragen kannst. “Er hatte die Sachlage sofort erkannt. Wahrscheinlich hatten sich Spuren der Alkoholgeister nach oben verflüchtigt, die ihm sofort verrieten, was da vor sich ging.

Ich hatte schon daran gedacht mich vor seiner Bestrafung zu schützen und wollte bereits reflexartig hinter mir die Tür absperren, doch diese eher gleichgültige und die Situation überschauende Reaktion meines Vaters erreichte genau den schwachen, den empfindlichsten Nerv meiner Psyche. Ich begann, mich regelrecht vor meinem Vater zu schämen. Er hatte enormes Verständnis gezeigt für meinen bisher einmaligen Schwächeanfall, und dabei blieb es.

Nein, es ist nicht dabei geblieben, denn ich war so wütend über meine eigenen Unzulänglichkeiten geworden, dass ich mir schwor. Dies war das erste und das letzte Mal, dass mir so etwas passiert. Und ich habe es bis heute durchgestanden. Ich bin seither niemals aus eigenen Stücken in ein Wirtshaus eingekehrt um in Gesellschaft von Saufkumpanen, den meistens nicht existierenden Durst zu stillen. Mein Vater war mir da ein großartiges Vorbild. Er meinte zu diesem Thema ganz einfach: „Wer nichts im Leben wird, der wird Wirt. Von meinem Geld wird keine Wirtsfrau sich einen Pelzmantel kaufen können.“

Es haben später, aus beruflichen Gründen, verführerische Situationen ergeben, die kräftig an

meinen guten Vorsätzen nagten und das, weil ich bei der alljährlichen Vergabe der Dienstuhren, bei der Firma HADIR, den organisatorischen Teil zu besorgen hatte, was immer wieder Einladungen weckte, mit Kameraden und Bekannten zu prosten..

Jugendbildnisse des zukünftigen Ehepaars

Diese neue Liebe entwickelte sich gegenseitig. Nun war es auch an der Zeit die Brieffreundschaft mit der Studentin Paulette Vandercammen aus Brüssel zu beenden. Unser Briefwechsel erstreckte sich über einige Jahre. Ich besaß zwar ein Foto von diesem Mädchen, doch das alles war keinesfalls ein Beweis, dass es sich um ein Mädchen und nicht um irgendeine Brieftante

handelte, die es vortrefflich verstand mich mit ihrer Lebensphilosophie, mit ihren Erlebnissen, ihrem angeblichen Studium zu begeistern. Ich schrieb ihr, dass meine neue Freundin von Anfang an von unserer Brieffreundschaft gewusst habe, sich aber niemals äußerte, dass dies ihr nicht gefallen würde. Ich musste der Korrespondentin gestehen, dass es für mich einen Verlust bedeute, diese Korrespondenz zu beenden, dass ich aber ganz sicher auf ihr Verständnis stoßen würde, wenn meine Freundin ihr jetzt in dem beigelegten Brief mitteilen würde, worüber sie Bescheid wusste.

Paulette Vandercammen zeigte Verständnis. Doch ihr Abschiedsbrief zeigte aber deutlich, dass sie sich insgeheim Hoffnungen auf eine recht baldige Begegnung gemacht hatte, um eventuell eine feste Bindung mit mir einzugehen.

Meine neu gewonnene Freiheit war nur von sehr kurzer Dauer, denn als an diesem Samstag mein Vater vom Dienst zurückkam, lies er mich wissen, dass ich bereits am nächsten Montagmorgen, denn 10. Januar 1955 im Personalbüro der Hütte HADIR meine Berufskarriere antreten müsse.

Auf Probe

Die Hüttenherren kauften auch keine Katze im Sack. Sie hatten zwar schriftliche Belege, durch mein bestandenes Aufnahmeexamen, doch sollte dieses Beweisstück wiederum neue Probleme aufwerfen. Der Bürochef, dem ich unterstellt wurde, im Personalbüro, wo auch die Krankenkasse der Beamten war, hatte sich vom Laufjungen zu diesem Posten emporgearbeitet. Er hatte sich selber, in der französischen Sprache weiter gebildet, doch lag greifbar neben ihm auf dem Pult ständig ein entsprechendes Wörterbuch.

Ich muss gestehen, dass die Arbeit mir gut von Hand ging. Es war zum Beispiel sehr interessant im Streit zwischen Krankenkasse und Versicherung die Korrespondenz zu führen, um diejenige Instanz ausfindig zu machen, die einen bestimmten Fall betreffend die Unkosten zu übernehmen hatte. Ich hatte mich schnell eingelebt und dazu brachten die neuen elektronischen Geräte einen stürmischen Umschwung bei den Büroarbeiten. Ich wollte mich vom ersten Tag an dieser neuen Maschinen bedienen. Bei der Verwaltung der Sparbücher unserer Belegschaft bahnte sich ein kompletter Umschwung in den Arbeitsmethoden an. Vergessen waren die minutiösen Eintragungen per Hand der Prämien, die Berechnung der Zinsen, die Summierung sowie die alljährlichen persönlichen Auszüge der bestehenden Konten, die finanzielle Abrechnung usw. Zuerst musste ich noch Striche auf den mekanographischen Karten streichen, um alle Sparbuchinhaber zu erfassen, dann erst kamen die Buchungen an die Reihe. Bereits im ersten Jahr der Umstellung hatte ich das ganze Pensum bewältigt und brauchte nicht mehr wochen- ja monatelang Eintragungen von Hand oder Listen auf der Schreibmaschine zu erstellen. Und diese Entwicklung ging rapide voran.

Dabei entstand eigentlich sehr viel Freizeit, die ich damit verbrachte, indem ich mir meine Lieblings Lektüre unter die Dossiers schmuggelte oder die Lösungen von Kreuzworträtsel suchte.

Das ist natürlich meinem Chef nicht entgangen und so begann er mich zu beschäftigen mit Schreibmaschinenarbeit. Kopien von Briefen oder von einer Sicherheitsvorschrift erstellen, das wurde so eine alltägliche Beschäftigung. Eines Tages aber merkte ich, dass diese Kopien, die ich soeben erstellt hatte, zerrissen im Papierkorb lagen. Jetzt wusste ich, dass ich einer Beschäftigungstherapie unterworfen worden war.

In demselben Gebäude arbeitete ein Kollege von mir. Dort hatte der erste Fotokopierer bereits Einzug gehalten. Es wurde zwar noch belichtet und daraufhin auf einer Wärmplatte entwickelt, doch mir schien das Ende des Kopien Schreibens gekommen zu sein. Der nächste Auftrag war schnell auf der neuen Maschine kopiert und ich händigte das Resultat sofort aus mit den Worten. „Oben befindet sich ein neues Gerät. Da schiebt man das zu kopierende Dokument hinein und sofort erhält man eine oder mehrere Kopien. Meinem Chef blieb die Spucke weg. Die Aufträge wurden daraufhin äußerst selten und blieben in einem verständlichen Maßstab. Es fiel mir auch immer öfter auf, dass er mit breitem Mund und rötlichen Wangen daherkam. Am Telefon wurde er wahrscheinlich nicht immer richtig verstanden, wenn er seinen Namen nannte. Dann rief er in die Muschel „Kikeriki“. Er hiess nämlich Haan.

Doch die Entwicklung ging rasant weiter. Ich wollte absolut eine elektrische Schreibmaschine haben, sowie wie ich sie bereits beim Militär habe benutzen können. Die Anfrage ging an meinen direkten Chef. Der sagte nicht Nein, wollte sich die Sache aber überlegen. Die Tage vergingen und er schien sich immer noch zu überlegen, da machte ich seinen Vorgesetzten, J.P. Zahlen auf meinen Wunsch aufmerksam. Dieser war sehr ehrlich zu mir und er verriet mir, dass mein Chef ihm verraten habe, ich käme mit einer solchen elektrischen Schreibmaschine nicht zurecht. „Wenn sie aber darauf bestehen, dann machen sie einen Bestellschein. Ich werde sofort unterschreiben.“ Das war natürlich Wasser auf meine Mühle. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich nicht ahnen, was man mit mir vorhatte. Die Maschine wurde geliefert und sofort begann ich mich, mit dem neuen Arbeitsgerät zu befreunden.

J.P. Zahlen erhielt kurz darauf einen Lehrauftrag an einer Pariser Universität. Er war einer der Pioniere der neuen mathematischen Wissenschaft „Ökonometrie“. Bald hatte ich die neue elektronische Schreibmaschine so gut im Griff, dass ich ihm seine Vorlesungsvorbereitungen, ganz besonders die mathematischen Formeln, fast vollständig tippen konnte. Schwierige Zeichen wie Klammern, Akkoladen usw. wurde immer nachträglich von Hand hinzugefügt. Das war für mich eine hochinteressante Beschäftigung. Es war zwar Privatarbeit, aber die Direktion duldete diese Nebenbeschäftigung sicher, weil der Dozent ein Aushängeschild für die Firma war. Doch schon damals dopte sich mein Vorgesetzter mit Buer Lecithin, was mir persönlich aber zu teuer war, um meine geistigen Fähigkeiten noch zu erhöhen. Die deutsche Buer-Lecithin-Forschung nennt heute 4.5 Gramm pro Tag, die der Mensch einnehmen soll für seine geistige Vitalität, das sei ausreichend und zugleich unbedenklich. Manchmal jedoch sah ich meinen Chef mit Doping Flasche in der Hand, und auf dem Weg zum Mund.

Inzwischen hatte man mir beigebracht, den Mann im Annahmebüro, bei dessen Abwesenheit zu ersetzen. Die Arbeiten bei der Krankenkasse waren manchmal ziemlich eintönig und auch langweilig. Zuerst war es sehr schwierig die Schrift aller Ärzte entziffern zu können, denn bei der Rückzahlung der Krankenzettel musste jedes Medikament akribisch bearbeitet werden. Ich musste genau wissen, ob das verschriebene Medikament rückzahlbar war oder nicht. Das erfordert nicht nur genaue Kenntnisse der Statuten der Krankenkasse, sondern auch das komplette Repertoire der gängigen Medikamente, besonders jener die nicht vergütet wurden. Das wurde natürlich zur Routinearbeit.

Abwechslung bahnte sich an, wenn Betriebsausschusswahlen stattfanden. Dann lief die ganze Organisation bis zur Stimmen Zusammenfassung über unser Büro. Das Personalbüro war also zum Hauptwahlbüro geworden, das für den ganzen Ablauf des Wahlgeschäftes zuständig. Das bedeutet auch, dass die Wahlplakate in unserm Büro angefertigt wurden. Natürlich ging dies nicht ohne Überstunden und so verbesserte sich mein Einkommen ein wenig. Am Zahltag wurden die Lohntüten mit flüssigem Geld in jedem Betrieb von einer Vertrauensperson persönlich an die Arbeiter ausgehändigt. Auch das brachte ein zusätzliches Einkommen.

Eine andere Beschäftigung, die jedes Jahr über die Bühne ging, war die Jubiläumsfeier. Mit 25 Dienstjahren erhielt jeder Arbeiter und Beamte eine Uhr sowie die erste Sparbuchprämie, die alsdann jedes Jahr fällig wurde. Für 40 und 50 Jahre Dienst in der Firma gab es ebenfalls Uhren und Prämien. Die Statistik des Personals zu führen um diese Jubiläumsfeierlichkeiten zu organisieren waren natürlich die erste Voraussetzung. Dann wurden die Listen angefertigt und es musste schon sehr früh im Jahr festliegen, wer welche Uhr erhielt und was auf jede Uhr eingraviert werden sollte. Um diese Arbeit einwandfrei zu bewerkstelligen, mussten dauernd Kontrollen gemacht werden speziell die Rechtschreibung der Namen, unter denen viele ost- und südeuropäische Familiennamen vorkamen, deren Rechtschreibung nur anhand von amtlichen Belegen möglich war.

Militärzeit

Mein Jahrgang beendete das Zwangsrekrutieren zum Militär.

Ich wurde gemustert, eingezogen, und bereits als wir Schlange standen, um die berühmten Impfungen über uns ergehen zu lassen, machte ich Bekanntschaft mit einer Menge Schwächlingen und Simulanten. Mein Vordermann sackte bereits zusammen, noch bevor er an der Reihe war, um die berüchtigte Impfung zu erhalten. Wir waren zwar in Luxemburg ein gemustert und eingekleidet worden, doch dann ging es sofort für sechs Wochen Drill nach Bitburg in die Kasernen, wo ich einer A (?) Kompanie angeschlossen wurde. Nach der Impfung, begann die Wirkung sich zu zeigen. Da wanderten bereits einige, die es sehr arg gepackt hatte, ab in die Erste Hilfe Station, andere blieben mit Fieber und Schüttelfrost im Bett liegen, doch erstaunlicherweise merkte ich glatt keine Nachwehen, so als ob ich gar nicht geimpft worden bin.

In dieser Kompanie waren die Dienstuntauglichen oder, wie es kursierte, meistens Drückeberger, aber auch meine Minderwertigkeit. Doch hatten wir hochrangige Musikanten unter uns, so ein gewisser Pax aus Monnerich, der ausgezeichnet Saxofon spielte, die beiden hervorragend und virtuos spielenden Oboisten, Norbert Mattern und Fränz Summer, angehender Musikprofessor, sowie einen Klarinettisten, dessen Namen mir entfallen ist. Mattern war eine weltweite Klasse für sich, der keinesfalls dem deutschen Oboisten Heinz Holliger nachstand. Er spielte zuletzt im Radioorchester von RTL. Heinz Holliger und Norbert Mattern sind übrigens Freunde. Man sagte sogar Mattern wäre noch einige Grade besser als Holliger. Doch, dieser entwickelte sich weiter zum Komponisten, was Norbert nicht zu interessieren schien. Wenn die genannten Musikanten sich an den Tisch setzten, um zu improvisieren, dann waren viele der Stubenfreunde begeistert. Sie spielten meistens klassische Musikstücke und selten etwas Moderne.

Das war schon nicht schlecht, wenn die Grundstimmung bereits zufriedenstellend war. Doch nicht alles sah so rosig aus. So werde ich einige der herausragenden Erlebnisse schildern, die ich bei meiner Militärzeit erlebt habe.

Die Kost war noch einigermaßen genießbar. Für manche aber war es Dreck und manche begannen sofort ab zu specken. Am meisten schienen aber jene am Essen auszusetzen, die wahrscheinlich nicht so gut zu Hause bedient wurden. Unter diesen Abspeckern befand auch ich mich, doch sicherlich mehr bedingt durch den tagtäglichen Drill, die sportlichen Tätigkeiten, die unsere Körper in ständiger Bewegung hielten.

Eine Episode vom Esstisch könnte ich hier vortragen. Es gab Kartoffelpüree mit Eiern, Spinat

und weiße Soße. Normalerweise stand dies auf der Freitagskarte, wenn es keinen Fisch gab, der sowieso selten serviert wurde. Da gab es die berühmte Geschichte der Herausforderung zu einer Tat, die ungewöhnlich war. Am Tisch nebenan mäkelte einer an seinem „Fraß“ wie er ihn bezeichnete und meinte: „Traue ich mir das ganze Zeug zum Fenster hinaus zu schmeißen.“ Manch einer malte sich bereits die Folgen aus doch gab es jene, die ihn anfeuerten und ihn als Großmaul bezeichneten, das sich nicht trauen würde. Er liess sich nicht zweimal bitten und schon flog der ganze Gamellen Inhalt zum Fenster hinaus und absolut unerwartet auf die Uniform eines Offiziers, der gerade vorbeiging. Da hätte man die ganze Bande sollen heulen hören. Ich ahnte, was sich anbahnte und verdrückte mich sofort, denn aus den Erfahrungen, die ich von meinem Bruder gesammelt hatte, würde es alle Anwesenden treffen, die den Missetäter angefeuert hatten.

Mit meinem geistigen Auge aber sehe ich noch einmal den stolz daher, eher paradierenden Offizier, dem auf einmal gekochte Eier um den Kopf flogen, Kartoffelpüree mit Soße über die Khakiuniform und besonders apart hob sich der dunkelgrüne Spinat auf seiner Uniform ab. Das war Tarnung in höchster Vollendung, aber auf die amüsanteste Weise. Es wäre dem Offizier vielleicht auch zum Lachen gewesen, wenn nicht die ganze Meute Innen und Außen sich krümmte, vor Lachen und andauernd grölte vor Schadenfreude.

Das kurz darauf erfolgende Geschrei des Ge- und Betroffenen vernahm ich bis in die Toiletten, wohin ich mich wohlweislich sofort verdrückt hatte. Ich verspürte keinen Anlass, mich in der Nähe des Geschehens erblicken zu lassen. Und wie ich Recht hatte. Der diensthabende Korporal musste alle Namen der noch anwesenden Soldaten notieren und am Tag darauf gab es Spezial Drill und auch Spezial corvée, die darin bestehen konnte, dass man Treppen waschen, Toiletten reinigen, Kartoffel schälen oder irgendeine andere ungemütliche Beschäftigung verrichten musste.

Das Bataillonsfest

Den Abschluss der Drillzeit feierte man normalerweise mit einem Bataillonsfest, das mit einem Hochamt, Te Deum und festlichem Fahnenaufmarsch, bereits mit musikalischer Begleitung der Militärmusik, am frühen Morgen begann.

Die Messe wurde von Soldaten gesungen. Ich hatte mich rechtzeitig zu diesen Sängern gemeldet, die von einem angehenden Seminarist geleitet wurden. Natürlich waren auch unter uns tüchtige Musikanten, Schwierigkeiten hatte man bei der Suche nach einem Organisten.

Die Vorbereitungen begannen bereits rechtzeitig. Man hielt eine Umfrage wer ein Instrument spielen würde, wer singen wollte und wer die Messe dienen wollte. Es gab nur wenige, die vorgaben Klavier spielen zu können, denn ein Klavierspieler konnte möglicherweise den Organisten ersetzen. Dummerweise mussten diese begabten Musiker auch das Klavier in den Probesaal transportieren. Auf die Orgel steigen wollte aber keiner der Pianisten. Nur einem, der immer nur beim Orchestrieren der bereits erwähnten Musikanten zuhören musste, war René Marnach. Der Seminarist hatte ihn dazu überredet, dennoch zu versuchen. Doch Marnach wollte nicht, weil er wie es schien noch überhaupt keine Kirche von innen gesehen, geschweige einer Messe beigewohnt hatte. Aber die anderen Musiker wussten, dass er ein talentierter Musikant war und so kam es, dass er sich bewegen liess, auf der Orgel zu spielen, unter Voraussetzung dass er sich doch länger mit dieser Königin der Instrumente auseinander setzen, also proben müsse. Der Dirigent versuchte ihm jede Verunsicherung zu nehmen, er ihm den ganzen Ablauf des Hochamtes aufzeichnete und ihm versprach, immer wieder den passenden Einsatz zu geben. Die Proben verliefen sehr gut und schnell stellte es sich heraus, dass diese zusammengewürfelten Sänger keine schlechte Sängergruppe ausmachten. Auch der Pianist schien sich wohlzufühlen. Inzwischen hatten wir erfahren, dass er mit Religion sehr wenig am Stiel hatte. Er war ein Pianist, der ständig in einer der hauptstädtischen Bars für musikalische Unterhaltung sorgte.

Die Messe verlief reibungslos und sehr feierlich, in der herrlich geschmückten Kirche von Bitburg. Der Gesang war aussergewöhnlich. Die Einlagen der Musikanten aussergewöhnlich perfekt. Der Organist hatte sich gut eingelebt, in seine herausragenden und gut trainierten Einlagen, bis es zur Kommunion kam. Niemand hatte erwartet, dass so viele Leute zur Kommunion gingen. Natürlich waren viele Familienangehörige zu Besuch und auch in der Messe. Die geprobtem Gesang- und Orgeleinlagen waren bereits erschöpft und man wollte absolut vermeiden, dass es still in der Kirche wurde, weil den Musikanten und Sängern der Stoff ausgegangen war. Der Seminarist feuerte den Organisten an, doch über Luxemburger Musikthemen zu improvisieren. Was uns da geboten wurde, war einfach fabelhaft, ja grandios. Marnach improvisierte Variationen über die Nationalhymne zu all möglichen bekannten feierlichen Themen, so als ob er Domorganist sei. Doch als er in seinem Rückenspiegel noch immer sah, dass kommuniziert wurde, da geschah das, was bis dahin niemand erwartet hatte. Aus seinen Improvisationen kristallisierte sich auf einmal der Karnevalschlager heraus: „Wir sind alle kleine Sünderlein.“

Ein Raunen ging durch die Kirche. Wir Sänger, auf der Empore krümmten uns und konnten dummerweise nicht laut lachen. Marnach schmunzelte und wechselte sogleich auf den „Hämmelsmarsch“, weil der Seminarist ihm ein schroffes Zeichen gegeben hatte, sofort mit dem Unfug aufzuhören.

Zum Abschluss der Messe servierte der talentierte Musiker eine mustergültige Toccata, worüber natürlich alle Anwesenden staunten und ganz besonders unsere professionellen Spieler. Super!

Das Fest dauerte den ganzen Tag. Es war auch ein Tanz Zelt errichtet worden. Wie ich aber mit einem dunkelhäutigen Soldaten aus Spangdahlen zum Pistenmäher wurde, das möchte ich doch lieber für mich behalten. Nur eines möchte ich als Erklärung hinzufügen. Tanzen kann ich heute immer noch nicht.

Nach der Drillzeit wurden die Kasernen in Bitburg von uns Spunten geräumt und jeder wurde einer Kompanie zugeordnet. Ich hatte bereits bei der Musterung davon abgesehen als Reserveoffizier eingeschrieben zu werden, was eigentlich allen Studenten mit Abschluss angeraten wurde. So blieb ich ein 2. Klasse Muppi, wie man die Soldaten ohne Grad noch nannte. Ich kam in das Militärlager von Kapellen, wo die Kompanie „das Genie“ zusammengestellt war.

Beim Genie in Kapellen
Zu diesem Text gibt es eine ganze Reihe von Bildern in meiner Homepage

Es waren nur noch zwei andere Abiturienten, als einfache Rekruten, in dieser Kompanie. Die Korporäle, Sergeanten und Reserve Offiziere waren alles gute Bekannte, die Meisten sogar Schulkollegen von mir. Sogar hatte ich zu manchen von ihnen eine recht gute Beziehung, doch riet man mir mich zu hüten, die persönlichen Beziehungen zur Schau zu stellen.

„Das Genie“ entsprach keinesfalls den Ansprüchen, die man normalerweise an eine solche Abteilung stellt. Die meisten der Soldaten hatten wahrhaftig keine Schulbildung und es stellte sich bald heraus, dass fast nur Nieten und Analphabeten zusammengewürfelt waren und im wahrsten Sinne des Wortes, im Ernstfall nur Kanonenfutter abgeben könnten. Von Genialität war keine Spur.

Wir lernten Brücken bauen, machten auch Nachtübungen in Trier-Euren an der Mosel, wo wir eine Pontonbrücke für Panzer, über die Mosel bauten. Es war zwar eine schwere Arbeit, immerhin aber interessant. Auch versuchten wir einmal in stockdunkler Nacht, geräuschlos ans andere Ufer der Mosel zu gelangen. Nur einige Leuchten auf der Landstraße spiegelten sich im fließenden Wasser.

Das hätte fast geklappt, wenn nicht Ambroise, der nicht alle Sinne beisammen hatte und dazu auch noch nicht schwimmen konnte, zu schnell aus dem Boot ins Wasser geglitten wäre und sofort auf Tauchstation ging. Zum Glück hielten seine Kameraden ihn fest bei der Hand, wobei sie ihn zum Ufer geleiten konnten. Anscheinend schritt er dabei auf dem Flussgrund und schnappte nach Luft, wodurch das besonders in der Nacht gut vernehmbare Blubbern der Luftblasen diesen geräuschlos geplanten Landeversuch zunichte machte.

Hätten seine Kameraden ihn nicht mit den Händen geführt, so wäre er sicherlich abgetrieben worden und ertrunken. Natürlich gaben wir den Offizieren die Schuld, weil diese davon ausgegangen waren, dass jedermann schwimmen könne.

Beim Abbau eines Pontons hatten wir bereits alle schweren Eisenstücke auf die Lastwagen gepackt, da fiel ein letztes flaches Verbindungsstück, das die Boote zusammenhielt, nahe am Ufer ins Wasser. Um diese komplette Ausrüstung einer solchen Konstruktion aber beisammen zu behalten, damit im Notfall nichts fehle, musste dieses Stück unbedingt aus dem Wasser gehoben werden.

Es war in der Winterzeit und die Nacht brach schnell herein, da begannen die Offiziere zu feilschen. Das erste Angebot war zwei volle Tage Sonderurlaub für denjenigen, der das Eisenstück vom Grund heraufholt. Es kam mir vor wie in dem Gedicht „Der Taucher“ ...“Wer wagt es zu tauchen in diesen Schlund….“. Es meldete sich keiner freiwillig. Bei einem zweiten Versuch wurde die Freizeit auf drei und vier Tage verlängert. Niemand war bereit den Schritt zu wagen, denn das Wasser war dazu auch noch eiskalt. Als das Angebot bei einer Woche Spezialurlaub auch noch erfolglos geblieben war, da räusperte sich einer der deutschen Männer, die das Material in den Uferhallen instand hielten. Er verschwand in der Werkshalle und erschien kurz darauf in einem langen schwarzen Mantel, wie die SS ihn zu tragen pflegten.

Beim Ufer angekommen legte er den Mantel ab und stand da in seiner Badehose. Dann schritt er die Schiffs - Verladerampe hinunter bis zur Stelle, wo das Stück ins Wasser gefallen war. Tief einatmend taucht er ab in die Fluten und es dauerte über durchschnittlich lange, bis wir ihn vorne an der Rampe auftauchen sahen. Man hatte bereits geglaubt es wäre ihm ein Unglück passiert. Noch bevor Rettungs Maßnahmen organisiert werden sollten, hatte er glücklicherweise die Wasser Oberfläche wieder erreicht. Das Eisenstück war so schwer, dass niemand damit einfach hätte, auftauchen können. Er musste unter Wasser den Weg zurücklegen, bis dahin wo die schräge Laderampe den Flussboden berührt. Nur von dort aus konnte er das Eisenstück, das gerne 40 – 60 kg schwer war, an die Oberfläche bringen.

Natürlich klatschten wir alle in die Hände, vor dieser exemplarischen Leistung. Er aber liess das Verbindungsstück demonstrativ vor den Offizieren auf den Boden fallen, schlüpfte in seinen langen Mantel und verschwand in der Uferhalle.

Es wurde noch lange über diesen Zwischenfall debattiert, wie man ihn hätte vermeiden können, welche andere Möglichkeiten es gegeben hätte das Eisenstück zu heben. Der deutsche Hallenbeschäftigte aber wurde uns allen ein Vorbild, das aber kaum einer nachahmen würde.

In Capellen lernten wir auch mit Minen umgehen. Natürlich waren es nur leere Minenkörper, mit denen wir hantierten. Löcher in die Erde sprengen, um eine große Wasserlache abziehen

zu lassen und noch vieles mehr erlernten wir, praktisch und in theoretischen Stunden.

Einmal wurde uns aufgetragen mit den Minensuchgeräten, die von der Obrigkeit vergrabenen Minen aufzuspüren und auszugraben. Das alles verlief reibungslos. Als diese praktische Übung vorüber war, oblag es den Soldaten, in den verschiedenen Baracken, diese Minen zu säubern. Da ich die Aufsicht in der ersten Baracke hatte, wunderte es mich, dass die Insassen, ihre mit Wasser durch und durch gespülten Minenkörper auf die Ofenplatte stellten, um diese dort zu trocknen. Intuitiv nahm ich eine rohrähnliche Mine in die Hand und drehte sie um, um zu schauen, ob noch Wasser in deren Innern vorhanden war. Ich erschreckte nicht schlecht, als mit dem Wasser, auch eine gehörige Portion Pulver herauslief, das wahrscheinlich im Innern festgeklebt war. Ich gab sofort Alarm alle Minen von den Öfen zu nehmen und rannte zu meinem Freund dem Reserveoffizier, um ihm den Vorfall vorzutragen. Die Aufregung, die alsdann durch die Kompanie ging, war durchaus berechtigt und persönlich sagte ich ihm, dass ich ab sofort nicht mehr mit solchen Minen spielen werde. Daraufhin verdonnerte er mich persönlich dazu, alle benutzen Typen mit Taschenlampe und jeglichem Handwerkszeug zu untersuchen, ob da keine Gefahren mehr vorhanden seien. In allen Minen wurden neue Sicherheitssplinte angebracht, damit man auch sicher damit hantieren konnte. Es stellte sich bei dieser Inspektion heraus, dass sogar noch eine der Minen einen Zünder besaß, den man wahrscheinlich übersehen hatte, oder der nicht gelöst werden konnte.

Das brachte mir eine Verbesserung meines Taschengeldes ein. Ich wurde sofort als Soldat Erster Klasse nominiert und alle Mitinsassen dieses Lagers hatten jetzt ein Auge auf mich. Das tat natürlich gut.

Der Winter brachte tiefe Temperaturen. Bei Barfrost raste ein eisiger Wind über die weiten Flächen bei Capellen und am Morgen waren sämtliche Wasserleitungen in der Dusch Baracke nicht nur gefroren, sogar aufgeplatzt und so wie das Wasser im Strahl herausspritzte, so gefror es auch in der Luft, was ein Bild zauberte, als ob man in einem Kristallpalast wäre. Wer zur Toilette musste, war gezwungen den genauen letzten Moment ab zu warten, bis zu dem das Geschäft noch aufgehalten werden konnte, dann hiess es rein und los, abwischen und schnell vom Holz herunter, noch bevor der Hintere fest angefroren war.

Die Zahl der Soldaten in den Baracken schrumpfte. Viele wollten in einem geheizten Zimmer übernachten und so wurde es immer beschwerlicher genügend Kohlen oder Koks herbeizuschaffen und die beiden Öfen unter hoher Temperatur zu halten. Das genügte aber keinesfalls, denn am Morgen war es üblich, dass man mit Raureif im Gesicht aufwachte. Das Unterhemd im Spinnt, war wie ein Brett gefroren und die Schuhe mussten wir mit dem Gewehrkolben vom Spinnt Boden losschlagen, wo sie fest angefroren waren. Damals sprach man von einem Kälterekord und die gemessenen Temperaturen lagen laut Zeitungsberichten bei -37° Celsius. Eis vom Bach wurde auf den Öfen geschmolzen, um benutzt zu werden für die allmorgendliche Toilette. Die meisten, die mit schweißnasser Unterwäsche zu Bett gingen, hatten Probleme, um warm zu werden. Ich zog mich immer aus bis auf die Unterhose, wickelte mich zuerst in eine Decke und schlüpfte erst dann unter die normale Bettdecke. Bei so vielen leer stehenden Betten war es einfach, zusätzliche Decken zu benutzen.

Es war auch besonders schwer im großen Esszelt die Esswaren einigermaßen warm zu halten. So funkelten die Brotstücke bereits in der Hand, wenn man sie zu sich nahm und bereits nach dem ersten Eintunken, in den doch heißen Kaffee, war dieser bereits zur Hälfte abgekühlt. Es herrschten zu dieser Winterzeit sicherlich keine angenehmen Bedingungen und nur mit einigem Verstand konnte man sich vor der eisigen Kälte schützen.

Natürlich ging der Drill weiter und die PSP-Brückenstücke wurden auf und abgeladen. Sechs Mann mussten immer bei einem Stück zugreifen und das Kommando lautete dann „à bras ferme“, worauf gleichmässig angehoben wurde. Bald hatten wir dies alles im Griff und dampften in der eiskalten Luft. Es gab keinen Schnee. Blauer Himmel strahlte über uns und der kommandierende Offizier, der oben auf dem Lastwagen stand, liess uns ab und zu eine Zigarettenpause machen. Als ich ihn nach so einer Kommandoaktion anschaute, fiel mir auf, dass seine Ohren auffällig weiss waren. Ich ging zu ihm und liess alle militärische Achtung fallen, um ihn aufmerksam zu machen. „Reibe jetzt keinesfalls an deinen Ohren, denn sie werden dir abbrechen, weil sie gefroren sind.“ Er wollte bereits hinlangen, um zu fühlen, was da los war, aber ich hielt ihn am Arm fest. Geh jetzt in die Kantine und reibe deine Ohren zuerst ganz vorsichtig mit Branntwein ein, aber lass dich nicht erschrecken, wenn es zu brennen anfängt. Das wird ein Zeichen sein, dass wieder Leben in deine Ohren zurückkehrt.“

Er verschwand schnell und tat, was ich ihm angeraten hatte. Als er nach einer viertel Stunde zurückkam, waren seine Ohren rot, wie gekochte Krebse, und er kam auf mich zu, schüttelte mir die Hand und bedankte sich herzlich für meine Aufmerksamkeit. Ich sollte eigentlich hier kurz bemerken, dass er vor einigen Jahren, zu meinen Zöglingen gehörte, bei einem Pfadfinderlager, das wir in Einsiedeln in der Schweiz hatten. Dort bereits, hatte sich zwischen uns Beiden, eine Freundschaft angebahnt.

Zu dieser Zeit verstarb die Mutter meiner Freundin. Dummerweise verstarb auch der Luxemburger Staatsminister Pierre Dupont am 23. Dezember 1953. Das bedeutete: Kasernierung aller Soldaten. Kein Ausgang, kein Urlaub. Ich wollte aber unbedingt der Abendmesse mit Gesang beiwohnen, gelesen für die Mutter meiner Geliebten. Also beschloss ich, über die Mauer zu gehen. Das war in Capellen einfach zu vollziehen. Ich war zuständig für die erste Baracke, worin auch Ambroise untergebracht war. Er musste an diesem Abend die Wache schieben, genau bei meinem gewagten Ausgang. Ich bearbeitete ihn vor meinem Weggehen ausreichend, so jedenfalls, wie ich es mir vorstellte. Den Stubenbericht mit den Insassen fälschte ich, weil ich den Sekretär kannte, der seinen Dienst im Büro der Kompanie machte. Wir waren gute Freunde und er wohnte im Nachbarort und hatte mir sein Fahrrad bereits am Bahnübergang abgestellt, damit ich nach Hause fahren konnte. Ich brauchte also nur am nächsten Tag meinen Namen nachträglich auf die Präsenzliste zu setzen, was durchaus machbar erschien.

Als ich zu später Stunde zuhause eintraf, herrschte sofort große Bestürzung, weil ich gegen die militärischen Vorschriften verstoßen hatte. Man liess mich aber keinesfalls aus dem Hause und verbot mir überhaupt vor die Tür zu gehen. Um meiner Geliebten aber zu zeigen, dass ich zuhause gewesen bin und nur von meinen Eltern zurück gehalten wurde, mich in der Kirche zu zeigen, schrieb ich einen kurzen Brief und warf diesen in den Briefkasten meiner Freundin. Ein Familienangehöriger aber, der ebenfalls der Messe beiwohnte, hatte jedoch bereits meiner Freundin klar gemacht, dass ich zuhause wäre und man mir leider verboten habe mich irgendwo in der Öffentlichkeit zu zeigen. Ich war natürlich extrem wütend über meine Eltern, heute aber weiss ich, dass es nicht die beste Idee gewesen war, denn mit Sicherheit hätte jemand sich ein Vergnügen daraus gemacht, um mich zu verraten.

Nach der Totenmesse wurde das Fahrrad meines Freundes zum Teil demontiert und in unser Auto geladen. Meine Eltern begleiteten mich bis zur Bahnschranke in Capellen, wo ich das Fahrrad wieder zusammenbastelte und daraufhin schlenderte ich langsam in Richtung Lager. Ich wollte geräuschlos am Posten vorbei, doch ich konnte Ambroise nicht ablenken. Er hatte mich natürlich erkannt. Ich drohte ihm noch einmal mit Tod und Teufel, wenn er mich verpfeifen würde. Am nächsten Morgen wurde die Liste der anwesenden Barackeninsassen von

mir wieder geändert und damit war diese Episode gelaufen.

Der Tod von Staatsminister Dupong hatte auch Nebenerscheinungen beim Genie. Es hiess auf einmal ein Peloton des Genies aus Capellen müsse die Parade „klopfen“, anlässlich des Staatsbegräbnisses. Dieses Gespräch schien sich zu bewahrheiten, denn auf einmal stand wieder strammer Drill auf dem alltäglichen Programm. Natürlich war ich keinesfalls begeistert davon, dass man uns alle wegen eines Staatsmannes kasernierte und nun sollten wir auch noch in kürzester Zeit gedrillt werden, um in aller Öffentlichkeit eine Show abzuziehen. Es hätte mir wahrscheinlich nichts ausgemacht, wenn nicht die Witterungsverhältnisse bei diesem Drill absolut nicht in Betracht gezogen wurden. Wir marschierten Stunde für Stunde, wie eine verblödete Bande, denn unter uns gab es mehrere jener „Motor Louis“ die gleichzeitig mit dem linken Arm und dem linken Bein und dann mit dem rechten Arm und dem rechten Bein nach vorne marschierten. Es war ihnen nicht beizubringen, wie die Arme geschwenkt werden müssen. Dabei ging ein Schneeschauer nach dem anderen mit kräftigem Seitenwind auf uns nieder. Erst war die linke Körperseite mitsamt dem Gewehr komplett weiss, dann wieder die rechte, je nachdem in welcher Himmelrichtung wir auf der schmalen Straße marschierten. Die Kritik des Unteroffiziers wurde immer heftiger.

Als er einmal eine kurze Zigarettenpause einlegte, entwickelte ich mich zum Anstifter einer Verschwörung des ganzen Pelotons. Da der Sergeant uns gedroht hatte, er würde uns nächstens „robben“ lassen, wenn es nicht bald mit dem Gleichschritt und den gemeinsamen Kehrtwendungen klappen würde, fand ich meine Stunde gekommen, um diesem sturen Drill ein Ende zu setzen. Mir war bereits klar dass bei so vielen Nieten, die nicht einmal rechts von links zu unterscheiden wussten, man noch bis tief in die Nacht hinein drillen könnte, ohne auch nur den geringsten Erfolg, die erwünschten Verbesserungen zu erzielen. Meine Taktik war einfach und zu meinem Erstaunen willigte jeder ein, mitzumachen. Als das Ende einer der vielen Zigarettenpausen gekommen war und Rassemblement gepfiffen wurde, rührte niemand sich vom Fleck.

Sowas hatte der Sergeant noch nie erlebt. „Jungens wisst ihr was das bedeutet, wenn man den militärischen Befehl verweigert, das bedeutet Militärgericht!“ Er versuchte es noch einmal. Niemand rührte sich von der Stelle. „Wenn ihr jetzt nicht auf der Stelle losmarschiert, dann werde ich den Oberstleutnant zu Hilfe rufen, der wird euch schon soweit bringen, dass hier marschiert wird, andernfalls bleibt nur das Robben, die einzige Lösung.“

Genau das hatte ich mir vorgestellt. Genau diese Worte wurden von allen Soldaten verstanden. Wir warteten nur auf diesen Befehl. Und ich hatte ihnen versprochen, dass wir dann unbedingt genau alle Befehle ausführen sollten. Alles, was man von uns "in extremis" verlangte. Ich kannte die Mentalität dieser Vorgesetzten, die kaum über den Tellerrand hinaus schauen konnten. Es kam wie vorher gesehen. Der Sergeant verlor die Nerven, rannte zurück in die Baracken und von Weitem sahen wir bereits den aufgeregten Oberleutnant, der in schnellen Schritten sich des Pelotons näherte und unterwegs noch die letzten Knöpfe seiner Uniformjacke zuknöpfte und seine Kopfbedeckung noch mehrere Male zu Recht rückte.

Als er bei uns ankam, liess er sofort eine Kanonade los und drohte er würde uns bei dem Sauwetter durch den Schlamm robben lassen, wenn wir nicht auf der Stelle seinem Kommando gehorchen würden. Er schrie, so laut er konnte. Er schrie aus Leibeskräften zum Rassemblement. Niemand rührte sich. Jeder wartete auf den äußerst spannenden Augenblick in welchem die Parade der Pioniere, der öffentliche Auftritt des Genies mit dem großen Staatsmann zu Grabe getragen werden sollte.

Niemand kam den Befehlen nach, bis dem Offizier schlussendlich der Geduldfaden riss und er wie ein Tollwütiger schrie: „Na, ich habe euch gewarnt. Ihr habt es nicht anders gewollt. Jetzt werdet ihr einmal sehen, was robben bedeutet.“

Am Straßenrand befand sich eine große Freifläche, auf welcher viele Lastwagen, jeweils hügelweise Erde, vermischt mit Steinen, ausgeleert hatten. Alle Hügel hatten so schöne Schneekappen und da hinein sollten wir beim nächsten Kommando. Auf die Erde, in den Dreck. Mit dem Gewehr nur soviel Erdklumpen wie nur möglich in den Gewehrlauf, auf das Gewehrschloss, die Schuhe, die Bonnets. Wir hatten uns vorgenommen uns so ungeheuer mit Dreck zu versauen, dass es Tage dauern würde, bis das alles wieder gereinigt war.

Das unsere Aktion auslösende Kommando kam alsdann wie erwartet. Blindwütig schickte er uns hinein in diese Schlammschlacht und ich bin mir sicher, er hatte nicht einmal einen einzigen Augenblick daran gezweifelt, dass wir seinem Befehl mit Widerwillen gehorchen würden. Und so was nannte sich Leitfigur einer Kompanie. Von Vorausschau, der sich anbahnenden Folgen, hatte er nicht den Schimmer einer Ahnung.

Wahrscheinlich jedoch wunderten sich die beiden, wieso wir auf einmal alle zu so einem blinden Gehorsam gekommen waren. Vielleicht wird erst dem einen oder dem anderen bei der Lektüre dieser Zeilen klar, in welche Denkfalle ich die beiden gelockt hatte.

Der Leser kann sich vorstellen, wie schwer es manch einem fiel, mit seinen verklumpten Schuhen sich noch vorwärts bewegen zu können. Schade, dass niemand ein Foto von uns gemacht hat. Nach kurzer Zeit wurde es dem Leutnant klar, dass er in unserem aktuellen Zustand kaum noch an Drill denken könne. Er verdonnerte uns, zurück in die Baracken zu gehen. Er forderte uns auf binnen 2 Stunden wieder blitzblank gesäubert auf derselben Straße, erneut anzutreten.

Da hatte er aber die Rechnung ohne den Gärtner gemacht, denn die Duschen ließen einen solchen Andrang, dazu noch in einem außergewöhnlich verdreckten Zustand, überhaupt nicht zu. Bald waren die Abflüsse verstopft.

Draußen regnete und schneite es noch immer abwechselnd und keine Wäsche konnte zum Trocknen aufgehängt werden. Die Schlafräume waren in kürzester Zeit in so einem verdreckten Zustand, dass es unüberschaubar geworden war, wann die Soldaten diese voluminöse Mammutwäsche bewältigt haben. Allein der Zustand unserer Gewehre erforderte viel zu viel Platz auf den Tischen. Totales Chaos herrschte bis spät in die Nacht hinein. Dem Leutnant war nach 2 Stunden sofort glasklar, dass wir seine Forderungen nicht einmal bis zum nächsten Mittag nachkommen könnten. Es dauerte noch bis zum Abend am nächsten Tag, bis alle Uniformen einigermaßen sauber waren. Die Schlafstellen waren wieder aufgeräumt, aber trockene Wäsche zu produzieren war eine Illusion.

Die Parade wurde anlässlich des Staatsbegräbnisses von der Garde aus Walferdingen „geklopft“. Mit welcher Begründung unser Leutnant dies durchsetzen konnte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ich habe aber noch einige kleine militärische Erlebnisse, die nicht unbedeutend für mich waren, und davon etwas später auch eine, die zur heutigen Zeit einen kleinen Skandal ausgelöst hätte.

Das Genie im Manöver - Wir spielen Krieg

Das Genie war auserwählt beim Manöver in der Eifel den „Ennemi“, was soviel wie Feind bedeutet, also die feindliche Gruppe zu spielen. Wir waren nur etwa 60 Mann, schnell beweglich, um gelegentlich Scharmützel mit dem großen Heer zu organisieren. Ich muss noch vorausschicken, dass mich die angewandten Strategien ebenfalls interessierten und dass das was ich jetzt erzählen werde, mir ungeheuren Spaß bereitet hat.

An einem Nachmittag machten wir Siesta neben unseren Zelten im Freien, auf einer herrlichen Wiese, zwischen Seffern und Sefferweich, eine kleine Ortschaft mit kaum 250 Einwohnern, nördlich von Bitburg. Da kam ein Leutnant auf mich zu und bat mich mit ihm ganz privat, am Waldesrand spazieren zu gehen. Dies kam mir aussergewöhnlich vor und es sollte sich auch Außergewöhnliches anbahnen. Es war geplant, dass das Genie einen russischen Fallschirmspringer, als Spion mit Sabotageabsichten, ins feindliche Lager schleusen solle. Wahrscheinlich hatten meine guten Kollegen, die mich ja genug kannten, meine Wenigkeit zu diesem Paradestück vorgeschlagen. Der Leutnant sollte mir streng vertraulich, den ganzen Verlauf vortragen und mich freundlichst bitten diese geheime Mission zu erfüllen.

Ich sagte sofort zu, unter der einen, für meine Sicherheit absolut primordialen Bedingung, dass egal wie die Sache auch ausgehen würde, keine Nachteile für mich entstehen dürften. Nur weil man mir dieses zusicherte, willigte ich ein und meine kurze Ausbildung zu diesem Coup begann sofort.

Gegen Abend steckte ich in einer russischen Fallschirmspringer Uniform, in meinen Hosentaschen hatte ich einige dicke Zwiebeln und unter meinem Hemd hatte man mir Lagekarten mit absolut falschen Indikatoren gesteckt. Ich sollte unbedingt bis ins Hauptquartier vordringen und dort die wahrscheinlich auf einem Tisch liegenden Pläne der Armeeführung komplett verwischen, wenn diese nicht mit Folie abgedeckt waren. Nur eine Taschenlampe sollte mir in der dunklen Nacht weiterhelfen, denn dieses Militärspiel fand in dunkler Nacht statt. Dazu hatte ich absolutes Stillschweigen zu bewahren, woher ich kam, wer ich persönlich war, wo ich angegliedert war und nur der Kolonel Albrecht persönlich sollte mit den Worten „Den Alarm ass eriwwer“ mich von weiteren Verpflichtungen entbinden.

Mit einem Jeep brachte man mich irgendwohin in eine Hügellandschaft, die ab und zu vom Mond erleuchtet wurde. Eine kleine Gruppe von unserer Begleitmannschaft hatte sich dort mit Maschinengewehren niedergelassen und auf einmal begann sie, in Richtung des gegenseitigen Hügels, zu ballern. Dort hatte die große Truppe unter Bäumen Schutz vor den Flieger gesucht.

Einige Jetpiloten, die in Bitburg stationiert waren, hatten dem Ennemi ihre Hilfe als Kundschafter zugesagt.

Das Lager drüben im Wald war nicht beleuchtet und auch auf das Maschinengewehrfeuer hin, schien sich nichts zu rühren. Das war aussergewöhnlich und sofort schickte man mich los. Ab sofort war ich auf mich allein gestellt. Ich sollte Leben in die verschlafene Bude bringen.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis ich über die Lichtung im Tal war und bereits schemenhaft die dunklen Schatten, von gepanzerten Fahrzeugen, am Waldesrand erkannte. Ich hatte erwartet, dass wenigstens ein Posten zu sehen sei, so begann ich Geräusche zu machen. Ich zischte, ich pfiff, ich hustete, aber die Jungen hatten einen gesunden Schlaf, bedingt durch ein Ereignis, über das ich erst später aufgeklärt wurde.

Ich ergriff einen Knüppel, denn ich musste ja gefangen genommen werden, und schlug damit auf die Karosserie der Fahrzeuge. Da musste doch jemand wach werden, aber nur, als ich

meinen Knüppel mit voller Wucht auf eines der Kettenfahrzeuge hieb, dass es im Innern dröhnte und weit hin schallte, da räusperte sich einer der drinnen schlief und wünschte mich zum Teufel, mit meinem Radau.

Niemand nahm mich gefangen. Der geschmiedete Plan schien nicht aufzugehen. Doch als ich mit dem Knüppel auf ein größeres Zelt hieb und zu Grölen anfing: „Malo Kleber, ……nima Maslo, nima Malokka, nima Yeika kurissi soprali.....nix bonimai“, da trat ein Unteroffizier in Uniform heraus. Er hielt in seiner Hand einen Teller halb gefüllt mit Cannelloni, die er im Begriff stand zu verspeisen. Als er mich in der exotischen Aufmachung erblickte, blieb ihm wahrscheinlich eine Cannelloni im Hals stecken. Er begann zu husten, zeigte mit der Gabel auf mich und sagte: „Was machen Sie denn hier, wer sind Sie denn?“

Er kam näher an mich heran. Furchtlos, ohne Vorsichtsmaßnahmen. Im Kriegsfall hätte ich ihn sofort umlegen können. Doch es ging mir ein Schreck durch die Glieder. Ich kannte diesen Sergeanten. Er stammte aus demselben Dorf wie ich. Sein Vater war, genau wie mein Vater, ein Zöllner. Schon glaubte ich, das Ende des Spielchens gekommen. Er aber schien mich nicht erkannt zu haben, wegen der Tarnfarben, die man mir ins Gesicht aufgetragen hatte.

Er rannte ins Zelt und brachte kurz darauf noch etliche Gradierte, die sich schnell die Uniform überzogen. Dann tauchten auch schon 2 MPs auf, die mich als Radaumacher festnehmen sollten. Ich wehrte mich gewaltig und schrie immer nur russische oder ukrainische Worte, die ich von meinem Vater gelernt hatte. Dann ging es ans Eingemachte. Ich wurde von Kopf bis Fuß untersucht.

Man fand die Zwiebeln und konnte sich das nicht erklären. Man fand die falschen Landkarten und wollte diese sofort unter der Lampe kontrollieren, denn ich stellte ein Rätsel dar. Das Kommandozelt wäre für meinen Auftrag genau das richtige Ziel. Ich musste mit gespreizten Beinen mich absolut schräg gegen einen Jeep stützen, als man mich von Kopf bis Fuß filzte. Inzwischen war der Sergeant wieder bei mir. Er musterte mich und meinte: „Diesen Kerl kenne ich, den habe ich irgendwo bereits einmal gesehen, aber ich weiss nicht wo.“ Um ihn komplett in Verwirrung zu bringen, rief ich ganz laut seinen Spottnamen. „Dittchen“. Das haute ihn um. Keiner der uns umgebenden Soldaten wusste wahrscheinlich, dass dieses sein Spottname war, den nur ganz nahe Bekannte kennen konnten.

Die Situation machte mir ungeheuer Spaß, und da ich absolute Narrenfreiheit genoss, ging ich auf den Kapitän Welter zu, der sich näherte, nahm ihn bei der Nase und schrie so laut, wie ich konnte: „Minnejang“. Das war sein Spottname.

Minnejang war eine korpulente Persönlichkeit. Als er von mir hörte, dass ich seinen Spottnamen rief, da schien er bereits aus seiner Uniform zu platzen. Ich aber schrie immer wieder russische Worte und er kam so nahe auf mich zu, dass ich seinen Atem im Gesicht verspürte. „Der Mann bekommt Bunker, sofort.“ Einer der Gradierten musste gewusst haben, was geplant war, denn er schien die Lage weidlich zu genießen und da kam auch noch ein kleiner Cousin von mir auf uns zu und ich dachte sofort, jetzt ist alles vorbei, jetzt verrät dieser deinen Namen. Ich riss mich bei den MPs los und rannte auf ihn zu, um ihm schnell ins Ohr zu flüstern: „Aloys, Du darfst mich nicht erkennen.“ Er staunte nicht schlecht, denn er hätte mich wirklich nicht erkannt, so wie er mir später versicherte. Dann hatten die beiden MPs mich schon wieder in ihren Händen und brachten mir Handschellen an.

Es rumorte in allen Fahrzeugen und die Soldaten wurden wach, doch ich wollte noch einen Coup landen. Ich riss mich los und rannte in den Wald in Richtung Kommandozelt und kam

nur bis bei einen kleinen Bach. Meine Verfolger waren nahe an mir dran. Ich ging ins Wasser. Zum Glück war der Grund des Baches steinig, doch ich watete knietief hindurch. Auch auf der anderen Seite tauchten Verfolger auf. So rannte ich durch das Bachbett, die Verfolger auf beiden Ufer, denn keiner wagte sich ins Wasser. Meine kniehohen Stiefel, die man mir verpasst hatte, waren zum Glück wasserdicht.

Ich peilte das große Zelt an, wo ich die Kommandozelle vermutete. Doch da galt es noch einen glitschigen mini Wasserfall zu bezwingen und hier verließen mich die Kräfte. Man hatte mich eingeholt.

Ich war natürlich zum Gesprächsthema geworden. Jedermann rätselte was dies zu bedeuten habe. Dabei geriet der Geruch von den Cannelloni mir wieder in meine Nase und ich verspürte so eine absolute Lust, dass ich mich zielstrebig dem Kessel mit den Teigwaren näherte. Kapitän Welter war immer noch hoch entrüstet über meine Frechheit. Der Sergeant grübelte, von woher ich ihn kenne. Auch mein „Kleiner Cousin“, wusste nicht woher er mich, aus seinem Bekanntenkreis kennen würde. Ich sagte ihm aber noch einmal ins Ohr: „Aloys, du darfst mich auf keinen Fall verraten, wenn du mich erkannt hast.“

Jedes Mal, wenn wir uns später im Leben begegneten, dann dachten wir sofort an diesen nächtlichen Spaß im Manöver zurück. Leider wird eine solche Begegnung sich nicht wieder ereignen. Aloys ist vor einigen Tagen im Alter von 90 Jahren gestorben. Obschon er ein gradierter Offizier war, haben wir uns immer vorzüglich verstanden.

Ich fand dummerweise den Dreh nicht, um zum Kommandozelt zu gelangen, denn es hätte mich wirklich gefreut, die strategischen Aufzeichnungen auf den Plänen zu sabotieren.

Es dauerte eine Weile da regte sich etwas auf dem Hauptweg im Wald. Die Soldaten salutierten, die Graduierten salutierten, Kapitän Welter salutierte und die Command Car blieb unweit von mir stehen. Auf beiden Seiten des Wagens befand sich eine weiße Fahne. Das waren die Schiedsrichter und aus dem Jeep dahinter stieg ein elegant gekleideter Militär. Er schüttelte um sich herum viele Hände und kam geradewegs auf mich zu. „Den Alarm ass eriwer“! Das war das abgemachte Losungswort und jetzt erst ging das Fragen nach wie, was, wo, richtig los. Man erzählte dem Kolonel, was sich ereignet hatte. Der Kolonel zog mich beim Ärmel in seinen Wagen und bemerkte knapp: „Sie haben ihre Sache ausgezeichnet gemacht. Ich bringe sie zurück zu ihrem Peloton!“

Ich wollte mich aber schlaumachen, warum keine Wachen hier aufgestellt waren und warum alles so tief geschlafen habe, ohne auf die Maschinengewehrsalven und später auf meinen Radau hin zu erwachen. Der Kolonel meinte alsdann: „Wir hatten gestern Abend eine traurige Anfahrt zum Nachtlager. Ein Personenwagen ist in der Hanglage umgestürzt und wir hatten dabei 2 Tote zu beklagen. Kein Wunder, dass die Leute hier reaktionslos auf dem absoluten Nullmeridian hocken.“

Daraufhin war es auch Essig mit meiner Freude, am nahezu perfekten Erfolg. Der Kolonel brachte mich zurück in unser Lager. Er drückte mir noch einmal seine Zufriedenheit aus, gab den Obrigkeiten meiner Kompanie zu verstehen, dass alles nahezu perfekt gelaufen sei, und machte sich mit den Schiedsrichtern wieder auf den Weg.

Abschlussmanöver

Es geschah irgendwo in der Eifel. Die Leute vom Genie mussten den obersten Teil eines Berghügels verteidigen. Zur Westseite hatte sich die Kompanie eingegraben und sollte mit Gewehr sowie mit Handgranaten den Angriff abwehren, der von dieser Seite erwartet wurde.

Mich hatten die „Anführer“ an die Südflanke postiert mit einem schweren Bren, das von einem Lastkraftwagen abmontiert worden war. Hinter mir auf dem Plateau befanden sich die Schiedsrichter, eine große Zahl Reporter mit Fernsehkameras, Mitglieder der Regierung, sogar war unser Hof vertreten, durch Prinz Jean, und wahrscheinlich noch manche Beobachter von der NATO.

Ich sah schon gleich, dass sich im Hang unter meiner Position eine große Schar von Fahrzeugen in Bewegung setzte, sowie auch eine Unmenge von Soldaten. Ich machte den Adjutanten darauf aufmerksam, dass die Abwehrlinie auf meine Seite verlegt werden müsse, doch dieser meinte ich sollte mich nicht um das Problem kümmern und auch erst mit dem Schießen beginnen, wenn er mir das Kommando dazu gegeben habe.

Als die ersten Soldaten der Angreifer Welle bereits auf etwa 50 Meter herangekommen waren, da bekam ich den Auftrag zu ballern. Mein Gehilfe lud immer nur nach und ich drückte dauernd los, schoss über die Köpfe der heranstürmenden Kameraden, während die Reporter hinter mir ebenfalls auf ihre Kameraauslöser drückten. Dann geschah etwas, was ich nicht erwartet hatte. Ich schoss noch, als die ersten Angreifer bereits an mir vorbei gerannt waren und konnte nur aufgehalten werden, als der Adjutant mir wuchtig auf den Helm klopfte. Ein Kommando hatte ich nicht mehr gehört. Auch habe ich nicht gehört, was er mir zu sagen hatte. Ich konnte ihm nur ein Zeichen geben, dass ich absolut hörunfähig geworden war. Ich war taub, komplett taub. Nur ein enormes Pfeifen verspürte ich im Gehör. Ein Militärarzt nahm sich meiner an. Er schrieb seine Fragen an mich auf ein Blatt Papier.

Sofort wurde ich in eine Ambulanz verfrachtet und nach Luxemburg gebracht, in die Station der Armee. Der Ohrenarzt diagnostizierte, dass beide Trommelfelle geborsten seien.

Es vergingen 3 Wochen, während denen ich ohne jedes Gehör, in einer lautlosen Welt lebte. Mein Gehör war so fein gewesen, dass ich bei Wanderungen mit den Pfadfindern bereits aus der Ferne Wasser im Wald plätschern hörte, während meine Begleiter sich vergeblich anstrengten, um das Plätschern ebenfalls zu vernehmen. Besonders in der Nacht vernahm ich die geringsten Geräusche, die mir in den ersten Jahren beim Schlafen im Zelt immer wieder Probleme bereiteten. Es dauerte dann immer lange, bis ich genau einschätzen konnte, was ich hörte und dann erst konnte ich meine Fantasiegedanken regulieren. Langsam schwanden die immer wieder auftauchenden Angstvorstellungen.

Als ich in der dritten Woche gänzlich unerwartet aus der Ferne die Glocken der Kathedrale läuten hörte, da fuhr ein heißer Strahl von Freude durch meinen Körper. Ein Lichtblick war erreicht. Von Tag zu Tag verbesserte sich mein Gehör und nach einigen Untersuchungen konnte ich aus der Infirmerie entlassen werden.

Natürlich wurde ich von der Militärverwaltung gefragt, ob ich mich als geheilt verspüre, andernfalls ich noch länger in der Infirmerie verbleiben müsse. Wie infam diese Fragestellung war, konnte ich erst in meinem späteren Leben einschätzen, denn bei dieser Fragerei ging es um eine Unfallversicherung, von der ich absolut keine Ahnung hatte. Genau diese Unfallversicherung doch in Anspruch zu nehmen, rieten mir die Kameraden, als ich über 50 war und der Pfeifton in meinem Gehör mir immer lästiger wurde, sowie ich auch immer weniger gut hörte. Ich habe mich deswegen komplett untersuchen lassen und gemerkt, wie wenig objektiv

diese Untersuchungen sind. Sie orientieren sich hauptsächlich an den Aussagen der Patienten und als ich einmal mit meinem kleinen Cousin Aloys, der ja ein professioneller Militär war, über die Erlebnisse im Manöver sprach, meinte er, es gäbe da eine Versicherung, die ich doch in Anspruch hätte nehmen sollen.

Ich leitete ein solches Gesuch ein. Tatsächlich fand man im Archiv der Armee die Unterlagen dieses Vorfalles und der darauf folgenden Behandlung. Daraus ging hervor, dass meine beiden Trommelfelle zwar gerissen seien, ich aber erklärt hätte, dass ich wieder gut hören könne, und aus genau dieser von mir erpressten Aussage (weil mir ein längerer Aufenthalt in der Infirmerie angedroht worden war) schlussfolgerte die daraufhin einberufene Kommission, dass die Versicherung keinesfalls infrage komme. Man lies durchblicken, dass ich es ausschließlich auf eine Unfallrente abgesehen hätte. Ich kann nur sagen, dass das Verhalten der damaligen Ärzte in besagter Kommission mich anekelte. Die Armeeverwaltung erhielt einen offiziellen Bescheid von dieser Kommission, dass eine nachträgliche Anerkennung keinesfalls infrage kommen konnte. Meine berechtigte Bitte auf Schadensanerkennung war also regelrecht abgewiesen worden.

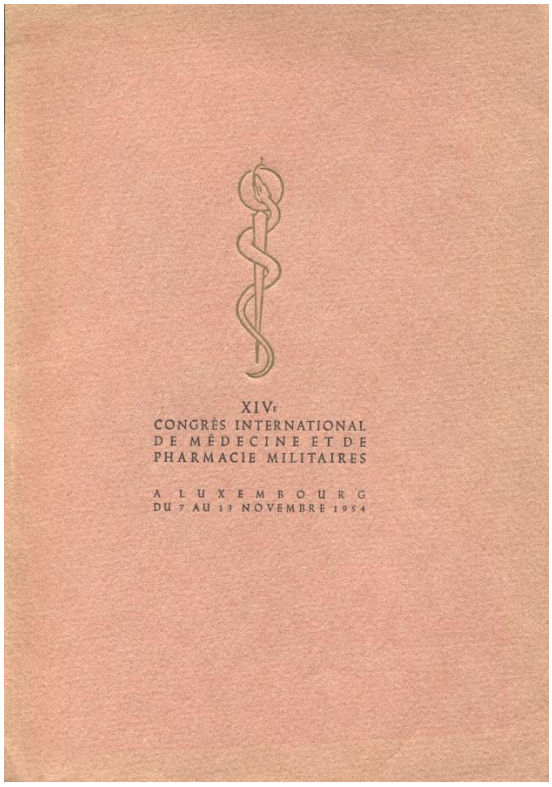
Die letzten Tage sind angebrochen - Dienst

Dann wurde ich in die Personalverwaltung nach Luxemburg versetzt. Dort gab es eine großartige Beschäftigung. In diese Zeit fiel der internationale Militärärztekongress, der in Vianden stattfand. Da gab es sehr viel zu schreiben und zu übersetzen, denn nach jedem Vortrag wurden die Reden und Vorträge sofort in andere Sprachen übersetzt und auch zu Papier gebracht. Von diesem Militärärztekongress kann ich nur noch eine recht angenehme Anerkennung vermerken.

Das Sekretariat. Ich bin 4. Von rechts und arbeitete auf eine elektronischen Schreibmaschine mit Schreibkopf!

Als das Galadiner im Hotel Victor Hugo stattfand, durften alle Sekretäre, die Dolmetscher und Übersetzter, sowie auch die Busfahrer an diesem Diner teilnehmen. Wir saßen alle gemeinsam an einem großen Tisch. Mein Tischnachbar war ein Deutscher Busfahrer. Er fand während des ganzen Essens, seine innere Ruhe nicht. Immer wieder begann er zu träumen.

"Das", und er betonte dieses Wort sehr stark, "das hätte es in Deutschland nie und nimmer gegeben. Mit Generälen und Admirälen an einem Tisch essen, das hat es bei uns noch nie gegeben.“ Von den kulinarischen Leckerbissen, die serviert wurden, hatte er auch nicht den Schimmer einer Ahnung. Er kannte viele Speisen überhaupt nicht und fand sich auch absolut nicht zu Recht, wie er sich zu verhalten habe. Er war in den



Er war in den Strudel der gehobenen Gesellschaft geraten.

In der Kaserne von Luxemburg half ich aus beim Gottesdienst der Armee, bei der Direktion der Sänger. Während ich Dienst hatte, musste ich auch in der Küche beistehen, weil der Koch erkrankt war. Ich bot mich an zu kochen, so wie mein Vater es gemacht hat, und wie ich es auch bei den Pfadfindern praktizierte. Ich kann mich noch gut erinnern, an die beiden großen Brote, die in der von mir zubereiteten Soße getunkt wurden, aus reinem Genuss an dem feinen Geschmack.

An einem Freitag hatte ich ebenfalls die Mission zu kochen. Üblich waren an den Freitagen, entweder Fisch oder hart gekochte Eier, Spinat und trockene Kartoffel auf der Speisekarte. Ich muss gestehen, dass diese Zusammenstellung für mich ebenfalls eine Zumutung war. Am Freitag waren meistens die wenigsten Soldaten im Hause. Die meisten warteten, bis sie in die Stadt durften, und gingen dort irgendwo etwas Solides essen. An diesem Freitag aber wussten die Jungens, dass mir die Arbeit in der Küche aufgetragen worden war. Ich konnte aber nur das zubereiten, was planmäßig vorgesehen war, doch von Soße war keine Rede, auf der Speisekarte und genau das macht ein solches Menü erst richtig genießbar.

Mehrere Liter Fleischbrühe, Zwiebeln, Petersilie, Porree und Sellerie wurden gut gekocht, gemixt, abgeschmeckt und dann mit Mehl zu einer dickflüssigen Soße mit viel Pfeffer und Salz.

Einige Eier wurden ebenfalls eingeschlagen, dann Milch und Sahne hinzugefügt, sowie mit einigen zerriebenen Muskatnüssen zusätzlich abgeschmeckt. Bereits dieses Abschmecken war ein Hit. Die Soße war vortrefflich gelungen. In der Küche tauchten immer mehr Feinschmecker auf, weil diese Köstlichkeit sich schnell herumgesprochen hatte. Manche fassten noch ein zweites Mal, nur weil die Soße so wunderbar schmeckte.

Kapitän Welter hat nicht vergessen aber verziehen, was ich ihm im Manöver angetan hatte, als er meiner Person bedurfte, um das Fest in der Kaserne mit Gesangeinlagen zu organisieren. Ich muss sagen ich hatte wirklich Bedenken wegen meines schlechten Gehörs um in aller Öffentlichkeit als Solo - Sänger auf zu treten und zwar mit einem Lied der Compagnons de la Chansons. Das Fest verlief natürlich blendend und es war für mich irgendwie hochinteressant, weil ich hinter der Bühne stand und dem frischgebackenen Zauberer (auch er absolvierte seine Militärzeit) zusehen konnte, wie er die Zuschauer von dem ablenkte, was er hinter seinem Rücken aus den Taschen zog.

Militärmanöver in Sissonne

Nach meinem regulären Militärdienst musste ich noch einige Male zurück in die Kaserne, um an verschiedenen Manövern teil zu nehmen. Zu diesem Zweck stand der Luxemburger Armee neben deutschen Übungsgeländen, auch das französische Militärgelände bei Sissonne, sowie auch ein Teil der dortigen Kaserne zur Verfügung. Mein grüner Marinesack, den ich zuhause aufbewahrte, war schnell wieder gepackt, weil die Kleidungsstücke frisch gewaschen und sogar geplättet, zuhause aufbewahrt wurden. Nur das Gewehr, sowie ein Paar Schuhe, die bereits von verschiedenen Leuten ausgetreten waren, erhielten wir bei unserer Ankunft in der Kaserne. Ich fand diese Zuteilung nicht apart hygienisch, da man sich auf eine solche Manier eigentlich unkonventionell einen Fußpilz zuziehen kann. Bereits am ersten Tag nach meiner Ankunft in der Kaserne, auf dem "Härebierg", eine abgeflachte Anhöhe nahe Diekirch, an dem jeder Einberufene irgendeiner Kompanie oder Abteilung zugestellt wurde, stellte man fest, dass meine Persönlichkeit nicht in den Personallisten erfasst worden war.

Ich war also nicht im Voraus "affektiert" worden. Das löste für mich eine Reihe von außergewöhnlichen Beschäftigungsmethoden aus, die absolut keinen Bezug zu einem militärischen Manöver hatten. Alle einberufenen Uniformierte hatten bereits erfahren, welcher Abteilung sie für drei Wochen angehörten, da stand ich noch Mutterseelen allein auf dem Exerzierfeld und die Obrigkeiten mussten die graue Masse in ihren Köpfen von strategischer auf bürokratische Denkweise umstellen, um auch mich in irgendeiner Abteilung unter zu bringen. Man beschloss also mich in die Reparaturwerkstätte, kurz genannt "die Garage", zu verbannen. Als ich mich bei meinem dortigen Vorgesetzten meldete, war natürlich dessen erste Frage, welchen handwerklichen Beruf ich denn erlernt habe. Jeder, der meine Memoiren bis hierher gelesen hat, weiss, dass ich kaum als Mechaniker infrage kommen konnte.

Milchmann, Metzger, Depositär und Koch, das waren Sparten, in welchen ich bereits nebenberufliche Erfahrungen gesammelt hatte. Da ich also diesbezüglich keine zufrieden stellende Antwort geben konnte, ärgerte man sich über die fehlerhafte Vorarbeit der Planer und Organisatoren. Ich wurde kurzum zum Nichtstun verpflichtet, und da in einer Reparaturwerkstätte keine Stühle zum Sitzen vorgesehen sind, fand ich schnell die Fetzenkiste, mit der ich vorlieb nehmen wollte und musste.

Aber auf Fetzen kann man nur dann sehr gut sitzen, solange diese sauber sind und nicht zu sehr nach Fett und Schmieröl duften, denn der Griff nach einem frischen Handabwischer färbte sich langsam aber sicher auf die vorhandene Putzwolle ab. Auf diesem geräumigen

Sitzplatz konnte ich gelassen und ungestört in den Tag hinein träumen, ohne durch das Befehlsgeschrei von Korporalen und Sergeanten, die dauernd ihrer beruflichen Pflicht nachkommen mussten, aus meiner durchaus gemütlichen Lage gebracht zu werden. Natürlich wurde es dort für mich schnell nahezu unerträglich, ja stink langweilig, so beschloss ich denn mich bei den jeweiligen Handwerkern um zu sehen, die den ganzen Tag über, vollauf in Aktion waren, wobei ihnen alles an handwerklichem Können abverlangt wurde. Ich lernte die Bezeichnungen mancher Arbeitsgeräte kennen, sah zu wie man mit Feile, Schweißapparat, Hammer und Zange arbeitetet, aber auch wie man sich ganz spezifischer Handwerkerutensilien bediente, um spezielle Arbeiten zu verrichten. Ja, ich lernte ganz allgemein, was sich so alles in einer Militärgarage tut. Leider konnte ich nicht einmal in der Materialausgabe helfen, da die technischen Bezeichnungen der Ersatzstücke, die man brauchte für Lastwagen, Panzer, Jeeps oder Commandcar, mir absolut spanisch vorkamen, weil nicht alles Material mit der archivierten Inventur- oder Katalognummer und deren Materialnamen bestellt wurde. Natürlich lernte ich manche Ersatzteile mit ihrer gebräuchlichen Bezeichnung kennen, was eigentlich nicht ungelegen kam, so wusste ich bald, wie die verschiedenen Bremsen aussahen, welche vielseitigen Formen von Bremsbelag es gab, was Simmer Ringe sind, wie Ventile erneuert werden, ausgediente Auspuffrohre abmontiert, Dichtungen in allen Dimensionen ausgetauscht, Spiegel repariert, Reifen montiert und sogar funkelnagelneue Motoren zum ersten Mal in Betrieb genommen wurden..

Das alles war gewiss nicht uninteressant, wenn ich nicht immer wieder verdächtigt worden wäre, ich würde mich vor jeglicher Mitarbeit drücken, weil ich nicht in einer Arbeitsbekleidung steckte. - Man konnte mir auch keine besorgen, weil mein spezieller Fall in diesem Planspiel nicht vorgesehen war. Ich hätte allzu gerne mit Hand angelegt, allein um dem stumpfsinnigen Dasitzen zu entgehen, doch war ich eher ein Hindernis, als eine wirkliche Hilfe. Ich konnte nur moralische Unterstützung anbieten, indem ich den Kollegen Soldatenwitze erzählte. Das brachte natürlich etwas Stimmung in diese Alltagsmonotonie. Doch auch dabei konnte ich mir nicht einmal schmutzige Finger holen, um diese vorzeigen zu können.

Ich fühlte mich wie ein edles und vollauf unnützes Staubkorn im Getriebe dieser Reparaturwerkstatt, inmitten einer sehr beschäftigten Armeeabteilung. Ich kam mir nahezu vor, wie der Bewohner eines anderen Sterns, eine Art Big Brother, der manchem Spezialisten bei dessen Arbeit über die Schultern schaute. Es gab auch welche denen dies nicht gefiel, denn es hatte sich schnell der Verdacht verbreitet, ich könne eventuell ein Schnüffler oder sogar ein Aufpasser sein. Schließlich hatte es sich schnell herumgesprochen, dass ich ein Beamte sei, der von der Eisenhütte kam. Manche Kollegen beneideten mich in meiner Statistenrolle, weil ich eigentlich tun und lassen konnte, was mir eben zusagte. Meine militärische Mission in diesem Manöver bestand demzufolge ausschließlich darin, beim alltäglichen Appell "Ja" zu rufen und den ganzen Tag über physisch präsent zu sein. Eine geistige Anwesenheit war nicht vorausgesetzt, so war ich denn einberufen zum Nichtstun, meine Gedanken aber konnten weit weg sein, etwa zuhause, bei der Freundin, oder sogar beim Verfassen von Liebesbriefen oder beim schwärmerischen Schmieden von Gedichten. Auch in einer solchen Mission kann man eine gewisse Ausdauer entwickeln.

Ich war also ein ganz besonderer, sogar ganz spezieller Extrafall, wie er wahrscheinlich noch niemals in einem Manöver aufgetreten war. Zu meinem Vorteil bauten sich allen Gegensätzlichkeit zum Trotz, zwischen Handwerker- und Beamtendasein (die mir später im Leben noch viel krasser auffielen) einige Freundschaften auf, die für etwas Abwechslung sorgten. So hatte ich den eher angenehmen Vorteil mich an manchen der alltäglichen Probefahrten zu beteiligen, um die reparierten Wagen, auf deren wieder erlangte Fahrtüchtigkeit zu testen. Das ergab für mich jedes Mal eine Spazierfahrt, denn wir fuhren durch die umliegenden französischen

Dörfer und Felder, oder wir brachten einen dringend benötigten Wagen wieder zurück, an die mir unbekannte, aber nicht weit entfernte "Front". Eines Tages wollte ich wissen, wie gut oder schlecht man in einen Kettenfahrzeug sitzt, das man als Chenillette bezeichnete, während dies schnell über hügeliges Feld braust.

Ich erhielt also die ausdrückliche Erlaubnis, mir dieses Gefühl unter die Haut gehen zu lassen. Man hatte bei einem der in der Garage abgestellten Kettenfahrzeuge das Kettenwerk auf der linken Seite vollständig erneuert. Jetzt musste es ausprobiert werden. Das, was mir alsdann unter die Haut gehen sollte, erfolgte aber auch im wahrsten Sinne der Worte, und dies weit über meine Vorstellungen hinaus intensiv. Die beiden Kollegen in der Führerkabine warnten mich aufdringlich, bei dieser speziellen Probefahrt keinesfalls die mir zugewiesenen Handgriffe loszulassen, weil ich sonst der Gefahr ausgesetzt sei, durch Aufprallen schwer verletzt zu werden. Man warnte mich immer wieder aufs Neue, dass ich mich eher krampfhaft auf der Sitzbank festhalten müsse.

Da all ihre Vorwarnungen so intensive waren, stellte sich bei mir bereits eine gewisse Vorahnung ein und ich begann zu zögern, ob ich das Experiment wirklich über mich ergehen lassen soll. Ich entschied mich entgegen aller vernünftigen Argumente, am Ende doch für die Probefahrt, kletterte noch unbesorgt in den offenen Mannschaftskasten der Chenillette, an dessen beiden Seitenstücke über den Raupen, sich jeweils eine breite Bank befand. Der Raum mitten zwischen der linken und rechten Bankreihe war absolute frei. Es kann möglich sein, dass diese Chenillette ein außergewöhnliches Kriegsfahrzeug war, in welchem man auch Munition transportieren konnte. Es war mir nicht möglich die Fabrikationsbezeichnung dieses Fahrzeugs ausfindig zu machen. Zu meinem Erstaunen gab es auch keine Reling, in der Mitte dieses Kastens, an welcher man sich hätte festhalten können. Festhalten musste ich mich an der Seitenwand. Wahrscheinlich wurden die transportierten Soldaten im Ernstfall genau instruiert, wie sie sich fest zu halten hätten. Einen Sicherheitsgurt habe ich nicht vorgefunden! Was jedenfalls klar war, es handelte sich um ein wendiges, sehr schnelles und gepanzertes Fahrzeug, das Geschwindigkeiten bis zu 50 km/St. zuließ. Es scheint mir als ob es mit einem Maschinengewehr des Typs Bran ausgerüstet war. Dann ging es ohne Verzug los, hinaus aus der geräumigen Garage.

uf der Dorfstraße war dieses Kettenfahrzeug, in welchem etwa ein Dutzend Soldaten in Kampfkleidung Platz nehmen konnten, noch recht erträglich. Ich hielt mich auf der glatten, stahlhart gepanzerten Bank fest, so gut ich konnte, ahnte aber bereits was auf mich zukommen würde, denn neben mir saß niemand, der mich seitlich polsterte. Auf beiden Körperseiten hatte ich demzufolge enormen Spielraum, was so viel bedeutete, wie dass ich nicht nur das Auf und Ab meines Körpers abfedern musste, sondern auch das zusätzliche Hin- und Her Rutschen auf der Bank, den Fliehkräften entgegen steuernd, die mich schnell abwechselnd mit ungeheurer Wucht nach links oder nach rechts zogen oder drängten. Dann erst ging es hinein ins holprige Gelände. Ich erhielt kurz vorher noch einmal die ausdrückliche Warnung, ich dürfe auf keinen Fall meine Handgriffe loslassen, weil ich sonst aus der "Chenillette" geschleudert würde. Ein Glück, dass ich von Natur aus bereits damals reichlich gepolstert war, denn das was jetzt mit mir geschah empfand ich recht bald als äußerst qualvolles Erlebnis. Als dann zusätzlich das Geländefahrzeug während der Fahrt noch beschleunigte und obendrauf auch noch die Fahrtrichtungen unerwartet und eckig veränderte, da dachte ich bereits, dass ich dieser gewaltigen physischen Anstrengung, mich trotz aller Widerwärtigkeiten auf meinem Sitz zu halten, nicht länger standhalten könne.

Die Situation ist nahezu unmöglich zu beschreiben, wenn man bedenkt, dass es mir kaum möglich war, mich auf dem Sitz fest zu krampfen. Ich wurde brutal vom Sitz gehoben, und

prallte mit enormer Kraft wieder zurück, während dessen ich seitlich abzurutschen drohte, wogegen ich mich nahezu überhaupt nicht wehren konnte. Hinzu kam, dass mein Rücken hinter mir, an der gepanzerten Stahlwand zu zerschellen drohte. Ich musste ab und zu beide Augen Schließen, weil der geografische Horizont, der offensichtlich meinen Gleichgewichtssinn fest im Griff hatte, sich ständig und unerwartet schnell veränderte. Bald sah ich die Bäume am nahen Waldrand im normalen Zustand und aufrecht stehend, dann nahezu horizontal am Boden liegend, mal nach links, mal nach rechts geneigt, als fege ein Taifun teuflisch schnell die Richtung wechselnd hindurch, um sogleich wieder ihre Position in meinem Gesichtsfeld zu verändern.

Es drohte mir Schwarz vor den Augen zu werden. In Gedanken sah ich mich schon, mit tausend Knochenbrüchen im Lazarett liegen. Ich fand aber nicht einen Augenblick, um mein eingegangenes Experiment zu bedauern. Die Kollegen im Führerstand blickten öfters nach hinten, um zu kontrollieren, ob ich immer noch „im Sattel“ war und dann begannen sie die tollsten Wendemanöver auf der Stelle zu vollziehen. Heute muss ich als Vergleich unweigerlich an das bekannte Bullen- oder Pferdereiten denken, bei welchem man solange wie nur möglich auf dem bockigen Tier, im Sattel sitzen bleiben soll. Es riss mir nahezu beide Arme von den Schultern. So weit, wie das bei diesen plötzlichen Richtungs- und Geschwindigkeitswechseln geschah, waren meine Beine wahrscheinlich noch nie gespreizt gewesen, um am Boden einigermaßen Halt zu behalten. Ich musste mich gewaltig anstrengen, um mich gleichzeitig auch seitlich abzustützen. Die bei rasanter Fahrt entstandenen Fliehkräfte wirkten so enorm auf meine physische Gegensteuerung, dass mir fast die Sinne zu schwinden drohten. Ich schrie so laut ich konnte, man solle stoppen, ich wäre am Ende meiner Kräfte, ich möchte aussteigen, doch die ohrenbetäubenden Motoren- und Kettengeräusche verschlangen mein erbärmlichstes Schreien. Ich musste diese qualvolle Tortur bis zum bitteren Ende über mich ergehen lassen.

Wahrscheinlich genossen die Kollegen in der Führerkabine, meine immer misslicher werdende Lage. Doch auch sie hatten wahrscheinlich mit dem bockigen Gefährt die gleiche Mühe. Als wir wieder glücklich auf der ebenen Straße angelangt waren, um zurück in die Garage zu fahren, konnte ich wieder einigermaßen normal atmen. Meine sieben Sinne rückten langsam an ihre gewohnten Verankerungen im Gehirn zurück.

Ich stieg völlig erschöpft aus dieser Foltermaschine. Noch heute ist es mir unverständlich wie Soldaten es überhaupt überstehen können in so einem Fahrzeug transportiert zu werden. Das grenzt meines Erachtens bereits an Tollkühnheit. Doch kann ich mir auch vorstellen, dass man schon zustimmt, wenn man im gegnerischen Feuer, über diesen Weg die eigene Sicherheit erhöhen kann, um schnell den Ort des Schreckens zu wechseln. Als ich mich am Abend entkleidete, da bemerkte ich erst welche Aufpraller ich durchgestanden haben musste, denn ich hatte überall an den Armen blaurote, sogar blutunterlaufene Flecken. Wo an meinem Körper ich mich selber betrachtete konnte ich nur Prellungen feststellen. Man sagte mir mein Rücken sehe multikolor aus, wie eine Schmiererei eines Freizeitpinslers. Beide Seiten meiner Knie waren dick geschwollen und das beste Stück, das man normalerweise zum Sitzen gebraucht, weigerte hartnäckig seinen Dienst, sogar in gemütlicher Verfassung auf meiner Fetzenkiste, zu tun. Ich musste mich äußerst vorsichtig niederlassen, denn überall verspürte ich Schmerzen, die ich natürlich zu unterdrücken genötigt war, um nicht dem Gelächter der Kollegen zum Opfer zu fallen. Dies war mir eine gute Lehre. Damals hatte ich meine Schlussfolgerung schnell gezogen. Niemals mehr eine Probefahrt in solch einer Chenillette, die regelrecht zur äußerst gefährlichen Tortur ausarten kann.

Was mich eigentlich am meisten verleitet hat diese kurzen Episoden aus dem Manöver schriftlich fest zu halten, das war ein beachtenswertes Ereignis, welches sich am Tag des Abschieds ereignete. Es spielte sich ab, wie an einem einheimischen Fest, im dem kleinen Städtchen Sissonne. Die Soldaten hatten freien Ausgang, niemand kann auch nur ahnen, was das in Wirklichkeit bedeutet. Alle Wirtshäuser der Ortschaft waren gerammelt voll von meist Luxemburger Soldaten und deren Angehörigen, vermischt mit den neuen Bekanntschaften aus der französischen Kaserne, wo der Tausch von Luxemburger Zigaretten gegen den bereits oben erwähnten Rotwein der Marke Pinard florierte. Oder man tauschte einen Becher voll Kaffee gegen einen Becher voll Pinard. Das war so die Regel.

Meine bereits gestapelte Zigarettenration wechselte den Besitzer für einen kirgisischen Kris, ein Dolch mit geschlängeltem Messerblatt, der mir später jedoch abhandengekommen ist. An dem Tag hatten auch manche französischen Soldaten den Tag vor der "quille" erreicht, was deren Entlassung bedeutete und ebenfalls zum Feiern Anlass gab. Man kann sich also schon ein klares Bild ausmalen welche, eher durch Alkohol potenzierte Stimmung, in dem kleinen Sissonne vorherrschte.

Das schöne Wetter trug zusätzlich dazu bei, sowie auch die feierliche Kranzniederlegung am Monument des unbekannten Soldaten. Ich kann nicht wiedergeben, welches Monument dies eigentlich war, das auf dem Hauptplatz des Dorfes errichtet und an diesem Tag prachtvoll mit der Trikolore und vielen Blumen geschmückt war, denn wahrscheinlich wird, wie das in vielen Ländern gepflegt wird, der Gefallenen aus dem letzten und dem vorletzten Weltkrieg, vielleicht sogar auch noch anderer Gefechte gedacht wird, die in nahezu jeder französischen Grenzortschaft in Erinnerungen an die Kriege und Schlachten zu finden sind. Es ist immer etwas Heldenhaftes, was gefeiert wird. Der außen Stehende weiss natürlich, ob dies gerechtfertigt oder zutreffend ist! Das Volk versuchte eben wohlweislich übers ganze Jahr genügend Anlässe zum Feiern zu haben, was stets mit freien Tagen verbunden war.

Zu diesem Ereignis war auch die Luxemburger Militärkapelle speziell angereist. Auf deren Programm stand ein Konzert, das in der Hauptstraße, auf den Treppen der Eingangshalle eines markanten Gebäudes abgehalten werden sollte. Als das Konzert begann, war es bereits dunkel. Die Straßen waren gerammelt voll, von Zuhörern, die aber keinesfalls still an einem Ort stehen blieben. Es war ein reger Betrieb, wie in einem Ameisenhaufen, als die ersten Takte der Kapelle erschallten. Straßen, Plätze und sogar die Gassen waren hell erleuchtet. Der Platz, wo die Musikanten standen, war reichlich mit Scheinwerfern bestrahlt. Manche Anwesende hörten aber sehr aufmerksam, der in hohem Grade künstlerischen Darbietung zu. Gerade hatte man die Darbietung des "Feuervogels" oder war es die "dance du sabre" Der Säbeltanz ist ein Satz aus dem Ballett Gayaneh des sowjetisch-armenischen Komponisten Aram Chatschaturjan. Die Uraufführung war am 3. Dezember 1942.

Ich kann es nicht mehr nachvollziehen, da gab es plötzlich einen lauten Knall und die ganze Ortschaft fiel in stockdunkle Finsternis. Zuerst ertönte aus aller Mund ein "oh" des Bedauerns, doch die Musikanten spielten unbeirrt in der absoluten Dunkelheit genau so weiter, als ob sie den Dirigenten vor sich sehen würden. Jedermann kennt sicherlich das wahnsinnige, ja furiose Tempo dieses Stückes doch die Musikanten gerieten nicht aus dem Konzept. Sie standen das Tempo und die Noten meisterhaft durch, bis zum Schluss. So etwas hatte ich noch nie erlebt und manch einer der dabei war, wird wohl das gleiche Urteil abgeben können.

Dies war eine hervorragende Leistung der Luxemburger Militärkapelle. Man kann sich kaum vorstellen wie alsdann die Reaktion der Menschenmenge war, die hoch erstaunt den Abbruch erwartet hatte und jetzt eine so glanzvolle Leistung miterlebte. Kaum waren die letzten Noten

verstummt, da brach ein gewaltiges Geheul der Masse aus, das meines Erachtens dem ungezügelten Geschrei des Publikums anlässlich eines Open Air Konzertes keinesfalls nachstand. Dann kam die Beleuchtung glücklicherweise wieder zurück. Die Straßen und Gassen waren wieder hell beleuchtet und die Darbietung ging weiter. Jedes Mal begleitet von rauschendem Beifallklatschen und jaulender Zustimmung. Ein kleines Feuerwerk wurde anschliessend, auf dem nahen offenen Feld abgebrannt.

Danach begann erst eine richtige Sauferei der übermütig gewordenen Soldaten. Das Gelage und für andere Leute das nur bescheidene Fest, dauerte bis gegen Morgen. Der Tag der Heimfahrt aus dem Manöver war wahrscheinlich für viele durch einen erbärmlichen Katzenjammer gekennzeichnet, dem man natürlich keinesfalls mit geeigneten Mitteln begegnete. Manche hatten ihre Wasserbehälter mit Pinard von ihrem französischen Kollegen aufgetankt, die dann bei der Heimfahrt geleert wurden.

Die luxemburgische Armee hatte jedenfalls auch auf diesem Gebiet bis zum letzten Mann durch gestanden. Mir persönlich blieb dieses Manöver, das ich nahezu wie ein Aschenputtel verstoßen, aber angenehm auf Fetzen sitzend, hinter mich gebracht hatte, jedenfalls bis heute in sehr guter Erinnerung. Es war das letzte Manöver an welchem ich habe teilnehmen müssen. Danach wurde die obligatorische Militärzeit von 1 Jahr auf eine Dauer von 6 Monaten reduziert. Es sollte sich für mich doch noch einen unerwartet dramatischen Abschluss ergeben, denn am Vorabend unserer Rückfahrt hatte ich mir beim Ofenanzünden die Finger und Unterarme versengt oder eher verbrannt, weil ich in meiner unerfahrenen Einfalt, dem nicht brennen wollenden Abfall im Ofen nachhelfen wollte, mit einigen Tropfen Benzin. Doch die wenigen Tropfen genügten schon, dass in der Bude eine Explosion ausgelöst wurde. Ich hatte die Reaktion unterschätzt und keine Ahnung dass Benzin eine so hohe Ausdehnungsgeschwindigkeit mit Explosionskraft hat.

Bei erneutem Stromausfall rannte ich in stockfinsterer Nacht ins Lazarett, wo die Notaggregate für Strom sorgten. Das Erste was man mir verabreichte, war eine gehörige Zurechtweisung und dann erst eine Calcibronat Spritze, nebst allerlei Verbandzeug. Wenn ich mir heute überlege, dass dieses Produkt heute wegen seiner Wirkungslosigkeit in die Liste, der nicht von der Krankenkasse zurückerstatteten Medikamenten aufgenommen wurde, dann muss ich mich wieder ärgern. Dabei brach ich sofort in Schweiß aus. In kurzer Zeit war ich nass, wie aus dem Wasser gezogen. Da ich wissen wollte, was es mit diesem Produkt auf sich hatte, nahm ich mir den Beipackzettel zur Hand. Als die Stromzufuhr wieder funktionierte erfuhr ich zu meinem Entsetzten, dass dieses Produkt (es waren 10 ccm) in einer Zeitspanne von 10 Minuten, also 1 ccm pro Minute hätte gespritzt werden dürfen. Da der diensthabende Sergeant, ein Klassenkamerad von mir war, aus der Primärschule, und er mir diese Hitzebombe verpasst hatte, rannte ich wieder zurück und suchte das Büro auf, wo er seinen Dienst verrichtete. Er war natürlich nicht froh zu hören, dass er seine Arbeit nicht fachgerecht gemacht hatte, doch versprach er mir mit gekreuzten Fingern, selbstverständlich bei all den anderen Spritzen gut auf zu passen. Es war mir bewusst, dass der Oberarzt ihm hätte beibringen müssen, wie Calcibronat gespritzt werden muss.

Jedenfalls saß ich bei der Heimfahrt im PKW auf der hinteren Bank, mit beiden Armen, in grellen weißen Bandagen gewickelt. Die Leute, welche an der Straße stehen blieben, bedauerten mich inständig, während meine Kollegen, sich einen Spaß daraus machten eine Menge Klosettpapierrollen bei der Vorbeifahrt abrollen zu lassen. Ein Manöver kann auch ohne Kampfeinsatz eine hohe Vielfalt von Facetten haben, bei welchen man seine Lebenserfahrungen ganz sicher fruchtbar erweitern kann.

(Verfasst Anfangs Januar 2005 während eines Besuches bei meinem Sohn Mike in Champaign, Illinois, USA).

Die Jubiläumsfeierlichkeiten

Ich hatte im Personalbüro bei der Armee schon eine Menge Namen und Leute kennengelernt, bei den Pfadfindertreffen erweiterte sich der Bekanntenkreis nicht unwesentlich. In diesem Betriebsbüro der Hütte aber in welchem die Namen von mehr als 8000 Leuten zu verwalten war, nahm mein Namensgedächtnis gewaltige Ausmaße an. Dabei entdeckte ich dass meine Fähigkeit die Namen von Personen zu speichern, wohl aussergewöhnlich gut war, aber sie einer Person zuordnen, das war doch problematisch. Mein Gesichtsgedächtnis ist heute noch super, aber ich habe es nie gelernt meinem Gegenüber seinen richtigen Namen zu geben. Am Gesicht erkennen, auch wenn ich es nur einmal gesehen habe, ist heute noch unkompliziert, doch die Namen machen mir Schwierigkeiten. Das Gedächtnis, das bei mir über die Augen aufgebaut wurde und noch immer wird, sehe ich als nahezu phänomenal an. Ich kann mich heute noch an die geringsten Details all meiner Erlebnisse erinnern, selbstverständlich, wenn sie irgendwie relevant waren. Bei der Archivierung meiner Diathek kann ich jedem Bild noch eine Erinnerung zuordnen. Bei Pflanzen, die ich in den Bergen gefunden habe, besonders bei seltenen Exemplaren, erinnere ich mich erstaunlicherweise nahezu genau an die Stelle wo ich das Kleinod zuerst gesehen habe. Doch nun zurück zu den Jubiläumsfeierlichkeiten die ich während vielen Jahren nahezu vollständig mit andern gemeinsam, oder aber auch ganz allein zu organisieren hatte.

Natürlich kannte ich bald die Belegschaft vollständig bei ihren Familiennamen. Das beruhte auch auf Gegenseitigkeit. Eine so exponierte Berufsstelle bringt es mit sich, dass die Belegschaft den „Mann aus Havanna“ kennt. Das brachte natürlich bei Jubiläumsfeiern immer einige Probleme. Ich hatte mir ja schon sehr früh vorgenommen das Wort meines Vaters, das mir noch immer in den Ohren klingt: „Sauf net méi, weis de verdréis“, mein Leben lang zu beherzigen.

An diesen Tagen allerdings war es unmöglich so vielen Bekannten und vermeintlichen Freunden die Einladung abzuschlagen, eine Runde mit zu trinken. In dem rechten Augenblick, an welchem ich noch erkennen konnte, dass es mit der Erkenntnis bald zu enden gehen werde, verdrückte ich mich und ging in den ersten Jahren zu Fuß, fuhr aber später mit dem Auto nach Hause, wo meine Frau mich voller Verständnis versuchte mit starkem Kaffee, wieder zu stärken. Da ich mir immer bewusst sein wollte, was physiologisch in meinem Körper vor sich ging, hatte ich bald erkannt, dass der Alkohol eigentlich, vom Magen aus, den Weg in den Kopf fand, und das versuchte ich zu bremsen. Bevor ich den Weg zu diesen Feierlichkeiten und später auch vor anderen Gelegenheiten, wo viel getrunken wurde, tapezierte ich meine Magenwände vorab, mit ein oder zwei Portionen Ölsardinen, was meine „Standfestigkeit“ zu meiner Zufriedenheit erhöhte. Die lieben Freunde versuchen es ja immer wieder einem in solchen Fällen recht behilflich zu sein, damit man das pure Glück genießen könne! So geschah es als ich, gestärkt durch meine Erfahrungen, eine Einladung bei einem guten Freund zu Hause gerne annahm. Wir pröbelten an seinem Weinsortiment. In den Jahren bevor ich meine Erfahrungen gesammelt hatte war ich immer schnell an jenem Punkt angekommen, an welchem ich die Vollbremse betätigen musste, ansonsten ich unter die Räder gekommen wäre. An diesem Tag aber schien er sein Ziel nicht zu erreichen, desto schneller aber sackte er seinerseits in sich zusammen und er verschwand ohne noch ein Wort zu sagen fluchtartig in sein Bett.

Seine und meine Frau, sowie auch ich trauten unseren Augen nicht, doch saßen wir noch lang

gemütlich zusammen. Kollege Weinkundler aber besänftigte unterdessen die Burgunder und Beaujolais, die Barbera und wie sie alle hießen, die sich anscheinend nicht zu vertragen schienen.

Als wir später in Zolver wohnten, daran erinnern wir beide uns noch, meine Frau und ich, hatte ich einmal den Wagen reibungslos, im wahrsten Sinne des Wortes rück- und bergabwärts, zusätzlich seitwärts in die Garage gerollt, dann verließ mich die Standhaftigkeit. Trotz Ölsardinen und vielen essbaren Köstlichkeiten brauchte ich Hilfe, um aus dem Keller ins Obergeschoss zu gelangen.

Ich weiss nicht wie meine Nachfolger diesen Teil der Jubiläumsfeierlichkeiten jeweils überstehen werden, aber ich bin eigentlich froh von dieser, eher grausame Zeit meiner Dienstperiode Abstand gewonnen zu haben.

Wissen und Kenntnisse explodieren.

Bemerkungen zur pädagogischen Methode in unserm Schulsystem. Philosophie, Ethik, Politik, Metaphysik, Religionen und Sekten.

Mit dem äußerst spärlich gesammeltem Wissen, aus verschiedenen Sachgebieten, die man uns zu lernen zwang, das meistens aber nur einmal kurz gepaukt und sofort wieder vergessen wurde, war zu jener Zeit, bedauerlicherweise überhaupt keine gehaltvolle Diskussion zu führen. Von kreativem Denken wurde niemals gesprochen. Keine Rede war von dem, was Brainstorming ist und bewirkt. Noch vieles mehr wurde nicht behandelt, weil die Lehrer und Professoren, dummerweise dies ebenfalls nicht gelernt hatten.

Bedauerlicherweise ist dies bis heute noch nicht besser geworden, nicht allein weil das Allgemeinwissen in den letzten Jahren gewaltig zugenommen hat. Das Fazit betreffend meine Lehre ist für manchen wahrscheinlich niederschmetternd. Wenn ich der Primärschule noch etwas abgewinnen konnte, dann war dies die Rechtschreibung, das Lesen, Rechnen und die beiden Sprachen lernen. Das war Deutsch und Französisch. Die einheimische Sprache blieb unverständlicher Weise unbeachtet, bis auf wenige Ausnahmen. Es ist eigentlich traurig zu erfahren, dass man sich auch heute noch nicht auf eine feste Schreibweise der Luxemburger Sprache festlegen kann. Noch dümmer ist, dass die Sprachgelehrten, bei all ihren Verdiensten um die Muttersprache, sich ständig in den Haaren liegen, weil einer es besser wissen will als der andere. Eines jedenfalls war mir gegönnt, mit Henri Rinnen einem der bekanntesten Mitarbeiter am Luxemburger Wörterbuch, ziemlich oft Radiosendungen über Naturschutzfragen zu machen. Als erfahrener Mensch kannte er seine Zuhörer sehr gut und deshalb verkümmerten seine Vorbereitungen ein wenig, denn er sprach meistens nur aus dem Stegreif. Er war jedoch einverstanden mit meinen ihm vorgelegten Manuskripten zu arbeiten, damit die kurze Sendezeit auch optimal genutzt werden konnte. Er akzeptierte dies in kameradschaftlicher Weise. Wenn wir uns trafen, war die Begrüßungszeremonie herzlich und nahezu immer dieselbe. „Salut Heng, wéi gét et?“ „Ah, Salut Heng, mir gét et gudd, an Dir?“ Mit keinem der anderen Gesprächspartner beim Radio, hatte ich ein so freundschaftliches Verhältnis, als wie zu ihm. Er war ein ehrlicher, aufrichtiger und besonders weiser Kollege.

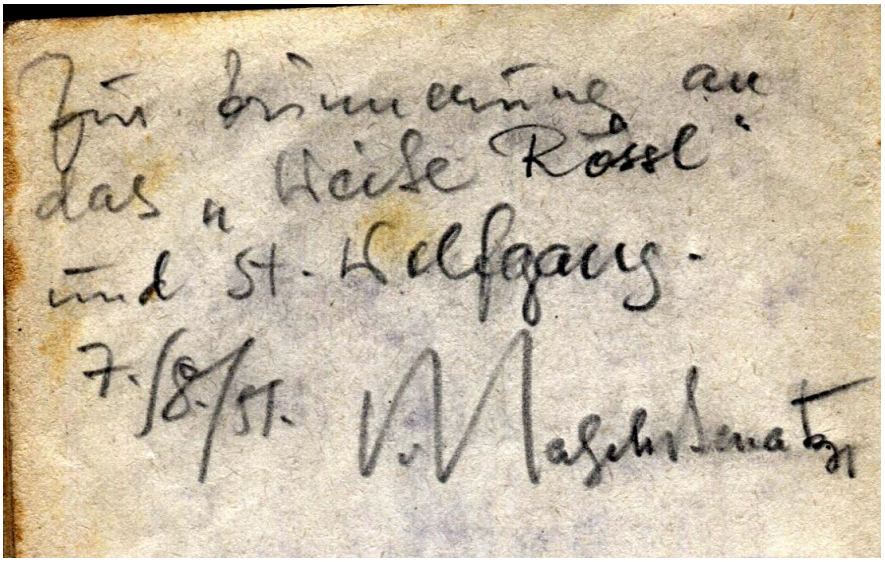
Jamboree in Bad Ischl (Schlammboree)

3- 13 August 1951

Diese Vierzehnjährige ist verheiratet und stammt aus dem Nyassa Land

Ich weiss nicht welcher stümperhafte Pädagoge mich in eine wildfremde Pfadfindergruppe schleuste, nur kann ich hier bezeugen, dass dies wohl keine so gute Idee war, denn ich fühlte mich keinesfalls zu diesen gehörend und machte mich sozusagen selbstständig. Ich war wenig gebunden und konnte mich entfernen wann und wohin ich wollte. Doch an den gemeinsamen Fahrten, auf den Feuerkogel und an der Schifffahrt auf dem Wolfgangsee nahm ich selbstverständlich teil.

Ich traf im „Weissen Rössel“ den Korrespondenten der Associated Press, dem ich bereits im Camp begegnet war. Dort trug er eine Pfadfinderuniform. Heute war er in Zivil. Und auch er erkannte mich wieder und wir kamen sofort in ein freundschaftliches Gespräch: „Weiss du, wer dort in der Veranda sitzt?“ so fragte er mich. Natürlich konnte ich es nicht wissen. „Das ist Ralph Benatzki, der Schöpfer des Singspiels „Im weissen Rössl“, möchtest Du einige Worte mit ihm sprechen?“ Natürlich war ich begeistert. Benatzky stammt aus Tschechien. Er verstarb 6 Jahre nach diesem Treffen (16.10.1957).



„Das wäre eine herrliche Gelegenheit, um von diesem weltbekannten Mann ein Autogramm zu bekommen“, antwortete ich. Schon war der Kollege unterwegs und durch die Glastür hinein in die Veranda. Ich sah, wie er mit dem Komponisten sprach, wie dieser an ihm vorbei in meine Richtung schaute und mich zu ihm winkte. „Von wo kommen Sie denn, junger Freund.“ „Aus Luxemburg“. „Ah, dann sind wir ja Nachbarn.“ Das verwirrte mich zwar im ersten Augenblick, aber ich hatte bereits mein Notizbüchlein zur Hand und bat um ein Autogramm. „In Erinnerung an das Weisse Rössl am Wolfgangsee.“ So schnell und so knapp war unsere Unterhaltung. Da der gute Mann noch andere Leute bei sich am Tisch sitzen hatte, verabschiedeten wir beide uns schnell und kehrten zu unsern Getränken zurück. „Der Herr Benatzky wird wohl nicht wissen, wo Luxemburg liegt, wenn er meint, wir wären dann Nachbarn. Er lebt ja in der Schweiz und bestimmt hat er Luxemburg mit Lichtenstein verwechselt.“ „Du kannst Recht haben“ meinte mein neuer Freund.“

Ich musste mit der Truppe weiter.

Eines Tages hatte ich Ausgang. Doch bevor ich am Abend wieder ins Zeltlager zurückkam ereigneten sich sintflutartige Regenfälle. Diese verwandelten das Jamboree in ein Schlammboree. Es war mir unmöglich ins Zeltlager zurück zu gehen. Ich kehrte in ein Lokal ein. Dort traf ich ihn wieder, meinen Pfadfinderfreund, diesmal wieder in Pfadfinderuniform. Wir sassen in einem rauchgeschwängerten Lokal mit vielen Gästen. Rechts neben mir eine stramme, ja rassige Ungarin, in Girlguide Uniform. Es wurde über alles gesprochen besonders über Donner und Blitze, die sich außerhalb der Schenke austobten.

Plötzlich fühle ich etwas an meinem nackten Oberschenkel, denn ich befand mich in kurzer Hose unterwegs. Als sich Wärme zu diesem Gefühl gesellte, wurde mir schlagartig bewusst, dass meine Nachbarin ihren nackten Oberschenkel an meinen gepresst hatte und keine Anstalten traf, um zurück zu weichen. Es verschlug mir den Atem und eine gewaltige sexuelle Erregung durchfuhr meinen Körper. Mein Herz schien zu zerspringen. Das geschah so überraschend schnell, dass mir die Sinne beinahe abhanden gekommen sind. Ich legte instinktiv meine Hand auf ihre nackte Haut, die mich so beglückte und schaute vorsichtig in der Runde ob niemand mich beobachte. Ich war auf einmal so in dieses sexuelle Erlebnis vertieft, dass ich mir nicht so recht bewusst war, was ich damit eingeläutet hatte.

Meine Hand klebte nahezu fest, doch begann sie auf einmal zu wandern, wie das sich eben so ereignet, wenn man in die Fänge der Erotik geraten ist. Ich wusste nicht wie mir geschah, aber als ich an meiner Hand Schamhaare verspürte, verschlug es mir erneut den Atem. Sie hatte keine Hose an. Was sich dann in meinem Gehirn abspielte, kann nur dürftig nachempfunden werden.

Auf jeden Fall ward es mir sofort bewusst, dass mir die Zügel der Selbstbeherrschung entglitten waren und ich mich da ungewollt in ein Spielchen eingelassen hatte. Als ich gleichzeitig auch bemerkte wie sie sanft, aber hoch errötet, lächelte und gleichzeitig mit ihren beiden Händen ihr Gesicht verdeckte, damit man dies nicht merken konnte, und herab auf meine Knie zu schauen schien. Aber sie starrte nur auf meine Hose, die sich aussergewöhnlich verformt hatte. Da schien ich das Bewusstsein zur Realität wieder gefunden zu haben.

Ich schaute in der Runde ob niemand mich beobachtet habe. Da lies sich, zu allem Überfluss, neben meiner Rechten auch noch eine korpulente Kellnerin nieder, die sich etwas Ruhe zu

gönnen schien. Doch nein, auch sie rückte auf Tuchfühlung an mich heran. Wie sich herausstellte aber nur scheinbar, um dem interessanten Gespräch zuzuhören, aber hauptsächlich um ebenfalls mich anzumachen. Mir wurde auf einmal klar, welche Rolle ein Mann in einer Welt zu spielen scheint, die durch den letzten Krieg arm geworden war an Männern und so umschwärmten die Bedürftigen, ja eher sollte man sie als lustgetriebenen Weibsbilder bezeichnen, besonders die Jugendlichen und damit die männlichen Gäste aus aller Welt.

Aus dem Radio erklang immer wieder das Lied dieses Camps: „Brüder auf, nun hört die Melodie. Österreich ruft zum 7. Jamboree".

Ich stand ruckartig auf und löste mich aus der erotischen Umklammerung, Ich versuchte unbeobachtet in die Toilette zu verschwinden. Was ich erst später merkte, war, dass auch die Ungarin hinter mir her, in einer der Toiletten verschwand.

Mein Kollege von der Presse, ebenfalls in Pfadfinder Uniform, stand plötzlich neben mir um gleichfalls an die schwarze Wand zu pinkeln. „Pass auf", so warnte er mich, „lass die Finger von diesem Luder, das bisher in diesem Lokal so manchen in sexuelle Bedrängnis gebracht hat. Gehst du zu weit, dann kannst du dir wo möglich eine Geschlechtskrankheit einhandeln."

Ein Landsmann, Pfadfinderkollege aus Oberkorn, trat zur gleichen Zeit in das Lokal ein, schaute sich um, und als er mich erblickte, teilte er mit dass er einen Fahrer mit Auto zur Verfügung hätte. Ob ich nicht gerne mit ihm nach Bad Ischl fahren würde. Ich hätte dies wohl gerne getan, wollte aber zurück in den Camp, um dort zu schlafen, denn es war bereits stockdunkel.

Doch es begann ein weiteres Gewitter loszubrechen und die Wassermassen, die damals über das weit ausgebreitete Campingfeld mit Hügeln und Tälchen niedergingen, verwandelten alle Zufahrtwege in grosse Seeflächen und mein Versuch an diesem Abend in unser Lager zurückzukehren, musste ich vergessen. Ich hatte keine Taschenlampe bei mir, nur etwas Licht vom Zeltlager erleuchtete die Schlammlöcher, durch welche ich hoch wollte. Ich hatte Schuhe und Strümpfe ausgezogen und diese unters Hemd verstaut. Als das Wasser mir bereits bis an die Hosenbeine reichte, gab ich mein Vorhaben auf und kehrte zurück in die Kneipe, wo ich mir zuerst im Waschnecken der Toilette, die Beine vom Schlamm befreite um dann wieder Strümpfe und Schuhe anzuziehen.

Mein Korrespondent sass auch wieder am gleichen rustikalen Tisch. Die Ungarin war verschwunden, nur die korpulente Kellnerin lachte mir bereits zu, als ich mich zu ihr setzen wollte. Der Mann von der Associated Press erblickte mich auch und fragte sofort: „Bist du nicht mit nach Bad Ischl gefahren?" Natürlich erklärte ich ihm mein Vorhaben, ich würde recht gerne Bad Ischl kennenlernen. Sofort erhob er sich, nahm mich beim Arm und wir verabschiedeten uns.

In seinem Wagen fuhren wir in die Stadt. Wir kehrten ein in einem Lokal, was eher eine Bar war, wo eine Jodlerin die bei der Radiostation Blauweissrot (?) angestellt war, ihre Lieder vortrug. Eine kleine Kapelle unterhielt die Anwesenden mit flotter Ländler Musik. Ich erinnere mich mehr der Farbenfolge im Namen der Rundfunkanstalt.

PS. Es kann auch sein, dass der Sender Rotweissblau geheissen hat. Es gibt ihn heute nicht mehr, es könnte aber sein, dass der heutige Sender „Grün-weiss" ein Nachfolger geworden ist.

So geschah es, dass mein Kollege die Jodlerin sofort interviewte und wir beide uns dabei näher kennenlernten. Ein schottischer Pfadfinder im Kylt kam auf uns zu und wollte die Jodlerin ebenfalls kennenlernen. Da er kein Deutsch und sie kein Englisch sprechen konnten, musste ich mich als Dolmetscher anbieten. Der Wirt hatte schnell mitbekommen, was sich da in sehr kurzer Zeit abspielte, weil die Jodlerin immer länger wartete, bis sie wieder einen Juchzer von sich gab.

Er redete mich an, und als er erfuhr, dass ich Luxemburger sei, da ging er kurz weg und kam mit seiner Frau zurück, die irgendwie Verwandtschaft in Luxemburg zu haben schien und mit mir sprechen wollte, über das bereits mehrmals von ihr bereiste Land. Das hätte eigentlich nicht passieren dürfen. Auf der Stelle bot der Wirt mir freies Getränk an, wenn ich in seinem Lokal als Dolmetscher behilflich sein wollte, denn es verkehrten so viele Ausländer hier, mit denen es ihm schwer fiel sich zu verständigen, zumal wenn sie besondere Wünsche hatten.

Da ich keine Möglichkeit sah, besonders bei solchem Wetter, willigte ich ein. Er veranlasste die Kapelle einen Tusch auf mich zu spielen und kurz darauf spielte man den „Hämmelsmarsch“, in der Annahme unsere Nationalhymne zu spielen. Das hatte man so ein geprobt, um bei den vielen Ausländern Eindruck zu schinden. Zum Spass setzte ich mich auch in die Kapelle und spielte eine dieser tausendmal heruntergeleierten Etüden aus meiner Klarinettistenzeit, aus purer Protzerei. Auch das schindete Eindruck und so geschah es, dass ich als einen der Ihrigen betrachtet wurde. Natürlich begeisterte das alles die anwesenden Gäste. In einem Nebenraum wurde mir alsdann aufgetischt, natürlich gratis.

Zum Glück gab es nicht dieselben gekochten Kartoffeln im Essig, die man uns am Feuerkogel serviert hatte. Ich kann vieles Probieren und verweigere selten Hausmanns Kost. Doch diese Kartoffeln im Essig bekam ich nicht weg. Heute esse ich sehr gerne diese platten Kartoffelscheiben aus der Bratpfanne, in Entenschmalz gedünstet mit Zwiebeln, Lorbeerblättern und einem Schuss Essig darüber.

In diesem Nebenraum sassen und assen auch manche Einheimische. Diese wollten alles Mögliche über unser Land erfahren und dann das Gespräch auf die Politik bringen. Es wunderte mich, als der Wirt mich sofort beim Arm nahm und mir anriet mich nur gar nicht in ein solches Gespräch ein zu mischen, denn hier sassen, frühere Nazis, Tiroler Separatisten, echte Österreicher und was noch alles von Meinungsvertreter möglich war. „Sonst wird es auf einmal hier Mord und Totschlag geben“, meinte der gut gelaunte Wirt!

Ich war gewarnt. Natürlich war ich begeistert von den aparten Bekleidungsstücken, die von den Einheimischen als Volkstracht getragen wurden. Einer in der Runde hatte einen Tiroler Hut mit Gamsbart und genau so einen Gamsbart wollte ich haben. Bald hatte ich das Gespräch in diese Richtung gebracht und man erzählte mir als verfehlten Förster im grossen Eifer, wie in diesem Land gewildert wird, welches Wild noch in den Bergen geschossen werden kann und dann begannen die Jagdleute sich ihrer Trophäen zu rühmen.

Einen der mir scheinbaren Angeber, der meines Erachtens sich am meisten hervortat mit seinen gesammelten Gamsbärten, den nahm ich mir aufs Korn und meinte: „Ich glaube Sie übertreiben wohl mit all diesen Gamsbärten.“ Da hätte man hören sollen, was auf einmal los war. „Mit soviel Gamsbärten könnten sie doch einem Pfadfinder einen Gefallen tun und ihm einen verkaufen, doch werde ich wohl das Geld dafür nicht aufbringen können.“

Diese Aussage hatte einen unerwarteten Erfolg. Aller Augen waren jetzt auf den Gehetzten gerichtet. Jedermann stachelte ihn an, sich doch endlich erweichen zu lassen. Er geriet immer

mehr in die Bredouille. Dann sprang er auf: „Bleib hier Cowboy, ich fahre jetzt nach Hause und werde dir meine Sammlung zeigen.“ Gesagt getan. Sein Kollege hatte ein Motorrad vor der Tür stehen. Beide schwangen sich hinauf und los ging die Fahrt. Als sie nach geraumer Zeit zurückkamen, ich hatte bereits vermutet, dass dies nicht mehr geschehen würde, hatte ich bereits wieder meine Dolmetscherrolle spielen müssen, zwischen dem Schotten und der Jodlerin.

Die Jodlerin wollte unbedingt wissen, was für eine Wäsche er unter dem Kylt trage. Ich ahnte bereits Skandalöses, doch der rothaarige Schotte scheute sich nicht, erhob sich von der hölzernen Bank, stieg auf den schweren Holztisch und hob seinen karierten Rock hoch. Zu sehen war eine ebenfalls bunt karierte Unterhose aus denen kräftige Oberschenkel hervorstanden. Nahezu das ganze Lokal war auf den Beinen um sich zu überzeugen, dass die üble Nachrede, alle Schotten würden ohne Unterhosen unter dem Kylt umherlaufen, überhaupt nicht stimme.

Die Jodlerin küsste ihren neuen Freund und schmetterte einen separaten Jodler a capella, der uns allen in den Ohren schallte. Auch meinem Freund mit dem Gamsbart waren die Stielaugen wieder zurückgestellt und er zog mich hinein in die Räumlichkeiten, die nur der einheimischen Stammklientel reserviert war. Dort zog er drei verschiedene Gamsbärte aus seinem Jagdbeutel und meinte etwa so ähnlich: „Do, such dir einen raus, d’kannst ihn behalten. Du kriegst ihn umsonst, weil du so’n extra feiner Karl bischt.“ Die Einheimischen gratulierten ihm für seine heldenhafte Tat und das Geschenk, das er mir machte. Ich war natürlich überaus begeistert.

Ich kam nicht aus dem Staunen heraus und als ich meinen Pfadfinderhut mit dem Gamsbart schmücken wollte, da war er mir dabei behilflich. Er müsse an den Riemen festgebunden werden, damit er nicht leicht verloren gehe oder geklaut werden kann. Noch immer schmückt diese, meine Bad Ischler Jagdtrophäe, die ich soeben ergattert hatte, mein Arbeitspult, in meinem Büro, und wenn ich ihn etwas näher in Augenschein nehme, dann schmücken ihn auch noch einige herrliche Gräser aus der Puszta Ungarns, die mein Freund der Korrespondent mir geschenkt hatte.

In dem Lokal war wahrlich die ganze Nacht über etwas los, aber je näher es gegen Morgen ging, je öfter fielen mir die Augen fast zu und erst gegen 4 Uhr in der Frühe brachte mich der Wirt mit seinem Wagen bis vor die Tore des keinesfalls veränderten, zum Schlammboree gewordenen Campingfeldes. Er ging auch mit diesem Beinamen in die Weltgeschichte ein.

Den beiden Liebhabern musste ich meine Adresse geben, damit ich die geschriebenen Liebesbriefe übersetzt weiter leiten konnte. Ich muss gestehen, dass ich diese Verantwortung leichtfertig übernommen hatte, was sich aber als immer schwieriger herausstellte. Denn das was der draufgängerische Schotte seiner Jodlerin schrieb, war alles als nicht galant, wenigstens in meinen Augen, und so kam es, wie es kommen konnte. Erstens ohnmächtig die eher schlüpfrigen Nuancen bedeutungsgerecht zu übersetzen und dann die meist, aus meiner Sicht jedenfalls belanglosen Alltagsbemerkungen z. B., wie das Wetter sei, oder die Temperaturen draussen, trieben mich verführerisch dazu meine eigenen Gedanken und Bemerkungen, in eher romantischen Art, in die Briefe an die Jodlerin einzuschmuggeln, was auf die Dauer aber immer unhaltbarer wurde, wenn die Jodlerin dann auf diesen Wortlaut antwortete und der Schotte überhaupt keine Ahnung hatte, wovon sie schrieb. Eine solche Kupplerei wollte ich mir jedenfalls nie mehr aufhalsen, soviel hatte ich bei diesem Experiment gelernt. Doch der clevere Schotte hatte sich zu einem deutsch Studium hinreissen lassen und die Jodlerin ihrerseits, versuchte sich in englischer Sprache, sodass auf einmal der Briefwechsel von Liebesbezeugungen über eine Zwischenstation in meinem Dolmetscherbüro nicht mehr erwünscht war. Ich habe nie erfahren, welches Ende diese Liebschaft genommen hat.

Ich erinnere den Leser: Über Umwege kam ich nach Bad Ischl. In einem Lokal, wo Musikanten für Unterhaltung sorgten, sang auch eine österreichische Jodlerin, die meines Wissens bei einem Radiosender arbeitete. Der Name des Senders ist mir entfallen. Blauweiß rot oder so.

Das Fräulein verliebte sich in einen Schotten der ebenfalls Zuflucht im Lokal genommen hatte. Die beiden verliebten sich augenblicklich. Da sie kein englisch und er kein deutsch sprechen konnte, vermittelte ich als Dolmetscher. Das tat ich auch nach der Abreise und übersetzte deren Liebesbriefe.

Nachforschungen

Nachdem ich diese Episode niedergeschrieben hatte, juckte es mich einmal zu versuchen um noch einmal Kontakt aufnehmen zu können mit der Jodlerin, was mir als erfolgreicher angeraten wurde, als den Weg über diesen Schotten.

So verfasste ich denn nachfolgenden Brief an den Österreichischen Rundfunk.

Von: Henri Regenwetter [mailto:regenwet@pt.lu] Gesendet: Sonntag, 13. Jänner 2008 12:49An: Ö1 – Service.
Betreff: Hilfe beim Suchen einer Jodlerin

Sehr geehrter Damen und Herren

Ich war vom 3.August bis zum 12. August auf dem 7.Jamboree der Pfadfinder in Bad Ischl. Es würde mich sehr freuen wenn sie behilflich sein könnten um den Namen dieser Jodlerin die damals in einem Lokal wo ich verkehrte, Jodler in Hülle und Fülle darboit. Vielleicht könnte man noch weitere Angaben über deren späteres Leben ausfindig machen.

Für ihre wertvolle Hilfe bedanke ich mich bereits jetzt.
Mit freundlichen Grüßen
Henri Regenwetter

Stellungnahme: Nur der österreichische Rundfunk hätte mir Auskunft geben können über eine Sängerin, die zu besagter Zeit beim Rundfunk gearbeitet hat. Wenn sie die nachfolgende Antwort lesen, dann verstehen sie sicher, warum ich sogleich meine Suche sofort wieder eingestellt habe. Ich war in ein „Weiterleitungssystem“ geraten.

Sehr geehrter Herr Regenwetter!

Vielen Dank für Ihr E-Mail.
E-Mail: Leider können wir Ihnen bei Ihren Anliegen nicht helfen. Evtl. können Sie direkt beim Roten Kreuz Informationen erhalten.
Für Ihr Interesse an unserem Klassik- und Kulturprogramm Ö1 bedanken wir uns und verbleiben mit freundlichen Grüßen Ö1 Service: oe1.service@orf.at Tel.: +43/(0)1/501 70/371 Fax: +43/(0)1/501 01/18595http://oe1.orf.at

Einen gewaltigen Eindruck auf mich machten am Tag des Großen, als Abschluss geltenden Lagerfeuers, die zumeist schottischen Dudelsackpfeifer. Eine regelrechte Heerschar von Musikanten hatte sich unsichtbar hinter einem der großen Hügel aufgestellt, die wellenförmig die ganze Zeltstadt umgaben. Dann begannen sie zu spielen, was einen mächtigen Radau machte, ohne dass man wusste, aus welcher Richtung diese unbekannten Töne aus den prall gepressten Dudelsäcken kamen. Plötzlich wippten über den Kamm des großen oben abgeflachten Hügels die flachen, in schottischen Mustern aufleuchtenden Käppis mit Zipfel, auf und ab. Ein Raunen ging durch die tausendköpfigen Zuschauerreihen. Dann folgten im nahezu berauschenden Takt die Köpfe der in breiter Front aufmarschierenden Bläser und so wie sich das Gelände hinter dem Hügel zeigte, wippten alsbald die noch weitaus vielseitiger, bunten Oberkörper im Takt, wobei die Trommler mächtig ins Zeug hauten. Die vordersten Reihen der Musikanten folgten bereits dem wieder abfallenden Gelände, sodass die nahezu über ihnen nachrückenden Schotten wie aus einem unterirdischen Topf zu quellen schienen.
Das Bild und der Ton waren kaum an Dramatik zu überbieten. Der Eindruck war unbeschreiblich. Es war, als ob eine Armee sich aufbäumte, um in die Schlacht zu ziehen. Furchterregend, und Beklemmung ausstrahlend, imposant, überwältigend, majestätisch, starr wie eine sich vorwärts bewegende, multikolor und immer höher werdende Felswand, oder Dampfwalze, die nahezu gerade auf meinen Standort zu marschierte. Das Gruseln befiel mich.

Eine totale Hühnerhaut wuchs über meine Arme und Beine und obschon ich die Sache realistisch ansehen und beurteilen wollte, fühlte ich plötzlich wie auch in meinem Innern die Eingeweide, im Takt zu vibrieren begannen und genau diese Erfahrung am eigenen Körper, liess mich im späteren Leben sofort verstehen, wie so eine musikalische Vibrationstherapie auf die einzelne Organe, sich auswirken kann, damit diese aus einem schlafähnlichen und damit krankhaften Zustand zum erneuten Funktionieren wachgerüttelt werden. Das war ein grandioses Schauspiel, das ich niemals vergessen werde. Ich hatte bei diesem Anblick und bei diesem höllischen Spektakel nicht allein das Empfinden, dass solch ein Aufmarsch vor einer Schlacht viele Feinde bereits in die Flucht schlug oder zum Entsetzen brachte und so diese ganz gewiss vor dem

Schwimmen im Nussensee

Die Freizeitgestaltung auf diesem 7. Jamboree, der im Jahr 1951 über die Bühne ging, (dieses internationale Zelten wiederholt sich nahezu alljährlich seit 1920) war sehr gut organisiert und auch vielseitig interessant, abgesehen von dem gewaltigen Unwetter, das dieses Jamboree zum Schlammboree werden liess. Etwa 13000 Pfadfinder aus aller Welt trafen sich dort in einer kameradschaftlichen Zeltstadt. Da gab es den anderwärts in meinen Memoiren bereits beleuchteten Besuch von St. Wolfgang am gleichnamigen See, mit seinem weltweit bekannten Hotel, das „Weiße Rössl“, wo ich die Bekanntschaft machte von Ralph Benatzky, dem Autoren des Singspiels „Im Weißen Rössl“. Er starb sechs Jahre später (1957) in Zürich. Als wir uns begegneten, zählte der Künstler also 67 Jahre. Ich war dagegen erst 19, als auch das nachfolgende Ereignis stattfand.

Der Traunsee befand sich ebenfalls auf unserer Ausflugsliste, mit manchen schönen Städtchen an seinen Ufern, wie Ebensee, Traunkirchen und auch Gmunden. Ganz in der Nähe starteten wir damals unsere Seilbahnfahrt auf den 1624 Meter hohen Feuerkogel. Doch diese Fahrt erwies sich als Fehlschlag, weil dichte Wolkenbänke jegliche Sicht im Umkreis verhinderten und es uns regelrecht kalt wurde, besonders da wir ja in kurzen Hosen dort oben weilen wollten. Dazu bahnte sich ein Gewitter an. Da war es schon ratsam, sich nicht im Gebirge aufzuhalten. Ich erinnere mich noch, dass wir anschliessend in einem Restaurant der näheren Umgegend Mittag machten. Das Essen war vorbestellt. Damals schauderte ich mich, als ich zum ersten Mal heiße Kartoffeln in einem stark vom Essig betonten Saft vorgesetzt bekam, abgesehen vom Fleisch und anderem Gemüse. Heute haben wir zuhause dieses Menü auf persönliche Gaumenbedürfnisse umgestellt. Zuerst werden die Kartoffeln in Taler geschnitten, die ca ½ cm dick sind. Dazu eignen sich die etwas mehligeren Sorten „Nicolas“, „Bintje“ oder

„Charlotte“ am besten. Sie braten in einer mit heißem Schweine- oder Entenschmalz eingefetteten Pfanne. Gewürzt wird mit Salz und Zwiebeln. Es kann auch Gänseschmalz gebraucht werden, was sich bei der Zubereitung von Sauerkraut als geschmacksverbessernd erwiesen hat. Mehrere Lorbeerblätter vor allem, die den charakteristischen Geschmack wiedergeben sollen, müssen unbedingt beigelegt werden und zum Schluss wird mit einem Schuss Essig abgeschmeckt, was auch ein Anschlagen der Kartoffeln in der Pfanne verhindert. Mit herbem Wein abgeschmeckt, habe ich diese Zubereitung noch nie probiert. Die Kartoffelscheiben fallen an den Rändern in weiche Stücke, wenn sie den besten Grad der Zubereitung erreicht haben.

Doch nun zum Nussensee, der in einem Berghang etwas westlich von Bad Ischl liegt. Es sollte eine gemütliche, erholsame Wanderung werden, in der dort noch fast unberührten Natur. Damals gab es hier noch keinen Touristenrummel. Der See liegt eingeschlossen vom Wald auf einer Nordhangstufe. Wir konnten ihn zu Fuss erreichen, also nicht weit von unserm Zeltlager entfernt. Dieser kleine See schmiegt sich etwa 700 Meter lang an eine ziemlich steile und dicht bewaldete Bergflanke. Dagegen aber ist er nur etwa 100 Meter breit. Rundum wächst Mischwald, doch hauptsächlich kann man Nadelhölzer erkennen. Unsere Chefs hatten uns angeraten das Schwimmzeug mit auf die Wanderung zu nehmen, weil ein Bad im Nussensee vorgesehen war.

Ein schöner Tag schien sich also anzubahnen. Die Sonne schaute bereits über die Bergzinnen, als wir loszogen. Ein vielleicht etwas schneller Anstieg in den Berg, sowie die ebenfalls steigende Lufttemperatur, machten sich recht bald auf unserm Körper bemerkbar. Ungewohnten Wanderern war der Schritt manchmal zu schnell, bei anderen färbten sich bald Ärmel und Kragen dunkel, weil Schweiß aus den Poren austrat und als wir an den herrlichen Waldsee gelangten, hatte sich in vielen von uns der Wunsch breitgemacht, bald ein kühlendes Bad zu genießen. Die Ufer auf der Südseite lagen gerade noch im Schatten des Baumwuchses. Als wir nach einem leichten Anmarsch dort angekommen waren, starrten wir nahezu gierig auf den herrlich blauen See, der zum Baden einladet. Unter den ersten Fichten befand sich eine kleine Hütte, wohin der Bootsvermieter sich zurückziehen konnte, um seine Buchführung zu machen. Ein nagelneuer Steg ragte mit seinem vorderen Ende aus dem Schatten heraus bis ins offene Wasser. Einige vergammelte Stützen des alten Steges lugten noch über die Wasseroberfläche. Hier waren einige bunt bemalten Nachen festgemacht. Nur der Bootsvermieter, mit dem wir alsdann „geschäftlich“ in Verbindung traten, war zugegen, sonst war keine fremde Seele zu sehen.

Im Ufergestein plätscherten die vom leichten Wind bewegten Wellen. Es stellte sich alsdann heraus, dass nur wenige eine Badehose dabei hatten. Die blaue Wasseroberfläche des Sees spiegelte einladend den Himmel auf Erden, mitsamt einigen einsamen Wölkchen. Sie zogen langsam dahin und deuteten auf eine längere Schönwetterlage hin. Vom sanften Wind bewegt, der vom nahezu nicht besonnten Hang des Berges herunterfiel, kräuselte sich die Oberfläche des Wassers leicht und einladend. Traumhaft schön war die Landschaft rundherum. Eine Idylle. Einige Kollegen beeilten sich auf dem Steg, um Schuhe und Strümpfe auszuziehen, um mit gestreckten Füssen dem erwartungsvollen Nass die Temperatur zu nehmen. Es zeigte sich alsdann, dass die Wassertemperatur keinesfalls so angenehm war, als erwartet. Sie fühlte sich empfindlich kühler an, möglicherweise, weil man sich bereits warm gewandert hatte. Das entsprach jedoch ganz normal der Temperatur eines Sees, der am Tag nur kurze Zeit einer wärmenden aber schnell wieder hinter den Bergen versinkenden Sonne ausgesetzt ist.

Es gab alsdann eine rege Diskussion. Eine größere Gruppe wollte nicht hinein in das nach ihrem Empfinden zu kalte Wasser. Darunter befanden sich auch welche, die nicht schwimmen

konnten. Man riet ihnen deshalb auch vorsichtshalber ab mit in eines der gemieteten Boote zu steigen, andere berieten sich und kamen zu dem Entschluss die Wanderung rundum den See fortzusetzen, bis ans gegenüberliegende Ende. Dieser Vorschlag erzielte auch meine vielleicht

doch etwas voreilige Zustimmung. Die kleine Anzahl der mutigen Schwimmer sollte sich demzufolge ebenfalls am gegenüberliegenden Ende des Sees einfinden. Das bedeutete, dass man entweder durch den ganzen See hindurchschwimmen sollte, oder unterwegs in eines der Boote steigen konnte. In die Boote verstauten diejenigen ihre Kleidung, die bereit waren diese Schwimmleistung zu vollbringen. Die Boote sollten sicherheitshalber uns Schwimmer begleiten und Ermüdende aufnehmen. Das war schneller gesagt als getan. Der Bootsbesitzer erklärte sich bereit in einem der beiden Boote mitzufahren, um seine Geschäftsbasis selber wieder an den Ausgangspunkt zurück zu rudern. Es zeigte sich auch gleich, wer eine Badehose dabei hatte und wer nicht. Da wir merkten, dass wir ganz allein hier am See waren, erlaubten sich einige selbst und spontan ohne Badehose, das heißt ungeniert und pudelnackt, ins Wasser zu steigen. Niemand stellte sich gegen diesen Entscheid. Es ward dann abgemacht, dass sich alle drüben am Waldesrand wieder treffen, die Wanderer, die Bootsfahrer mit unseren Kleidern, sowie die Schwimmer. Niemand empfand also etwas dabei weil Verschiedene nackt badeten. Manche hätten am liebsten auch ihre Badehose wieder ausgezogen.

Ich muss gestehen, auch ich hatte keine Badehose dabei, doch wäre ich gegebenenfalls mit der Unterhose ins Wasser gegangen. Ich entschied mich aber auch für das nackte Schwimmen. Als ich mich auszog, kamen mir zuerst doch etliche Bedenken, die sich aber schnell verflüchtigten, sobald ich ins Wasser getaucht war. Was war schon dabei? Niemand erregte Ärgernis, einfach so ohne Badehose zu schwimmen. Ärgernis erregen ist sowieso etwas Relatives und Subjektives. Nur der Bootsvermieter konnte sich ein gutmütiges Lächeln nicht verkneifen. Kein Wesen der irdischen Fauna hat je den Wunsch verspürt, sein Geschlecht zu verstecken. Nur der Mensch. Ob sich das auch wirklich erst nach der gegessenen Frucht von diesem symbolischen Baum der Erkenntnis zeigte, oder eher eine Folge der eingehämmerten Doktrin. Ich musste unweigerlich an die Klosterkirche in Einsiedeln denken, die wir mit einer Pfadfindergruppe kurze Zeit vorher besucht hatten. Auch dort störte sich niemand an den vielen halb nackten und nackten Putten sowie den ausgewachsenen und mit Luft bekleideten Engeln, die immer noch als wesentlicher Bestandteil der Rokokokunst verstanden werden. Sogar Michel Angelo scheute sich nicht, öffentliche Statuen nackt darzustellen. Sie wurden auf öffentlichen Plätzen errichtet und sind heute nicht mehr wegzudenken. Das ist eben Kunst. Ich fühlte mich als lebendiges Kunstprodukt. Doch musste ich meine Sinne jetzt sofort wieder zusammennehmen, um mich zuerst an das doch etwas frische Nass zu gewöhnen.

Als wir mit einer befreundeten Familie einige Jahre später, im offenen Meer bei Valras-Plage

badeten, da hatten die beiden Söhne meines Kollegen R.L. ebenfalls das Bedürfnis zu probieren, wie sich nacktes Baden auf das Wohlgefühl der Psyche auswirken würde. Einer der Söhne, er ist heute Chefarzt in einer Privatklinik in Bremen, bedauerte es nirgendwo seine Hose abstreifen und hinlegen zu können. Da ich bereits aus Erfahrung wusste welch ganz spezielles Gefühl das nackte Baden auslöst, bot ich mich an, alles Schwimmzeug in meiner Hose aufzubewahren, während die Jungens des Kollegen, sowie meine Mädchen, das Experiment im Wasser schwimmend vollzogen. Sie zogen sich im Wasser aus und reichten mir die störenden Kleidungsstücke.

War es ganz natürliche Scheu, oder war es unzivilisierte Scham die es diesen Jugendlichen sehr schwer fallen lies nachträglich über das im Meerwasser erlebte Experiment zu sprechen? Sie waren wahrscheinlich blockiert durch ein Gefühl der Unpässlichkeit. Das Einzige was sie zu bemerken bereit waren, dass es ein bisher nicht erlebtes Gefühl sei.

Welch ein herrliches Gefühl jedoch, einer bisher noch nie erlebten Freiheit mich persönlich im Nussensee beschlich, kann ich ebenfalls schwer in Worten fassen, ohne dabei ins Schwärmen zu geraten. Es ist schon ein wunderbares Gefühl, vollständig nackt in Gottes freier Natur und unter diesem wunderbaren Blau des Himmels zu schwimmen. Ich war keinesfalls erpicht mit den anderen Schwimmern ein Wettschwimmen zu veranstalten. Da ich sowieso kein schneller Schwimmer bin, blieb ich bald ein gutes Stück hinter den spurtenden Kameraden zurück. Die Insassen in dem mich begleitenden Boot leisteten mir Gesellschaft. Wir unterhielten uns, während ich mich anstrengte mit Nase und Mund stets über der Wasseroberfläche zu bleiben. Das Gespräch ging von lustigen und auch spöttischen Bemerkungen, bis hin zur Anfeuerung doch etwas schneller zu schwimmen. Ich muss gestehen, es wurde mir schnell bewusst, dass ich mich gewaltig in der Distanz geirrt hatte. Wahrscheinlich hatte ich meine eigenen Leistungsmöglichkeiten überschätzt. Was mir zuerst, wie ein Katzensprung vorgekommen war, entpuppte sich bald als eine Strecke von weit über 500 Meter, wenn nicht sogar mehr als einem Kilometer. Während ich noch auf halber Strecke paddelte, begannen die ersten Schwimmer sich bereits dem Ziel zu nähern. Sie riefen nach ihren Kleidern. Das mich begleitende Boot läst mich notgedrungen im Stich, um den andern ihre Kleidungsstücke zu bringen. Das stört mich jedoch wenig.

Ich schwamm in aller Seelenruhe und im gewohnten Tempo weiter, obschon ich erste Anzeichen von Ermüdung verspürte. Ich genoss aber noch immer das Baden. Noch nie war ich in meinem Leben so weit geschwommen. Bedenken überkamen mich trotzdem erst, als ich mir überlegte, ob ich das je schaffen würde. Ich konnte weder crawlen noch im Schmetterlingsstil schwimmen, so war ich auf Brust- respektive auf das Rückenschwimmen angewiesen.

Um mich ein wenig zu schonen, legte ich mich alsbald auf den Rücken und wirbelte nur noch mit meinen Handgelenken, die ich wie Schaufelräder im Kreis drehte. An den über mir vorbei gleitenden Baumwipfeln konnte ich erkennen, dass ich auch auf diese Weise vorwärtskam, wenn auch nicht schnell. Abwechseln machte ich kräftige Beinstösse beim Rückenschwimmen, die mich schneller durch Wasser trieben.

Harziger Duft drang mir in die Nase. Der blaue Himmel über mir war grenzenlos weit und die Tiefe des Sees unter meinem Rücken, begann mich bereits etwas mehr zu interessieren. Da ich keine Ahnung hatte, wie tief überhaupt dieser Abgrund sein konnte, begann meine Fantasie Kapriolen zu schlagen.

Als ich so auf dem Rücken schwimmend gemächlich aber voller Wonne über den See dahinglitt, geschah plötzlich etwas, was ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Das Wasser

um mich herum wallte auf einmal erschreckend kräftig. Mein Kopf geriet urplötzlich in eine frostig eiskalte Strömung. Ich verspürte es wie einen Schlag. Es war mir aber schnell bewusst, dass es eisige Kälte war, die mich befiel. Dann schob sich mein Oberkörper hinein in diesen eiskalten Bereich und schon schmerzte mich mein ganzer Leib. Ich fühlte mich verkrampft und stellte erschreckt fest, dass meine Gliedmaßen sich absolut nicht mehr bewegen ließen, so sehr ich mich auch anstrengte. Auch mein Unterleib trieb hinein in diesen eisigen Frostbereich, worauf auch meine Beine mir sogleich jede Hilfe versagten. Es gab kein Entrinnen. Ich glitt also total machtlos dahin, am ganzen Körper erstarrt, gelähmt. Die Kälte umschlang mich wie ein Eispanzer. Hilflos trieb ich nun auf diesem mir jetzt heimtückisch gewordenen See. Ein Glück, dass ich noch etwas Schub hatte, denn ebenso urplötzlich wie diese eisige Kälte über mich hereingebrochen war, geriet ich wieder in eine wärmere Zone. Lauwarm kroch es zuerst wie Zauber über meinen Kopf, dann schoben sich meine Arme und Beine in diese wohltuende, wärmende Blase. Es war mir, als ob meine Gelenke auftauten, sich wieder bewegen ließen. Und das stimmte auch. Mit kräftigen Stößen musste ich jetzt aufs rettende Ufer zustreben.

Dieses Ereignis hatte mir eine unbeschreibliche Angst eingejagt. Ich glaubte zuerst an einen Schwächeanfall, wegen der ungewohnten Anstrengung. Dann drehte ich mich schnell wieder in Bauchlage um, denn das Brustschwimmen ermöglichte mir erneut den Blick zum Ufer, was mir auch etwas mehr Zuversicht verschaffte. Da ich aber wissen wollte, was da hinter mir passiert war, verharrte ich einen kurzen Augenblick im Wasser aufrecht und blickte rundum mich um die Orientierung wieder zu erlangen und um genau zu wissen, in welche Richtung ich weiter zu schwimmen hatte. Mein Blick ging auch zurück dorthin, wo sich dieses unbekannte Phänomen ereignet hatte. Ich spähte über die Wasseroberfläche. Vor mir zeigte die sonst nahezu wellenlose, größere flache Wasserfläche eine ausgesprochen starke Wölbung, die sich von einem zentralen Punkt seitwärts ausdehnte und dann flacher wurde. Obenauf schwimmende Luftbläschen und auch dickere Luftblasen, die prickelnd wie Sprudel in einem Glas aufplatzten, ließen erkennen, wie schnell das Wasser dort strömte. Grausen überfiel mich, weil meine Fantasie mit mir durchging. Welche ungeahnte Kraft fesselte mich da unter Wasser? Sie musste bei dieser Wellenbewegung aussergewöhnlich groß und stark sein. Sie strömte ebenfalls prickelnd an meinem nackten Körper vorbei. Ich wusste, es konnte kein Unterseeboot sein. Das war mir klar. War es etwa doch ein Seeungeheuer, ein riesiger Fisch oder ein tauchender Schwimmer? Angst trieb mich an, schnellstens aus dieser ungemütlichen Zone heraus zu schwimmen.

Ich kann nur noch niederschreiben, dass ich daraufhin das ersehnte Ufer unerwartet schnell erreichte. Die Meute wartete bereits ungeduldig auf mich. Sie feuerten mich an, etwas schneller zu schwimmen. Niemand schien dieses Ereignis bemerkt zu haben. Alle klatschten kräftig in die Hände und reichten mir die Hand, als ich aus dem Wasser stieg, um über das steinige Ufer zu staksen. Nass, wie ich war, schlüpfte ich sofort in meine Kleider. Ich ging sofort zu unserem österreichischen „Pfadfinder“ und erklärte ihm, was mir da mitten im See passiert war.

„Junge, du schwimmst aber ziemlich langsam“, sagte er zuerst. „Du hast uns schön warten lassen. Fairerweise aber kann ich dir nur gratulieren, denn es gibt nicht viele Schwimmer die eine so weite Strecke, von nahezu einem Kilometer, geschafft hätten. Die Meisten, die es versuchen, müssen unterwegs erschöpft ins Begleitboot genommen werden.“

Das war Lob, verbunden mit einer schmerzhaften Rüge. Ich entschuldigte mich und begann dann der auf mich starrenden Meute zu erzählen, was mir passiert war.

Unser einheimischer Begleiter, der aufmerksam zugehört hatte, trat in den Kreis, der sich um mich gebildet hatte und meinte aufklärend: „ Mein lieber Freund, da hattest du wirklich unheimliches Glück, denn von diesen eiskalten Stellen im See gibt es deren 2. Da ergießen sich eisige Quellen mit gewaltigen Wassermassen, die auf dem See Boden aus Klüften im Berg ausbrechen. Deren Kraft ist nicht ständig und gleichmäßig vorhanden, doch nach einigen stark gewittrigen Tagen, mit viel Regen, kann sie so gewaltig werden, dass sich da wo der Quell nach oben strömt, ein regelrechter Wasserhügel über die normale Wasserfläche erhebt, wie du beschrieben hast. Und Regen hatten wir über die letzten Wochen genug gehabt. Boote, die darüber hinweggleiten, driften seitlich weg. Dein größtes Glück aber bestand darin, dass du nicht komplett erstarrt bliebst. Du konntest gleich wieder deine Gliedmaßen bewegen, denn wenn diese Rückkehr zur Bewegungsmöglichkeit nicht stattgefunden hätte, wärest du arg in Bedrängnis geraten. Du wärest abgetaucht und wir hätten dich retten müssen. So eine plötzliche Unterkühlung kann sogar auch den kräftigsten Körper komplett lahmlegen. Jetzt ist sicher auch jedem von euch klar, warum immer ein Begleitboot bei den Schwimmern sein sollte, damit man bei so unvorhersehbaren Zwischenfällen immer eine sichere Hilfe um sich hat. Wenn man bedenkt, dass bei einer Wassertiefe von vielleicht 30 Metern, diese Kraft der Quellen sich bis an die Oberfläche des Sees überträgt, dann kann man sich auch leicht vorstellen, welche ungeheuren Wassermengen diese Quellen ausstoßen. Dummerweise hatte ich es unterlassen euch bereits bei unserer Ankunft am See zu zeigen und zu erklären, dass der kleine Bach den wir beim Bootssteg gesehen haben, als einziger sichtbarer Zulauf, keinesfalls den Wassermassen des Auslaufs entspricht. Ein Phänomen, das den Bergbewohnern wohl bekannt ist, das aber lange nicht von jedermann verstanden wurde. Das allein deutet schon darauf hin, dass von anderswo und unsichtbar, bedeutende Wassermengen in den See strömen müssen. Wenn du das alles gewusst hättest, dann wäre dir schnell klar worden, welchen Naturkräften du da ausgesetzt warst.“

Alle Kollegen starrten hinaus auf den See, grasten mit ihren Augen die Wasseroberfläche ab, um zu schauen, wo sich diese Hügel im Wasser befanden. Vom Ufer aus aber war dieses Phänomen nicht ausfindig zu machen. Keinem von den anderen Schwimmern war Ähnliches passiert. Sie hatten wahrscheinlich eine Schwimmrichtung näher am Ufer eingeschlagen, während ich dagegen den geraden, den kürzesten Weg vorgezogen hatte. Alle klatschten alsdann in die Hände und mir zur Freude drehten sie dreimal die Kaffeemühle, wobei sie ausriefen, bravo, bravo, bravo, so als ob ich eine außergewöhnliche Leistung vollbracht hätte.

Um uns seine Erklärungen vor Augen zu führen, lud der einheimische Pfadfinder uns ein mit ihm auf die Hangseite des Berges zu gehen, wo sich der Auslauf des Sees befand. Dort angekommen staunten wir nicht wenig, denn schon bevor wir das Wasser sehen konnten vernahmen wir bereits das Rauschen und Tosen des bis 2 Meter breiten Wildbaches, der als Wasserfall direkt am Seeufer begann. Nun erst bekamen wir eine Idee, welche Wassermassen da in der Tiefe des Nussensees aus dem Innern der Erde nach oben schossen, oder besser gesagt gepresst wurden. Der Druck der Wassersäule im Innern des Berges musste enorm sein. Von einer Strömung in Richtung eines Abflusses hatte ebenfalls keiner von uns Schwimmern etwas verspürt. Der einheimische Wegbegleiter meinte, als wir dort angekommen waren. „Das ist wirklich erstaunlich, so einen starken Wasserfall habe ich hier noch nie gesehen.“

Dieses Erlebnis war praktische Naturkunde, Geografie oder Geologie, ganz gleich, wie man es nennen will und ich bin mir sicher, dass niemand unserer Gruppe später in seinem Leben je wieder eine Quelle mit Grundwasser verwechselte. Viele Unwissende behaupten nämlich, wenn sie beim Graben auf fließendes Wasser stoßen, sie hätten eine Quelle freigelegt.

Wir waren alle eine Erfahrung reicher geworden und empfanden mit Freude das große Glück,

weil dieser schöne Ausflug so glimpflich, zufriedenstellend und dazu noch lehrreich verlaufen ist. Ich insbesondere. Es war ein Tag der Gemeinsamkeit, des kameradschaftlichen Geistes, den ich immer wieder bei meinen Aktivitäten mit Pfadfindern bewunderte. Er prägte sich ins Innere meines Erinnerungsvermögens und diente mir später im Leben, um meinen Kindern beim Gebirgswandern als Lebenserfahrung und als Verhaltenslehre zu übermitteln.

Abschied

Eine meiner bittersten Entäuschungen meines Lebens.

Mit dem damals bedeutendsten Kameramann von RTL Gaston Rollinger zusammen, war geplant einen Naturfilm zu drehen, der sich hauptsächlich mit dem Gartenteich beschäftigte. Der Sendetag war bereits vorher angekündigt worden. (Das hätte ich nicht machen dürfen. Es war ein unverzeihlicher Fehler!!). Die Übertragung sollte am 13. Mai 1984 geschehen. Ich hatte für die Dreharbeiten ein kleines Drehbuch zusammengestellt. Herr Rollinger, sein Assistent und ich versuchten in verschiedenen Anlagen unserer Mitglieder (AAT) die besten Bilder zu produzieren. Beide, der Kameramann und der Assistent waren dazu wochenlang ohne meine Präsenz unterwegs. Ich wies immer nur auf wichtige Details hin und die Beiden versuchten diese im Bild fest zu halten. Für mich war es eine erfreuliche Arbeit, da sie ja am Ende eine gute Präsentation abgeben würde, was die Mitglieder in der von mir gegründeten Vereinigung AAT-Amis des Aquario- et Terrariophiles (später umbenannt in AAT- Garten- und Teichfreunde Luxemburgs) im Dienste des Naturschutzes leisteten. Immer wieder, wenn ich ihm begegnete, schwärmte der Kameramann welch außergewöhnliche Abläufe in der Natur er selber bisher nie gesehen und jetzt erst beobachten konnte. „Das wird ein fantastischer Film werden“, so freute er sich. Er wagte sogar zu behaupten, dass der Film denjenigen von Heinz Sielmann ebenbürtig sei.

Als die Zusammenstellung der verschiedenen Sequenzen abgeschlossen war, zeigte er mir, was er alles im Bild festgehalten hatte und ich kam nicht aus dem Staunen heraus, wie professionell er es geschafft hatte, solche Nahaufnahmen mit unaussprechlicher Geduld zu meistern. Nun sollte noch der passende Kommentar zu den Bildern gesprochen werden. Das diesbezügliche Manuskript hatte ich bereits vorbereitet. Die Erläuterungen zum Bild sollten knapp und prägnant sein.

Ich hatte deshalb ein Rendezvous im RTL-Sender und freute mich schon auf den letzten Schliff. Noch bevor ich die Bildtexte live auf den Film sprechen sollte, versuchte ich Herrn Rollinger in seinem Büro zu erreichen, um ihm zu sagen, dass der letzte Akt jetzt beginne und ich hell begeistert sei. Leider war er nicht anwesend. Ich sah jedoch die Filmspulen auf seinem Schreibtisch liegen. Dann ging ich wieder hinunter ins Vestibül des Sendehauses und wartete auf den Chef der Produktion. Seinen Namen kann ich hier aus deontologischen Gründen nicht erwähnen, denn was jetzt kommt, grenzt ans Unfassbare.

Man lies mich warten. Über eine Stunde konnte ich mich geduldig zusammennehmen. Ich wollte aber keinesfalls nervös an die Arbeit gehen. Dann wollte ich unbedingt wissen warum es keinen Fortschritt gebe und da erhielt ich die niederschmetternde Antwort, man würde die Filme nicht finden. Aus die Maus. Ich rannte aufgeregt hinauf ins Büro des Kameramannes. Die Spulen befanden sich nicht mehr auf seinem Pult. Er aber war immer noch nicht anwesend. Ich rief ihn an, er war nicht zuhause. Als ich ihn endlich erwischte und ihm erklärte man würde den Film nicht finden, da schien er bereits zu wissen, was da abgegangen war. „Die Filme sind noch immer da. Ich bekomme mein Honorar für getane Arbeit. Nur kann ich ihnen nicht sagen, warum die Sache abgebrochen wurde. Auf jeden Fall ist der Film den Naturaufnahmen von Sielmann ebenbürtig.“

Das war ein Tiefschlag sondergleichen. Irgendjemand musste ein Interesse daran haben, dass diese möglicherweise zum Vorteil von unserer Gesellschaft gesendete Naturfilmproduktion gestoppt wurde. Und der Chef der RTL-Abteilung (er stellte sich „stackdaaf“!) machte das Spielchen mit. Er hatte sich von anderer Seite zu diesem Schritt bewegen lassen. Und der Kameramann konnte mir nur bestätigen, dass auch er gerne gesehen hätte, wie seine Arbeit beim Publikum bewertet werde. Er würde für seine Arbeit jedoch bezahlt und sonst hätte er keinen

Einfluss auf das Geschehen bei RTL.

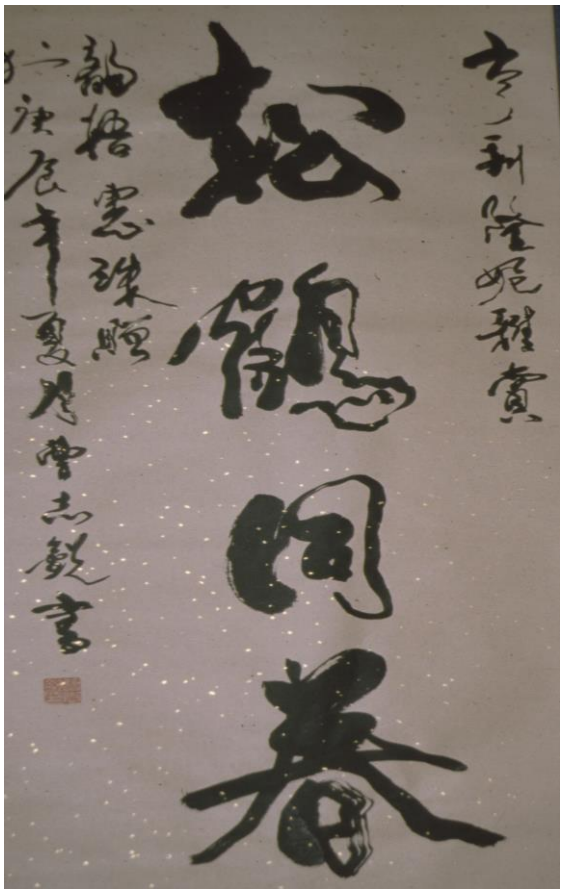
Man kann sich vorstellen, wie ab sofort sich meine Einstellung zu diesem Sender wandelte. Ich war keinesfalls mehr gewillt dort auch nur ein einziges Wort über die Antenne gehen zu lassen, denn ich hatte mir vorgenommen, bei einer eventuellen Live-Sendung diese Herren für ihre niederträchtige Handlungsweise öffentlich anzuprangern. Meine Vermutungen haben sich später auch in anderen Rivalitätsgeschichten als richtig erwiesen. In puncto Naturschutzarbeiten gibt es erschreckenderweise auch miese Zeitgenossen, die es nicht ertragen können wenn andere sich besser ins Rampenlicht zu stellen vermögen. (Ich habe über diese Episode auch ausführlich berichtet in der Jubiläumsnummer der AAT–Nr. 58 – 16. Jahrgang – März 1998 - veröffentlicht unter dem chronologischen geordneten Datum 1984 – Jahr der Ufer – siehe Jubiläumsbroschüre im Anhang). Ich komme später noch einmal auf dieses Rivalitätsdenken unter den Naturschützern zurück.

Erziehungsmethode in der Schule; ein Beispiel von Kalligrafie

Schönschreiben wurde uns aufgezwungen, es gehörte zum Punktesystem. Doch in meinem Leben habe ich gemerkt, dass man damit jedenfalls nicht viel anfangen kann. Das kostet nur Zeit und Anstrengung. Ich habe Jahre lang in der Krankenkasse die ärztlichen Medikamentenverschreibungen lesen müssen, um den Kassenanteil zu berechnen. Deshalb habe ich mich auch nie gewundert, wenn ich immer wieder hörte, dass falsche Medikamente in der Apotheke ausgehändigt wurden, denn das was die Ärzte beim Verschreiben aufs Papier bringen, ist schlimmer als Hieroglyphen mit Runen geklont. Manchmal konnte sogar der Kontrollarzt uns nicht weiter helfen und dann mussten wir den behandelnden Arzt selber anrufen, um zu erfahren welches Medikament er denn seinem Patienten verschrieben hatte. Vom gelernten Schönschreiben hat diese gesellschaftliche Klasse nicht einmal mehr den blassesten Schimmer einer Ahnung. Es wird höchste Zeit, dass den Ärzten **aus Sicherheitsgründen** eine elektronisch bearbeitbare Medikamentenliste beim Verschreiben hilft, nicht nur um die Namen der Medikamente exakter zu notieren, sondern auch um die Gebrauchsanweisung besser zu beherrschen, denn es gibt da manchmal Unverträglichkeiten zwischen den Medikamenten, die deswegen besser nicht gleichzeitig eingenommen werden. Elektronische Transkription sollte unbedingt marktreif werden, denn nicht nur die Ärzte haben keine Zeit mehr, um noch schön d. h. leserlich zu schreiben, auch der gewöhnliche Mann von der Straße und die Studenten sind unfähig geworden, in Schönschrift zu glänzen. Ich habe so ganz nebenbei festgestellt, dass es kaum für einen Patienten hilfreich ist, wenn der Arzt ihm tagtäglich über 2 Dutzend Medikamente zum Schlucken verschrieben hat. Kalligrafie ist also nur noch etwas Wichtiges in der chinesischen Schrift, wo es wirklich darauf ankommt, das gemalte Zeichen an der richtigen Stelle zu krümmen, damit auch ihre Schrift noch lange gelesen und verstanden werden kann. Ich habe Chinesen mit Pinsel und Tusche in Aktion gesehen. Das sind Kalligrafie Künstler. An solch eine kunstvolle Schrift ist im Westen keinesfalls mehr zu denken. Sogar die ornamentale Schrift wird wohl kaum noch von mehreren Dutzend Spezialisten beherrscht und praktiziert.

Als im Jahre 2000 die Schwiegereltern meines Sohnes Mike aus Harbin/China uns in Luxemburg besuchten, brachten sie dieses wunderbare kalligrafische Schriftstück mit, das noch heute eine Wand in meinem Schlafzimmer ziert. Sie hatten es von einem Künstler speziell für diesen Besuch anfertigen lassen, um es uns als Glücksbringer zu überreichen. Dies ist bereits ein Hinweis auf die Chinakonnexion auf welche ich bereits aufmerksam gemacht habe. Die Familie musste sich bei uns in Luxemburg treffen, da die Amerikaner den Eltern von Xinyuan keine Einreisegenehmigung erteilten. Inzwischen hat die Schwiegertochter die amerikanische

Staatsbürgerschaft angenommen, was zu der Umstellung führen dürfte, dass ab sofort ein Besuch der Eltern in Dies ist Kalligrafie geschrieben.



Die erste rechte Zeile sagt von o. nach u. gelesen:
Zur Freude von Henri und Leonie.Die 2. Zeile (große Lettern) stehen für Kiefer und Kranich, Gemeinsam, Frühling.

Damit wird der Wunsch ausgedrückt dass sich folgende Eigenschaften erfüllen:

Dem Manne die Lebenskraft einer Kiefer,
der Frau die Eleganz und Schönheit des Kranichs und
dass Beide gemeinsam ewige Gesundheit und Jugend genießen. (siehe Farbbild unten)

Die 3. Zeile von rechts besagt:

Überreicht von Yunwu und Huizhu Dai im Sommer 2000. Kalligrafie von Cao Zhirui.

Das nachfolgende Farbbild passt zur Erklärung der Symbolik, welche in der chinesischen Gedankenwelt eine grosse Rolle spielt. Leider hat dabei sich ein hartnäckiger Aberglaube eingeschlichen. Beispiel: Es bringt Unglèck, wenn man Briefmarken im Geldbeutel aufbewahrt.

Um obigen Text zu verstehen, muss ich die Symbolik und die chinesischen Schriftzeichen etwas präziser erläutern.

Vereinfacht dargestellt sind die chinesischen Schriftzeichen eigentlich vereinfachte Bilder oder aus Bilder entstanden. Mit einem Package von 200 solchen Bildern lässt sich schon so manches interpretieren. Gebildete Chinesen benutzen bis zu 8000 solcher Schriftzeichen. Bis vor der Schriftreform bezeichnete man diese Schriftzeichen als ein Bild, wozu heute aber das Wort Symbol gebraucht wird.

Dabei besteht aber ein großer Unterschied zwischen einem gemalten Bild und einem Schriftstück. Letztes kleidet in Zitate ein, was mitgeteilt werden soll. Das kann in ein Bild nicht einfließen. Das Bild, oder Bruchstücke davon, wendet sich jedoch an jemand anderen, um ihm einen ästhetischen Genuss zu verschaffen und ihm zugleich einen Wunsch in verhüllter Form zu überbringen.

Der Adler ist auf Bildern als Symbol der Stärke zu finden. Wenn er dabei auf einer Kiefer sitzt (wie hier) so ist das Bild als Geschenk an einen alten Mann gedacht dem man wünscht stark zu sein, wie ein Adler und lange zu leben wie die Kiefer.

Sitzt der Adler auf einem Felsen im Meer, so versinnbildlicht er den Helden in der Brandung (des Lebens), der alleine kämpft.

Die Kiefer ist der am häufigsten dargestellte Baum in der chinesischen Kunst. Weil sie Kälte ertragen kann und ihre Nadeln nicht verliert, ist sie das Symbol des langen Lebens und der Beständigkeit. Kiefern und Zedern sind die Häupter aller Bäume und ein Gleichnis der Selbstzucht.

Kiefer mit Bambus und Pflaume sind die „Der Freunde im Winter“. Obwohl die Pflaume erst im Frühjahr blüht. Kiefer und Kranich symbolisieren die letzten Jahre eines langen Lebens. Es gibt sicherlich noch viele Deutungsmöglichkeiten für all diese Symbole doch möchte ich mich auf eine weitere, eher versteckte Möglichkeit beschränken. Die Kiefer ist zweinadelig und so steht die Kiefer mitunter ebenfalls für das Eheglück.

Wasser und Wasserfall ist das Symbol des YIN, der weiblichen Urkraft, die in Verbindung mit dem männlichen Yang steht. Hier befeuchtet das Wasser und fällt nach unten und gehört zur Nacht. Da die rote Sonne über diesem fallenden Wasser steht, könnte man das Bild in dieser Weise deuten, dass man die beiden männlichen und weiblichen Urkräfte vereint sieht, was

in Richtung einer geschlechtlichen Vereinigung gehen darf, wobei die fünft Elemente und daraus die zehntausend Dinge hervorgehen. (Spätestens ab hier wird man wohl festgestellt haben, dass demjenigen der die Bilder oder Schriften deutet, ein hoher Anteil Beobachtungsvermögen des feinsinnigen Zusammenspiels des Sichtbaren abzuverlangen. Doch dem allein genügt nicht. Voraussetzung ist auch, dass man das was man nicht sieht aber auch wissen muss.

Der Berg Kult ist heute noch vorherrschend und ihm wird die Bedeutung zuerkannt wie dem eines Herrschers in der Gesellschaft. Berge gehören zum festen Bestandteil des Kosmos, denn dort im geheimnisvollen Nordwesten (auf dem Bild durch unbemalte Flächen dargestellt) ragt auch der K'unlun heraus, eine Residenz, der jeweiligen Gottheit.

Berge erzeugen Wolken und Regen nach chinesischen Vorstellungen (was ja zum Teil auch stimmt) und auf diesem Bild wird der Leben spendende Fluss, so gut mit Wasser gespeist, dass sogar ein Überfluss, im Wasserfall dargestellt, zustande kommt.

Yin Yang Prinzip. Eine der wichtigsten Gestaltungsregeln der Maler und auch der Gartenarchitekten ist das Öffnen und Schließen eines Gartens, einer Landschaft, das dem Yin Yang-Prinzip entspricht. Damit gerät das Gesehene in eine unerwartete Bewegungswelle, hin- hergerissen vom Einatmen und Ausatmen, Auffliegen und Niederkommen, Nähe und Weite, Anfang und Folge, Auf und Ab, Hin und Her. Dem Beobachter wird dadurch suggeriert den alles durchdringenden Pulsschlag der Natur zu verspüren. Versuchen sie selber, beim späteren Betrachten der verschiedenen Gartenpartien, wie diese Elemente nahezu aufdringlich gestaltet wurden.

Leere und Ruhe waren äußerst wichtige Bestandteile des Taoistischen Denkens. Warum ist ein Gebirgstal eigentlich leer? Damit sich die Flüsse hier sammeln können. Eine leere Stätte war also keinesfalls abstoßend, sondern ganz besonders einladend, enthält sie nicht endlose Gestaltungsmöglichkeiten, Freiheiten die genützt werden können. In die Mitte der Südchinesischen Gärten wird oft eine solche Leere hineinpraktiziert, während in der westlichen Darstellung gerade diese Mitte bestückt wird, was eigentlich der konfuzianischen Vorstellung gerecht wird. Dabei darf überlegt werden ob diese Interpretationsunterschiede nicht doch zu Missverständnissen führen könne, was ganz krass zu Vorschein kommt in folgendem Beispiel.

Die Betonung der Wörter Ja und Nein, Einverstanden oder nicht einverstanden sollen angeblich im Süden diametral entgegengesetzt zur Betonung im Norden bis noch vor 50 Jahren zu erschwertem Verständnis geführt haben, bis Sprachforscher hinter diese Eigentümlichkeiten kamen.

Einige Beispiele führen zum besseren Verständnis.

Ein Berg bewegt sich augenscheinlich nicht, kommt aber durch das ihn durchfließende Wasser aus seiner Starre, durch Erosion, durch Regenfall zwar langsam, aber doch voran.

Felsen scheinen starr und unbeweglich, doch der Pflanzenbewuchs zeigt, dass dies nicht der Fall sein muss. Der Raum gerät durch komplementäre Abläufe in einen anderen Lebenszustand.

In jedem Garten, den wir besucht haben, war es durchaus normal zu schauen, wo das Wasser her kam, wie es präsentiert wurde, um dann wieder irgendwo zu verschwinden. Das Gleiche

konnten wir mit dem Eingang und Ausgang exerzieren, denn auch diese wurden meistens so geführt, dass man vermutlich sich schon immer in einem endlosen Garten zu bewegen schien.

Das Bild oben erlaubte mir einen Teil meines Verständnisses der chinesischen Symbolkraft nieder zu schreiben. Bringt man jetzt alle erklärenden Faktoren zusammen, dann erst wird einem bewusst wie einerseits recht primitiv sich manches darstellen lässt, andererseits aber auch die erzielte Dynamik so einfach und doch so viel symbolisch dar zu stellen. Es handelt sich zwar um landläufig gesagt kitschige Darstellung mit soviel symbolischer Aussagekraft, dass ich mich bewogen fühlte das Bild zu kaufen

Dieses sehr persönliche Präsent hat uns natürlich außergewöhnliche Freude gemacht zumal es die Gepflogenheiten einer vollständig anderen hoch entwickelten und bemerkenswerten Kultur zum Ausdruck bringt.

Es war bereits einmal geplant, dass meine Frau und ich gemeinsam mit meinem Sohn, dessen Frau und Kind uns in Harbin treffen sollten. Als die Planung bereits in seine Endphase trat, stellte es sich heraus, dass die Kinder nicht nach China mitreisen konnten und so entstand die Organisation einer Kollektivreise mit Freunden der AAT-Garten- und Teichfreunde. Ich werde in dieser Reise-Rubrik auf unsere wunderbare Reise zurückkommen.

Die chinesische Sprache.

Ich muss eigentlich sofort gestehen, dass meine Frau und ich, aus familiären Gründen, uns eingeschrieben hatten um die elementarsten Charakteristiken der chinesischen Sprache und Schrift kennen zu lernen.

Uns wurde dabei sofort bewusst, dass Chinesen keinesfalls so denken können wie wir. Sie sprechen nicht so wie wir und was jedermann kennt, sie schreiben nicht so wie wir. Im Chinesischen gibt es weder eine Deklination noch eine Konjugation. Alle Worte bestehen jeweils aus einer unveränderlichen Silbe. Es gibt kaum mehr als 400 Grundsilben, die zusammengesetzt eine Vielzahl neuer Begriffe bilden können.

Da das Nordchinesische vier Tonhöhen hat, in denen man einen Laut aussprechen kann (Beispiel ma) (ma, mâ (wellig), mà – erhöhen und má (senken) erhöht sich die Anzahl der akustisch unterscheidbaren Worte auf beinahe das Vierfache, aber die Zahl gleichlautender Worte ist immer noch sehr hoch.

So ist es keinesfalls verständlich, dass man in einem geschriebenen Text den Ton wiederfindet der beim Sprechen benutzt wurde. Es kommt also darauf an, wie man die feinen und möglichen Nuancierungen interpretiert. Das aber kann nur der immerwährende Umgang bringen.

In einem chinesischen Liebesbrief zum Beispiel, ist keinesfalls ersichtlich ob eine männliche oder eine weibliche Person geschrieben hat. Das muss man schon aus dem kompletten Zusammenhang erfahren.

Der Drache

Sie werden auf meinen Bildern den chinesischen Drachen immer wieder in anderer Form dargestellt sehen. (Nachfolgender Text aus Wikipedia erklärt sehr gut was man eigentlich wissen muss um viele Bilder zu verstehen, deshalb verzichte ich auf einen eigenhändige Erläuterung)

Die ältesten ostasiatischen Darstellungen drachenähnlicher Mischwesen stammen aus dem chinesischen Raum. Die neolithischen Kulturen am gelben Fluss hinterließen Objekte aus Muscheln und Jade, die Schlangen mit Schweinen und anderen Tieren kombinieren. Ab der Shang-Dynastie (15.–11. Jh. v. Chr.) symbolisierte der Drache die königliche Macht, und die Han-Dynastie (206 v. Chr.–220 n. Chr.) legte seine Form fest. Der chinesische Drache Long ist der wichtigste Ursprung fernöstlicher Drachenvorstellungen: Seit der Song-Dynastie (10. Jahrhundert n. Chr.) übernahm der Buddhismus das Mischwesen und verbreitete es im gesamten ostasiatischen Raum.

Der chinesische Drache hat eine positivere Bedeutung als sein westliches Gegenstück. Er steht für den Frühling, das Wasser und den Regen. Da er die Merkmale von neun verschiedenen Tieren in sich vereint, ist er nach chinesischer Zahlenmystik dem Yang, dem aktiven Prinzip, zugeordnet. Ferner vertritt er eine der fünf traditionellen Arten von Lebewesen, die Schuppentiere, und im chinesischen Tierkreis ist er das fünfte unter zwölf Tieren. Zusammen mit dem Phönix (*feng huang*), der Schildkröte (*gui*) und dem Einhorn (*qilin*) zählt der chinesische Drache zu den mythischen „vier Wundertieren“[19], die dem chinesischen Welt-Schöpfer Pangu halfen.

Der Drache der chinesischen Volkserzählungen besitzt magische Fähigkeiten und ist überaus langlebig: Jahrtausende kann es dauern, bis er seine endgültige Größe erreicht. Als Kaisertier hat er fünf Klauen und ist von gelber Farbe, ansonsten hat er nur vier Klauen, wie zum Beispiel in der Flagge Bhutans. Das Duo Drache und Phönix repräsentieren seit der Zeit der streitenden Reiche den Kaiser und die Kaiserin. Dem gebieterischen und beschützenden Drachen der Mythologie steht aber auch der Unheil bringende Drache der chinesischen Volksmärchen gegenüber. So ist der Drache in China kein durchweg positives, sondern ein ambivalentes Wesen.

Der Drache spielt eine große Rolle in der chinesischen Kunst und Kultur: Es gibt Skulpturen aus Granit, Holz oder Jade, Tuschezeichnungen, Lackarbeiten, Stickerei, Porzellan- und Keramikfiguren. Drachenmythen und Rituale sind schriftlich bereits im I Ging-Buch aus dem 11. Jh. v. Chr. überliefert, und die Frühlings- und Herbstannalen schildern Drachenzeremonien, die Regen herbeirufen sollten. Auf die Prä-Han-Zeit geht das Drachenbootfest in seiner heuti-

gen Form zurück, Drachentänze und Prozessionen gehören auch zum chinesischen Neujahrsfest und zum Laternenfest. Das Feng Shui berücksichtigt den Drachen beim Häuserbau, Gartengestaltung und Landschaftsplanung, und die chinesische Medizin kennt Rezepte aus Drachenknochen, -zähnen oder Drachenspeichel; Ausgangsstoffe dafür sind zum Beispiel Fossilien oder Reptilienhäute.

Der thailändische Mang-gon, die Drachen in Tibet, Vietnam, Korea, Bhutan oder Japan haben chinesische Wurzeln, die sich mit lokalen Traditionen vermischt haben. Einige Elemente fernöstlicher Drachenkulte lassen daneben auch Parallelen mit den Nagas erkennen, den Schlangengottheiten der indischen Mythologie. So verfügen die Drachen aus japanischen und koreanischen Mythen oft über eine Fähigkeit zur Metamorphose: Sie können sich in Menschen verwandeln, und Menschen können als Drachen wiedergeboren werden. Die Hochachtung vor den Herrschern über das Wasser brachte es mit sich, dass der Tennō eine Abstammung vom Drachenkönig Ryūjin für sich in Anspruch nahm. Ebenso führten die koreanischen Könige ihre Ahnenreihe auf Drachengottheiten zurück. Eine besonders starke lokale Überlieferung hat das Drachenbild in Indonesien geprägt: hier ist das Fabelwesen im Gegensatz zu China weiblich und beschützt die Felder zur Erntezeit vor Mäusen. Über Kinderwiegen werden Drachenbilder aufgehängt, um dem Nachwuchs einen ruhigen Schlaf zu sichern.

Der Löwe

Er wurde erst in China bekannt durch die Perser, die ihn als Geschenke (618-906) an den kaiserlichen zoologischen Garten brachten.

Auch in China ist der im Volksmund der König der Tiere. Man findet ihn meistens als Torwächter vor dem Tempel. Der beiden Löwen, der männliche, hält unter der linken Pfote einen Ball, der andere Löwe, der weibliche, hält ein Löwenbaby, welches auf dem Rücken liegt.

Und jetzt wird es von der Symbolkraft her interessant. Je nach Rang des Beamten, in dem Amtsgebäude, vor dem die Löwen Wache halten, hat der Löwe eine größere Anzahl Beulen auf dem Kopf.

Später können sie beide Löwen sehen. Der linke Löwe, östlich aufgestellt, kann das Amt des Taishih (größter Meister), einer der höchsten Ämter im Staat symbolisieren, der rechte, das des Shao-pao (Kleinerer Beschützer), ebenfalls ein hohes Amt im kaiserlichen China.

Solche Löwentorwächter sind schon seit dem 3.Jahrhundert belegt. Dann hat der Ball wiederum verschiedene Bedeutungen. Es kann dabei um einen gestickten Ball handeln, in welchem das Löwen Junge sich wie in einem Ei befindet. Er kann aber auch eine große Perle darstellen, mit der der Löwe zur Beruhigung seines Temperamentes spielt. Doch diese Erklärungen gehen nicht weit genug.

In den chinesischen Opern und Volkstraditionen spielt ein Ball aus rotem Stoff oder Federn einer großen Rolle. Es war Sitte in Südchina, dass ein junges Mädchen, das im heiratsfähigen Alter war, an einem von ihr bestimmten Tag, Freier einlud und ihnen von einem Balkon aus einen Ball zuwarf. Wer ihn auffing wurde ihr Bräutigam. Der Ausdruck: der Löwe wirft den gestickten Ball, bedeutet BEISCHLAF.

Es gibt weitere symbolträchtige Tiere in China über welche man gemütlich im Internet nachblättern kann.

Geomantie

Ein Geomant bestimmte jede Aktivität bei einem Neubau, wobei die Einflüsse der Natur möglichst günstig und sorgfältig genutzt wurden. Jedes Dorf war aus diesem Grund so angelegt, dass die Häuser einer Reihe alle gleich hoch waren und die vorderen nie die hinteren überragten. Geomanten waren nicht selten wochenlang beschäftigt (und das gilt heute auch noch! Eine, Glück bringende Grab- oder Baustelle ausfindig zu machen. Pagoden wurden häufig an Stellen errichtet an denen des Feng-shui schwach war. Wo ein großer Strom an einer Stadt vorbeifloss bestand die Gefahr, dass die guten Einflüsse und Kräfte mit dem Fluss abzogen (ausgespült würden) Stand aber in der Flussrichtung ein Berg, so konnte dieser die Einflüsse aufhalten oder sogar verbessern. Fehlte er, so baute man an dieser Stelle eine Pagode und ersetzte durch Kunst, wo die Natur selbst zur Harmonie der Mitte keinen Beitrag leisten konnte. Noch heute sieht man meist unterhalb der Stadt, gegenüber einer Flussbiegung Pagoden.

T'ai hu = ausgewaschener Steinblock in China, der als wertvollster Gartenschmuck angesehen wird.

Der chinesische Garten

Ich versuche mein Wissen hier kurz ein zu bringen, denn wir müssen unsern Blick umschulen, um der auf uns zukommenden Gestaltung auf den Sprung zu kommen.

Der chinesische Garten ist dem Gesetz des Tao unterworfen. Das bedeutet Zusammenspiel von Ursache und Wirkung, Werden und Vergehen, Yin und Yang.

Der Garten des Verweilens ist einer der 9 "Klassischen Gärten von Suzhou" auf der Welterbe Liste der UNESCO. Diese 9 Gärten gelten als Meisterwerke des klassischen chinesischen Gartenstils. Der Garten des Verweilens verfügt auch über zwei Immaterielle UNESCO-Welterbe, genannt der Pingtan und Guqin Stil der klassischen Musik.

****

Versuchen sie ab jetzt die Tragweite eines jeden Satzes zu verstehen, denn wir steigen ein in die höheren Gefilde der Philosophie.

Der einzige Maßstab einer Landschaft oder eines Gartens sind die eigenen Gefühle, die dem Betrachter vermittelt werden.

Konfuzianismus und Daoismus sind zwei wichtige philosophische Standbeine nicht nur der chinesischen Gartenkunst.

Das ästhetische Konzept von Konfuzius liegt in der vom Menschen erzeugten Schönheit, dagegen das von Dao in der von der Natur erzeugten Schönheit.

Die gegenseitige Durchdringung der Künste, der Malerei, Poesie und Gartenkunst, sollte nach chinesischer Meinung vollkommen sein.

Ich habe bei all meine Studienreisen viele Konzepte gesehen. Solange diese überschaubar waren fand ich mich auch zumindest in dem Bereich zurecht, wo ich mich aufhielt. Gerne wurde der Garten so gestaltet, dass er wie eine Landschaftskopie aussah. Ging das über die Dimension, die Reichweite der Augen hinaus, dann begann die Anziehungskraft des nicht Sichtbaren zu wirken. In jedem Garten konnte ich nach folgenden Elementen suchen. Verfeinertes, raffiniertes und harmonisches Konzentrat, einer Wiedergabe aller in der Natur vorkommenden Elemente, die erfüllt sind von Poesie und Romantik. Ich bin aber selten so fündig geworden, wie mir das nach den besuchten chinesischen Gärten der Fall war.

Jeder Garten muss eine persönliche Ausstrahlung haben…. Das kann man bei den Bildern in meinem Fotoarchiv erleben.

Nicht der Plan, nicht die Linienführung, sondern der erzeugte Eindruck ist wichtig. Es ist noch niemandem auf dem Papier gelungen den vollkommenen Eindruck der erweckt werden soll, wieder zu geben.

Wie würde man das einfallende Licht, über Tag und sogar über die Nacht verteilt, anzeigen?

Welche Importanz gibt man dem wandernden Schatten?

Wo darf nur ein seichter Wind die sich wiegenden Äste in Bewegung setzen, wo soll sich das Wasser auf dem Teich kräuseln? Wo erziele ich Geborgenheit, wo reizvolle Unübersichtlichkeit? Wo sollen sich die schwebenden Aromen der Blumendüfte vergesellschaften zu einem harmonischen Zusammenspiel? Solche Fragen stellen sich dem westlichen Gärtner nicht oder kaum. Dagegen stehen bei den Chinesen die Pflanzen ganz im Hintergrund.

Der Garten soll den Betrachten in seinen Rhythmus ziehen, in Nähe und Weite, in Anfang und Folge, am Öffnen und Schließen. Kontraste setzen ist das Wesentliche, durch Farbe und Form. Starke Betonung des Senkrechten und des Waagerechten spielen dabei eine außergewöhnliche Rolle.

Chinesische Gartenkünstler haben eine hohe Schule zu bewältigen, denn sie sind nicht nur Botaniker, sondern zugleich Maler und Philosophen mit einer gründlichen Kenntnis des menschlichen Gemütes und all jener Reize und Künste, die es bewegen können.

Die erste vollständige Beschreibung eines chinesischen Gartens wurde 1749 in Paris veröffentlicht, Sie stammte aus der Feder des Jesuiten Pierre ATTIRET, der als Maler im Dienst des chinesischen Kaiser Ch'ien-lung in Peking diente.

Er hatte einen großen Komplex von Seen und Palästen in seinen kaiserlichen Garten einbezogen, der den Namen Yuan Ming Yuan hatte, was soviel bedeutet wie „Garten des perfekten Glanzes"

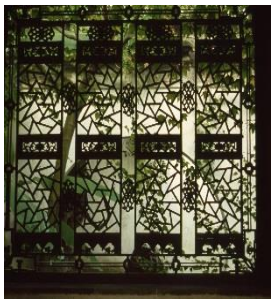
Es war einer der fantastischen Lustgärten die je in der Welt gebaut wurden. Er umfasste 100 Kilometer und war mit einer Mauer umgeben. Der Garten liegt heute in Ruinen. Am 18. Oktober 1860 hatte ein Kommando der britischen Armee das Feuer gelegt und binnen 2 Tagen mehr als 2/3 der 3000 Gebäude zerstört, in einer für die Welt als eigentlich geltende „Mutter aller Gärten".

Ich bin lange Mitglied der RHS und habe in meiner Mitgliedschaft wissentlich nie über diesen ungeheuren Frevel, gerade der Feder der eigenen Landsleute gelesen.

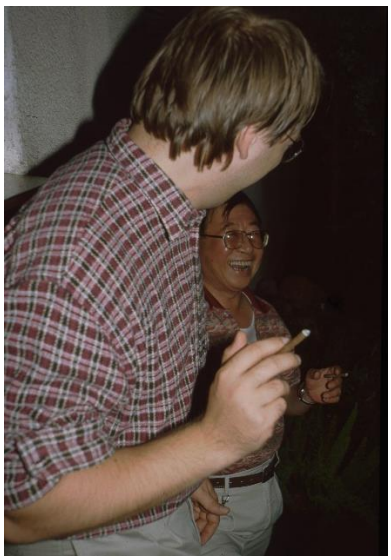
Die scharfsinnigen chinesischen Kritiker machten sich die Bemerkung eines ihrer Landsleute, der England im Jahr 1920 besuchte, ihr eigen. Er war erstaunt, dass jeder zivilisierte Mensch sich einen „gemähten und eingefassten Rasen" wünschen muss, so meinte er überspitzt: „wenngleich es ohne Zweifel einer Kuh gefallen, schwerlich aber das Intellekt des menschlichen Wesens interessieren könnte!" (Tung Chu-in).

Demzufolge entschied ich mich bei meinem Neubau für die gemähte Naturwiese, an welcher eine Kuh jedoch nur kurze Freude erfahren hätte.

Man hat bei der Lektüre sicherlich gemerkt, dass in diesen Zeilen absolut kein Schulwissen steckt.



In solch dekorativen Mauerbruchbrüchen befindet sich kein Glas. Die Bezeichnung Fenster ist also nicht angebracht. Es sind Öffnungen für die zirkulierende Luft, die vor der grünen Gartenkulisse, einen wunderbaren Effekt produzieren. Dem Schöpfer solcher Durchblicke sind keine Gestaltungsgrenzen gesetzt. Sie müssen nur harmonisch mitgestalten.



Doch nun wieder zurück zu unserm Schulwesen.

Es ist äusserst bemerkenswert, dass wir in der Schule allenfalls erfuhren dass es ein Land gibt, das den Namen China trägt.

Im Gespräch mit Gleichgesinnten wurde man sich dessen schnell bewusst, dass nicht nur manches sondern Vieles was wir in der Schule gelernt haben, in der Praxis absolut unnütz und unbrauchbar war und immer noch ist. Aber das, was gebraucht wurde, sogar absolut nützlich gewesen wäre, hat man uns leider nicht gelehrt. Bereits während der Studienzeit konnte ich feststellen, dass die Kenntnisse mancher meiner Professoren eher an Fachidiotie grenzten. Es war ihnen nicht besser ergangen als uns. Irgendwelche Theoretiker hatten auch ihnen absolut unnützes Zeug zum Pauken aufgetischt oder eingebläut. Einverstanden, sie waren vielleicht sehr intelligent in ihren Lehrfächern, absolute Ignoranten aber in nahezu allen praktischen Bereichen, was in gewissen Fällen sogar an unverantwortliche und peinliche Naivität grenzte. Ihre allgemeinen Kenntnisse waren so erschreckend dürftig, nicht nur weil auch sie (wie bereits hervorgehoben) ihrerseits praxisfremd studieren mussten und darüber hinaus sich persönlich sehr wenig um ein Allgemeinwissen bemühten, oder dafür noch Zeit entweder fanden oder aufbrachten.

Durch mein bereits sehr früh einsetzendes Interesse an vielen Wissenszweigen, durch die Lektüre von Büchern, durch das Lesen von naturwissenschaftlichen Zeitschriften wie „Kosmos“ oder „Science et Vie“, erweiterte ich ständig meinen Wissenshorizont. Das führte natürlich dazu, dass ich mir recht bald ein ziemlich umfangreiches Allgemeinwissen angeeignet hatte. Einverstanden, manches blieb mir unverständlich, aber wen hätte ich um Erläuterungen fragen sollen? Dies ging zwar eine Weile gut, dann aber merkte ich, dass mein Wissensdrang lästig wurde. Es hat sich aber recht schnell gezeigt, dass nur sehr wenige meiner Lehrer und Professoren imstande waren mir auf zusätzliche Wissbegierde eine passende Antwort zu geben. Die meisten hatten sehr wenig Ahnung, worüber ich sprach und so formte sich in mir auch jenes miserable Bild über meine Lehrmeister, das sich zutiefst bei mir eingeprägt hat.

Ich möchte hier, um meine Aussage zu untermauern, einige auffallend krasse und dabei negative Beispiele aufführen, die mir so während meiner Studienzeit über die Leber gelaufen sind.

Die Fauna war eines der ersten Fachgebiete, die mich am meisten interessierten und worüber ich mir so ganz nebenbei allgemeine Kenntnisse aneignete, die aber nicht in der Schule gelehrt wurden. Das verdankte ich meinem Vater, der sich in seinem Leben als Autodidakt entwickelte.

In einem französischen Aufsatz im hauptstädtischen Athenäum hatte ich einmal von „Fliegenden Fischen“ (Poissons volants) geschrieben. Die spätere Anmerkung der Lehrperson war niederschmetternd. „Fliegende Fische“ würden nicht existieren. Das wären imaginäre Tiere und in der spezifisch gebrauchten Anwendung, wäre dieser Ausdruck falsch. Das kostete Punkte bei der Bewertung! Ich konnte den Herrn prompt aufklären und ihm klar machen, dass mein Vater nach Kriegsende über das Mittelmeer nach Hause geschippert sei und dass ständig Fische über ihr Schiff flogen und sogar manchmal aufs Deck fielen. Das war für uns Wissensdurstige natürlich sehr interessant. Außerdem hätte ich bereits Bilder von Fliegenden Fischen in meinen Büchern und Zeitschriften gesehen. Nur erst nachdem ich mich vehement gewehrt hatte, bemerkte der Professor, er würde sich diesbezüglich genauer informieren.

In der, in französischer Sprache ablaufenden Geografie Stunde, im Lycée de Garçons in Esch/Alzette, musste ich an die Tafel und Fragen betreffend Sibirien und seine Landschaften beantworten. In der Aufregung fiel mir das Fachwort Taiga nicht sofort ein und so bemerkte ich kurz es gebe die Tundra und umschrieb die Taiga als sibirischen Urwald. Mein Professor machte mich sofort darauf aufmerksam, dass es keine „Forêt vierge sibérienne“ gäbe und zog mir für meine angebliche Unwissenheit Punkte ab. Es stellte sich alsdann bald heraus, dass der gute Mann der Meinung war, einen Urwald würde es nur in den Tropen geben. So eine tiefgründige Unwissenheit ist einfach erschreckend! Natürlich wehrte ich mich und brachte am nächsten Tag ein Bilderbuch mit in die Klasse, womit ich meinen Professoren aufklärte. Es gab in diesem Buch schöne, die Geographie betreffende, damals noch schwarz-weiße Luftaufnahmen, darunter auch ein Bild von der Taiga mit dem Untertitel: „Graf Zeppelin überfliegt den Sibirischen Urwald“.

«On connaît donc entre autres la forêt vierge tropicale et la forêt vierge sibérienne», so ähnlich bemerkte ich schlussfolgernd. Der gute Professor erhielt selbstverständlich etliche Minuspunkte von mir. Es fiel dem Herrn aber schwer, sich selber zu korrigieren.

Das skurrilste Erlebnis aber welches mir während meiner Studienzeit passierte, war folgendes Ereignis.

Auf der Kommerzklasse lernten wir, ebenfalls in französischer Sprache, was eine Lebensrente sei, welche Arten von Lebensrenten man errechnen kann und mit welchen Formeln diese zu berechnen sind. Stumpfsinnig Formeln lernen, das lag mir keinesfalls. Nur wenn ich etwas von der Logik her verstanden hatte, dann brauchte ich die Formel nicht mehr auswendig zu lernen, dann wusste ich sie richtig zu gebrauchen. In einer Prüfung hatte ich zwar die Angaben sehr gut verstanden, konnte mich aber im gepaukten Formellabyrinth der Finanzmathematik nicht zurechtfinden, so beschloss ich mich, der Algebra und den Logarithmen zu bedienen. In dem Logarithmen Tabellenbuch waren die zu gebrauchenden Formeln aufgezeichnet und frei zugänglich.

Vor dem Abgeben meines Prüfungsblattes verglich ich mein Resultat mit dem Resultat mei-

nes Nachbarn und war hoch erfreut, denn bis auf einige Stellen hinter dem Komma waren unsere Berechnungen identisch.

Ich war gespannt, wie der Herr Professor diesen Rechnungsweg beurteilen würde. Als wir die Aufgaben zwecks Verbesserung zurückerhielten, hatte ich eine „Datz“ (Ungenügend) mit dem Vermerk: „Pour avoir copié le résultat sur le voisin“ (zu Deutsch: „weil das Resultat vom Nachbarn abgeschrieben wurde“).

Das war natürlich eine handfeste Überraschung. Ich wehrte mich heftig, und als der Professor mir dann bestätigte, dass er meinen Rechenweg nachvollzogen und nachgerechnet habe, da wurde es erst richtig spannend. Mein Kollege „Fons“, in der Bank hinter mir, hatte inzwischen meine Rechenmethode nachgesehen und nach kurzer Zeit unterbrach er die laufende Stunde mit der Bemerkung: „Ich habe ebenfalls nachgerechnet. Das Resultat, was mein Kollege Regenwetter errechnet hat, stimmt ganz genau.“

Niemand konnte meinem Professor anmerken, wie belämmert er sein musste. Er wollte alsdann unbedingt feststellen woher ich, bekannt als mittelmäßiger Schüler (!) das Zeug hatte um einen nicht gelernten Weg einzuschlagen und damit zu demselben Resultat zu kommen. Prompt forderte er mich auf in der kommenden Pause im Klassensaal zu bleiben und ihm meine Rechenmethode an der Tafel vor zu exerzieren. Sobald es geklingelt hatte, stand ich bei der Tafel und begann mein Meisterstück zu wiederholen. Algebra war etwas, was ich verstanden hatte und auch aussergewöhnlich gut beherrschte. So zeigte es sich alsbald, dass nicht ich, sondern der Professor diese algebraische Rechenmethode nicht beherrschte. Es stellte sich heraus, dass er die Regeln nicht (mehr) kannte, die da etwa Folgendes sagen: *wenn ein Minuszeichen vor einer Klammer, Akkolade usw. steht, die Zeichen zwischen den Klammern jedes Mal geändert werden müssen*. Er hatte, das was er sicherlich nur gepaukt hatte, nicht verstanden und längst wichtige Details vergessen.

Doch das, was man versteht, das braucht man nicht auswendig zu pauken. Es dauerte peinlich lange, bis ich dem Herrn dies beigebracht hatte. Natürlich endete ich mit einem korrekten Resultat. Der Professor war sichtlich verblüfft, denn er verließ beschämt den Saal, nicht ohne sich dummerweise in meinen Augen noch zusätzlich zu blamieren.

Nach dieser eigenen Niederlage, fand er nicht den Mut sein Vergessen, ergo den Irrtum ein zu gestehen. Dagegen aber bemerkte er sarkastisch: «Monsieur Regenwetter, est-ce que vous comprenez du moins?» (Herr Regenwetter, haben sie wenigstens verstanden!) Das hätte er sich keinesfalls erlauben dürfen, denn ich war darauf hin extra beflissen, genau seine eben unter Beweis gestellte Fehlleistung schnellstens unters Volk zu bringen. Und mein Kollege Fons, der mich assistierte, war ein wertvoller Zeuge. Er war meine Trumpfkarte.

Ich kann nur ahnen, was sich im Gehirn meines Lehrmeisters abgespielt hat, bis zur nächsten Mathestunde. Zu meinem Erstaunen musste ich dann noch einmal an die Tafel um mein Paradestück vor der Klasse zu demonstrieren. Die Kollegen mussten sich diese zusätzliche Berechnungsmöglichkeit ins eigene Heft notieren. Das war für mich selbstverständlich eine außergewöhnliche Genugtuung. Die Punktwertung für meine Prüfung wurde dementsprechend zu meinen Gunsten umgeändert.

Um nur zu zeigen, welchen praktischen Wert dieses Fach hatte, kann ich behaupten, dass ich niemals mehr davon Gebrauch machen konnte. Es hätte mir völlig gereicht, wenn ich gewusst hätte, welche besonderen Rechnungsmethoden es in solchen Fällen gibt. Es war also nur Beschäftigungsmaterial von quasi null praktischem Wert. Das Einzige was ich tatsächlich davon

gebrauchen konnte, war das Wissen, dass es solche Möglichkeiten gibt. Ich habe sie auch prompt in Anspruch genommen.

Nur noch ein Beispiel, das aber anders gelagert ist, will ich hier noch aus meiner Schulzeit vortragen. Die Dissertationen, egal ob in deutscher oder in französischer Sprache, waren nach Schema „F“ aufgebaut. Zu einer größeren Anzahl von möglichen Überschriften (meistens markante Sätze von Schriftstellern) lernten wir nach folgendem Schema vorzugehen. Zuerst eine Einleitung schreiben, dann alle Argumente dafür notieren, gefolgt von jenen die dagegen sprechen und zum Schluss eine Schlussfolgerung zu Papier bringen. Die Details der Argumentierung in Stichworten, sollten wir uns dringend einprägen, um diese auch gegebenenfalls schnell reproduzieren zu können. Mir gefiel diese Art und Weise des Lernens absolut nicht, da die ja nur eine Reproduktion, der vorgekauten Argumente war, also keinesfalls dem Prüfer zeigte, welche geistigen Fähigkeiten man selber entwickeln konnte. So kam es denn auch dass ich mich im Abschlussexamen über diese stereotype Methode hinwegsetzte, indem ich bereits in der Einleitung meiner Aufgabe, diese meine Sichtweise erklärte. Ich kenne den Titel nicht mehr wortwörtlich genau aber es ging in die folgende Richtung: „Wäre es dem Menschen von Vorteil, wenn er sein Schicksal voraussehen würde?“

Ich setzte alsdann zwei Personagen voraus, die ich mit Alpha und Omega bezeichnete und die ich mögliche Ereignisse im Leben Revue und parallel passieren liess, der eine nichts ahnend, der andere in voller Kenntnis was geschehen wird. Dann argumentierte ich von Fall zu Fall, denn das schien mir über diesen Weg leichter und beachtlich nuancier barer, als das Thema global zu betrachten. Ich war mir bewusst etwas gewagt zu haben, was nicht den Gepflogenheiten der Herren Korrektoren gerecht würde. Ich war auch nicht wenig erstaunt, als ein mir gut gesonnener Professor, mir nach dem Examen mitteilte, dass ich in meiner deutschen Dissertation (denn damals hatte ich schon Etliches publiziert und war wegen meiner Sprachkenntnisse aufgefallen) wahrscheinlich Unmut gesät hatte.

Es gab 3 Examinatoren. 2 davon hatten mich mit einer sehr hohen Note bewertet, der Dritte aber setzte seine Bewertung genau einen Punkt unter das Minimum, nämlich auf 29. Diese Bewertung hat mir ganz deutlich gezeigt, dass es diesem Professor keinesfalls um meine zur Schau gestellte Intelligenz gegangen ist, sondern absolut nur darum ob ich die während der Lehrzeit vorgekaute Kost mundgerecht wieder zu kauen imstande wäre. Dieser Examinator war der Direktor meiner Schule. Genau von diesem Herrn hätte man sich erwarten können, dass er für besondere Leistungen ein Verständnis aufbringen würde. Seine Mentalität, für althergebrachte Beurteilungsmethoden, jedoch scheint mir keinesfalls das geeignete Mittel gewesen zu sein, um intelligente Schüler zu fördern.

Hier möchte ich einen Vorschlag von mir geben. Es hätte uns allen mehr genutzt, wenn der Unterricht viel praktischer orientiert gewesen wäre, wenn wir gelernt hätten, worauf wir Spaß hatten, wo wir zum Beispiel etwas nachschlagen können, wie wir uns anlegen sollten, um an die richtige Quelle zu kommen und wie man abwägen kann, welche gefundenen Antworten als die wertvollsten ein zu schätzen sind. Lebensweisheiten wären allerdings auch praktischer, doch dann müssten die Lehrkräfte ebenfalls dementsprechend gebildet und auf dem Laufenden sein und da haperte es damals, wahrscheinlich auch noch heute. Wenn ich weiss dass Lebensrenten von Bankangestellten berechnet werden, dann wende ich mich an diese Leute, die nicht nur auf dem letzten Stand des Wissens sind sondern auch der Gesetzgebung, um aufgeklärt zu werden wie das funktioniert. Meine Schulzeit war mehr eine Beschäftigung, d. h. eine Verdienstmöglichkeit für Professoren, als eine Lehrzeit für die Schüler.

Es scheint nun einmal zu stimmen, dass die meisten Lehrkräfte sich keinesfalls aus ethischen

Gründen für den Lehrerberuf wirklich berufen fühlen. Die Lehrerlaufbahn wird vielfach nur deshalb eingeschlagen, weil sie im Laufe des Jahres die meiste Freizeit und in der Gesellschaft eine geachtete Stellung verspricht. Es scheint, als ob man dies jetzt ändern will und ein Universitätsstudium erforderlich sein wird, um diese Karriere einschlagen zu können. Das würde möglicherweise die Qualität des Lehrpersonals verbessern, doch nur dann, wenn auch diese einer, auf die Praxis im Leben aufgebauten, Lehrmethode unterzogen werden. Das liegt natürlich nicht nur am Lernprogramm der Schüler, sondern ganz besonders am Lernprogramm der Lehrer. Und wer ist in diesem Gremium zuständig? Welche Kenntnisse besitzt wiederum diese verantwortliche Stelle? Ist sie an den richtigen Schalthebeln, durch Kenntnisse gelangt oder hat sie ihren Posten parteipolitischem Gerangel zu zu schreiben? Die Gesellschaft hat auf diesem Gebiet noch manche Hürden zu überwinden.

Wenn ich überlege, dass ich die Eisenbahnstationen der Kleinspurbahnen Charly und Jangeli auswendig lernen musste, dann klingen noch immer die Stationen Hemsthal, Rippig Zittig in meinen Ohren, deren Reihenfolge mir Schwierigkeiten bereitete, weil keine Landkarte vorhanden war, um mir die optische Reihenfolge einprägen zu können. Unser kleinerSchulatlas liess dies nicht zu. Die Kleinspurbahnen waren kaum vermerkt. Denn aufgrund der geografischen Vorlage hätte ich alsdann meinen Arm als Reisestrecke gesehen und an den markanten Punkten Finger, Gelenk, Ellenbogen, Schulter die Namen der zu erlernenden Stationen memorisiert. Dies war, jedenfalls für mich, ein absolut erfolgreiches mnemotechnisches Mittel, um etwas auswendig zu lernen. Hier ging es also absolut nicht ums intelligente Verstehen. So lernte ich denn auch die Flüsse aus Sibirien und Afrika auswendig. Dieses Wissen kann ich heute nur noch bei Kreuzworträtseln gebrauchen. Die Städte, Flüsse und Berge von Südamerika passen in dieselbe Klassifizierung. Von Apartheid oder den Buren ging niemals die Rede. Auch nicht dass man uns auf der nördlichen Hemisphäre im Winter Obst und Gemüse aus der südlichen Halbkugel anbietet, die auf irgendeinem Weg und für diese Reise glänzend vorbereitet, zu uns kommen. Was mit dem Obst geschieht, damit es nicht zu schnell reif wird, das erfährt man nicht!

Im Lernbereich Sprachen hat man uns einige mnemotechnische Sprüche gelehrt. Dies sind die sogenannten Eselsbrücken. Im Grunde genommen habe ich aber nichts gegen auswendig lernen. Das sollte natürlich auch geübt werden. Das müssen auftretende Künstler besonders können. Ich denke dabei an die Opernsänger.

Es ist jedoch eine schwierige Sache, wenn man sich, als Leierkastenmann, einfach nicht wohlfühlt. So haben die Texte, die ich lernen musste, um kommerzielles Recht und auch das nationale Recht zu kennen, mir beachtliche Schwierigkeiten bereitet. Das war alles viel zu abstrakt. Von Verstehen und Begreifen war keine Spur. Da kommt man leider nicht darum herum, wortwörtlich auswendig zu lernen. Wird dieser Text aber einmal gebraucht, dann kann ich mich keinesfalls auf mein Gedächtnis verlassen, dann muss das Original zur Hand genommen werden. Nun scheint mir genau dieses Fach ziemlich trocken zu sein und es ist zu bemängeln, dass man diese Sachen rasch wieder vergisst, weil sie überhaupt nicht zum täglichen Gebrauch taugen. Schon gar nicht in der Jugendzeit.

Wenn es natürlich darauf ankommt, dass man sich mit Rechtsfragen herumschlagen muss, dann ist sowieso eine Rechtsberatung angemessen. Wie ein Staat funktioniert, könnte man noch als brauchbaren Ballast einstufen. Viel wichtiger schiene mir jedoch, dass jeder eingeführt wird in die Verkehrsreglemente, die anstehenden Strafen bei Überschreitungen der Verkehrsregeln. Aufsätze, die dieses kuriale Thema behandeln, wären absolut notwendig damit sich ein anderes Denken auf der Straße durchsetzt. Das Prinzip des Lernens und der Begabung

wird mit Punkten und Plätzen bewertet. Leider meinen die meisten Verkehrsteilnehmer, bedingt durch diese Methode der vergleichenden Leistungen, diese Klassifizierung gehe auf der Straße auch in gleichem Sinne weiter. Da kann man einen möglichen Rivalen, denn in der Schule werden dummerweise nur Rivalitäten hoch gezüchtet, mit hochgestellter Nase überholen. Man kann ihn abbremsen, ihm den langen Finger zeigen und noch vieles mehr. Ich lobe mir die Systeme, die ohne Bewertungen auskommen. Da gibt es auch kein Sitzen bleiben. Jeder merkt selber, wie seine Mitschüler arbeiten und auch diese Einstellung, ohne die Bewertung eines Außenstehenden, führt normalerweise gleichermaßen zu einem gewissen Ehrgeiz. Die Natur zeigt uns in der Tierwelt besonders, aber auch in der Pflanzenwelt, dass dieses Prinzip der Rivalität ausreichend vorprogrammiert ist und keineswegs noch zusätzlich potenziert werden muss.

Auch finde ich es eine unmoralische Sitte, dass Pflichtverteidiger bei Prozessen ihren Klienten dazu verleiten mit Lügen sich aus der Patsche zu ziehen. Sogar Advokaten erfinden sehr oft eine Mogelei, die keinesfalls einer benötigten, ehrlichen Handhabung vor Gericht entspricht. Auch sie sollten dafür bestraft werden, wenn sie dem Klienten anraten Ausreden zu erfinden. Nur ein Beispiel dieser Spielart. Die schlechte Erziehungsmethode der Eltern wird sehr oft angeführt. Der verführerische Umgang und Kontakt zu schlechten Menschen ebenso. Plakativ kommt mir der Vergleich, wenn alle diejenigen, die vor Gericht sich mit Lügen aus der Patsche ziehen wollten, mit ihrem Advokaten gemeinsam verurteilt würden, dann dürften (zum Beispiel) die berühmten Verkehrsdelikte, wie „ohne Winker abbiegen“, „bei roter Ampel durchfahren“ usw. mit der anschließenden Behauptung, der Winker wäre betätigt worden und die Ampel wäre auf Grün geschaltet gewesen, ganz sicher schneller einer der Wahrheit entsprechenden Rechtsprechung zugeführt werden. Doch was ist in dieser Zeit schon noch als Wahrheit zu bezeichnen? Ich erinnere mich noch sehr gut an die Aussage eines Verkehrspolizisten: „Wenn man den Leuten Glauben schenken kann, dann stehen die Ampeln an dieser unfallträchtigen Kreuzung, für beide Seiten, ständig auf Grün!“

Es ist bedauerlich, dass unsere Lügengesellschaft sich so zurecht finden muss. Ehrlichkeit scheint zum Nachteil zu gereichen.

Als Fahrschullehrer würde ich zum Beispiel jeden Fahrschüler zwingen, ständig laut und immer wieder zu beweisen, dass er die Regeln des Straßenverkehrs genau beherrscht, indem er alle Schilder die auftauchen, mit ihrer Bedeutung laut erklärt. Das würde sie auch zwingen auf alle Verkehrsschilder zu achten und diese auch zu verstehen. Überm Fahren laut erklären, dass der Winker zu betätigen sei, bevor man abbiegt. Laut erklären, welchen Abstand man bei der jeweiligen Geschwindigkeit von seinem Vordermann halten muss. Nur so würden sich die Verhaltensweisen jedes angehenden Verkehrsteilnehmers viel tiefer einprägen und alsdann viel öfter auch zur richtigen Anwendung kommen, als dies bisher der Fall ist. Hier würde sich ein Automatismus besser nützen lassen als beim Pauken von Bahnstationen. Besonders wäre diese Methode geeignet für jene Verkehrsteilnehmer, die nicht Lesen und nicht Schreiben können, ihr Leben aber mit einem fahrbaren Untersatz verdienen wollen.

Weltliteratur

Die griechischen Sagen von Homer, betreffend Odysseus und die Ilias, verschlang ich binnen kürzester Zeit, dann investierte ich mein ganzes Taschengeld in eine, in blauem Ziegenleder gebundene Prachtausgabe der „Märchen aus Tausendundeine Nacht“. Da ich damals bereits wusste wo man, aufgrund der Bücher von Homer, nach Troja suchte und vermutlich auch fand, man also den Beweis erbringen konnte, dass die Griechischen Sagen eigentlich nicht nur Sagen seien, sondern auch auf echten Begebenheiten fußten, war ich nach der Lektüre von

„Märchen Aus Tausend Und Eine Nacht“ überzeugt, dass auch diese Geschichten zumeist auf reale Begebenheiten aufgebaut waren, zumindest was die geografischen Beschreibungen anbelangt. So zum Beispiel die aus der Geschichtsschreibung von Herodot und den erfolgten Ausgrabungen bis heute bekannten „Gärten der Semiramis“ (altorientalische Heldin oder Königin) in Babylon, welche auch in 1001 Nacht erwähnt werden. Was mich zusätzlich sehr interessierte war eine Fundgrube, ja mehr noch, eine Urquelle gefunden zu haben für manche alltäglich gebrauchten Aussagen wie zu Beispiel: „Sie hat ihm einen Korb gegeben.“ Den Ursprung dieser Aussage findet man bei den früheren Befestigungsanlagen, welche die Städte umgaben. Am Abend wurden die Tore der Stadt geschlossen. Wer noch nicht drinnen war, hatte seine Mühe durch das kleine Tor zu kommen, welches man als „das Nadelöhr“ bezeichnete. Man findet den damaligen Brauch wieder, in der Aussage: „Viel eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich.“ damit war das kleine Tor in der Festungsmauer gemeint und nicht das Loch in der Häkelnadel. Freier, die zu den Mädchen in der Stadt wollten, tauchten meistens beim Einbruch der Dunkelheit an der Mauer auf und es war der Brauch, dass man Nachzügler oder auch befreundete Menschen auf diese Mauer hochzog, indem man mit einem Seil einen Korb hinunter liess, worin der „Spätheimkehrer“ oder der Freier sich setzen konnte. Um aber einem unerwünschten oder aufdringlichen Freier zu zeigen, was er zu erwarten habe, liess man wohl diesen Korb an einem Seil bis zu ihm hinab. Erst wenn dieser den Korb besteigen wollte, merkte er, dass in dem Korb kein Boden war, was soviel wie „abgeblitzt“ bedeutete. Ganz sicher entstand in dieser Zeit der heute noch geläufige Ausdruck „Jemandem einen Korb geben“. Ich konnte meinen Wissensdurst in so vielen Wissensgebieten nicht alle befriedigen. Die Etymologie, was eigentlich zur Sprachenforschung gehört, faszinierte mich nicht minder und so erweiterte sich die Schere meines Allgemeinwissens immer mehr.

All diese Schriften beschäftigten mich so sehr, dass ich sogar bei meinen Wanderungen durch die Natur, immer eine interessante Lektüre bei mir hatte und jede Rast nutzte, um tiefer in die Welten der verschiedenen Kulturen vorzustoßen. Einen gewaltigen Eindruck auf mich machte auch die Lektüre des Buches „Das Bildnis des Dorian Grey, von dem irischen Schriftsteller Oscar Wilde. Mich faszinierte die Sprache, die Fülle seiner geistreichen Aphorismen und Sentenzen war überwältigend. Der Lebenslauf dieses Schriftstellers beschäftigte mich sehr. Er war mir unter die Haut gegangen.

Darauf hin, begann ich meine Tagebücher zu schreiben. Geschichten wollte ich niederschreiben, die ich am Lagerfeuer erfand, in den Versammlungen der jungen Pfadfinder. Gedichte beschäftigten mich unaufhörlich und wenn mich auf einmal ein Vers gepackt hatte, dann war ich diesem Dämon, der mich beseelte absolut hörig. Ich musste die Gedanken zu Papier bringen. Einige wurden sogar veröffentlicht.

Bei all diesen Lektüren vergaß ich selbstverständlich nicht auch die bekannten deutschen Schriftsteller, nicht nur in einzelnen Werken zu kaufen. Ich kaufte deren gesammelte Werke in den preiswerten Ausgaben der Deutschen Buchgemeinschaft. Auch die französischen und manche englische Klassiker gehörten zu meinen Anschaffungen. Shakespeare faszinierte mich aussergewöhnlich und ich habe manchmal darüber nachgedacht, ob ich nicht eine Übersetzung in Luxemburger Sprache versuchen sollte. Man kann sich jedoch vorstellen, dass mir sehr wenig Zeit

Placebos
Sie können materiell sein, aber auch mündlich, suggeriert, sogar schriftlich.

P.: (steht in meinem Essay für eine Person in einer diesbezüglichen Diskussion mit seinem Berufskollegen H.)

Mit Placebos hat man bisher die wundersamsten Heilungen erlebt. Ich kann hier nicht schreiben „Heilungen erzielt“, denn gezielt (das bedeutet mit angepeiltem, sicheren Erfolg) lässt sich ein Placebo keinesfalls einsetzen, jedenfalls bis heute nicht. Placebos sind nämlich keine Medikamente, die etwa chemisch zusammengesetzt, also produziert wurden. Placebos bestehen in einer ihrer Anwendungen ausschließlich aus Kreide und werden eigentlich eingesetzt, um die Wirkungsweise eines neuen Medikamentes zu überprüfen. Je nachdem mit welchem Erfolg Placebos bei dem Test von Medikamenten bewertet werden, bleibt es zu schlussfolgern und zu beschließen, ob das Medikament wirklich eingesetzt werden soll. Das Eigenartige an den heutigen Therapien, dass man meistens auf einen vermutlichen Gegner zielt, dessen Einfluss auf unsere Gesundheit keinesfalls immer genau erkannt wird.

Ich habe von einer schwierigen Herzoperation gelesen, die bisher an amerikanischen Universitäten gemacht wurde und deren Erfolgsquote unter 50% lag, also reich an Risiken. Als man sich dann entschloss einmal eine Placebo – Operation am Herzen vorzunehmen, da fiel die Erfolgsquote erstaunlicherweise gleich hoch aus. Placebo ist also nicht mehr nur verabreichte Kreide sondern eine Art Hoax der Medizin. Man täuscht dem Patienten eine wirkliche Operation vor und dieser kann nachträglich auch auf dem Bildschirm vermeintlich sein operiertes Herz schlagen sehen, doch in Wirklichkeit handelte es sich nur um eine Scheinoperation, dessen Eingriff man auch von außen durch ausgeführte Schnitte glaubhaft gestaltet hatte.

Auch Knieoperationen unter dem Placebo Effekt haben sich bewährt. Dem Patienten wird mit Videobildern aus einer anderen echten Operation vorgegaukelt er hätte eine erfolgreiche Operation am offenen Knie erlebt. Der Erfolg ist aussergewöhnlich und höchst erstaunlich. Welch immense Kräfte beherrschen doch unsere Psyche, die wir leider nicht auf Kommando zu mobilisieren verstehen? „Spontaneous healing – How to discover and enhance your body’s natural ability to maintain and heal itself“ (1995)von Dr. Andrew Weil, ist ein sehr aufschlussreicher Titel eines Buches, das bereits zum Klassiker geworden ist. Siehe im Internet. http://www.drweil.com/u/QA/QA/.

Und damit komme ich zu einer der gewichtigsten Fragen, die mich und meine Kollegen beschäftigten bei den vielen Diskussionsrunden betreffend all mögliche Themen, sei es aus dem Gebiet der Physik, der Astronomie, der Chemie, der Medizin. Gibt es einen Schöpfer, der dies alles in Schwung gesetzt hat und noch immer in Schwung hält?

Eines ist mir glasklar. So eine simple Darstellung des angeblichen Schöpfers, wie die Masse sich ihn allgemein vorstellt, kann ich zwar nachvollziehen. Das wäre jedoch ein Gott mit ausschließlich menschlichen Zügen. Nach des Menschen Vorbild. Das kann doch nicht sein. Der Schöpfer, den ich mir vorstellen würde, wenn ich das könnte, wäre zuerst ein Wesen, das über, in und außerhalb der Natur steht. Die Natur ist in ihm. Ich meine die Natur, die wir zu kennen glauben. Die Natur die wir zu verstehen uns anbahnen. Die Natur, die wir zu verändern wagen, müsste ein Teil von ihm sein. Auch würde ich dies nicht nur materiell sehen, sondern auch geistige Verbindungen darin erkennen.

Wenn ich die uns bisher bekannten kosmischen Kräften und Weiten, sowie auch die uns bisher bekannten Zuständen im Nano Bereich in Betracht ziehe, dann scheint mir dies alles umfassende Wesen genau das Zusammenspiel der Kräfte zu sein, die wir zu ergründen versuchen. Mehr Platz bleibt meinem begrenzten Denkvermögen nicht um irgendeine Dimension zu sehen, die geistig (also mit einem materiellen Instrument) noch erfassbar wäre.

Mit der magischen Formel: „Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“ kann ich nichts Konkretes anfangen. Mir fehlt dazu die Einbildungskraft. Es ist wahrscheinlich primitiv den Text zu deuten, indem man sagt, das Wort wäre ja eigentlich vor der Schrift gewesen. Gewiss, zuerst verständigte der Mensch sich in der Lautsprache, dann bildeten sich ständig neue Laute hinzu, die auch einen Sinn hatten, also etwas bedeuteten. Als die Lautsprache sich bereits sehr hoch entwickelt hatte, verfeinerte sich die parallel entstandene Zeichensprache, die Piktogramme ergänzten die Zeichensprache. Es ist klar, dass wir dann zu der einfachen Meinung kommen können, dass die heutige Schriftsprache nicht am Anfang war.

Ein weiterer Faktor ist die genaue Bedeutung des griechischen Wortes „Logos“. Was hat Johannes (der Apostel) wirklich sagen wollen. Was wollen uns die Deuter, die Übersetzer denken lassen. Da beginnt es bereits recht verzwickt zu werden. Denn die Bedeutung des Wortes Logos ist vielseitig und könnte möglicherweise anders ausgelegt werden. Wir sind auf das vermeintliche Sprachenverständnis anderer Leute angewiesen. Darüber ist bereits viel geschrieben worden.

Ich bin also an irdische, menschliche Möglichkeiten gebunden und kann den Sinn dieser Worte auch nicht mit den scharfsinnigsten, philosophischen Formulierungen zu Leibe rücken. Die Dimensionen, die mir dazu zur Verfügung stehen, sind beschränkt. Ich versuche zwar Anfang und Ende in meinen Gedankengang nicht mit ein zu beziehen, aber egal was und wie ich es auch formuliere, das alles geschieht mit einem äußerst primitiven Werkzeug, mit der Schrift oder der Sprache. Ich artikuliere was mein Gehirn imstande ist in Worte zu fassen. Johannes, der Verfasser obigen Satzes, konnte nichts Anderes, es sei denn, es sind nicht seine Worte, sondern eine in Worte gefasste göttliche Botschaft, die dem Menschen möglicherweise viel später einmal leicht verständlich werden, denn mir scheinen die Möglichkeiten einer Erweiterung der Denkprozesse ständig sich noch zu vervollkommnen. Sobald wir hören: “Und das Wort ist Fleisch geworden“, haben wir es mit einem Geschehen zu tun, das wir zwar nur halb aber schon zu verstehen scheinen. Alsdann haben wir etwas Greifbares, etwas das abläuft, mit dem sich unser Geist beschäftigen kann. Wir haben also etwas Konkretes das wir geistig begleiten können, wohin es sich auch bewegt. Es ist in die von uns erkennbare Zeit eingestiegen. Es kommt aus der unerfassbaren Vergangenheit und bewegt sich voran in die undurchsichtige Zukunft, die ebenso endlos zu sein scheint wie der nach unserer Denkfähigkeit geschneiderte Anfang.

Ich kann den Gedankengang von Emanuel Kant also sehr gut nachvollziehen. Ich würde darauf hin wiederholen: der Sprung aus der zeitlosen Ewigkeit heraus vollzog sich durch den ersten Pulsschlag der Natur, den Big Bang. Ich habe bereits vorher meine diesbezügliche Ansicht erklärt, dass alles um uns herum pulsiert. Das ist ein Prinzip, eine Kraft in vielen Facetten. Mit dem ersten Pulsschlag entstand alsdann die Zeit, die ein Ereignis mit einer gewissen Zeitdauer an ein anderes fügte und so einen nachvollziehbaren Ablauf nahm. Der große immerwährende Wandel hatte damit begonnen. War das der Paukenschlag der Schöpfung?

Die moderne Quantentheorie wird sicherlich in naher Zukunft unsere Sicht erweitern. Es ist klar die Wissenschaft sucht, hat aber noch keine Antworten gefunden und können immer nur

feststellen, das Erkenntnis nicht bedeutet dass man alles genau weiss, denn das ist ja das besondere und reizvolle an der Wissenschaft, dass man jeden Tag erfährt, dass eine einst wissenschaftlich fundierte Theorie, von einer neuen wissenschaftlichen Theorie überholt wird. Selbst Einstein hat viele Stunden damit verbracht, seine eigene Relativität - Theorie zu widerlegen. Heute ist man an dem Punkt anbelangt wo die ganze Sparte Physik, neu erfunden wird. Der Auslöser und Antreiber sind die Erkenntnisse, die man beim Experimentieren mit dem Higgs Teilchen gewonnen hat.

Die moderne Quantentheorie wird sicherlich in naher Zukunft unsere Sicht erweitern. Es ist klar die Wissenschaft sucht, hat aber noch keine Antworten gefunden und können immer nur feststellen, das Erkenntnis nicht bedeutet dass man alles genau weiss, denn das ist ja das besondere und reizvolle an der Wissenschaft, dass man jeden Tag erfährt, dass eine einst wissenschaftlich fundierte Theorie, von einer neuen wissenschaftlichen Theorie überholt wird. Selbst Einstein hat viele Stunden damit verbracht, seine eigene Relativität - Theorie zu widerlegen. Heute ist man an dem Punkt anbelangt wo die ganze Sparte Physik, neu erfunden wird. Der Auslöser und Antreiber sind die Erkenntnisse, die man beim Experimentieren mit dem Higgs Teilchen gewonnen hat.H. Griff in seinen Aktenkoffer und liest Folgendes vor:

Wenn ich jetzt in dieser etwas abstrakten Sprache weiter machen würde, dann wirst du wahrscheinlich zu schlummern beginnen. Ich kann mir es auch nicht leisten einige Dutzend Fachwissenschaftler um mich herum zu haben, wie jene, die es dem ehrenwerten Herrn Goethe leichter machten, deren Wissen als sein eigenes zu übernehmen und nieder zu schreiben. Ich bin also ausschließlich auf gesammeltes Wissen aus meiner vielseitigen Lektüre angewiesen, um mir ein Weltbild machen zu können. Dazu würde der dazu gehörende Fachjargon.“

H. war jedoch hellwach und begeistert von dem was ihm sein Kollege vorgetragen hatte. Er beneidete ihn um dessen Weisheit. „Keinesfalls“, so gab er zu erkennen, dass er voll bei der Sache war. „Keinesfalls würde es mir einfallen dir nicht mehr zuzuhören. Ich bin begeistert, du zeigst mir durch deine so ausführlichen Erläuterungen, dass man beim Lesen von sinnvollen Artikeln ein recht beachtliches Allgemeinwissen aufbauen kann.“

P.: Du verstehst doch sicher, dass ich bei diesen Erklärungen plötzlich in die Sphären, der Religionen vorgestoßen bin. Es beschäftigt mich sehr, da unser Premier, wie viele Gleichgesinnte Agnostiker, Nihilisten und Religionsfeindliche, nach Außen hin sich höchst demokratisch geben, im Innern aber die Zeichen des Nocebos der Menschheit in sich tragen. Sie wollen die Freiheiten der Menschheit, sich einer Religion anschließen zu wollen, regelrecht beschränken, ja sogar diktieren. Ja, das kann man als Diktat bezeichnen, wenn dies auch vehement geleugnet wird. Das geschieht meines Erachtens, weil man irgendwie Probleme mit der Religion hat, da diese gesellschaftliche Bindungen erfordert, die dem von einem selbst, nicht erkannten Egoismus weichen müssen.

In Facebook habe ich meinem Eifer Luft gemacht, als ich die Beschlüsse der Regierung gelesen hatte. Ich habe Folgendes ins Netz gesetzt:

Unverständlich und gemein. Jetzt werden die Religionsgemeinschaften abgestuft unter den sozialen Wert aller anderen Vereinigungen. Durch diese Maßnahme, wegen Geld Einsparungen, nur die Unterstützungen der Religionsgemeinschaften zu kürzen, will man gezielt deren ge-

sellschaftlich hoch stehende Werte langsam aber sicher abschwächen. Sowas nennt man Diskriminierung. Dass Kirche und Staat getrennt werden, ist noch verständlich, aber das Abwürgen deren Einflussnahme auf die Gesellschaft kann nicht nachvollzogen werden. Dem zufolge müsste man gleichzeitig allen politisch orientierten Parteien den Geldhahn zudrehen."

H.: "Du traust dir allerhand zu. Hast du denn keine Angst dass man dir eines Tages eine Fensterscheibe einschlägt oder eine Brandbombe ins Zimmer wirft."

P.: „Ich denke zwar daran, denn die meisten Menschen wissen überhaupt nicht zu welchen Grausamkeiten sie bereit sind. Dazu habe ich ein gutes Beispiel aus den USA. Ein Verbrecher, normalerweise zum Tode verurteilt, wird begnadigt und verurteilt lebenslang im Kerker zu verbringen. Die Angehörigen des Opfers zeigen sich sehr enttäuscht über dieses „gelinde" Urteil und merken überhaupt nicht, dass sie dabei selber den Tod eines Menschen herbei fordern. Und alle Gewalttaten, die man als Rache für erlittene Gegengewalt, ausübt, fallen dabei in genau dieselbe Masche. Man begeht dasselbe Verbrechen, aus unüberlegter Rache, welches man dem Urheber eines Verbrechens anhängt. Primitiver geht es kaum."

H.: „ Ich verstehe die Problematik und es leuchtet mir auch ein, dass du Bedenken gegen die Politik hast. Die laufenden Fragen an die Politiker „Auf ein Wort" zeigen genau diesen heuchlerischen Aspekt der meisten dieser Gesellen. Mir wurde plötzlich bewusst, dass da keine ehrliche Antwort zu hören, oder zu lesen war. Sie kennen genau die Antagonismen in der Natur aller Dinge, sie wissen genau was Yin-Yang bedeutet. So kommt es dass bisher nahezu alle die bereits Fragen beantwortet haben immer beide Seiten ihrer Denkweise preisgaben. Die Wenigsten legen sich klar fest auf ja, oder nein, auf richtig oder nicht richtig, auf Lüge oder Wahrheit. Die Meisten wollen nicht preisgeben, wie sie denken, denn Kritiker brauchen nur einen Anhaltspunkt, dann schlagen sie zu. Genau diesen verwundbaren Punkt, darf ein ‚diplomatischer Politiker' keinesfalls zeigen, denn das kostet Stimmen. Und dann müssen Verschiedene wieder in den Arbeitsprozess, um überleben zu können. Das beste Beispiel eines solchen Theaterstücks spielte sich in diesen Tage unter der Akropolis ab. Aufrichtigkeit in der Politik ist ein Fremdwort.

P.: „Bei uns zuhause sagt man dafür Hurenkinder! Na jetzt stolpere ich in dieselbe Falle, die du mir soeben erklärt hast. Ich nehme also mein grobschlächtiger Ausdruck zurück und sage stattdessen diese Leute würden nicht eine moderne Gesellschaft passen, die sich verzweifelt bemüht allem Unverstand eine Ende zu bereiten. (man lese weiter in meinem Essay).

Höhen und Tiefen der persönlichen Erfolge

Im Jahre 1975 war die von mir im Jahr 1972 in Leben gerufene AAT-Gesellschaft bereits etabliert und es hiess die ersten öffentlichen, vorbildlichen Naturschutzarbeiten in Angriff zu nehmen. Der erste Froschzaun, der in Luxemburg errichtet wurde, war auf der Landstraße zwischen Zolver und Limpach zu sehen. Den benötigten Maschendraht hatte uns die Drahtfabrik in Bissen gratis zur Verfügung gestellt. Der Maschendraht wurde auf einer Länge von etwa 100 Meter, in den Straßengraben verlegt. Das zwang die noch bis dahin vor dem Straßen Tod übrig gebliebenen Amphibien im Straßengraben weiter zu wandern bis dahin wo ein kleines Rinnsal unter der Straße hindurchgeleitet wurde. So konnten die Tiere sicher in ihr gewohntes Laichgebiet weiter wandern. Es war eigentlich sehr spaßig dass sogar in der engli-

schen TIMES vom 31. Januar 1975 zu lesen war: Safe route for frogs: Luxembourg – A specially designed tunnel for frogs and hedgehogs is to be built under one of the principal country roads of Luxembourg, after protests about the slaughter of wildlife by speeding cars.

Keine der damals in Luxemburg bekannten Naturschutzgesellschaften bot ihre Hilfe an. Auch unsere aus England inspirierte Aktion, die wir ankurbeln wollten „Save the village pond“ stieß auf taube Ohren bei diesen Naturfreunden. Dieses Schandmal sollte durch diese Schrift festgeschrieben sein.

Man kann sich vorstellen, welchen Medienrummel diese Nachrichten weltweit auslösten.

Das erste was am darauf folgenden Jahr (1976) passierte, nachdem der Zaun wieder errichtet worden war. Der Maschendraht wurde gestohlen. Wir konnten ihn rechtzeitig erneuern. Die Polizei versprach eine Untersuchung. Sie blieb, wie erwartet, erfolglos. Weltweit aber erregten unsere Aktivitäten hohe Aufmerksamkeit.

Der Sender FRANCE II macht ein Liveinterview über Telefon und anschliessend eine Fernsehreportage vor Ort. Die Canadian Broadcasting Corporation drehte einen längeren Film, der irgendwo in einem AAT-Archiv verschwunden ist und unbedingt wieder gesucht werden sollte. Doch wer interessiert sich heute noch dafür. Françoise Carton, vom belgischen Rundfunk und Fernsehen, erforderte wiederum von mir dass ich mir an meiner Arbeitsstelle frei nehmen müsse um die Presseleute zu empfangen und zum Ort des Geschehens zu bringen. Robert Thorn, einer unsere Spezialisten unterstützte uns dabei kräftig als weltweit renommierter Amphibien Spezialist. An dieser Stelle meine Hochachtung und kameradschaftlichen Dank.

Ich muss hier aber ausdrücklich hervorheben, dass die sonderbarste und auch dürftigste Reportage vom einheimischen Fernsehen erst viel später zustande kam.

Kaum waren die Reporter verschwunden, mussten wir wiederum feststellen, dass der Draht erneut abhanden gekommen war. Die Polizei konnte alsdann aber feststellen, dass der an diesem Straßen Abschnitt amtierende Wegewärter den Draht selbstgefällig entfernt hatte. Zum Glück hatten wir die zuständigen staatlichen Stellen von unserm Vorhaben ins Bild gesetzt, so musste der Wegewärter, mit seinen Leuten, den Zaun sofort wieder instand setzen. Wie wir später erfuhren, wurde bereits fieberhaft daran gedacht, diesen Stein des Anstoßes, durch eine Begradigung der Straße aus der Welt zu räumen. Die damals angestoßenen Naturschutzarbeiten setzten sich alsdann landesweit mit großem technischen Aufwand fort und niemand ahnte, welch persönlichen Einsatz diese Operation mir persönlich und meinen Freunden im Vorstand abverlangte. Der letzte Froschzaun wurde 2003 beim Haus vun der Natur von der Straßenbau Verwaltung errichtet. Damit fand eine Idee, die vor über 35 Jahren in die Welt gesetzt wurde, einen würdigen Abschluss, obschon es landesweit immer noch Wanderwege von Amphibien gibt die nicht konsequent abgesichert werden konnten. Ich schätze dass landesweit heute aber über 2 Dutzend solcher Anlage funktionieren, und auch gut unterhalten werden.

Diese Initiative gipfelte eigentlich in dem Brief der, uns von Seiten des Ministeriums für Öffentliche Arbeiten, datiert auf den 16.Mai 1977 zuging. Hier die Abschrift:

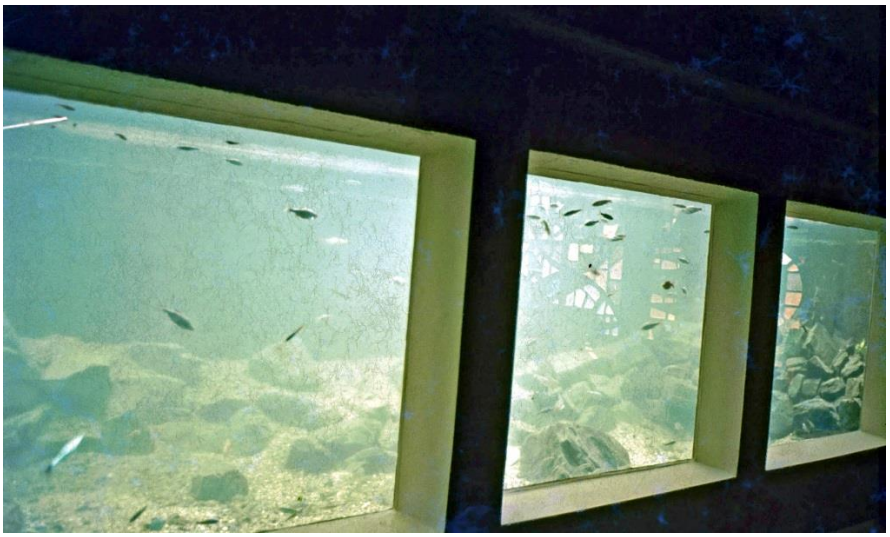
Messieurs
Faisant suite à votre lettre du 29 juillet 1976, j’ai l’honneur de vous informer que l’Administration des Ponts et Chaussées prendra toutes les mesures nécessaires pour faciliter le passage

des batraciens aux endroits indiqués par l'Administration des Eaux et Forêts.
Veuillez agréer…

Das Aquarium in Wasserbillig

Im Jahr 1976 rief mich der Bürgermeister der Grenzstadt Wasserbillig an um zu fragen ob ich keine interessante Idee hätte was man in Wasserbillig als Touristenattraktion errichten könne, anstelle des vorgesehenen Schwimmbades, das von der Öffentlichen Hand verworfen worden war. Ich plädierte für ein Aquarium, in welchem die Fische der beiden Flüsse Sauer und Mosel zu sehen wären, was sicherlich auch vom Naturschutz und von der edukativen Seite her, interessant sein könnte. Verschiedene Vorstandsmitglieder der AAT waren zugegen als wir dem Architekten vortrugen, wie dieses Objekt in seiner billigsten Ausführung aussehen musste um den Ansprüchen einigermaßen entsprechen zu können. Wir einigten uns auf 2 große Außenbecken. Das eine für Raubfische, das andere für friedliche Fische. Im Innern des Raumes ein Aquarium für gefährdete Kleinfische, wie Bitterlinge und Elritzen. Die Begeisterung der zuständigen Stellen in Wasserbillig war groß, besonders bei der Gemeindeverwaltung, dann beim Syndikat d' Initiative und auch die dort ansässigen Sportfischer fühlten sich eingebunden in das Projekt. Natürlich hiess es dabei sich immer wieder in Wasserbillig einzufinden, als der Bau in Angriff genommen wurde.

Hier stehen die ehrbaren Herren, die sich mit fremden Lorbeeren schmückten
und bei ihren Festreden den unermüdlichen Einsatz der AAT verschwiegen.



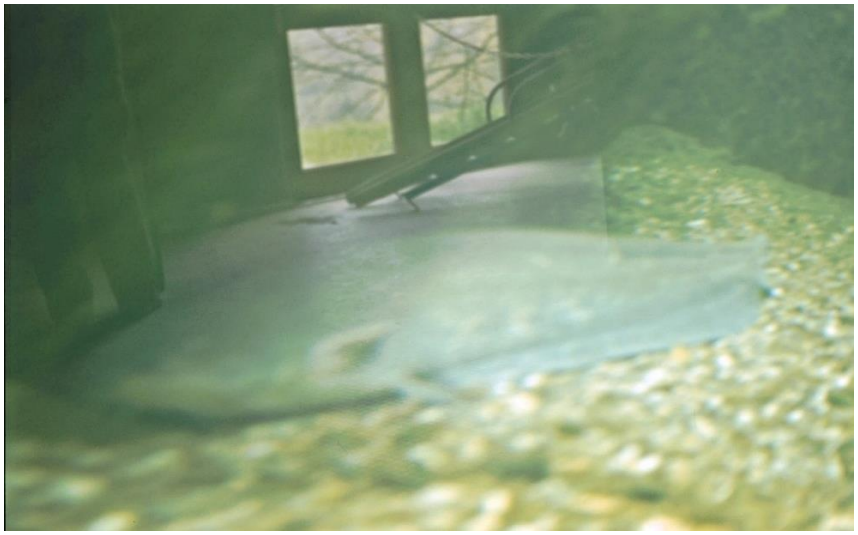
Jeden einzelnen Stein hatte ich in der Hand um ihn zu platzieren
speziell um Pflanzstellen zu schaffen für Unterwasserpflanzen.

Vor dem festgelegten Datum der offiziellen Einweihung mussten die Innenausstattungen der Bassins noch fertig gestellt werden (sie sind bis heute unverändert so geblieben!) und wir hatten ausdrücklich gesagt, dass eine Bepflanzung unbedingt vor dem Einlassen des Wassers geschehen müsse, weil später dies eine beschwerliche Sache werden würde. Leider hatten die zuständigen Leute von diesem Geschehen glatt keine Ahnung und so kam es, wie es immer kommt, wenn der Ablauf einer Arbeit auf den Kopf gestellt wird. Ich hatte persönlich noch mit Hand angelegt, um die Innengestaltung der Steine und der Pflanzstellen zu gewährleisten.

Die Becken waren jedoch bereits mit Wasser gefüllt, als die Pflanzen angeliefert wurden. Beim Pflanzen hätte ich selbstverständlich helfen können, doch jetzt musste entweder das Wasser wieder abgelassen oder getaucht werden.

Der Taucher musste mit Bleischuhen und Gürtel beschwert werden, um unten zu bleiben. Dieses Zeug musste er ablegen jedes Mal, wenn er auftauchte, um Instruktionen und die nächsten Pflanzen abzuholen. Aus dem Innerraum wurde ihm angezeigt wo und wie er die Pflanzen einsetzen soll. Es war eine mühselige Arbeit aber gegen Abend war die Bepflanzung abgeschlossen.

Ausdrücklich wurde noch einmal darauf hingewiesen, dass keine Fische eingesetzt werden dürfen, damit die Pflanzen Zeit hätten, um einzuwachsen. Auch diese Forderung hatten die Zuständigen nicht verstanden, denn kaum waren wir aus dem Blickfeld, da flogen bereits die ersten Fische, besorgt von begeisterten Sportfischern, über den Zaun in die Becken. Es war nur eine Frage von Tagen, dann hatten die Fische alle Pflanzen weggefressen. Die ganze Plackerei war umsonst und man stand vor einem pflanzenlosen Steinfeld.



Nach einigen Tagen bereits futterte ein Riesenwels sämtliche Fische.
Das ins Becken entsorgte Fahrrad aber konnte er nicht fressen.

Alle Mitarbeiter der AAT erhielten eine freundliche Einladung, zur Einweihung des Wasserbilliger Aquariums. Die Feierlichkeiten sollten am 20.Mai 1977 stattfinden. Natürlich war der vollzählige Vorstand der AAT anwesend, als vor den vielen Zuschauern und der angereisten Prominenz, nacheinander die Sportfischer, dann die Vertreter des Syndikates, und zum Schluss der Bürgermeister selber, jeder nach seinem Gesichtswinkel, ein Rede hielt. Doch keine einziges Wort des Dankes, keine einziges Wort der Anerkennung und darüber hinaus keinen einzigen Franken als Entschädigung für die gefahrene Wegstrecke.

In einem der großen Becken sollten Friedfische schwimmen, in dem anderen die Raubfische aus Mosel und Sauer. Kleinfische (Bitterling) in einem separaten Becken.

Ich habe in der Jubiläumsbroschüre der AAT folgenden Text zu diesem Ereignis festgehalten:

„Man kann sich vorstellen, wie groß unsere Enttäuschung war, als weder der Bürgermeister, noch die Vertreter des Syndikates und der Sportfischer die aktive Beteiligung der AAT, mit einem einzigen Wort erwähnten.“

Wochenlang hatten wir dort geschuftet. Immer wieder sind wir aus dem Süden dorthin angereist um Hand anzulegen an diesem großen Werk. Viele Hundert Stunden hatten wir von unserer Freizeit geopfert, um am Gelingen teilzunehmen.

Als wir die verschiedene Redner darauf ansprachen, um uns zu erkundigen, warum man unsere Naturschutzgesellschaft und insbesondere unser aufopferungsvolle Mitarbeit nicht mit einem einzigen Wort erwähnt hat, bekamen wir, wie aufeinander abgestimmt, die lapidare Antwort, man hätte uns einfach vergessen zu erwähnen und das bedauere man zutiefst.

So eine Heuchelei hätten wir uns niemals geträumt. Wir verließen tief gedemütigt den Ort, wo wir eine der größten Enttäuschungen erlebt haben, die man als im Volontariat arbeitende Naturschützer verkraften kann, ohne „Skandal“ zu schreien. Jetzt erst erkannten wir die Fratze

dieser Gesellschaft, die sich in aller Öffentlichkeit in unverschämter Weise die Lorbeeren selber aufsetzte und in Wahrheit recht wenig von der Anlage verstanden hat. Man kann sich heute vor Ort überzeugen, was errichtet wurde, was eigentlich der Sinn der Anlage war und was jetzt dort geboten wird! Ich bin nicht bereitdavon abzugehen, dass der Makel einer so unverfrorenen Unanständigkeit in Vergessenheit geraten soll.

Einige der Verantwortlichen wagten nicht einmal in meine Richtung zu schauen.

Auch diese Niederlage steckten wir ein. Wir wissen natürlich nicht welche Kräfte möglicherweise von Ausserhalb, dieses Verhalten bei den Offiziellen ausgelöst hatten, jedenfalls war es

uns ein Beweis, dass wir aufpassen mussten, wie man weiterhin unsere Aufopferungsbereitschaft ausnützen und missbrauchen könnte. Und wir hatten später die Gelegenheit noch mehr Menschen mit so einer perversen Einstellung kennen zu lernen, besonders wenn es um persönliche Beratung ging, bei der Anlage eines Gartenteichs. Allzu gerne würde ich das Wort Parasiten der Gesellschaft gebrauchen, doch trägt dies ganz sicher nicht dazu bei, solche Versager in zwischenmenschlichen Beziehungen von uns fernzuhalten.

Ich weiss nicht wer die Heuchelei mit dem christlichen Segen angezettelt hatte, der bei dieser Teufelei sicherlich unangebracht war.

Ich war sogar auf eigene Kosten nach Basel gereist, um mich an diesem Beispiel im Zoo, zu inspirieren. Die Verwaltung war sehr behilflich um mir auch die technischen Installationen zu erläutern, die mir in Wasserbillig sehr von Nutzen waren.

Projet fir den Tounbandtext dén am Aquarium zu Wasserbölleg als Explikatioun kann firgedroen gin. - Allgemengt Wössen-

---

Wat ass e Fösch?

E Fösch ass e Wirbelde'er, dat sech ún t'Wasser ugepasst huet. Aplatz Arm a Bén, huet hie Flossen. Seng Haut ass an déne méschte Fäll mat Schuppen bedeckt. Hien otemt duerch Kiemen.

Freier waren t'Begreffer iwer t'Fösch nach net kloer. Bis an t'16.Joerhonnert sin nach t'Walen, t'Delphinen, t'Robben an t'Nilpärd zu de Fösch gezielt gin. Esou guer t'Kriebsen an t'Schléken an nach vill aner Wasserdeieren sin och als Fösch betruecht gin.

Haut wösse mir, dat et ongefeier 25.000 Arten fun Fösch get dei an vill Klassen, Uerdnungen,Familjen,Gattungen ~~an Arten~~ agedélt gin.

Ongefeier firun 450 Millioune Joer sin dei eischt Fösch an eisen Gewässer geschwommen. Sie hun sech bis haut bestänneg firun entweckelt.

Am ganzen kennen mir 34 Urdnungen an 418 Familjen, woufun dei méscht allerdengs am Mier liewen.

Et héscht beim bekannten Wasserbiolog Thienemann dat schon 37% fun eisen heidege Fösch firun der Eiszeit, dat hécht firun 800.000 Joer, hei geliewt hun, dorenner fanne mir t'Quappe, de Stichling, t'Pisch, den Hiecht, den Hassel, de Blenkert, t'Pleck, t'Breissem, de Minn, t'Routfieder an t'Grondel.

Während der Eiszeit sin nach aner Arten dobei kom. Sie sin firum Eis fun Norden no Süden gedriewe gin an hun eventuel och missen firun den Alpegletscher an t'Delten wanderen. Dat waren firun allem Fösch dei sech am eiskale Wasser wuel befannen an och am Wanter laichen. Mir kennen do de Saibling an t'Forell.

Wei t'Gletscher erem zreckgange sin, ongefeier firun 12.000 Joer, do koumen an eis Geigend: t'Äsch, de Bitterling oder Daimchen genannt, den Zander, de Wels, de Schlammbösser an vill Karpefösch.

Dat ass elo eng Opzielung fun den Nim dei én vleicht net dax heiert, wann én kén passioneierte Föscher ass.

Hei am Wasserbölleger Aquarium sollen all dei Fösch, Kriebsen an Planzen gehale gin, dei hei an eise Gewässer firkommen.

Losse mer awer nach eng Keier op t'Fösch am allgemengen zreckkommen.

Wat kann én fir t'eicht emol iwer t'Greisst fun de Fösch gewuer gin?

Zu déne greisste Fösch zielen mir den Riesenhai, dén bis 14 Meter lang ka gin an t'Riesenmanta, e Plattfösch, dei 7 Meter brét an 4 Meter lang ka sin. Fösch dei bis 1.500 Kilogramm schwe'er si gin, waren am Kaspesche Mier an si hun den Num Weiswal gehat an waren zu de Fösch ze zielen.

...2

Duergeint gött et op de Philipinnen dei klengst Fösch fun der Welt. Sie sin nömmen 11 mm lang. Et ass eng Grondel. Et gött nach vill aner Zwergen önner de Fösch zum Beispill den tropeschen Zahnkärpfling mat 2,5 cm Längt oder t'Schindleria, dei mat 12 mm kaum mei grouss ass wei t'Grondelen op de Philipinnen.

Hei am an Land rechne mir den Stecherleck an t'Daimchen zu déne klengste Fösch ömgin fum Moderlieschen, fun der Ellchen, dem Goujon an nach aner. Bei déne groussen Fösch mussen mir den Eil an den Hiecht nennen.

Wat mir iwer den Alter fun de Fösch wessen, fassen mir och ganz kurz zesummen.

t'Grondelen gin nemmen 1 Joer âl, an stierwen nodém se gelaicht hun. t'Karpen an t'Hierschten dogeint können 8o Joer âl gin. De genauen Alter leisst sich un Hand fun de Reng op de Schuppe feststellen, grad wei bei de Bâmstämm.

Iwer de Schuppen fun de Fösch leit eng Haut dei ongezielt Schleimdrüsen enthält. Dese Schleim dingt dem Fösch als Schutz ge'nt bakterielle Befall an awer och als Schmiermöttel!

Wann Dir an t'Bassenge kuckt, da gesidd Dir dass am Aquarium verschidde Schichte fum Wasser vu Fösch mat verschidde Formen bewunnt sin. Seier an ausdauernd Schwömmer hun eng Kierperform, dei engem Torpedo gleicht (z.B. den Hiecht an t'Forell dei sech mei am der halwer Heicht fum Wasser ophalen) t'Karpen an t'Breissemen sin seitlech mei platt, sin mei schlecht Schwömmer, dei sech gären an mei rouegem Wasser ophalen, duerfir gesin mir si bâl um Fong fum Aquarium. Ganz um Buedem setzen oder schwammen dann dei nach me' platt Fösch wei t'Schmerlen an de Goujon.

Hei kenne mir soen dat t'Fösch wiesselwarm Deiere sin, dat hécht sie passen hier Kierpertemperatur der Emwelttemperatur un, duerfir ass et meiglech dat si ouni Schued aus deiwem, kâle Wasser erop an mei wodlecht Wasser schwammen an erem emgekeiert ouni sech ze schudderen.

Wei se'er können t'Fösch iwerhapt schwammen, froen mir eis. E Karp brengt et ganz gemiddlech op 12 Kilometer an der Stonn. E Barw mecht schon 18 à l'heure, t'Hiechten scheissen mat 25 km an der Stonn op hiert Friessenan eng Forell flitzt mat 35 km an der Stonn duerch t'Wasser. Am Mier dreinen t'Fösch nach mei op. En Haifösch kann mat 36 Stonnekilometer schwammen an den Thunfösch hällt de Rekord mat 9o Kilometer an der Stonn.

Dei einheimesch Fösch sin net esou farweg wei dei exotesch. Mé wann én et wéss dann fönnt én awer eraus dass mir an eise Bachen wonnerschein farweg Fösch schwammen hun. Kuckt an de Becken mat den groussen Fensteren, do schwömmt eng Ro'tfieder, dei direkt opfällt. An der Laichzeit awer gött et apart schein Farwentwecklungen bei munche Fösch, bei der

De Bitterling ass iwerhapt en aussergeweinleche Fösch an et muss hei gesot gin, dat hien hei am Land bal ganz verschwonnen ass, déls well hien keng Meiglechkét mei huet fir sech ze reproduzeieren an déls, well hien der Iwerbesetzung fun de klenge Bachen mat Forellen zum Opfer gefall ass.

De Bitterlinge laicht am Abröll-Mai-Juni. De Männchen huet e wonnerbar fuerwegt Houchzeitskléd an t'Weibchen lét mat enger extraer Legeröhre hier Eer an den Otemraum fun enger lieweger Bachmuschel. Dei jong Bitterlingen entweklen sech do gudd versuergt an enger Symbios mat der Muschel, well wann dei jong Fösch erausschwammen huet t'Muschel un sie hier Kleng ugehangen, fir dass de' direkt weit mat fort geholl gin..

Dese Fösch ass ganz gudd am kalen Hausaquarium ze halen wo' én dann och dei ganz Reproduktioun kann bewonneren. Iwregens schwammen des kleng Fösch och an den Becken dei an der Mött fum Raum stin. Wien un der Nozucht fun Bitterlingen interesseiert ass, de soll sech un t'AAT wenden, dat ganz Aquarium- an Terrariumsfrönn dei sech haptsechlech mat eisen Fösch an Planzen an Amphibien ofgin. t'AAT bedreiwt des Nozuecht schon e puer Joer fir dei jong Bitterlingen eröm an t'Bachen auszesetzen, an fir esou aktiven Naturschutz ze machen.

Komme mir eröm allgemeng op t'Fösch ze spriechen. Mir wössen dass de grousse Fösch dé klenge fresst, hien mecht dat awer net ass Loscht fir sein Geigeniwer ömzebrengen, wei dat de Mënsch färdeg brengt. Och de Fösch mecht nëmmen esou fill do't we' hien beienaner fresst. Mir machen dann am grousse ganzen awer den Ennerschéd an schwetzen fu Friddfösch an fun Raubfösch. Friddfösch erhalen sech haptsechlech fun Planzen an klengen De'eren. Raubfösch dergeint hun besonnesch dei aner Fösch gären als Nahrung an et kennt net sélen fir, dass en Hiecht sein Brudder opfresst och wann en net ganz era gét.

Hei an den Bassengen hun mir versicht no desem Gesichtspunkt t'Fösch ausenaner ze halen. An dem Becken mat dénen 2 Fensteren gesit der haptsechlech Raubfösch, an an dém aneren Becken mat dénen 3 Fensteren schwammen eigentlech nëmmen Friddfösch. Des Fösch kann én och mat drechen Fudder fidderen. Am Raubföschbecken gesidd Dir dass och kleng Fösch draschwammen, dei als Fudder fir dei grouss Fösch, we' den Hiecht, t'Forell t'Biesch an den Eil dosin.

Wei onberechenbar t'Aussetzen fun esou engem Raubfösch ka sin kann én un engem Beispill fun fillen weisen. Mir huelen eis Forell. An Südamerika ass et sie guer net gin an nodém se do ausgesat ass gin huet et nemmen e puer Joer gedauert, do war den südamerikanesche Raubfösch an och Nahrungsfösch fir t'Menschen, den ORESTIA vollstänneg ausgerott. Och an eise klenge Bachen hun t'Forellen t'Zuel fun de Föschvariatiounen stark erofgesat. Wann t'Forellen bis ukommen, da schwömmt geschwönn neischt

-4-

Lieweges mei an de Bachen an esou guer mussen t'Forellen mat Drechefudder gefiddert gin. Do weist et sech och dat de Mensch net genug fun all dénen Zesummenhäng an der Natur verstét, oder zu sengem Profit net wellt verstoen.

Iwerhapt erleiden eis Bachen emmer mei Zivilisatiounsschued. Mir können hei bei eis am Land gesin wei Bachen an Reier oder Betonsgriew geluecht gin. Dat brengt fleicht op enger kuerzer Streck eng dreche Wiss op dem Rescht fun der Bach awer gro'ss Veränderungen am Wasser an derlanscht. T'Fudderdeieren fun de Fësch, dat hécht, Wasserflei, Meckelarwen, Köcherfliegen an honndert aner De'eren fannen keng Schauteng mei. Sie können sech net mei op enger roueger Platz ophalen an gin mam Wasser, dat elo fill mei seier fleisst mat fortgerappt.

Aus den Zeitungen gin mir da gewuer dat och nach t'Bachen benotzt gin fir dem Piff fudderweis lasszegin, Mazout an de Bachen ass scho bal eppes alldégleches gin. t'Industrien pachten ganz Wasserléf als Föschgewässer fir dass kén mei eppes soen, wann Industriewasser t'ganz Flora an Fauna am Wasser zersteiert. Mir mussen duerfir emdenken.

An et geschidd schon ueschtert t'Land, dat ömmer mei Wasserusammlungen dei awer nömmen den Zweck hun onofhängeg fun de Bachen Fësch ze halen, künstlech gestaut gin. Mir gesin do nei Naturweiheren, Baggerweiheren, Duerfweiheren, Dömpelen, Föschzichtereiweiheren, Privatföschweiheren, Gardeweiheren an zu gudder Lescht Aquarien an alle greissten. Et ass och net ausbliwen, dass sech Vereiner op desem Gebidd spezialiseiert hun, wei t'Aquarianer an Terrarianer, dei zum Beispill sech och hei beim Bau an beim Plnagen fun desem scheinen Kalwasseraquarium bedélegt hun. Et war hier Idi fir esou ze plangen an et waren och haptsächlech t'Leit fun der AAT de' mat hierem Rod an och manuell hei gehollef hun fir op enger Platz am Land t'Meiglechkét ze gin fir en Bleck an eng künstlech Bach ze werfen an eso' ze weisen, wat t'Natur alles ze bidden huet, dat mat alle Möttelen muss erhale bleiwen. t'AAT setzt sech am Dengscht fun der Natur an, dass Nassbiotopen erhalen bleiwen an versicht sech mat dem Studium fun all dénen Wasserliewewiesen ze befassen. Mir hoffen dat hei muncherén sech eng Nues foll geholl huet fir un der grousser Arbecht dei ze machen bleiwt matzehöllefen.

Den Dram vun engem Kalwasser-Aquarium, deen all Besuch praktesch beléiert hätt, wat fir eng Fësch mir am Land hunn, war aus gedreemt.

Sekten

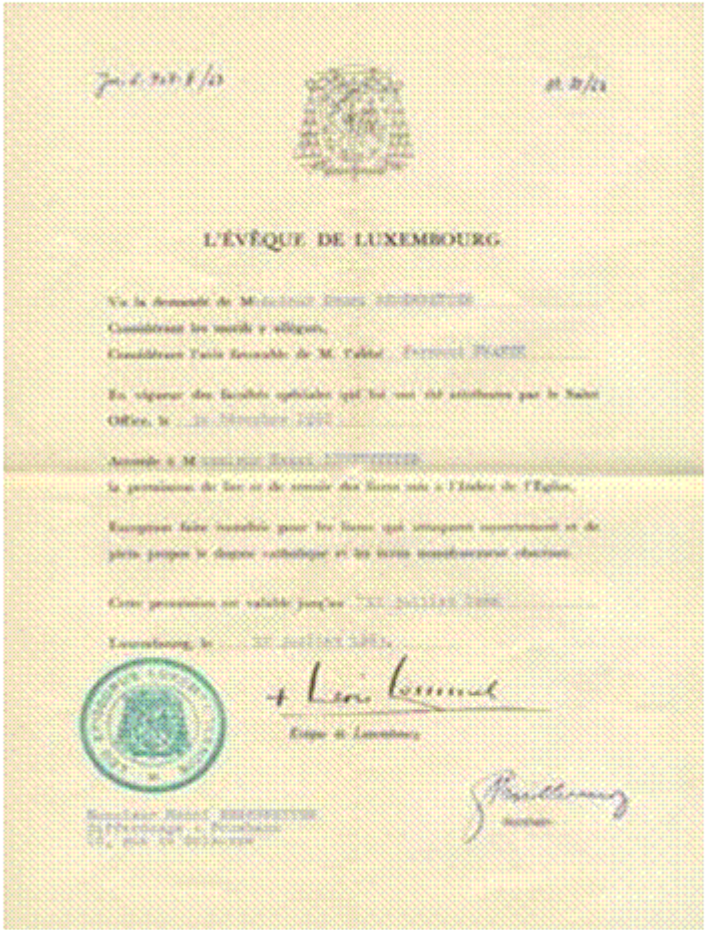
In Oberkorn waren manche Mitglieder verschiedener Sekten sehr aktiv. Einmal die Zeugen Jehovas, dann die Neu Apostolischen. Am meisten interessierten nicht nur mich, die Zeugen Jehovas. Auch meine Klassenkameraden befassten sich intensiv mit diesen neuartigen Aposteln. Einer ihrer Anhänger war Pförtner im Direktionsgebäude der HADIR. Mit diesem Mann kam ich oft und manchmal sehr lange ins Gespräch. Es war verblüffend, wie dieser nicht ausgebildete Mensch Bibeltexte auswendig zitierte. Welchen Sinn er aber in diese Zitate hinein buchstabierte, das konnte ich solange nicht beurteilen bis ich mir die drei in Leder gebundenen Bibelbände der „Ecole biblique de Jérusalem“ gekauft hatte, welche ich mir alsdann gründlich zu Gemüte führte. Was zusätzlich lustig war an diesem Kauf, dass zu jener Zeit man noch darüber nachdenken musste, ob man als Katholik die Bibel lesen dürfe oder nicht. Das hat mich umso vorwitziger gemacht, denn ich konnte mir einfach nicht vorstellen warum man es einem gläubigen Christen nicht erlauben würde die Bibel seiner Religion zu lesen, oder sogar zu studieren. Ich betrachtete den diesbezüglichen Standpunkt der Kirche ziemlich kritisch und mit einem misstrauischen Blick. Ich fühlte mich als unmündig behandelt. Warum wollte man nicht, dass ein Gläubiger diese Schriften liest? Was war daran so geheimnisvoll? Es war zu jener Zeit dass mir manche gesellschaftspolitische Verhaltensregeln auffielen, weil sie darauf hindeuteten, wie Volksmassen zu behandeln sind. Irgendwo hatte ich bereits den Ausspruch gelesen: „Halte das Volk dumm, dann wirst du es beherrschen.“ Ich fragte mich ob diese Verhaltensweiseauch zur Praxis der Religionsobrigkeiten gehört?

Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass jeder der die Bibel liest, sich schnell eine eigene Meinung bildet und es dürfte auch bekannt sein, dass hierdurch manche glaubten in der falschen Vereinigung zu sein. Sie gründeten darauf hin eine eigene Sekte die eine abweichende Interpretation der Schriften verlangte. Dieser Spaltpilz war sicherlich eine der Hauptursachen eines generellen Verbotes.

Natürlich brachten mich die wenigen mir bis dahin bekannten Religionen sehr schön ins Strudeln. Diskussionen mit den mir bekannten Geistlichen ergaben, dass sogar diese selber im Seminar die Bibel nicht gelesen und noch viel weniger anhand der originalen Texte studiert haben. Jede Sekte behauptet von sich, den einzig wahren Glauben zu haben. Die Geschichte lehrte mich auch, dass vieles Leid in der Welt im Namen dieser sturen Haltung der verschiedenen Sekten und Religionen geschehen ist. Genau dieses Fach brachte mich in der Schule zur Verzweiflung.

Ich habe auch in nahezu jeder Klasse, Geschichtsunterricht gehabt. Jedes Schuljahr hatten wir ein anderes Lehrbuch. Jedes Jahr, auch für die meisten Kriegsgeschehen, eine nicht gleich lautende Auslegung, je nachdem welchen politischen Standpunkt der Autor des jeweiligen Geschichtsbuches vertrat. In diesem Lernfach spielte also bereits Politik eine beachtliche Rolle. Noch heute sind wir nicht sicher, ob man uns Lügen oder Wahrheiten oder nur Auslegungen vorgetragen hat. Nur die Verträge, die zu pauken waren, schienen ziemlich identisch zusammengefasst. Man hat uns aber kaum einmal wissen lassen, ob diese Verträge auch eingehalten wurden oder wie und wann sie gebrochen wurden. Das hätte diesem Lehrfach doch mehr praktischen Wert verliehen. Ich kann aber heute mit Fug behaupten, dass all diese Geschichtsstunden für mich glatt unnützes Zeug waren, weil niemand uns ein Gesamtbild der Völkergemeinschaft, der vielfältigen Nationen zeichnete. Schon damals war ich der Überzeugung, dass auch der nationale Stolz, also der Nationalismus ein nicht zu unterschätzendes Hindernis sei, für eine bessere Völker Verständigung. Ich habe mich immer ausschliesslich als Bürger dieser Erde betrachtet.

Es dauerte nicht einmal ein volles Jahr, dann hatte ich mir auch einen Koran gekauft der in herrlichem Leder gebunden und mit goldenen Filigranzeichnungenverziert war. Ein Kleinod, das ich geradeso ehrfurchtsvoll wie die Bibel studierte. Der Talmud kam als nächstes Religionswerk hinzu. Das waren nur die Haupttexte die mich vorerst interessierten. Als dann im W. Kohlhammer Verlag die Herausgabe eines Sammelwerkes begann, das „Die Religionen der Menschheit“ behandelte, da machte ich einen Schritt der mir die Augen der Erkenntnis öffnete. Ich ging eine Subskription ein. Bis heute sind über 30 Bände erschienen und das Gesamtwerk ist noch nicht abgeschlossen.
Meine Anfrage beim Bischof, ob ich diese Bücher lesen dürfe, wurde gütig studiert und ich erhielt ein schriftliches Papier worin verbrieft war, dass es mir erlaubt sei diese Bücher zu kaufen und zu lesen.(Beigefügt das interessante Zeitdokument).



L'ÉVÊQUE DE LUXEMBOURG

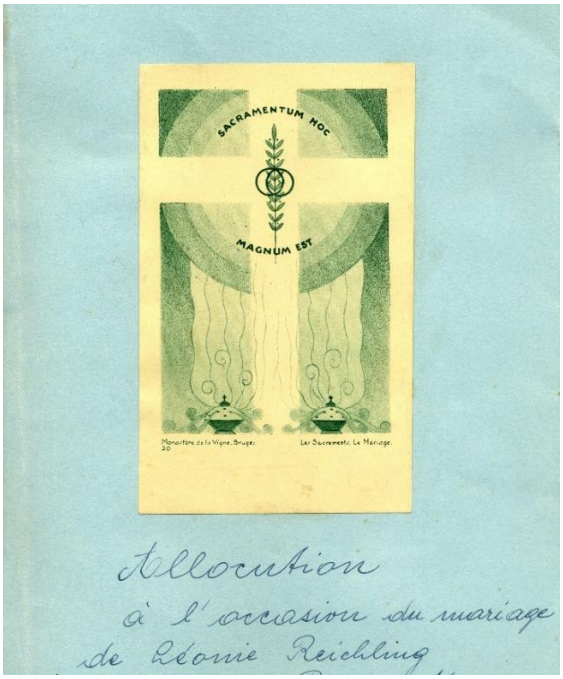
Der jetzige Bischof war übrigens als damaliger Kaplan mein sehr kameradschaftlicher Berater. Ich stieg alsdann unbesorgt mit allem Eifer ein in die Lektüre dieser Werke von Spezialisten aus aller Welt. Ganz besonders faszinierte mich der Band über die Erscheinungsformen und Wesen der Religionen. Es war natürlich erschwerend zu lesen, wenn Zitate ausgriechischen oder hebräischen Vorlagen den Text begleiteten. Zu gerne hätte ich diese Sprachen gelernt, aber einen Sprung in diese Richtung habe ich jedoch gewagt und habe mir die entsprechenden Wörterbücher, also Hebräisch und Griechisch gekauft, was mir aber nur sehr wenig weiter half.

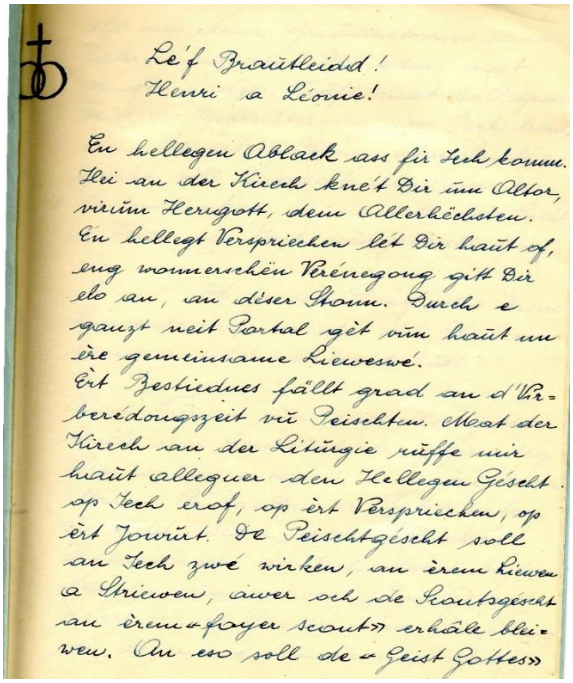
Die Schöpfungsgeschichte hat natürlich seine Faszination auf mich ausgeübt und ich wollte

unbedingt tiefer in die Welt des Vorderen Orients eindringen. Die Sumerer und die gerade im Zwischenstromland Mesopotamien gefundenen Tontafeln brachten wundersame Berichte und eigentlich auch Berichtigungen, die meine volle Aufmerksamkeit weckten. Allein das neue Verständnis bei den Übersetzungen der Urtexte schuf Verwirrung und doch Begeisterung. So leben die meisten Katholiken noch immer von der eher bildlichen Vorstellung die Frau sei aus der Rippe des Mannes geschaffen worden. Modernere Lesarten aber übersetzen heute die beiden Silben „Nin Ti“ nicht mehr mit …“die Frau aus der Rippe des Mannes“, sondern für jedermann verständlich: „Die Leben gebärende Frau“. Schade, dass man sich nicht bemüht diesen volksdümmlichen Unfug aus der Gedankenwelt zu schaffen.

In dieser bedeutenden Phase meines Erwachsenwerdens stiess ich auf Freud und die Psychologie. Das Marabout Taschenbuch „La Prodigieuse VictoireDe La Psychologie Moderne“ von Pierre Daco (1960) verschlang ich nahezu in einem Atemzug. Kurz darauf erschien der Titel: „Les Triomphes de La Psychanalyse“ (1965) von demselben Autoren. Diese beiden Bücher sprengten die Dimensionen meines Denkvermögens, ja es wurde nahezu revolutioniert. Ich versuchte auf einmal, in mich hinein zu horchen. Jetzt wurde mir erst bewusst, dass da drinnen etwas ablief, das ich unbedingt kontrollieren wollte. Jetzt merkte ich erst welche persönliche Gestik sich zum Beispiel im Laufe der Entwicklung eines jeden Menschen herausbildet. Ich lernte mich persönlich beobachten, mich kennen. Offen gestanden auf einmal war ich mir bewusst, dass ich diese Haut, diesen Kopf und seine Gedanken möglicherweise in den Griff bekommen konnte. Jetzt erst merkte ich wie erschreckend gross die allgemeine Unwissenheit eigentlich ist, was die eigene Psyche anbelangt. Bei jeder erweiterten Lektüre wurden auch die erweiterten Kenntnisse und Erkenntnisse angewendet. Psychologie und Religion gingen Hand in Hand. Ich wagte mich alsdann auch noch an die Werke der grossen Philosophen. Viele Bücher betreffend Psychologie und Psychoanalyse waren ab sofort vorrangig auf meiner Bestellliste. All dieses gesammelte Wissen vermittelte mir ein komplett anderes, neues Verständnis, was das menschliche Wesen anbelangt. In welch hohem Masse diese Kenntnisse in unserer Familie bald eine Rolle spielen würden, merkte ich als meine Kinder sich ebenfalls für diese Welt des Wissens begeisterten und mein Sohn Mike sich entschloss das Psychologiefach zu studieren. Heute doziert er mit grossem Erfolg an der University of Illinois. Er betreibt wissenschaftliche Forschung auf weltweit höchster Ebene, weil er beim Studium unterwegs eingesehen hat, dass unbedingt die Mathematik hinzukommen muss, wegen deren wertvollen Hilfe, bei der Bewertung von statistischen Analysen. Die Psychologie, die im Anfang nicht zu den Wissenschaften gezählt werden konnte, kann heute nur über die Mathematik, zu einer wertvollen und genau wissenschaftlichen Aussage kommen.

Hochzeit





Lé'f Braütleidd!
Henri a Léonie!

En hellegen Oblack ass fir Tech komm.
Hei an der Kirech knéit Dir ëm Altar,
virum Herrgott, dem Allerhëchsten.
En hellegt Versprieche lét Dir haut op,
eng wommerschën Verénegung gitt Dir
elo an, an déser Stonn. Durch e
ganzt weit Portal géit vim haut un
ère gemeinsame Liewesweé.
Ert Bestiednes fällt grad an d'Vir-
beréidungszeit vü Peischten. Mat der
Kirech an der Liturgie rüffe mir
haut allegner den Hellegen Gésecht
op Tech erof, op ert Versprieche, op
ert Jowüt. De Peischtgésecht soll
an Tech zwé wirken, an ërem Liewen
a Shriewen, awer och de Kontsgesecht
an ërem «foyer scout» erhâle bli-
wen. An eso soll de «Geist Gottes»

ze dréen. All Rechter a Pflichten, de doraus wiesen, kënne mer am engem énzegen Wërt resümé'eren.
D'Lé'vt! De chrëschtlecht Lé'vt!
D'Lé'vt dé stark a generés, reng a déinteressé'ert, trei a konstant ass. De Lé'vt krënt dé natürlech Affektiòn, ergreift se an transformé'ert se an én helleg Geschéen. An dem A'em vun eisem Glaw ass den «amour conjugal» eso reich, dat d'ganzt Liewe nët langgenug ass, fir de Lé'vt ënmer mé ze approfondé'eren a ze vergréßeren.

Henri a Léonie,
Dir sidd alleszwé, an enger Schò'l formé'ert gin, wò d'Familjeliewen ëmmer a voller Blé war, wò dé herlech Familjetugenden (vertus familiales) als Chrëschten, Jech vun éren Elteren virgelëbt gò'wen. Bleibt op dër Lëcht vch an èrem neien Heim, dat Dir elu ufänkt.

Henri, dû warst als Scout a Chef ëmmer é Virbild vun Trei a dévouement. D'Loyalitét ass deng grós Liaveslique. De Scoutissem ass fir dech mé ass e wé eng Erzéhungsmethod, e bleibt fir dech eng Liewensaufgab a Liewensverpflichtung, dat wés ech a kann ech als Aumònier vun dever Platz aus mat rëcht gewëssen sò'en an dir awer vch vun Hërze e gróse Merci ausspréchen fir geléiht Fréigkéiten. Dû warst ënmer berét, dû bass scout, dën nëmmen dat ënt kennt: servir! Liewenslëscht'eg a fró kanns dû sin, awer vch écht a nodenklech, dovunner schwätzen deng Gedichter, wò's dû jo deng Erliefnisser a Gefiller a Wierder gekléd hues.

Loß mer nach ën eis Himmelsmamm denken, besonnesch elo an dem marianischen Jubeljòr, wò den Ave Maria eso oft gesongen a gebiet gëtt. Mir Lëtzebürger schwätzen aus dem Hërz, wa mer sangen:
„Ech sin eso weit ech denken é
Mëttergottes-kand
Vien soll sech hiir nët schenken
am Lëtzebürger Land."
Haut op èrem Hochzeitsdag, schenk Dir Jech erëm eng Kéer der Mëttergottes, eso wé démols op èrem éichten Kommuniòntsdag, wò dën Dir Jech mat dem Heiland Jesus Christus an der helleger Kommuniòn verénegt hutt.

Mat Jech, lé'f Brautleidd, mat ère gëdden Elteren a Geschwëster, mat ère Familjen Fréin a Bekannten, mat der ganzer Poar bieden mir mat Jech:

Himmelsmamm gëff ons dei Segen
Haut wò mir ons Treiwërt gin.
Dir gi mir ons ganz zu égen
Wells dû ons eng Mamm wëlls sin!
Himmelsmamm gëff ons dei Segen
Gëdd lé'f Mamm, réch ons deng Hand!

Amen.

Bichler
Aumònier scout
Obercorn, le 22.5.1958

Mallorca

(Spanische Bilder von H. Reger)
(Aufgenommen in die „Kleine Anthologie“ – Die Warte – Jahrbuch 1958)

Schnappschüsse von der Hochzeitsreise, auf Mallorca. Markante Punkte fuhren wir mit einem Roller an. Auch wanderten wir am Torrent de Pareis entlang durch die Gorge de Pareis.

Einladung mit Malagawein aus dem Ziehbrunnen bei Herr und Frau Jenssens. Sie gab Pianostunden, er war Pförtner in unserem Hotel. Dazu gesellte sich ein Arbeitskamerad Florent Wies, mit seiner Neuvermählten, die gleichzeitig ihre Hochzeitsreise machten.

***

Die bunten Fahnen von Melsbroek flatterten im frischen Wind. Ein fröhliches Propellersingen sprang vom Flugfeld herauf auf die dicht belebte Terrasse und meine Gedanken eilten dem metallenen Vogel auf seinem Flug nach dem sonnigen Süden voraus, jenem Landstrich zu, der einem frischgebackenen Ehepaar für einige Wochen zum Erlebnis werden sollte.

Bilder gaukelten uns schon Wochen vorher in malerischen Skizzen im Geiste, doch jene die uns erstanden, sollten an der Wirklichkeit verblassen.

Nachdem der blaue Vogel, das Alltagsgeräusch fliehend, sich hinauf unter die hellblaue Schädeldecke des Himmelsgewölbes geschwungen hatte, schrumpfte das wie ein hinter schaumig

geschlagenem Eiweiss verstecktes Schachbrett Frankreichs zu immer kleiner werdenden geometrischen Figuren, dass es einem unglaublich schien, dass sich dort unten auf den Ameisenpfaden schwere Lastwagen träge dahin schoben, dass auf dem kaum wie eine Handfläche grossen dunklen Punkt ein
Hüttenwerk stand.

Ein erfreulicher Anblick und noch mehr, die Empfindung der Waschbrunnenpolitik, den staubigen Akten des Alltags und anderen Übeln mehr, entronnen zu sein und ... genug, schliesslich sind es doch spanische Bilder, die hier folgen sollen.

Mallorca: Ein die Arme zum Empfang weit öffnendes Land, Sonnen durchdrungen, schwelgend in friedlichem Hauch aromatischer Lüfte, umspült vom gigantischen Wellenzauber des Mittelländischen Meeres.

Orangenfarbig hängt die Abendsonne über der ,,Serralada de Tramuntana", taucht ihre verglühenden Strahlen ein letztes Mal in die tiefblaue Bucht von Palma und im eleganten Stadtviertel ,,Terreno" werden die gelben Schatten allmählich länger.

Wie ein Traumschloss aus Tausendundeiner Nacht

hebt sich das Kastell Bellver gegen den schillernden Abendhimmel. Ein lauer Wind wiegt sich in der mit lichtem Nadelholz bewaldeten Anhöhe und raunt ein schweres Lied aus vergangener Zeit.
Mallorca: ,,La isla de la calma " schreibt Santiago Rusinol, und fürwahr, hier scheint die Geburtsstätte der Ruhe zu sein.

Und doch spricht das Leben in der Stadt im Gegensatz: ein Ameisenhaufen voll Feuer.

Wenn man Spanien sagt, denkt man Sonnenglut, feuriges Gemüt, man denkt Fiesta, Corrida, Bolero, Malagawein und doch schiebt sich wie ein erquickender Schatten zwischen diese Gewalten das unabänderliche gleiche Tempo, die Gelassenheit, die Entspannung, die Ruhe.

Betrachtest Du den Spanier, wie er mit tiefer Andacht vor dem Altar, der Messe beiwohnt, dann glaubst Du Dich an ihm geirrt zu haben, doch solltest Du denselben am Nachmittag in der Arena beim Stierkampf erblicken, so täte sich seine grosse Welt Dir auf. Er schreit: ,,olé“, er pfeift, fuchtelt mit den Armen, kämpft mit dem Matador und ärgert sich, weil das Wetter

drückend schwül und damit ungünstig, für einen Stierkampf ist. Der Stier ist zu träge und der Spanier schreit „otro Toro" und kann sich fast nicht halten, weil das Tier nicht wild genug ist.

Mallorca eine Insel, wo einem die Widersprüche ins Auge schreien, beherrscht von der drückenden Sonne und der Guardia civil.

Der Fischer sitzt gelassen, in dunkler Kleidung, in der prallen Nachmittagssonne, die auf seinem vom Meerwasser rostbraun gefärbten Strohhut brennt und knüpft einen Knoten nach dem andern, an seinen Netzen; der abgemagerte Rappe dreht Schritt für Schritt die Winde am Hebebrunnen; der in graue Uniform gekleidete Kutscher sitzt tief zurückgelehnt auf seiner mit Rot und Blau gestrichenen Kutsche und denkt wie alle Spanier, die ihre Arbeit nicht aufs Heute beschränken, „maniana ist noch ein Tag“.

Am Hafeneingang, im Schatten der Palmenallee denkt er „maniana" kommt wieder ein Schiff; der Taxi-Chauffeur am Flughafen denkt, „maniana" kommen wieder Gäste.

Von wo sie sind und wer sie sind interessiert ihn wenig, wenn er nur wieder mit einer schweren Fracht auf seinem aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Wagen, den er wie ein Kleinod bedient, wie ein richtiger Herr fahren kann. Vielleicht auch mal wieder über die Eselsbrücke oder am Marktplatz vorbei, wo sein Bruder Blumen feilbietet, nicht um des kleinen Umweges wegen, wofür er nicht mehr bezahlt haben will, nein, vielleicht nur um dem unkundigen Passagier zu zeigen, dass er es ist, der ihn zum Hotel bringt. Er fährt wie ein Prinz, lässt den linken Arm zum Fenster hinaushängen, nicht weil er sich rühmen will, mit einer Hand fahren zu können, nein, nur um zu zeigen, dass er an der nächsten Strassenecke nach links fährt, oder die Hand zum Dach erhebend das Zeichen zum Rechtseinbiegen gibt. Dies geschieht alles in frommer Gelassenheit, ohne Hast und obschon seine glänzenden dunklen Äuglein ständig auf der Suche sind nach einem Ausweg aus dem Verkehrslabyrinth, bleibt sein Gesicht immer wie das einer Büste nach vorne gerichtet. Was links oder rechts vorbeifährt, scheint er mit unsichtbaren Fühlern wahrzunehmen.

Wenn Du beim Aussteigen eine Peseta über die belaufende Rechnung, die unwahrscheinlich klein ist, herausgibst, verneigt er sich würdevoll, wünscht Dir ein „buenos dies" oder „buenas tardes", je nach der Tageszeit und trägt zu Deinem
Erstaunen die Koffer bis in Dein Hotelzimmer. Du kannst nicht anders und gibst wieder einige Peseta und er verlässt Dich dankbar lächelnd mit einer stolzen Verneigung, so dass Du Dich verpflichtet fühlst, denselben bei Bedarf wieder zu rufen.

Dann wirst Du zu Deinem Erstaunen feststellen, dass sie alle so sind.

Langsam, wie Schnecken, bewegen sich die Leute, in tiefschwarze Kleider gehüllt, durch die Gassen, dass einem bei dem Anblick der Schweiss auf die Stirne tritt, und sie scheinen alle arbeitslos zu sein. Schaut man aber etwas genauer hin, dann wird man alles entdecken. Ein jeder hat seine kleine Beschäftigung.

Der junge Kerl, der mit beiden Händen in den verlotterten Hosentaschen, durch die Gasse zu strolchen scheint, redet Dich mit vorsichtig umherschweifendem Blick an, fördert einige ausländische Rauchwaren zutage und bietet sie Dir zu einem Spottpreis an. Schmuggelware natürlich, aber ein Geschäftszweig.

Da steht ein Blinder, wie eben so viele auf der Insel, an der Strassenecke und schreit mit leerem Blick irgendwelche unverständlich zusammengeschweisste Worte in die vorübergleitende

Menschenmenge. Er bietet Lose von einem Glücksspiel an; dort trippelt ein altes Männlein, die drückende Sonne meidend, die ihn während sechzig und mehr Jahren zusammengeschrumpft hat, unter den Schatten spendenden Sonnendächern der Bodegas und möchte dem Fremden die Schuhe putzen; hier ein kleines Kind mit einem Korb voll Süssigkeiten, dort ein Maler, der mit aussergewöhnlicher Schnelligkeit die Wahrzeichen der Stadt mit geschickter Hand auf das Zeichenblatt zaubert und überall durch diesen Tumult von Geschäftigkeit, windet sich die Schlange der tausend und abertausend Touristen, sich erbauend an diesem kindlich scheinenden Treiben.

Dort steht schon seit 10 Uhr der hellbraune Esel mit dem ihn an Umfang übertreffenden Heuschober auf den Rücken geschnallt an der breiten Treppe, die von der grossen Geschäftsstrasse hinab in die Nebengassen führt, wackelt ab und zu mit den langen Ohren und freut sich sicherlich von Tausenden bewundert, begafft und zum Postkartenbild der Stadt geworden zu sein.

Ein alter Strohhut, in den der stolze Inhaber des Esels zwei Löcher für die Ohren geschnitten hat, ist dem braven Tier über den Kopf gestülpt, damit ihm die pralle Sonne nicht sein Eselsgehirn ausdörre.

Jedermann sucht den wohltuenden Schatten auf, der ungefähr dem Werte unseres Sonnenscheins nachkommt. Seltene Ware, die der treue Hund auf seines Meisters Fährte durch die Stadt, unter dem Eselskarren aufsucht und eben so langsam, oder so angetrieben wie das Gespann, sein Tempo dem über ihm dahin gleitenden Schatten anpasst.

Wenn Dein Blick irgendwo durch die geschwungenen Bögen der Hauseingänge irrt, steigt jedes Mal der fromme Wunsch auf, Eigentümer dieses Hauses zu sein. Selten wird jedoch hierzulande der einfache Mann sich solch ein „Patio" oder Innenhof leisten können. Man fühlt sich in der Tat vor einem herrschaftlichen Haus.

Der unausbleibliche Brunnen in der Mitte des Hofes, überwuchert mit zartem Grün, ein niedliches Gefäss, bereit den erfrischenden Trunk aus der Tiefe zu holen, pendelt hin und her; dickbauchige Vasen, aus denen armstarke Agavenblätter hervor schiessen; irgendwo in einem sonnenüberschwemmten Winkel heben und senken sich die gefiederten Arme einer wuchtigen Palme. Die breite Treppe zum Wohngeschoss hinauf läuft ein in künstlerischen Formen geschwungenes Schmiedeeisengeländer.

Wenn am späten Abend die Sonne hinter der Gebirgskette ins Meer getaucht ist und in den engen Gassen Gitarrenspiel aus den matt erhellten Wirtshäusern erklingt, dann flammen plötzlich tausend Lichter auf und das herrliche Spiel schnürt Dir die Kehle, der ein Freudeschrei entschlüpfen möchte und Du summst mit den reinen Saiten des Instrumentes:

Ein Lichtermeer,
Wie bunte Perlenschnur
Schwebt träumend zwischen Meer und Land.
Gitarrenspiel
Erklingt im lauen Wind
Und küsst die fromme Nacht.
Und wie ein Traum
Voll Wahrheit Wärme trinkt,
Jubelt dein Herz und lauschet glückerfüllt.

Eine breite Strasse geleitet Dich hinein ins Land. Vielleicht zu den Grotten von Genova, die mutmasslich vulkanischer Herkunft sind. Hier umhüllt Dich plötzlich ein Farbenspiel ungekannter Pracht. Wie Igelstacheln hängen die spitzen Tropfsteine abwechselnd in einem rötlichen oder grünlichen Lampenschimmer. Einzelne Tropfen fallen mit kristallenem Klang hernieder und heben sich wieder von unten empor in den märchenhaftesten Gebilden.

Der Führer zeigt Dir allerlei Bilder und kraft einiger Fantasie erkennst Du das ,,Märchenland Schneewittchens“, ,,Dantes Unterwelt“, das ,,Vipernnest“, den , Venustempel“ und ganz im Hintergrund glaubst Du das "Heiligenbild der Madonna mit dem Kind“ zu erkennen.

Wie ein melancholischer Harfenton erklingt ein sanfter Fingerschlag gegen die ,,Theaterdekoration" und die ,,Tempelsäule" läutet feierlich wie ein Gong.
Die Grotten von Genova sind die kleinsten der Insel, aber auch bei weitem die schönsten.

Wenn Dich der Grottenzauber aber weiterhin verlockt, so begib Dich in die Drachengrotte bei Porto Cristo. Ein ungefähr 200 Meter langer unterirdischer See nimmt Dich nach kurzem Weg auf, und lautlos gleitet die Barke über die grüne spiegelglatte Fläche, unter den herrlich beleuchteten Mammutstalaktiten hindurch, an denen man deutlich Bruchstellen erkennt, herrührend von einem frühgeschichtlichen Erdbeben. Die Stalagmiten haben sich im Lauf von Jahrtausenden so empor gearbeitet, dass nur noch einige Meter ihre Spitze von schon meterlangen wie mächtige Eiszapfen herunterhängenden Stalaktiten trennen.

Wenn das Glück Dir hold ist, dann wird sich Dir ein Erlebnis ins Gedächtnis einschreiben, das Du niemals vergessen wirst. Auf dem smaragdenen See gibt zur Touristenzeit, einige Male in der Woche, ein Symphonieorchester ein neoklassisches Konzert, das noch lange wegen der Klangreinheit und seiner feierlichen Verschmelzung mit dem kristallenen Echo in Deinen Ohren singen wird.

Eine kleine Anekdote will ich hier einschieben, damit man sich ungefähr ein Bild über die Touristen machen kann.

Jeden Tag landen nahezu 125 Verkehrsflugzeuge auf der Insel, die neben dem Personenverkehrsflughafen nur noch einen militärischen Flughafen besitzt.

Eines Tages, wir hatten uns die Strasse nach ,,Camp de Mar", einem Badestrand, dem Ruf nach der romantischste, auf der vermaledeiten, ich umschreibe, damit man mich nicht missverstehe, also auf der äußerst heimtückischen Karte von Mallorca (Massstab 1:200 000), herausgesucht, und wir fuhren durch einen kleinen Strandort, wo wir vergeblich Ausschau nach einem Wegweiser hielten. Um der Möglichkeit auszuweichen, auf falscher Strasse zu irren, hielten wir aufs Geratewohl bei einem älteren Touristenpaar an, augenscheinlich, der Kleidung und der rötlichen Gesichtsfarbe nach Amerikaner und es entspann sich folgendes Gespräch.

,,Camp de Mar this direction?" dabei zeigte ich die von Rosskastanienbäumen beschattete Allee hinunter!
,,Yes, only a few miles from here, a very, very.." der angebliche Amerikaner suchte nach einem Wort, das ihm nicht gleich einfiel. Ohne sich um den begonnenen Satz zu kümmern, fragte er mich in ziemlichem einwandfreiem Tone:

,,Est - ce que vous parlez le français?"

Ah, denke ich, da hast du dich also kräftig geirrt und einigermassen stolz, dass ich auch so mit ihm reden konnte, erwiderte ich: « Oui Monsieur, je voudrais savoir si nous sommes sur la bonne route pour Camp de Mar. »

Mit einem Lächeln an seine Frau gewandt, rief er ihr zu: „Paula, komm mal einen Augenblick herüber und sag den Leuten, wohin es auf Camp de Mar geht, sie sprechen französisch.“

Es ging nicht ohnehin, wir brachen in ein schallendes Gelächter aus, als wir festgestellt hatten, wie Brücken schlagend die fremden Sprachen sind.

„Ach so, Sie sprechen auch deutsch. Sie sind gewiss auch Deutsche“, wendete der Herr verblüfft ein.

Ich musterte meine Frau einmal prüfenden Blickes und konnte mit Beruhigung sagen:

„Nein, werter Herr, wir sind von Luxemburg.“

„Luxemburg, ... Luxemburg, “ murmelte er und in Gedanken blätterte er in seinem grossen Hausatlas. „Das liegt in Holland, nicht wahr.“
„Grosser Gott“! Nach einer kurzen Erklärung meinerseits fand er sich in seiner Geografie zurecht und platzte heraus: „Dann haben sie ja dieselbe Muttersprache wie wir.“

Das war mir nun doch ein bisschen viel, obschon ich die deutsche Sprache gerne mag, konnte mir diese Feststellung nicht recht behagen.

„Im Gegenteil“, belehrte ich ihn, „wir haben unsere eigene Sprache, und sprechen sogar viel englisch.“

Ein Gedankenblitz erleichterte mir den Beweis hierzu:
„ Da Sie ja englisch verstehen, hören Sie mal einen Satz im Luxemburger Dialekt: Eng gudd frösch Appeltart „ (Ein Satz, den ich von meinem amerikanischen Professor hatte) klingt das nicht englisch?“

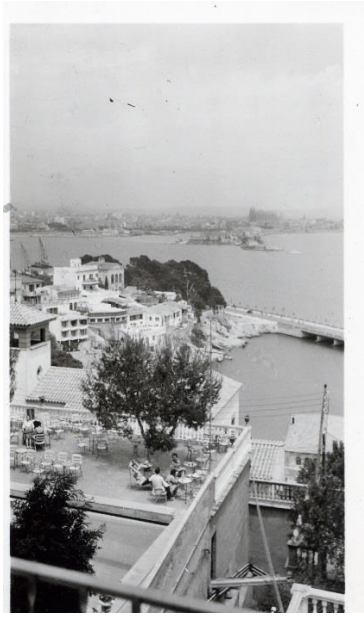
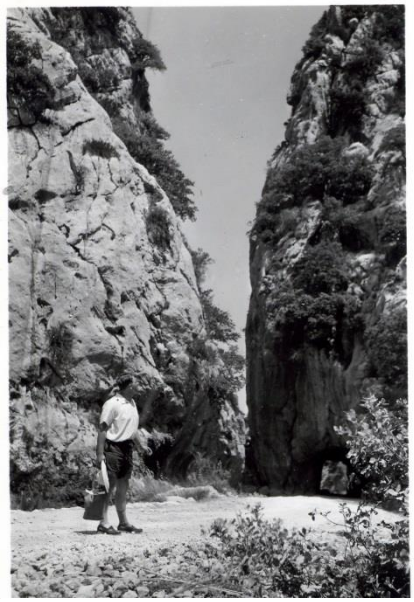
‚Auffallend eine sehr interessante Sprache!“

Nach einigem Hin und Her trennten wir uns von dem Amerikaner aus Stuttgart! mit „Danke, gute Reise und auf Wiedersehen." Mit heimlicher Genugtuung im Herzen liess ich den Motorroller schnurren und wir gelangten auch bald nach Camp de Mar.

Banalbufar liegt an der nördlichen Küste von Mallorca. Das war unser nächstes Ziel und fürwahr ein Ziel wie bei irgendeinem Motocross. Kaum dass wir auf gewundener Strasse während einigen Kilometern an Esporlas vorbeigefahren waren, verwandelte sich die schöne Strasse plötzlich in einen weit ausgebreiteten Schotterhaufen. Einfach unbeschreiblich.

Rechts und links eine Schutzmauer, damit man nicht aus Versehen in den Olivenhain fährt und dann geht es an tausend und abermals so vielen Schlaglöchern vorbei und hindurch, hinauf auf die „Serralada de Tramuntana". Der galoppierende Ton beim Ausspruch dieser geographischen Bezeichnung liess mich sie gleich in die Praxis einflechten und bezog mich auf das Sprichwort: „Wer selten reitet, dem blättert..."

Nun, ich wollte alles erleben, was das weise Sprichwort sagt, und trotzdem nach Banalbufar gelangen. Gelungen ist es uns und wie.

Mitte: Blick vom Hotel aus auf den Hafen. Rechts: Wanderung durch den Torent und Gorge de Pareis

Nachdem wir einige Zeit auf der etwas besser gewordenen Kammstrasse geholpert waren, erhaschte mein Blick an einem mächtigen Felsblock die blaue Inschrift ,,Puerto", mit einem Pfeil nach rechts. Da ich für alle Fälle die Kamera mitgenommen hatte, wollte ich mir den grandiosen Ausblick auf den Hafen nicht entgehen lassen.

Also zum Hafen ging es auf einem Seitenweg, anscheinend, nach spanischen Begriffen, eine Strassenkreuzung und nachdem die ersten Meter hinter uns lagen, waren wir schon darauf gefasst, was uns noch bevorstand.

Fahrbreite ungefähr 2 Meter, davon drei Teile befahrbar, da tiefe Doppelrinne von Eselkarren vorhanden, so hatte mich der Touringclub belehrt.

Da der frische Meereswind aber schon in den Blumen spielte, vermutete ich den Hafen nicht weit entfernt, schaltete den ersten Gang ein und mit gutem Mut fuhren wir dem Schauspiel entgegen.

Ich muss gestehen, die Strasse war abwechslungsreich. Doppelrinne von Eselskarren, Wasserrinne von links und rechts, Steine und dürres Geäst überall und dazwischen fusstiefer Sand.

Wie von einem betrunkenen Fahrer gesteuert, holperte der Roller jedoch fein meinen Befehlen gehorchend den Bergweg hinunter. Erster Gang, Bremse, Gas, da Tourenzahlverlust, Linkskurve mit Furche und Sand, Stopp, Gas und an einer scharfen aufsteigenden Kurve drehte das Triebrad wohl, aber immer tiefer in den Sand.

Absteigen war ein Gebot des Fallgesetzes. Den Motor wieder anwirft eine Notwendigkeit der Zeit und daneben hergehen und schieben eine Folge des halben Meter hohen Schuttes.

Trotzdem knatterten wir bald wieder dahin. Immer steiler ging es bergab, immer enger der Weg, immer gefährlicher die Böschung, und nachdem die Sonnenglut und die Anstrengung uns dicke Schweissbäche im Rücken ans Rieseln gebracht hatten, traf uns fast der Schlag. Nach einer “Himmelfahrt“ ins Tal von einer Stunde, versperrte uns plötzlich ein eisernes Tor den Weg.

Schon lange hatten wir das verheissungsvolle Meer gesehen, aber nicht den Hafen. Als wir uns stutzig oder traurig, wie man es nehmen will, umwandten, schienen die Bergzacken verhohlen zu lächeln, die tausendjährigen Olivenbäume schienen vor Genuss die Arme in die Luft zu werfen, oder sich vor Lachen zu krümmen. Aber alles war still. Und diese friedliche Stille erquickte uns, nachdem wir den Motor abgestellt hatten, in scheinbar kondensierter Packung.

Weit und breit kein Mensch, keine Seele, kein Laut, ... doch irgendwo im Olivenhain bellte ein Hund.

Als wir das gut versteckte Gehöft erreicht hatten, lockte der freundliche Hund seinen Meister heraus. Glücklicherweise konnte ich mich mit diesem Götterboten verständigen, da er etliche Jahre in Marseille verbracht hatte.

,,Le port est là-bas", dabei deutete er hinab in einen Olivenbaumwirrwarr, ,,mais le chemin est caputo". Er unterstrich seine Worte mit einer flachen Handbewegung, als schien der Weg von der Erde weggeblasen.

Es blieb uns nichts anders übrig, als denselben Weg wieder hinauf.

Die Stadt Banalbufar haben wir gesehen, trotz allem, terrassenförmig in die steile Küste angelegt. Der Hafen aber blieb für uns ein stiller, einsamer, verlassener Ort, den nur ein tollkühner Motorradler (wie etwas später auch unser Kellner) mit stundenlangem Geknatter halbwegs erreichen konnte, um dann vor dem ,,chemin caputo" mit einem langen Gesicht kehrt zu machen.

Der freundliche Portier in unserm Hotel tröstete uns mit den Worten:
Die schönsten Ecken Mallorcas sind nur den Leuten zugänglich, die über einen guten Schuss Humor verfügen und sie werden für ihre Anstrengung auch gründlich belohnt.

Das glaubten wir erst recht, als wir die Haarnadelkurven von Soller hinter uns hatten, die tiefen Schluchten und Steilhänge der felszerklüfteten Küstenstadt Calobra, die sandigen und öden Fichtenhaine von Puntas Salinas, mit ihren Labyrinthwegen inmitten der Salzgewinnungsanlagen, die in dichte Obstbaumbestände eingezwängten Irrwege von Cala Santany und noch anderes mehr.

Mallorca ist ein Paradies.

Wild zerklüftet, herrliche Sonnenanlagen, traumhafte Blumenkulturen, einladende Orangen- und Zitronenfelder, und an der ganzen nördlichen Küste, die schon erwähnte ,,Serralada de Tramuntana", mit ihren idyllischen Sandwegen und den bezaubernden Örtchen, die wie gewaltige Herbergen während des ganzen Jahres die unzählige Touristenschar aufsaugen und sie wieder ausspeien, wenn diese glückgesättigt nach Hause ziehen müssen.

In der „Casa Bonet“ einem Stickerei Waren Museum Palmas, fanden wir unter hundert andern Ovationen diese:

« Si vous ne croyez pas au Paradis, venez à Mallorca. Quand vous aurez vu l’île de beauté et de charme, vous ne voudrez peut-être plus connaître l'autre Paradis ou alors le plus tard possible.»

Dass diese Worte aus einem beglückten Mund kamen, bewiesen uns nicht nur die eigenen Eindrücke, sondern auch die Tatsache, dass viele Mitteleuropäer sich dort angesiedelt haben und schon vorher markante Personen wie, um nur zwei zu nennen, Chopin und Georges Sand etliche Wochen auf der Insel verbrachten.

Im Augenblick fällt mir ein Ausschnitt der „National Geographic Magazine" ein, in dem Jean und Franc Shor schreiben, in ihrem Artikel über „The Balearics Are Booming". - „No one leaves Majorca voluntarily.”

Ein Freund riet ihnen: „Make sure you have return reservations confirmed and paid for before you leave!”

„Why?"

„First because the island is packed. Airlines and boats are running extra schedules and still can handle the traffic. But maybe even more because Majorca seems to do something to people once they get them. You won’t want to leave, it’ll take bookings made and paid for to get you away.”

Den Touristen, die einen Ausflug nach Valdemosa machen, wo Chopin die Regentropfenprelude komponierte, als er eines Nachts vergebens auf seine Geliebte wartete und draußen ein infernales Gewitter über die Landschaft niederging, denen gibt man eine Adresse an: „Casa de la Musica Soldado Bonilla Mir."

In der „Casa de la Musica“ trifft man auf eine charmante deutsche Chopinpianistin, ehemals Musikprofessorin in Düsseldorf, Frau Ilse Jenssen. Mit ihren drei Katzen (zwei wilde und ein Angorakater, „Peter" genannt), ihren zwei Schildkröten und des Nachbars Hund, ist Frau Jenssen wohl neben ihren vortrefflichen Chopininterpretationen in die Mallorkinische Touristengeschichte eingegangen.

Frau Jenssen empfing uns mit einer, in ihrem Hausbrunnen gekühlte Flasche Malagawein und erzählte uns manche Episoden aus ihrem durchaus nicht immer erfolgreichen Leben. Erfolgreich in puncto Musik wohl, aber nicht in privaten Unternehmungen.

Als Frau Jenssen uns von ihrem Können überzeugt hatte, konnte ich nicht anders und schrieb in ihr Gästebuch:

Es klingt als weckten Engelflügel
Der Tasten wundersamen Sang,
Als ob der Lieder freie Zügel
Erstürmen jenen steilen Hang
Wo träumt nur noch das Glück und Freude.

Frau Jenssen kennt Palma und ganz Palma kennt sie. Als äußerst strenges Mitglied des Tierschutzvereines empfängt sie bei ihren Besorgungen in der Stadt hier ein freundliches, dort ein etwas hartes Gesicht, aber Frau Jenssen weiss immer, wie die Fälle zu schlichten sind. So hat sie der werten Präsidentin, einer ledigen Frau in den Achtzigerjahren, einen verlotterten Affen, mehrere Dutzend Hunde, unzählige damenlose Katzen, Papageien und Kanarienvögel gebracht, sodass das herrschaftliche Gebäude der Präsidentin des Tierschutzvereines sich bald in eine Arche Noah verwandelt hatte.

Die Verpflegung der Tiere war ein leichtes, zumal mit wenig Geld, Tonnen von Abfällen der Hotelküchen herangeschafft werden konnten, sodass die Tiere inzwischen den Tag schon vorausriechen, an dem die Waren aus dem Hotel A oder B ankommen.

Ein Bild, das ich noch festhalten möchte und das mir immer wieder in Gedanken auftaucht, das ist die Gastfreundlichkeit, ich kann nicht behaupten aller Mallorkiner, aber gewiss aller, mit denen ich in Verbindung kam.

Die schönen Tage schmolzen, wie Schneeflocken auf einem Backofen, in die Vergangenheit und es blieben nur noch einige, bis uns der azurblaue Äther wieder auf seine Fittiche nahm.

Es war auf Christihimmelfahrtstag. Die Sonne hatte ihre warmen Finger wieder einmal übers Land ausgestreckt, als wir unsere letzte Fahrt mit dem Roller hinauf aufs Land unternehmen sollten. Cala Radjada war unser Ausflugsziel.

Wundersame Küstenstriche hatten wir genossen und uns erquickt an zahlreichen kleinen KunstBauschönheiten, als wir uns am Nachmittag auf dem Heimweg befanden. Da geschah es in Manacor, einem kleinen Städtchen, bekannt durch seine hervorragende Perlenindustrie, dass ein stürmischer Radler aus einer Nebengasse uns in die Quere fuhr. Zum Glück konnte ich unsern Roller abstoppen, aber es ging nicht ohne Schreck und ohne am Boden zu landen den ab.

Allsogleich war die Straf3e voll von mitleidigen Zuschauern. Ich betone „mitleidig“, weil ich hinter keinem Gesicht irgendeinen Ausdruck von Sensationslust gewahrte.
„Pauvre Madame, pauvre Monsieur", waren die einzigen Worte, die die Leute auf Französisch aussprechen konnten und sie taten es mit solcher Ehrlichkeit, dass es mir schien, nicht wir, sondern sie hätten sich bei unserm Sturz weh getan. Es kostete mich einige Anstrengung, um die Leute zu überzeugen, dass noch alles gut verlaufen sei.

Der Radler klopfte mir freundlich auf die Schulter, obschon der Sturz ihn am meisten in Mitleidenschaft gezogen hatte, und sagte in gebrochenem französisch: „Excusez mille fois, - ma faute - "und als ich ihm sagte, dass meine Versicherung für sein krummes Vorderrad aufkomme, wollte er nichts davon wissen.

„C'est rien - Garage - maniana salir avec roue toute neuve "(salir bedeutet ausfahren).

Als ich mich nach meiner Frau umschaute, ob sie sich vom ersten Schreck erholt hätte, war sie nicht zu sehen. Auf meine Nachfrage hin, zeigte man mir einen offenen Hauseingang, in dem sie verschwunden war. Einer gewissen Angst folgend, trat ich hinein und da bestürzte mich die mütterliche Fürsorge einer fremden Frau, die im Begriff war, meiner Gattin Merkurochrom auf Arm und Bein zu pinseln. Kaum, dass ich eingetreten war, reichte sie mir ein Glas Bier, musterte mich von oben bis unten und entfernte sich dann einen Augenblick, um gleich darauf mit einer Kleiderbürste wieder zu erscheinen. Ich wollte der guten Frau die Arbeit abnehmen, sie liess sich aber gar nicht überreden, sondern schrubbte und putzte an meinen Beinkleidern herum, dass mich eine Beklemmung befiel beim Gedanken, wie ich der Frau das vergelten sollte.

Wir müssten unsere Hände im Badezimmer waschen, nicht in der Küche, darauf bestand die Frau. Sie wollte uns noch einen starken Kaffee zubereiten und ging so weit, dass sie uns ein Kanapee zu Recht rückte, damit wir uns erholen könnten.

Nun, da wir dies alles nicht bedurften und wir so schnell wie möglich uns ihrer grosszügigen Nähe entziehen wollten, wusste ich, dass mein Geld keinen Eindruck des Dankes erweckt hätte.

Der Gedanke, eine Fotografie von der Frau aufzunehmen, erwies sich als glücklicher als erwartet. Der Frau stiegen Freudentränen in die Augen. Eine solche Wirkung hätte ich mir nicht geträumt, doch bald konnte ich mir vorstellen, dass eine Fotografie etwas Luxuriöses darstellte. Die Frau war ergriffen gewesen von meinem, mir als zu billig scheinendem Angebot. Da sie ein kleines Geschäft besass und ich irgendetwas erstehen wollte mit dem Gedanken, ein weiteres Entgelt zurück zu lassen, ging die Frau hinein und holte aus einer Schublade ein

wunderbares Muschelhalsband hervor und hing meiner Frau das Kleinod um. Sie meinte etwas vorwurfsvoll, als ich einen Geldschein hervorzog:
„Non, non, souvenir de moi, vous humain, moi humain, nous tous frères.“

Auf dass dieser Ausspruch einer armen Mallorkinerin in die Herzen aller Menschen eingehe, dachte ich und konnte nicht anders und drückte der Frau einen herzhaften Kuss auf die Wange, was meine Gattin mir nicht verübeln konnte, denn sie fühlte sich zu demselben Ausdruck des Dankes hingezogen.

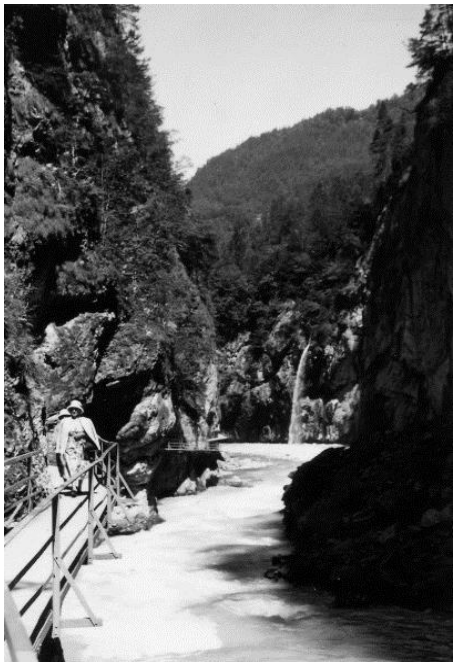
Mit einem dankvollen Händedruck entfernten wir uns und haben es nicht unterlassen, der Frau neben einer Fotografie, eine Auswahl Ansichtskarten von Luxemburg zu senden.

Ferien in Meiringen (1960)

Wir hätten keine schöneren Stunden zu Hause verbringen können als hier,
in dem kleinen Gärtchen, wo man dem Rauschen des Baches mit Genuss zuhörte, der aber bei dem unheimlichen Gewitter gewaltige Ausmaße annahm und Schäden in der Ortschaft anrichtete. Siehe meinen Film.

Monique in der selber gebastelten Hängematte

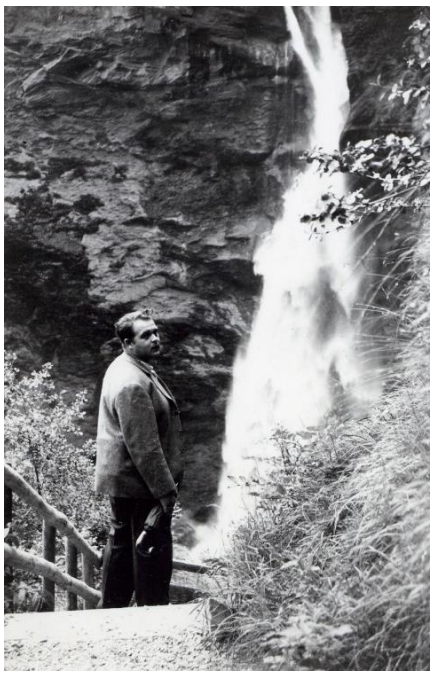
Adelel und Berta Aeberhard, die Vermieter



Die drei Pässe Fahrt war ein einmaliges Erlebnis

Kurz bevor wir uns vor einem Gewitter in Schutz bringen wollten. Und danach…

Sustenpass



Laubbachfall

Nachdem bei wolkenbruchartigen Regenfällen rundum den Sarner See, den Brünig Pass und bis nach Innertkirchen enorme Wassermassen zusammenflossen, blieb ich mit meiner Familie in Lungern in einer Straßen Senke im Wasser stecken. Ich war auf dem Weg von Einsiedeln nach Meiringen. Wasser im Verteiler, so hatte ich es gelernt! Ich hatte zwar schnell in den ersten Gang zurückgeschaltet, um noch durchzukommen. Vergebens. Als ich die Wagentür öffnete, stand das Wasser unter uns an der Schwelle, und es begann bereits durch die Pedalen

Schlitze herein zu sickern. Das, was von oben auf uns herab kam, war enorm. Noch konnte ich feststellen, dass diese Überschwemmung über die Eisenbahn einen Ausweg hatte, womit ich meine Familie sofort beruhigen konnte, denn wenn es weiter gestiegen wäre, hätten die Insassen bald nasse Füße gehabt.

Ich war nicht allein im Wasser gestrandet. Vor mir stand ein deutscher Wagen. Eine Mercedes, die schwimmen gelernt hatte. Es war bald stock finstere Nacht, erhellt nur von tausend Blitzen gefolgt von gewaltigem Donnern, das in dem Talkessel zehnfach zurückschlug. Es glich einem Inferno.

Kein Licht in der Ortschaft, als man unsern Wagen sofort abschleppte, mit mir am Steuer, meinen Eltern, meiner Frau und unserm ersten Kleinkind, das damals erst 15 Monate alt war.. Das Hotel an der Straßenkreuzung im Ort wollte uns nicht aufnehmen und argumentierte alle Zimmer seien besetzt. Kein Wunder ich sah in den nassen Kleidern nicht gerade einladend aus. Die Hilfe des Polizisten auf der Straßenkreuzung aber war spontan. Er ging mit mir zurück ins Hotel. Er inspizierte mit seiner Taschenlampe das Zimmerbuch und ordonnierte: „Diese Leute übernachten in diesen beiden noch freien Zimmern! Sie wohnen in Meiringen und können nicht dorthin zurück. Der Brünig Pass ist verschüttet und es geht auch keine Bahn nach Bern, um über diesen Umweg nach Bürchen zu gelangen, wo sie in Ferien sind, oderrrr.“

Man zeigte uns die beiden Zimmer, worin wir uns sofort hoch erfreut über die polizeiliche Hilfe, bequem und doch recht müde installierten.

Das geschah alles bei Kerzenlicht, grellen Blitzen, grollendem Donner und noch immer mächtigem Dauerregen. Schon früh am Morgen jedoch konnte ich vom Hotelfenster aus sehen, dass mein Wagen bereits wieder flott war. Der Himmel war wolkenfrei und die Morgensonne bog bereits ihre ersten Strahlen über die Berggipfel, oberhalb Engelbergs.

Wir konnten unsere Hausleute in Bürchen nicht telefonisch erreichen, um ihnen unsern Zwangsaufenthalt zu erklären oder um sie wenigstens zu beruhigen, dass wir nicht unter den am Brünig herunter gegangenen Schlammlawinen zu suchen seien.

Als wir beim Frühstückstisch saßen, erschienen die Frau und der Mann, die das Hotel führten. Sie entschuldigten sich für den Vorfall vom Vorabend. Sie gaben sich recht herzlich und doch etwas beschämt. Ich konnte in meinem ungeschriebenen Tagebuch vermerken, dass ich hier den ersten Enzianschnaps meines Lebens getrunken habe. Er hat mir und meinem Vater exzellent geschmeckt. Und er war uns als Trosttropfen gespendet wurden. Damals glaubte ich noch, dass der Schnaps aus dem blauen Enzian hergestellt wurde, so wie das Bild auf der Flasche ihn zeigte. Erst später erfuhr ich, dass er nur aus Gentiana lutea hergestellt wird, dem Gelben Enzian, der ein Meter hoch und noch mehr werden kann. Er wird meistens in Tees verwendet und es wird ihm nachgesagt seine Bitterstoffe wären wirkungsvoll bei Erkältungen der Atemwege.

Ich habe nicht geruht, bis ich ihn aus Samen herangezogen hatte und er in meinem Garten wuchs. Darüber jedoch mehr in dem Beitrag Enziane in meinem Garten.

Merligen am Thunersee

Interlaken

Trotzdem mussten wir an diesem Morgen den Umweg über Thun - Interlaken in Richtung Sustenpass fahren, um von dort nach Meiringen zu gelangen.

In den Meiringer Geschichtsbücher ist vermerkt, dass die dortige Kirche bereits 7-mal auf die vorhergehende aufgebaut wurde, weil Schlamm und Gesteinslawinen und Überschwemmungen das Dorf zerstört hatten. Als wir in Meiringen ankamen, herrschte hier große Aufregung und Hektik. Alles, was sich bewegen konnte, war auf den Beinen um das breite und gemauerte Bett des ehemaligen Rinnsals durch das Dorf, das bis oben an den Rand gefüllt war mit Geröll, von diesem Schutt zu befreien.

Mit speziellen Wasserpflügen, auf welche sich die Kinder setzten, um sie zu beschweren, wurden Abflussrinnen in den Schutt gezogen, damit das Wasser nicht über die kleine Brücke geriet und dann die Ortschaft zum Teil überschwemmen würde. Dort arbeiteten Schaufelbagger und machten den weiteren Abfluss bis hinunter zur Aare frei. Etwas näher zum Alp Bach Wasserfall hin, waren manche Häuser arg beschädigt, von den tonnenschweren Felsbrocken, die mit unvorstellbarer Fliehkraft, einfach durch die Häuser hindurchgebrochen waren.

Brocken, die grösser waren als die Schaufeln der Bulldozer. Unser Quartier lag so nahe an dem Wasserfall, der so imposant und friedlich, an der Ostseite des Tales aus über 100 Meter in die Tiefe stürzt. Wir hörten ihn sehr gut im Hause und bewunderten ihn jeden Morgen beim Kaffeetrinken auf der gemütlichen Veranda.

Den ganzen Tag über aber glänzten seine Wassermassen nicht mehr. Sie waren dunkel und noch immer mit Schlamm und Geröll vermischt. Dass so ein zumeist friedlicher Bach, gewaltige Kräfte freisetzen kann, das haben wir sehen können und es war mir für alle späteren Bergwanderungen eine ausgezeichnete Lehre. Ich habe immer Sorge getragen aus der möglichen Gefahrenzone, besonders aus den Schlucht artigen Tälern heraus zu sein, bevor ein Gewitter über uns hereinbrach.

Und doch hat eine spätere Erfahrung gezeigt, dass man in den Bergen immer wieder mit Überraschungen rechnen muss. Jahre später rannten wir auch aus dem wunderschönen Bietschtal hinaus in Richtung St. German. Wir hörten das Donnern, das schnell sich näherte und der Himmel verdunkelte sich zusehend.

Kaum saßen wir im Auto, als das Gewitter sich über unseren Köpfen entlud. Weil jeder von uns so richtig außer Atem gekommen war, da argumentierte man wir hätten doch das Ende des Gewitters in einem der beiden Tunnels abwarten können, durch welche der Wanderweg führt. Wir waren jedoch froh im Auto zu sitzen und erst am nächsten Tag als wir wieder auf diesen herrlichen Wanderweg hochstiegen, wurden wir eines besseren belehrt, dass nämlich ein Tunnel wohl eine sichere Überdachung bieten kann, aber heimtückische Gefahren lauern trotzdem in so einem Unterschlupf. Als wir in die Nähe des Tunnels kamen, war der Wanderweg etwa 2 Meter hoch von der rechten Bergseite herunter wie ein Kegel bis weit hinab ins Tal verschüttet. Eine Staub-Schlammlawine war auf beiden Seiten des Tunnels heruntergegangen. Schon wollten die teilnehmenden Wanderer wenden, da offensichtlich der Weg ab hier versperrt war. Allen mich begleitenden Warnungen zum Trotz, und vor allem des schönen Wanderwetters wegen, versuchte ich als Erster im Schuttkegel einen Pfad zu treten, indem ich vorsichtig die Füße senkrecht zum Schuttkegel stellte und den Boden unter mir stampfte. So erreichte ich den Eingang des Tunnels und prüfte beim Rückweg, ob dieser neue Pfad auch nirgends so locker war, dass man noch hätte abrutschen können. Ich nahm einen Wegbegleiter nach dem anderen bei der Hand und führte sie alle hinüber an die Öffnung des Tunnels. „Quelle aventure“ meinte die Francine. Sie spricht zwar unsere Sprache sehr gut, aber wenn Elektrizität in der Luft war und es spannend wurde, dann schaltete sie immer auf ihre Muttersprache um.

Ich merkte aber zuerst nicht, dass auch im Innern des Tunnels sich manches verändert hatte. Der Weg dort hindurch schien mir auf einmal so holprig, und als wir ganz hindurch waren, da merkte ich, an dem weniger umfangreichen Schuttkegel am anderen Ende, was sich dort während des Gewitters ereignet hatte.

Währendem die Staub- und Schlammlawinen an den beiden Öffnungen des Tunnels vorbei mit wahrscheinlich gewaltiger Geschwindigkeit ins Tal brausten, entstand im Tunnelinnern ein Sog. Nur so konnten sich die dort angehäuften Staubschichten erklären lassen. Das gab mir natürlich die Möglichkeit jedem Teilnehmer meine Vermutungen zu erklären und zu schlussfolgern, dass bei einem Aufenthalt in diesem Tunnel, während dem an beiden Seiten Schuttlawinen herunterdonnerten, wir wahrscheinlich zuerst einem stark veränderten Luftdruck ausgesetzt worden wären, die unsere Lungen hätten zum Platzen bringen können, was man schon bei Lawinen beobachten konnte, oder wir uns des Staubes beim Einatmen nicht hätten vollauf erwehren können. Die Eingänge hätten verschüttet werden können, doch sollte man allen möglichen Katastrophenformen mit ruhigem Blut und Objektivität begegnen.

An die Geschwistern
Anna und Adele Aeberhard
zum Abschied

Zum Abschied möchte ich noch schreiben
Was aus dem Innern will und quillt
Damit noch meine Zeilen bleiben
Wenn Ferne mein Gesicht verhüllt.

Es waren wunderbare Tage
Die ich in Wonne hier verbracht
Derweil ich der vergangenen Plage
Vor Freude ins Gesicht gelacht.

Die Berge sollten mich berauschen,
Die Alpenblumen und der Schnee
Ich durfte manches Tier belauschen
Frohlocken in verträumter Höh.

Doch als Gewalten Fesseln sprengten,
Felsbrocken rissen mit ins Tal
Schlamm über bunte Gärten drängten
Da wurden meine Augen fahl.

Der Anblick weckte stille Trauer
Als ich den Mensch im Kampfe sah'
Und mich umfing ein kalter Schauer
Ich stand der Urgewalt so nah'.

Wenn auch der Himmel wieder blaute
Der Wald in frischer Pracht erstand
War alles was ich um mich schaute
Nur tückisch wunderschönes Land.

Ich werde es im Herzen tragen
Wohin auch meine Wege gehen
Und jedermann das Schöne sagen
Was ich in Meiringen gesehen.

Astronomie, Astrologie, Horrorskopie und Esoterik

Für die breite Masse sind dies Bezeichnungen, die man bereits irgendwo einmal gehört oder gelesen hat, von denen man aber sehr wenig Genaues weiss, eben weil nichts, aber auch gar nichts darüber in der Schule gesprochen, geschweige gelehrt wurde. Die Horoskopie wurde schnell von mir als Horrorskopie bezeichnet, weil es mir bei meiner Lektüre, betreffend die Astronomie, sofort auffiel, dass die in den Horoskopen gebrauchten Sternbilder keinesfalls als zusammengehörige Elemente am Abendhimmel zu beobachten sind. Die einzelnen Sterne aus welchen diese Bilder zusammengestellt sind, liegen unermesslich weit auseinander und nicht wie auf eine Wand gemalt, werden also nur in der menschlichen Vorstellung als plastisches Bild gesehen.

Sie standen übrigens ursprünglich, vor etwa 4000 Jahren, also zur Lebenszeit von Nebukadnezar, in dieser Formation. Seine Astronomen haben die Konstellation der Gestirne mit den heute bekannten Sternzeichen - Namen versehen. Seither haben sich diese Bilder ständig verändert und ganz besonders, je nachdem wo man sich auf dem Erdball befindet, sind sie überhaupt nicht sichtbar. Die Konstellationen sind also absolut reiner Zufall im kosmischen Geschehen. Sie haben jedoch, zu welchen Zwecken auch immer, die ersten Astronomen, die sich ja auch als Astrologen auszeichneten, zu der Vorstellung veranlasst in einem vermeintlichen Zusammenhang zu stehen. Weil dieses aber nicht im geringsten der Fall ist, fiel schon in früher Jugend bei mir der Groschen, um zu verstehen, dass die Horoskope absoluter Humbug, ja Nonsens sind und diejenigen die daran glauben eben nicht genug Grips haben, um heraus zu finden, wie sie an der Nase herumgeführt werden.

In diese Kategorie fällt die Astrologie, die meines Wissens ebenfalls nur durch die Leichtgläubigkeit vieler Erdenbewohner einen so ungeheuren Aufschwung erlebt hat. Nostradamus, der Seher aus dem 16. Jahrhundert war natürlich ein weiteres Kapitel auf meiner Durchforstung des menschlichen Gedankenurwaldes. Ich las seine Gesänge in verschiedenen Versionen. Ich las verschiedene Interpretationen. Deutsche, Französische und immer wieder stieß ich auf merkwürdige Widersprüche. Einer von diesen ist wahrhaftig sehr bedeutend und relevant. Es wird in den letzten Seiten bemerkt, dass jeder der sich anmaßt, vorzeitig die okkulten Gesänge zu deuten, bei seinen Nachforschungen sterben müsse.

Nun sei hier darauf hingewiesen, dass alle Schreiber und Deuter, die je ein Buch über Nostradamus und seine Gesänge geschrieben haben, trotz allem überlebt haben müssen, sonst wären die vielen Bücher über dieses Thema, die bisher erschienen sind, niemals fertiggestellt worden. Diese mit Geheimnis umwobenen Prophezeiungen, werden auch heute noch gedeutet. Es fallen auch heute noch Menschen massenweise auf deren Eigenart, die menschlichen Schwächen zu nutzen, herein. Viele Leute scheinen unbelehrbar zu sein, denn meistens, wenn Saure-Gurken-Zeit ist und die Redakteure von Magazinen wieder einmal keinen Stoff zum Schreiben haben, dann wird die Leiche von Nostradamus mit Trara wieder aufgeblasen und ins Fenster gedrückt.

Noch heute ist mit dessen „Quatrains“ Geld zu verdienen. Kein Wunder dass man kurz nach dem Fall der beiden Türme des World Trade Centers am 13. September 2001 in vermeintlich neu gefundenen Versen die um 1650 (!) entstanden sein sollen, die Meinung propagierte

Nostradamus habe diese Katastrophe vorausgesehen. Das Ganze aber ist heute bereits wieder geklärt, denn Nostradamus war zu diesem Zeitpunkt längst tot. Er konnte also zu der Zeit keine weiteren Prophezeiungen gemacht haben. Die Engländer haben für solche irreführende Behauptungen eine wirklich esoterische Bezeichnung, die mich unwillkürlich an die okkulte Gesellschaft der Druiden erinnert: „*Hoax*“. Wahrscheinlich weil diese beiden Silben wenigstens mir, so walisisch klingen. Doch ist deren etymologischer Ursprung nicht so ganz sicher. *Hoax* soll eigentlich das Gegenteil von „*Hocus“* bedeuten, das in *Hocus pocus* gebraucht wird. Die magische Formel, die da lautet: „*hax pax max Deus adimax“* auch manchmal als Ursprungsformel gesehen, doch auch nicht weniger die Aussage: „*hoc est corpus.“*

Auf jeden Fall sind Hoax -Virenmeldungen, in der Computerlandschaft bestens bekannt. Hoax ist gleichbedeutend mit dem französischen Wort „canular“. Im Deutschen habe ich keine bessere Bezeichnung gefunden wie „Ente“ oder aber auch „Aprilscherz“. Alles in allem abgerundet und abgeschlossen, die Prophezeiungen von Nostradamus sind nichts anderes als ein esoterisches Hoax, damals wohl sicher auch geschrieben, genau wie das heute immer wieder geschieht, um damit Geld zu verdienen, oder um Einfluss auf die Leichtgläubigen der Massen ausüben zu können. Leute, die diesen Schmarren kaufen, gibt es immer wieder. Den aus meiner persönlichen Praxis resultierenden Beweis kann ich antreten. Nur habe ich nicht daran geglaubt und hüte mich auch andere mit dieser geistigen Krankheit anzustecken.

Es gibt im Deutschen noch die Bezeichnung: „Einem einen Bären aufbinden“ doch die luxemburgische Redewendung: „Engem eng kreckelen“ finde ich absolut deftig und dieses Wort scheint keinen Ursprung in den Sprachen der Nachbarländer zu haben. Die Bezeichnung „kreckelen“ klingt so elektrisierend, so als ob dabei die Funken im Gehirn sprühten. Ich möchte es als urwüchsig bezeichnen.

Hier findet man vielleicht ein gutes Beispiel, was mich auch an den Sprachwissenschaften interessiert. Die Etymologie der Wörter hat mich seit meiner Kindheit beschäftigt und heute schaue ich mir fast jeden Tag eine Veröffentlichung an, die ganz oben auf meiner, noch immer umfangreichen, Wunschliste steht. *Deutsches Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm.* Ein Reprint der Originalausgabe, aus dem Jahre 1999 in 33 Bänden. Die Originalausgabe ist mir unerschwinglich, weil sie 4990 € kostet. Der Reprint ist aber absolut preiswert mit 499 €.Vielleicht kann ich mich überwinden? Vielleicht lässt sich ein Spender finden? Vielleicht kommt ein Politiker auf die schnorrige Idee, ausnahmsweise den Vatertag 10 Mal nacheinander festzulegen.

Hätte ich genügend Zeit, so würde ich mir einmal alle Luxemburger Wörter vornehmen, die wahrscheinlich in der angelsächsischen Sprache ihren Ursprung haben, wie zum Beispiel das Luxemburger Wort für eine „Krücke“. Sie heißt in der Luxemburger Sprache „Krätsch“ und im englischen phonetisch nahezu identisch, nämlich „crutch“. Es liegt auf der Hand, dass die Luxemburger Sprache wohl ihren Ursprung im Moselfränkischen hat, doch im Laufe der Weltgeschichte sind nahezu alle Kriege in Europa über unser Land hinweg gezogen und hierzulande wurden ständig fremde Sprachen gesprochen. Viele einheimische Wörter haben ihren Ursprung, sei es im Spanischen, Französischen, Englischen, Schwedischen und stammen sogar aus manchen ehemaligen Ostblockländer, denen man bald eine neue Sammelbezeichnung zulegen muss, wie etwa die OST – EU - Länder, um sich zu verständigen.

Ein Beispiel nur sind unterirdischen Gänge, unsere Luxemburger „Kasematten“, die den Sandstein unter der Stadt Luxemburger wie die Löcher im Schweizer Käse durchqueren. Man sagt die Bezeichnung komme von „casa mates“, was so viel wie „versteckte Löcher“ bedeuten soll und dem spanischen Sprachgut entnommen wurde.

Eigenartig sind auch die merkwürdigen Sonderdialekte, die im Luxemburger Land gesprochen werden. So tönen mir noch die markigen Worte einer guten Freundin aus Lieler in den Ohren: „Jank mer ewé du âle Jeck“. Am meisten erinnert an das Englische der allabendliche Gute Nacht Gruss: „gudd Neit“, was auffallend identisch ist wie „Good night“.

Nun bin ich aber gewaltig von den mir selber gesetzten Marksteinen in der Rubriküberschrift abgekommen. Ich wollte eigentlich noch ein wenig auf die Esoterik eingehen, die zurzeit in der heute publizierten Literatur Hochkonjunktur zu haben scheint. Ich habe bisher immer wieder gezweifelt und gezögert mir eine definitive Meinung zu bilden. Viele hervorragende Ereignisse aber zwingen mich meine Meinung der Esoterik gegenüber zu überdenken, das heißt sie besser zu nuancieren.

Esoterik und Parawissenschaften

Magie, Mystik, Esoterik, Feng-Shui, Meditation, Ayurveda, Reiki, Pendeln, Rutengänger und Gedankenlesen, sind weitgreifende Bezeichnungen und Themen von Büchern, die ich gelesen habe. Ich glaube ich müsste noch einige Fachbegriffe hinzufügen, die ich ebenfalls unter Esoterik einreihen könnte, wie Akupunktur, Akupressur, Makrobiotik und Homöopathie, doch die wunderbaren Erfolge die diese Heilmethoden vermutlich aufzuweisen haben, bringen mich dazu die Bezeichnung Scharlatanismus nicht mehr zu benutzen. Ich habe eine Menge über die Anwendung von Placebos gelesen und kam nicht aus dem Staunen über die Leistungsfähigkeit unserer Psyche. Da schlummern noch Kräfte in jedem einzelnen Menschen, die bisher noch nicht systematisch mobilisiert werden können. Alle Wunderheilungen gehen in meiner Ansicht auf das Konto des Placebo Effekts. Wunderheilungen sind nur dann möglich, wenn eine Heilung im Bereich des Möglichen liegt. Es ist noch niemand an keinem wirksamen Ort der Heilungen, egal welcher Religion mit 2 Beinen aus dem Wasser gestiegen, der nur mit einem Bein angereist war. Die Heilung muss also im Bereich des Möglichen liegen. Damit nähere ich mich auch dem Erstaunen erweckenden Wirkungsfeld der Homöopathie.

Ein von Luxemburger Patienten bekannter und viel besuchter Homöopath aus Trier, rief mich eines Tages an, mit der Bitte ihm doch einige Exemplare der durch meine Initiative editierten Flora der Heimat von Papa Klein zu schicken. Seine Luxemburger Klienten würden ihn ständig fragen, wie die verschiedenen Pflanzen in Luxemburger Sprache heissen. Genau dieser Rubrik hatte ich vor der Publikation ein besonderes Augenmerk geschenkt. Ich besorgte, was erwünscht war. Das ganz nebenbei geführte Gespräch klärte mich zu meinem Erstaunen auch darüber auf, dass sogar Tiere, besonders Pferde bei spezifischen Krankheiten auf die homöopathischen Produkte positiv ansprechen sollen. Das war für mich absolut neu, denn glaubte ich doch immer dass nur der Mensch Kraft seines Denkvermögen, sich geistig mit den Produkten der Homöopathie auseinander setzen könne, was einen möglichen Einfluss auf die Wirksamkeit der Produkte bewirke. Diese Auslegung muss ich möglicherweise ad acta legen, denn obschon ich vielen Tieren eine hohe Intelligenz zuschreibe, werde ich wohl meine Meinung jetzt revidieren müssen, weil ich vermuten muss, dass Tiere ein absolut dem Menschen ähnliches Denkvermögen haben. Es ist also höchstwahrscheinlich, dass bei der Behandlung von Tieren mit homöopathischen Mitteln nicht rein zufällig Erfolge zu vermerken sind. Die molekularen Feinheiten der verwendeten Produkte in millionenfacher Verdünnung haben anscheinend heilende Eigenschaften oder spielt auch hier der bekannte Placebo Effekt? Diese heilenden Eigenschaften sind aber bisher noch nicht verstanden worden. Ich wollte dann wissen warum man in der Luxemburger Tageszeitung keine Anzeige findet, über die Praxis des Homöopathen in Trier. Die Antwort war erschreckend: „Ich darf keine Anzeige in der Luxemburger Presse aufgeben.“ Der gute Mann liess mich alsdann wissen, aus welchen Gründen

das scheitert. Aus deontologischen Gründen kann ich leider die Zusammenhänge hier nicht erläutern. Ich empfinde es aber eine unglaubliche gesellschaftspolitische Diskrepanz, die in unserem sich als demokratisch gebendes Land grassiert. Beschämend für eine ganze Berufsgemeinschaft, gegen deren Lobby man vergebens Sturm laufen würde. Der moralische, den Heilpraktiker schädigende Aspekt ist äußerst verwerflich und niederschmetternd. Es kann hierzulande ebenfalls möglich sein (wie in Deutschland), dass per Gesetz es dem Homöopathen verboten ist eine Anzeige in der Tageszeitung auf zu geben. Zuerst gibt man diesen Leuten keine Chance ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, dann verbietet man ihnen auch noch, sich öffentlich zu profilieren. Es scheint aber inzwischen Bewegung in diese absolut undemokratische Situation zu kommen. Wenn erst der Beruf als Heilpraktiker anerkannt werden kann, durch entsprechende Fähigkeitsprüfungen, die beweisen, dass diese Fachleute dem Patienten nicht gefährlicher werden können als dies bei manchen Ärzten und oder auch Pharmaherstellern der Fall ist, dann würde dieser Schritt von vielen Kranken begrüßt werden. Einen Schritt scheint man ja schon hierzulande gehen zu wollen, indem die Krankenkassen verschiedene homöopathische Mittel als Heilmittel anerkennen und sich an den Kosten beteiligen. Es bliebe zu wünschen, dass die Heilpraktiker es zustande bringen reproduzierbare Erfolge vorzeigen zu können, was dieser Heilmethode endgültig zur Anerkennung verhelfen würde.

Wir leben augenblicklich in einer Zeit in welcher in erschreckender Weise, viele von den aufgestellten Theorien in Frage gestellt werden. Ganz besonders das Thema „Gesundes Essen“ verbunden mit Diäten. Ich könnte da aus eigener Erfahrung über eine Menge geschriebenen Unfugs berichten doch eine gelebte Episode will ich im Detail hier niederschreiben.

Beim Besuch mit meiner Lebensgefährtin beim Frauenarzt, der ein guter Freund der Familie war, wollte ich wissen bei welchem Arzt ich persönlich am besten aufgehoben sei, um eventuell etwas zu finden gegen meine hohen Fettwerte im Blut. Es sei jedoch vorab bereits erwähnt, dass meine Frau und ich nahezu alle bekannten Gesundheitsformeln ausprobiert haben, vom Müsli bis Schwarzbrot, vom Getreideschrot bis zur berühmtesten Margarine. Die Margarineproduktion hatten wir bereits in der Schule Revue passiert und mir ist bis heute keine zufriedenstellende Erkenntnis gekommen, als nur der Umstand, dass Napoleon seine Chemiker beauftragt hatte, ihm ein Fett zu entwickeln, das seinen Soldaten beim Russland-Feldzug als Brotaufstrich dienen und von Nutzen sein sollte. Ich pflegte zu sagen: „Diesen Feldzug mache ich nicht mehr mit“, nachdem ich von mehreren dieser unappetitlichen Produkte gekostet hatte. Nur über den Weg einer gewaltigen Reklameschlacht wurden in den letzten Jahren viele synthetisch hergestellte Margarinesorten bekannt gemacht und fürwahr es hat sich wissenschaftlich nicht im Geringsten erwiesen, dass damit irgendetwas Positives zu bewirken sei. Hierzu will ich den Beweis antreten.

Ich wusste ganz vertraulich von einem Chemiker, der für die Blutanalysen in einem Spital zuständig war, dass man nach einer längeren Behandlung im Spital, um das Blutbild der Patienten unter ärztlicher Aufsicht zu verändern, man meistens nur einen kaum bemerkenswerten Erfolg erzielen konnte. Um dabei das Gesicht nicht zu verlieren, wurden die Analysen einfach geschönt, damit der lange Aufenthalt im Spital als gerechtfertigt und erfolgreich abgeschlossen werden konnte. Ich war also bereits breitseitig vorgewarnt.

Mein Kollege riet mir also zu einem Spezialisten, der wirklich hervorragend sein sollte. Ich erhielt ein Rendez-vous und musste in eine Wochen dauernde Warteschlange. Das schien mir ein gutes Vorzeichen zu sein. Als der Tag gekommen war, wurde ich natürlich freundlich empfangen, zeigte meine Analysen und schon begann der Spezialist, die Nase zu rümpfen. „Das sieht nicht gut aus“, meinte er. „Ihr Körpergewicht ist zu hoch, die Fettwerte ebenfalls,

und dazu haben sie noch erhöhte Harnsäure. Das führt zu Gicht und allen möglichen Folgeerscheinungen. Ich mache jetzt mit Ihnen einen Test, der wird mir dann zeigen, wie wir vorgehen werden um diesem Problem zu Leibe zu rücken.“ Er erinnerte mich daran dass ein anderer Arzt-Spezialist mich bereits Jahre zuvor gewarnt hatte ich würde in 10 Jahren im Rollstuhl sitzen. Natürlich habe ich in meiner beruflichen Tätigkeit, die Renommee nahezu aller in Luxemburg etablierten Ärzte kennen gelernt, denn die Kassenpatienten konnten immer Erfahrens Werte von sich geben, wenn sie den Kassenzuschuss kassierten.

Er machte, soviel wie ich mich heute noch erinnern kann, eine Zuckerlösung zurecht, die ich mir verinnerlichen musste, und meinte alsdann mit verschiedenen, zeitlich verschobenen Stichproben einen Überblick zu gewinnen, was meinen Blutzucker anbelangt.

Nachdem er die letzten Proben genommen hatte, konnte ich nach Hause gehen, doch er gab mir ein neues Rendez-vous, wozu ich unbedingt meine Gemahlin mitbringen müsse. Er würde mir dann eine ganz auf mich individuell zugeschnittene Diät vorlegen und meiner Frau erläutern, was da alles zu beachten sei.

Als wir beide an dem ominösen Tag vorstellig wurden, herrschte draußen herrlicher Sonnenschein und wir wären lieber spazieren gegangen. Der Spezialist saß hinter einem aus massivem Holz hergestellten Pult. Die Vorhänge an den Bürofenstern waren zugezogen. Es kam nicht ein Lichtstrahl von draußen herein. Eine Stehlampe auf dem Pult erhellte seine Papiere und wir konnten sein Gesicht kaum im Halbdunkel ausmachen. Es schien so, als ob wir jetzt eine Geisterstunde erleben würden. Dann teilte er mir das Resultat seiner Analyse mit, die eigentlich keinen Anlass gab zu Beanstandungen. Nur bemerkte er, dass ich der großen Gefahr ausgesetzt sei, schnellstens zuckerkrank zu werden. Obschon die Werte, die er mir daraufhin vorlegte, keinesfalls in eine solche Richtung zeigten, musste ich mir gefallen lassen, dass er mich seelisch in dieser Richtung massierte.

Dann kam die Geschichte mit der speziellen Diät, was meine Frau mir kochen durfte, was ich essen dürfe, was ich meiden müsse. Meine Frau setzte bereits an, um ihn zu unterbrechen, dass wir diese Stadien bereits ohne Erfolg abgeklopft hätten, doch ich stieß sie mit dem Knie, damit sie noch etwas schweige, denn ich wollte unbedingt wissen mit welcher Leichtigkeit diese Arzt mir etwas vorgaukeln wollte, wobei ich wahrscheinlich bereits mehr praktische Erfahrungen gesammelt hatte als er dies je ahnen konnte. Nachdem er mit seiner Weisheit zu Ende gekommen war, wollte er noch wissen ob wir mit all diesen Vorschlägen zu Recht kommen würden. Da konnten wir uns doch nicht mehr zurückhalten und sagten ganz gelassen: “Mein lieber Doktor, das alles was sie uns da vorgeschrieben haben, das praktizieren wir bereits seit Jahren und zwar ohne den geringsten Erfolg. Also kann ihre Theorie nicht stimmen. Da muss doch etwas falsch dran sein, wenn die Praxis andere Resultate aufweist.“

Wütend sprang der Mann hinter dem Pult auf, er hatte wahrscheinlich geglaubt er hätte es mit einem leichtgläubigen Patienten zu tun, der sich bezirzen lässt. Wir zahlten das Spezialisten Honorar, samt Unkosten, für die zeitraubende Zuckeranalyse und verabschiedeten uns freundlich. Ihm kamen keine weiteren Empfehlungen über die Lippen, denn er war wahrscheinlich geschockt und hatte sein (aus meiner Sicht) dürftiges Wissen komplett ausgeschöpft.

Zuhause angekommen rief ich meinen Kollegen an und berichtete ihm, was vorgefallen war. Dass dieser Arzt am helllichten Tag, wo draußen die schönste Sonne vom Himmel blinkte, in einem verdunkelten Raum nahezu unsichtbar hinter seinem Schreibpult saß, knapp erleuchtet von einer Tischleuchte und mir von Diäten erzählte, die man in allen Magazinen finden

konnte und die wir bereits längst abgehackt hatten. Er hatte auf uns beide den Eindruck gemacht als ob er sich, wie ein Magier fühle oder sogar lichtscheu sei.

Mein Kollege war keinesfalls erstaunt über diesen Bericht, denn er antwortete mir, dass er sich eigentlich wundere, denn der Arzt sei selber schwer Zucker krank und so würde sein Benehmen immer mehr dahin ausarten, dass er bei jedem Patienten eine sich anbahnende Zuckerkrankheit vermute.

Dieser Spezialist ist bereits seit über 30 Jahre tot. Ich lebe noch immer und bin noch immer dabei die verschiedenen Möglichkeiten zu erproben, wie man an Gewicht verlieren kann. Eine wissenschaftliche Sendung beim Fernsehen räumte bei mir alsdann den letzten Hoffnungsschimmer zur Seite, dass man nach irgendeiner festgeschriebenen Methode vorgehen soll. Das Fazit war, dass es bisher keine gesicherte Methode gibt, die man empfehlen kann und dass keine der noch immer hoch gepriesenen Diät-Methoden von Erfolg gekrönt sind. Es scheint sich aber über den Weg des „Glykämischen Index“ ein Lichtfunke am Horizont zu zeigen, denn die seit Kurzem praktizierte Methode meiner Frau hat sie bisher um über 10 kg erleichtert und mich in demselben Zeitraum um 8 kg. Man muss nur Ausdauer zeigen und die scheint belohnt zu werden.

Ein wenig Kosmologie

Es werden ja nicht nur auf der Erde, sondern auch in dem alles umfassenden Kosmos, Kräfte festgestellt, deren Eigenschaften Physiker in aller Welt noch zu ergründen suchen. Besonders die so genannte Starke Kraft, die zwischen den winzigsten Teilchen im Atomkern wirkt. Im Laufe meines Lebens habe ich vieles gelesen über die Bestandteile des Atomkerns, über Protonen, Neutronen sowie über Quanten. Dann gibt es die Quarks, die je weiter sie sich voneinander entfernen, eine stärkere Kraft entwickeln doch, wenn sie näher zusammen rücken, diese Kräfte sich abschwächen. Zusätzlich spielen in diesem wundersamen Kräftespiel noch andere mit. Die Gravitation, die verantwortlich ist, wenn uns vom Baum herab ein reifer Apfel auf die Birne fällt. Auch der Elektromagnetismus ist eine weitere Kraft, die für das Licht, für chemische Reaktionen und den Magnetismus selber verantwortlich ist. Dass man den radioaktiven Zerfall als schwache Kraft bezeichnet, ist etwas merkwürdig aber trotz Erkenntnis all dieser Kräfte in der Natur wundert mich trotzdem eine ganz besondere Kraft, die mein Denkvermögen stark strapaziert. Mir scheint der von den Astronomen und Physiker weitgehendangenommene Urknall habe sich bis in die winzigsten Partikel der Materie fortgesetzt, um ewig anzudauern.

Es gibt eine Kraft, die unsere Schöpfung dauernd in Pulsation hält. Nicht nur unser Herz pulsiert, auch die einzelnen Zellen, aus welchen wir zusammengebaut sind. Nicht nur im lebenden Wesen pulsiert es, auch die scheinbar unbelebte Natur pulsiert. Die Sonne, die Sterne, das Weltall. Nicht zu vergessen die Pflanzen, die nicht ohne Pulsation auskommen. Wir haben all diesen verschiedenartigen Antriebskräften einen leicht verständlichen Namen gegeben. Es ist keine Bezeichnung aus der Physik. Wir nennen sie „Leben“! Auch die Steine pulsieren und sind einer zeitlich nicht erfassbaren aber dauernden Veränderung oder Umgestaltung unterworfen. Wie man diese pulsierenden Kräfte bezeichnen kann, hat noch kein Physiker mir erklären können und es genügt mir nicht zu wissen, dass diese Kraft das Resultat sei, eines wundersamen Zusammenspiels aller bisher bekannten und noch unerforschten Kräften der Natur. Es ist äußerst verblüffend, wie eine neu gebildete Zelle scheinbar aus eigenem Anstoß plötzlich zu pulsieren beginnt. An diesem Rätsel der Natur werden noch viele Forscher sich die Zähne ausbeißen. Mir scheint es aber die elementarste Kraft in der uns bekannten Natur zu sein.

Bei all den geführten Diskussionen kristallisierte sich die Meinung auch, dass es absolut abwegig sei, von einem Anfang oder einem Ende der angeblichen Schöpfung zu sprechen. Unsere Vorstellungskraft ist behindert durch scheinbar konkrete Beobachtungen und Feststellungen in unserm Umfeld. Wir sehen, wie etwas entsteht, wie es wieder vergeht. Es beginnt oder endet aber nur scheinbar. Doch muss etwas bereits bestanden haben um die Möglichkeit einer Veränderung des Zustandes zu bewirken. Wir sind schon der wahrscheinlich richtigen Meinung, dass aus dem Nichts, nichts entstehen kann, was also den Weg zeigt zur Feststellung dass wir es nur mit einem ewigen Wandel zu tun haben, aber keinesfalls mit einem Entstehen aus dem Nichts. Alles pulsiert oder wird durch Pulsation zum eigenen Pulsieren angeregt. Die alten Griechen waren schon ganz nahe an dieser Feststellung dran wenn sie behaupteten „Panta rei“ alles sei in Fluss, im Wandel. Der Philosoph Heraklit soll diesen Ausspruch geäußert haben. Und ich finde die dazugehörende Bemerkung höchst poetisch und sinnvoll: „Man kann ja auch nie zweimal in denselben Fluss steigen.“

Eine Flugreise nach Djerba

Vom 31. März bis zum 15 April 2007.

Meine Frau und ich haben im Laufe unseres erlebnisreichen Lebens manche Länder der Erde bereist. Afrika, Südamerika und Australien jedoch noch nicht. Das bedeutet nahezu alle Länder der südlichen Halbkugel fehlten bisher auf unserer Zielliste.

Diesmal aber haben wir uns für Tunesien entschieden, speziell für die bekannte und viel gepriesene Touristeninsel Djerba. Wir buchen einen Flug für 6 Personen bei Luxair, die Luxemburger Fluggesellschaft, mitsamt Hotelreservierung und mit „alles inklusive“. Drei Erwachsene und drei stramme und liebenswerte Burschen, 8, 10 und 12 Jahre alt, sollen die nächsten 14 Tage mit uns und ihrer vor kurzem geschiedenen Mutter, die kleine Palmeninsel im Mittelmeer, mit dem Herzen erobern. Es ging uns speziell aber darum den drei Buben und deren Mutter, die seit Langem bereits durch unerträgliche, ja zerrüttete Familienverhältnisse arg gebeutelt waren, einen Ausgleich, viel Entspannung und vor allem die psychische Freiheit wieder aufzubauen. Sie sollten schnellstens eine absolut andere Sicht der Umwelt erleben und ihre bitteren Erfahrungen vergessen lernen.

14 Tage lang sich frei entschliessen, also absolut selbst entscheiden zu können, was und wie viel sie essen dürfen, was und wie viel sie trinken können, einfach den ganzen Tag über selbst beschliessen zu dürfen, womit die sich den Tag über beschäftigen, das soll die Therapie sein, die uns vorschwebt. Dass die Buben psychisch schon lange unter unerträglich gewordenen Druck, ja einer seelischen Unterdrückung sehr nahe waren, zeigte sich besonders in jedem Gespräch mit ihnen. Sie brachten alle drei kaum einen kompletten Satz über die Zungen, ohne dabei zu stottern. Es war deren latente Unsicherheit, die ständige Angst vor der Unterdrückung, die sie beim Sprechen störte. Da hat glücklicherweise die Alarmglocke zur rechten Zeit geläutet, besonders bei ihrer Mutter, die sich hoffentlich nicht zu spät entschlossen hat, dem zermürbenden Verhältnis ein Ende zu setzen.

Angezogen fühlen wir uns aber auch von dem dort normalerweise weiter fortgeschrittenen Frühling, den verlockenden, grosszügig angelegten Schwimmbecken, besonders von jenen, die auf dem herrlichen Ferienprospekt zu sehen sind, den organisierten Beschäftigungsprogrammen für Kinder, dem Tarif „all included“, welcher nicht nur die Trinkgewohnheiten der Buben, sondern ebenfalls die Unsrigen stark vereinfachte, und ganz besonders auch die

Selbstbedienung am alltäglich üppigen Büffet. Hinzu kommen, ein Wellness Angebot, Internetzugang und einige zusätzliche vorteilhafte Möglichkeiten eigene Initiativen für Ausflüge zu ergreifen. Was da angepriesen wird, ist ganz sicher optimal, es scheint uns jedenfalls so.

Eine kurze Bilanz möchte ich sofort ziehen. Die stark blendende Aprilsonne war wohl vorhanden, aber es wehte nahezu ständig ein viel zu frischer Wind, der es nur erlaubte uns hinter, das heisst keinesfalls unter den gekippten Sonnenschirm als Windschutz, zu verkriechen. Die Durchschnittstemperatur im April liegt nun einmal bei nur 17° Celsius. Da hilft die vorherrschende Diskussionskatastrophe um einen Klimawandel nicht einmal, um die vorherrschende Lufttemperatur auch nur um einen halben Zentigrad zu verbessern. Auch konnte man nicht ans Schwimmen, unter freiem Himmel, denken weil die Wassertemperatur des Swimmingpools auch noch wie gehabt zwischen 13° und 17°Celsius schwankte. Dies liegt aber keinesfalls am Angebot, sondern an der anscheinend Kapriolen schlagenden Wetterlage. Die einen nennen es Klimawandel, die andern leiden schon viel mehr darunter und nennen es Klimakatastrophe, wahrscheinlich gibt es schon welche, die eine Weltuntergangstimmung verbreiten. Da freut sich die Wirtschaft die, wie vernünftig erkannt wird, ebenso wie die Sonne sich ebenfalls beginnt heiss zu laufen. Und dann gibt es diejenigen, die vermeintlich Klartext sprechen wollen und meinen, dass dies der wärmste April sei, seit 100 Jahren. Und genau über solche entweder nicht kontrollierbare, oder aber nur scheinbar wahre, erfundene oder aus dem hohlen Bauch heraus gemachte Aussagen, stolpre ich. Sogleich zündet bei mir die Überlegung: „Also doch schon mal da gewesen“. Nur gab es damals nicht so viele Journalisten, nicht so viele Fernsehreporter, nicht so viele Wettermacher, nicht so viel wissenschaftlich orientierte Besserwisser, nicht so viele Alleskönner. Sie brauen genauso leichtsinnig Gastronomisches am Fernsehschirm, wie sie unbedenklich Weinproben schlürfen, wie die fachkundigsten Önologen, dabei sind sie wahrscheinlich nur etwas trinkfester als wir normale Leute. Zusätzlich schmecken sie dann noch, wie versierte Produzenten aus Parma, Schinken und Würste ab. Sie spielen sich daneben manchmal auch auf, wie astronomisch geschulte Wetterpropheten, wobei es einem grünen Laubfrosch blau wird um die grüne Augen Iris, beim Emporklettern auf der zu kurz gewordenen Leiter, im Wetterglas.

Eine japanische Berechnung ergibt, dass ein normaler Mensch, der einen „Steak au poivre“ gegessen hat, daraufhin weitaus mehr CO2 produziert, als wenn er den ganzen Tag mit seinem Auto durch die Welt kutschiert und dabei zuhause vergessen hat die Lichter zu löschen. Was soll also der ganze Spuk?

Ich habe bereits öfters niedergeschrieben, wie wenig ich von diesem Geschwätz halte. Dummerweise haben nur wenige Leute genug Grütze im Kopf um die klimatologischen Verhältnisse unserer Erde über Milliarden Jahre zu überblicken. Die diesbezügliche Forschung hat den Unfug längst ins Abseits verwiesen. Am 7. Juli 2007 meldete sich Jacques Bintz, ing. géologue ETH Zürich, im Luxemburger Wort, unter der Überschrift: „Le climat de notre planète à travers les temps géologiques.“ Allein die Feststellung, dass bereits öfters unser Planet mehr als 10% CO2 in seiner Luftmischung aufwies, und der derzeitige Anteil nur 0,003 % ausmacht, müsste genügen, um zu verstehen, was Übertreibung und was Wirklichkeit, bei dieser Diskussion um den Klimawandel ist.

Nach diesem kurzen Abstecher oder sollte man besser schreiben „Ausrutscher“ muss ich zurück nach Djerba, zum Kern der Sache und hinzufügen, dass der von mir eingesehene Meeresabschnitt, zum Hotel gehörend, keinesfalls einladend ist. Das Gestade wirkt unwirtlich, ja abstossend. Je mehr man sich, vom Hotel herkommend, dem rauschenden Wellenschlag nähert, je höher werden die Stranddünen, mit immer weniger Bewuchs. Im Katalog ist jedoch zu lesen: Renoviertes *Hotel, direkt am schönen Strand.*

Denkste! Das feinsandige Ufer, in welchem man sich nur schwerfällig vorwärts bewegen kann, ist ungepflegt, stellenweise sogar regelrecht schmutzig, denn dort galoppieren Pferde, deren Reiter und Reiterinnen sich vorkommen wie Amazonen oder wie Piraten mit Pferdeschwanz am Meer.

Pferde lassen manchmal etwas fallen, was nicht so schnell im Sand verschwindet. Dann ziehen wieder Dromedare vorbei, die ähnlich gedruckte Visitenkarten hinterlassen. Woanders fährt man mit den Pferdekutschen, bis ans und sogar durchs Wasser. Auch Quadros hinterlassen tiefe Fahrrinnen im Sand. Ein absolut dreckiges Meeresufer, das den Namen Badestrand aber auch glatt nicht verdient. Es besteht sogar eine extrem gefährliche Infektionslage, besonders betreffend das Tetanusproblem. Dazu kommt, dass Kleinhändler die Strandgäste mit all möglichem Kram belästigen. Kein Wunder, dass ich da sehr wenige Badegäste sehe und man mir anschliessend eben so selten dort begegnet. Dieser Strand – ich betone es erneut, zum Hotel gehörend - ist eine penible Enttäuschung, auch für die Buben, die sich nur einmal in diesen Pfuhl getraut haben.

Die immer noch nicht verbesserte Rückständigkeit im Verhältnis zu der uns bekannten Norm, was ein gesunder Badestrand zu bieten haben muss, ist eklatant. Der grossflächig angelegte und wunderbar mit Palmen auf kleinen Inseln bestickte Swimmingpool beim Hotel kann aber sofort das verloren gegangene, innere Gleichgewicht wieder herstellen und den vernachlässigten Strand vergessen lassen. Das für die Kinder organisierte Beschäftigungsprogramm, wird zwar prinzipiell innerhalb des ummauerten Hotelbereichs durchexerziert, entspricht meistens aber nicht den anspruchsvollen Vorstellungen der Buben. Ein Beispiel sei gegeben. Die Buben laden mich ein, mit ihnen Tischtennis zu spielen. Der zusammenklappbare Spieltisch ist krumm, verbogen und steht dazu noch uneben. Der Ball fühlt sich zu weich an, die Schläger haben nur noch 2/3 Belag, sodass jeder Spieler sich ordentlich abrackern muss, um am Ball zu bleiben. Für die ständig wehenden Windböen kann man natürlich niemanden verantwortlich machen.

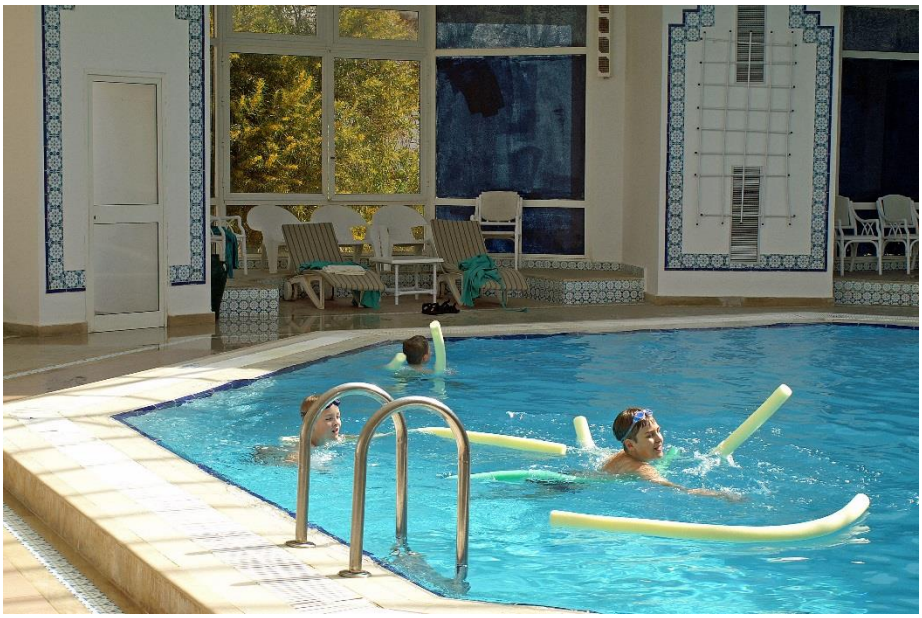
Die Mutter der Kinder ist bereits am frühen Morgen, das heisst so gegen sieben Uhr, bei den Liegeplätzen um genau den Liegeplatz zu ergattern, mit der besten Übersicht, denn sie will erstens ständig in der Nachbarschaft der hoch beschäftigten Buben sein und zweitens ihr Studium vorbereiten, das es ihr hoffentlich erlaubt recht bald einer eigenständigen und bezahlten Beschäftigung nachgehen zu können. Die bei der Scheidung zugeteilten Entschädigungen werden in Zukunft kaum für die ganze Familie ausreichen. Es stimmt leider, dass die Mütter mit ihren Kindern immer noch die Benachteiligten in der Gesellschaft sind, wenn es um Recht und Gerechtigkeit geht,

Das Buffet ist für die Kinder nicht nur eine Augen- sondern auch eine nahezu unerschöpfliche Genussweide, die vollauf und ergiebig ausgeschöpft wird. Der Internetzugang besteht darin, dass man ihn gratis ½ Stunde pro Kopf und pro Aufenthalt nutzen darf. Die Kinder haben ihn natürlich genutzt. Wer länger surft, muss zahlen. Dabei macht man keinen Unterschied, ob man 8 oder 14 Tage Aufenthalt gebucht hat. Auch das ist eher ein Flop, ebenfalls für mich. Ich habe meinen Laptop nicht einmal ausgepackt. Es gibt auch einen anderen Grund, den ich noch erläutern werde.

Also kann ich nicht wie mancher Heimkehrer aus solchen Ferien, mich vieler Komplimenten entledigen, allein um die eigenen Enttäuschungen zu überdecken und um den Zuhörern und Lesern keine Genugtuung zu verschaffen, man wäre gefoppt worden. Deshalb war es uns auch unverständlich zu vernehmen, dass es Gäste gibt, die bereits zum 14. Mal diesen Ferienort auserwählt haben.

Zum Glück besteht die leider aber nur bescheidene Möglichkeit ein eigenes Tagesprogramm zu organisieren, wofür man jedoch wieder zusätzlich blechen muss. So buche ich für mich, ratierlich verteilt über die 2 Wochen Anwesenheit, 4 Sitzungen aus dem „Spa & Wellness“ Programm, mit Dampfbad, Sprudelbad, Massagewasserbecken und aromatherapeutischer Vollköpermassage. In den geheizten Pool innerhalb des Hauses traue ich mich nur einmal, was mich sofort an die Heringe in der Tonne erinnert, derweil diese Heringe, eigentlich sind es nur Sprotten, zusätzlich aus der Brühe steigen um von der Uferseite her genau vor meiner Nase ins Nass zu plongieren. Ich schätze, dass wahrscheinlich nicht mehr als achtzig Leute aufrecht stehend in diesem Pool Platz gefunden hätten.

Das nachfolgende Bild entstand kurz nachdem der Pool total gereinigt und mit frischem temperiertem Wasser aufgefüllt war. Die drei Burschen nutzten natürlich diese Situation als erste und allein den Pool zu erobern.



Etwas eigenartig finde ich dazu den Hinweis, der in grosser Schrift und dreisprachig den internen Pool ankündigt. Man solle vor der Benutzung eine Dusche nehmen. Gelesen habe ich es wohl, aber duschen kann ich nicht, weil ich vergebens nach diesen Duschen suche, wobei wahrscheinlich jene auf den Hotelzimmern gemeint sind!

Beginnen wir nach diesem ersten überschäumendem Eifer, jedoch noch einmal etwas ausführlicher von vorne.

Als wir spät in der Nacht, es ist so gegen 4 Uhr, nahe der recht bald beginnenden Morgendämmerung, auf Djerba aus dem Flugzeug steigen, um von dort aus per Bus zum Hotel, in einer Fahrt von einer Stunde, transportiert zu werden, können wir nur die schwachen Lichter der ca. 8 Kilometer entfernt liegenden Hauptstadt sehen. Wir erahnen in der Dunkelheit auch nur, dass wir an der Nordküste der Insel entlang kutschieren.

Die Strassen sind Ton im Ton, Sand gelb vom spärlichen Lampenlicht der Laternen beleuchtet. Es herrscht fast nur Taxiverkehr. Nachtverkehr. Zur Meeresseite kann man manchmal die Lichter einer Siedlung erkennen, die sich im Wasser spiegeln. Sonst herrschen aber überall die Stille der Nacht und die Müdigkeit der anreisenden Feriengäste, durchwirkt vom gleichmässigen Rattern des Busses. Nur einige Einheimische sind zu Fuss auf der Strasse unterwegs, nach irgendwohin? Welches Ziel sie anstreben, bleibt für den Beobachter eine unbeantwortete Frage.

In der Halbdunkelheit eine einheitliche Bauweise entlang der Strasse zu erkennen ist unmöglich. Es herrscht eher ein absolut chaotisch wirkender Bauten Wirrwarr. Man erkennt keine einheitliche Ausrichtung der Häuser. Es gibt keine Häuserfront. Die scheinbar erst vor kurzem frisch asphaltierten Strassen jedoch sind moderner Natur, mit Kreisverkehr und es gibt sogar Wegweiser, auf welchen man den europäisierten Namen der nächsten Ortschaft lesen kann.

Da wir eine gehbehinderte Grossmutter im Rollstuhl, mit auf Reisen genommen haben, sind wir natürlich gespannt, wie sich hier vor Ort, der in Europa dauernd verbessernde Dienst am behinderten Kunden bewähren wird. Alles, was mit der Fliegerei zu tun hat, ist gut organisiert. Anscheinend hat man sich auch in Tunesien angewöhnt, die behinderten Leute als erste, also als bevorzugte Passagiere durch zu schleusen. Dabei wird ziemlich viel technischer Aufwand getrieben, bis man diese Leute ins Flugzeug hinein und heraushieven kann.

Diese Zuvorkommenheit hört jedoch schlagartig, ausserhalb des tunesischen Flughafens auf, denn um die 40 cm hohen Treppen, des auf dem Parkplatz mit laufendem Motor bereits wartenden Busses, aus eigener Kraft zu bewältigen, ist für meine Frau ein Ding der Unmöglichkeit. Zwei kräftige Männer zerren die Dame eher schlecht als recht die Treppen des Busses hinauf, bis auf den tiefer liegenden Beifahrersitz. Der laufende Motor brummt noch nahezu eine Stunde lang, bevor alle Passagiere durch die Pass- und Sicherheitskontrollen geschleust sind und die Fahrt endlich beginnen kann. Das Motorlaufenlassen praktiziert man aber nicht nur mit einem Bus, sondern mit allen Bussen (6-8) die Fluggäste von mindestens 3 kurz vorher angekommenen Flügen zu ihren Hotels transportieren müssen. Die Abgasproduktion ist gewaltig. Doch niemand scheint sich daran zu stören.

Dasselbe Trauerspiel, in umgekehrter Richtung, wiederholt sich beim Hotel. Ein Glück, dass wir unseren eigenen Rollstuhl mitgebracht haben. Unser Hotel mit ungefähr 300 Zimmern, man hat ihm im Katalog 4 Sterne verpasst, besitzt nicht ein einziges Behinderten gerechtes Zimmer. Hallo, wer hat denn diesen Bock geschossen? Da scheint mir der Architekt keinesfalls an eine immer älter werdende Gesellschaft gedacht zu haben, zumal diese eher das ganze Jahr über reisen kann und eine nicht zu vernachlässigende, potenzielle Klientel darstellt. Hier fällt mir das Wortspiel ein, Kata log, also ist Kata ein Lügner. Kataloge sind demzufolge Katalügner.

Unser zuerst zugeteiltes Zimmer befindet sich auf dem ersten Stockwerk, wohin leider sehr breite aber immerhin nur Marmortreppen führen. Der vorhandene Lift ist den Gästen nicht zugänglich und nur für den technischen Bereich im Gebrauch. Ich reklamiere. Man versteht sofort. Es dauert aber lange, bis der Mann in der Réception sich entschliessen kann, uns ein anderes Zimmer im Parterre zuzuweisen. Mir scheint es einen Augenblick lang, als ob er darauf warte, dass ich zum Geldbeutel greife, um seiner Entschlussfähigkeit einen schnelleren Verlauf zu geben. Diesen Gefallen tue ich ihm aber nicht,

Als wir dann endlich gegen 6 Uhr am frühen Morgen in einem Zimmer sind, wünschen wir zuerst einmal uns zum Schlafen hin zu legen. Übernächtigt denken wir natürlich nicht daran, sofort auszupacken. Wir legen uns sofort flach, um die durch gestandene Nacht im Schlaf zu vergessen. Nur die Toilette vergällt uns noch den Genuss von der Entspannung versprechenden Horizontale. Der WC-Sitz ist meiner Frau viel zu niedrig und es geht nicht anders, sie besitzt nicht die nötige Kraft sich allein hin zusetzen oder auf zu stehen. Sie muss wie einst im Mai, ihre beiden Arme um meinen Hals schlingen, um sich langsam niederzulassen, damit die Schmerzen in den Gelenken einigermassen erträglich bleiben und sie sich auch aus eigener Kraft wieder erheben kann. Für Behinderte gibt es zwar angemessene Kloaufsetzer, wodurch man etwas höher zum Sitzen kommt. In diesem luxuriösen Hotel aber kennt man solche Aufsetzer nicht.

Es dauert nicht lange dann entdecke ich auch für mich einen Komfort Nachteil. Es gibt kein einziges Möbelstück in unserm Zimmer, unter den ich meine Knie strecken kann, wenn ich lese, schreibe, Sudoku löse oder mit dem Laptop arbeite. Not macht erfinderisch. Ich öffne eine Schublade, hinterfülle den leeren Raum in der Lade, sodass ich eine adäquate Auflage bekomme und meine Knie passen noch gerade so unter die geöffnete Schublade. Es ist mir aber nur ein Behelf. Schliesslich muss man sich im Leben an so manche Unannehmlichkeiten anpassen. Für seriöses Arbeiten mit dem Laptop aber ist diese Erfindung wahrlich nicht das Gelbe vom Ei.

Das entspricht natürlich keinesfalls dem was wir uns bei der Buchung erwartet haben. Anscheinend hört die Zuständigkeit behinderte Menschen zu transportieren und zu betreuen, nach dem Flug auf. Wer nachträglich in ein offenes Messer läuft, der hat eben Pech.

Gegen 11 Uhr stehe ich bereits in der Réception und beginne meine Beschweden vorzutragen. Ich spüre, dass man etwas belämmert und sichtlich bemüht ist uns zu helfen. Zuerst aber kann man mir nicht sagen, wo ich so einen Aufsetzer finden kann, obschon ich immer wieder auf das nicht weit entfernte Hospital hinweise, wo doch sicher solche Dinger gebraucht werden. Man verspricht mir in der Stadt nach einem solchen Aufsetzer zu suchen, dessen Aussehen sie sich nicht vorstellen können. Inzwischen bietet man aber eine ganz spezielle Notlösung an. Ein Handwerker schnürt zwei Gurte eines Bademantels zusammen und krempt diese um die Griffe der WC-Tür, was bedeutet, dass meine Frau, wie einst Johnny Weissmüller, der Tarzan Darsteller, sich wie von Lianen getragen, auf den Klo Sitz schwingen und aus eigener Kraft wieder hochkommen soll.

Nach diesem Fehlschlag verspricht man gegebenenfalls einen Aufsetzer aus Holz zu basteln, gleichzeitig aber in der Stadt Nachforschungen anstellen zu wollen.

****

Die etwa 1 Stunde entfernt gelegene Stadt Houmt Souk wird von mir kurzer Hand in ein leichter verständliches „Ruck Zuck“ verballhornt, nicht nur weil meine klangverwandte Bezeichnung dazu verlockt, sondern nur weil wir damit besser zu Recht kommen und es die Buben lustig stimmt.

Der erste Ausflug findet alsdann bereits auch am ersten Tag statt.

Ein Taxivan kutschiert uns mit andern Gästen in die Hauptstadt und am helllichten Tag können wir die bereits in der Dunkelheit einmal zurückgelegte Wegstrecke besser übersehen. Grossmutter bleibt zuhause und erholt sich von den Strapazen des Nachtfluges. Sie räumt auf, leert die Koffer und räumt die Wäsche ein, wobei sie jedoch nicht die Kleiderbügel einhängen kann, weil die Stange zu hoch im Schrank angebracht ist. Noch bevor wir in die Stadt hineinfahren, macht der Fahrer einen Halt, an der alten Hafenfestung Bordj el Kebir, die aus dem 15. Jahrhundert stammt, und damals gegen spanische Angriffe errichtet wurde. Ein renommierter Pirat, namens Dragut, nutzte sie anschliessend zu privaten Zwecken, bis die Beys von Tunis ihn erst 1605 bemeistern konnten. Für Touristen, die unsere Festungsstadt Luxemburg kennen, ist dieses alte Gemäuer nichts Besonderes. Nur erinnere ich mich an einen Film, den ich vor kurzem gesehen habe, welcher im Innern dieser Festung spielte und meines heutigen Erachtens den einstigen Schlächtereien entsprach, die mit der Enthauptung aller Insassen durch die Berbern endete.

Dann dringen wir ein ins Herz der Stadt. Wir hätten mehrere Brotlaibe zur Hilfe nehmen müssen um Krummen zu streuen. Es ist unmöglich, uns so schnell in diesem Wirrwarr von verwinkelten Gassen zu orientieren. Wir müssen uns also nahe am Burnus Zipfel des Besuchsleiters halten, um den Rückweg zum Van wieder zu finden.

Ich glaube nicht, dass man hier von Souk sprechen kann, denn es sieht gar nicht nach organisiertem Basar aus, wenigstens so, wie ich ihn mir vorgestellt habe. Jeder Bewohner hat wahrscheinlich vor der eigenen Haustür seinen privaten Verkaufsstand errichtet, an welchem der

übliche Touristenkrempel angeboten wird. Der Reiseleiter lotst uns alsdann hinauf in den angeblich staatseigenen Verkaufsstand von Teppichen, wo die Preise immerhin über 40 % billiger sein sollen, als auf dem freien Markt. Wahrscheinlich fallen für ihn dort auch immer die fettesten Brocken an Taschengeld ab, wenn der Kunde etwas kauft. Angeblich besorgt der Staat die Grosseinkäufe, um überhaupt den Handel kontrollieren zu können, bevor die Waren an die Wiederverkäufer weiter veräussert werden. Anscheinend ist dieses Gehabe purer Bluff, denn wie könnten die Kleinhändler stillschweigend ein solches Vorabzocken dulden. Es kann aber auch gut sein, dass jede Kritik am Staatsgeschäft im Keim sofort erstickt wird. Wir lassen es uns gefallen einige prachtvolle Teppiche gezeigt zu bekommen, erkundigen uns aber auch interessiert nach den gängigen Preisen, wobei man uns nicht verschweigt, wie man beim Zoll einen Teil der Mehrwertsteuer umgehen kann. Man zahlt die Hälfte der Ware cash im Geschäft und nach der Rückkehr, also von zuhause aus nachträglich, den Rest der halbierten Rechnung, worauf anscheinend dann die Mehrwertsteuer allein berechnet wird.

Die uns gezeigte, angeblich mit modernen Mustern gewobenen Teppiche, zeugen von naivem Kunstverständnis. Überhaupt der ganze Touristenkrempel ist aufgebaut auf traditionellem Kunstverstehen, von Althergebrachtem, das meines Erachtens nur noch wenige Touristen anspricht. So sind zum Beispiel die dort billig aus Leder hergestellten Geldbörsen unsern Bedürfnissen keinesfalls gewachsen. Wenn nur eine oder zwei Kreditkarten hineinpassen, dann es doch an Platz fehlt für den Führerschein, die Identitätskarte und noch mehr. Die Börse für das Kleingeld spielt, bei dem hier üblichen Fabrikat, immer noch die Hauptrolle, wobei längst bekannt sein soll, dass nur noch sehr wenige Leute Kleingeld mit sich herumschleppen. Vielleicht lernt man mit der Zeit sich in andern Ländern, betreffend die Bedürfnisse der ankommenden Touristen umzusehen.

Wir schlürfen die heisse Tasse vom angebotenen Tee und entfernen uns ehe ruckweise, halb rückwärts, aber ohne Verneigung gehend, höflich aber entschlossen, denn immer wieder macht man uns auf andere Besonderheiten aufmerksam, genauso wie wir uns diese eher lästige Feilscherei bei ihrem routinierten Treiben vorgestellt haben.

Nicht weit entfernt von der Türkenmoschee bitte ich den Wegweiser uns doch einen Laden mit Gewürzen zeigen zu wollen, damit die Buben sich eine Idee machen können, welchen kulinarischen Wert die Gewürze haben, wie sie angeboten werden und welche Duftnoten so bei den angebotenen Quantitäten, in die Luft verströmen. Für mich, als Geniesser gastronomischer Feinheiten, ein wahrer Hochgenuss. Weihrauch und die hauseigene Gewürzmischung von Curry beherrscht die Atmosphäre in dem kleinen Laden, aber auch Zimt- und Nelkenduft mischen sich stark dazwischen. Der kleine Raum duftet nahezu berauschend und die offen präsentierten Gewürze, kegelförmig auf kleinen Plastikwannen aufgeschüttet, bestechen zusätzlich das Auge, durch ihre wunderbare Farbe. Doch wir werden weiter getrieben.

Abrupter kann eine Szene nicht wechseln. Wir nähern uns einem nicht so einladend duftenden Fischladen, an welchem ich mir die angebotene Ware aus der Nähe betrachte, worauf ich dann eine Schar von bereits fetten Mücken erspähe, die selbstverständlich und rechtzeitig, sich zum Aperitif niedergelassen haben.

Ich hatte meine Familie bereits zuhause darauf aufmerksam gemacht, es sei bekannt, dass die Qualität der Mittelmeerfische hygienisch nicht besonders wertvoll sei, was man noch weniger von der hier angebotenen Ware erwarten kann, die im meist ungeklärten Küstengewässer gefangen wird.

Weil unsere Besuchszeit schnell abgelaufen ist und wir noch vor dem Mittagbüffet zurück ins Hotel müssen, rennt der Leiter, mit uns hinterher, nahezu im Laufschritt durch die engen Gassen, zurück zum Standort unseres Wagens und schon müssen wir mit einem eher bescheidenen Gesamteindruck, auf diese Marktstelle der Hauptstadt, ins Hotel zurück.

Ein Glück, dass die Grossmutter sich zuhause von den Reisestrapazen erholt hat, diese Stippvisite, hätte sie nicht so ohne weiteres reibungslos überstanden. Ich muss allerdings hinzufügen, dass diese Fahrt vom Hotel aus organisiert wurde und sie uns keinen einzigen Dinar kostete. Einem geschenkten Gaul schaut man bekanntlich nicht ins Maul! Wir haben auch nichts gekauft, denn zum Feilschen muss man sich Zeit nehmen, was diese Touristenführer in ihrem Zeitplan nicht vorher mit einberechnen. Somit konnten wir einen billigen Ausflug notieren, was allerdings in den nachfolgenden Tagen nicht mehr der Fall ist.

Am Nachmittag telefoniert mir die Réception, dass man in der Stadt, zwei der gesuchten Aufsetzer gefunden habe, ich mich aber selbst davon überzeugen solle welches denn nun das brauchbarste Objekt wäre. Natürlich hat man mich wortwörtlich genommen, als ich den Leuten zu verstehen gab, dass ich gegebenenfalls das Instrument selbst kaufen werde. Nun wollte man auch, dass ich meinen Worten entsprechend handele.

Man stellt mir grosszügiger Weise das Haus Auto mit Fahrer gratis zur Verfügung. Erneut erlebe ich die Fahrt zur Stadt „Ruck Zuck“ und kann mir nochmals diese schockierende, weil heterogene Bauweise, zu Gemüte führen. Das ist bereits mein dritter Aufmarsch in dieser Stadt innerhalb 12 Stunden. Der Fahrer und ich legen den vorhandenen Sicherheitsgurt nicht an und auf meine Frage hin, ob dies denn nicht verboten sei, meinte er das wäre wohl schon so, aber die Polizei sei hier zu Lande nicht so kleinlich. Ich werfe ein aufmerksames Auge auf alles, was um mich herumgeschieht. Es mangelt an sauberen Strassenrändern, die wenig gepflegt sind, was jedenfalls den Wildwuchs anbelangt, und stellenweise einer Schutthalde gleichen. Nur einige Wildblumenteppiche hellen die dreckigen Plätze auf. Die Hauptarterien sind breit. Es gibt aber wenig Bürgersteige, dafür befindet sich jedoch neben der asphaltierten Strasse eine Sandpiste, gespickt mit Schlag- und Wasserlöchern, für die Pferdekutschen.

Der Fahrer erklärt mir, dass die Entfernung des Mülls in der Verantwortung des Staates liege, dessen Abholdienst jede Woche erscheinen soll, dies aber meistens nicht tut und so würden die Leute sich notgedrungen des Strassenrandes bedienen, um Bauschutt und sonstigen Unrat kurzerhand zwischenzulagern.

Als wir in die Stadt hinein fuhren, wimmelt es an den Bushaltestellen von Studentinnen und Studenten. Sie streben alle nach hause. Nur einige der auffallend vielen Mädchen tragen einen Schleier und als Gesamteindruck kann ich auch nur wenige Unterschiede zwischen den Studenten dort und hier zu Lande erkennen. Sie sind keinesfalls so salopp gekleidet wie hier zu Lande, sondern erinnern mich eher an die einheitliche Bekleidung in englischen Schulen. Schwarz herrscht vor! Ich neige sogar dazu, den Studenten auf Djerba auch etwas mehr Disziplin auf der Strasse zuzugestehen, als wir dies hier zu Lande an den Abfahrtssammelstellen kennen.

Mein Fahrer parkt vor einem kleinen Laden, an der Ecke einer Kreuzung, dessen Inhaber uns sicherlich erwartet hat. Das Hinterteil des Wagens ragt noch einen Meter weit in die Kreuzung. Wir steigen trotzdem aus. Was man mir zu zeigen hat, sind keine Aufsetzer, sondern Einsetzer für den Rollstuhl. Die damit verbundenen Unannehmlichkeiten habe ich schnell überschaut und kann nur feststellen, dass sich da nichts in diesem Geschäft befindet, was unser Problem hätte lösen können. Ich will trotzdem den Katalog sehen, der auf dem Ladentisch liegt. Ich blättere sehr erstaunt, in diesem eher hochmodernen Katalog, in welchem ich Utensilien sehe, die mir absolut neu sogar ultramodern erscheinen. Dann stosse ich auf die 4-beinige Gehkrücken. Ich kann zuerst nicht ermessen, ob solch eine Gehkrücke den erwünschten Dienst erweist, so bitte ich denn, mir eine solche zu zeigen. Leider ist kein solches Ding auf Lager, doch der Inhaber des Geschäftes gibt mir zu verstehen, dass er uns ein solches Gerät im Hotel vorführen könne. Wir werden uns einig, dass er noch am selben Abend uns im Hotelzimmer besucht.

Gegen 21.45 klopft es an die Zimmertür. Es ist zwar ein Vertreter der Gehkrücken, der höchstpersönlich sein Produkt vorführen will, das noch bessere Eigenschaften zu haben scheint, als das Produkt das ich im Katalog gesehen habe. Diese Gehkrücke hat Gelenke und kann Seite für Seite nach vorne geschoben werden, während die normalen Krücken komplett starr und schwerer zu bewegen sind. Meine Frau probiert die Handhabung sofort aus und mit sichtlicher Erleichterung lässt sie uns wissen, dass dieses Instrument mit ihren praktischen Stützen ungeahnt vorteilhafte Eigenschaften habe und sie sofort einverstanden sei, die Krücke zu erwerben. Das Geschäft ist schnell abgewickelt, doch als es um die Bezahlung geht, haben wir kein flüssiges Geld und man tröstet uns auch, dabei behilflich zu sein. Der Vertreter verspricht am nächsten Tag noch einmal im Hotel zu sein, nachdem ich im Ort nebenan an einem Geldautomaten das nötige Kleingeld abgehoben habe.

***

Wir haben für heute eine Rundfahrt mit der Pferdekutsche gebucht, die gegen 9.00 Uhr beginnt. Das Pferd mit der Kutsche darf nicht auf das Gelände des Hotels. Wir müssen vor der „Demarkationslinie“ unseres luxuriösen Touristenghettos einsteigen, die aus einem auf Schienen rollenden, eisernen Tor besteht. Den Rollstuhl lassen wir, im Freien stehend, beim Pförtnerpavillon zurück.

Der Kutscher ist ein sympathischer, hilfsbereiter Mann, der sich mit mir bemüht meine Frau in die Kutsche hoch zu hieven, was auch schnell geschehen ist. Wir kommen recht bald mit ihm ins Gespräch. Philippe, der jüngste Bube, hat auf dem Bock direkt hinterm Pferd Platz

genommen. Der Kutscher spricht sehr gut französisch und radebrechend auch einige andere Sprachen, bedingt durch den ständigen Umgang mit den Touristen.

Nur kurz rollen wir über die asphaltierte Strasse, dann geht es in Richtung Palmenhaine, Gebäuderuinen, Feldwege, vorbei an Kaktushügeln, die eine teure Umgebungsmauer ersetzen müssen, vorbei an grasenden Ziegenherden, streunenden Hühnern und Hunden und die Kutsche holpert ständig über Stock und über Stein. Als das Pferd dann auch noch zu furzen beginnt, da müssen die Buben sich zwar vor Lachen krümmen, doch damit gesellt sich, glücklicherweise für nur kurze Zeit, eine verschlechterte Luft, zu unsern nicht besonders erfreulichen Eindrücken.

Es geht an einem parkähnlich und grosszügig mit herrlichen Pflanzen begrünten Golfplatz vorbei, eingepackt in einen zwei Meter hohen Drahtzaun. Kleine Berberhäuser behaupten sich zwischen grösseren Bauten, alle blendend weiss getüncht, die durchaus zeigen, dass auch Leute hier leben, denen es finanziell möglich ist, so elegant zu wohnen.

Das Gebäude links ist eine Olivenmühle, in welcher bei idealer Temperatur, hervorgerufen durch die nahezu unter der Erdoberfläche befindliche Olivenpresse, die gemeinsam geernteten Oliven, zu Öl verarbeitet werden.

Parabolantennen befinden sich auf und neben den Gebäuden. Auf den flachen Dächern sehen wir Wasserreservoirs, wie der Kutscher uns erklärt, die am Tag Warmwasser liefern können, wenn die Tanks gefüllt sind, nach einem Regen. Die meisten Menschen, denen wir begegnen, sind auf Schusters Rappen unterwegs, einige reiten zu zweit auf einem Moped und nur selten kommt eine andere besetzte Pferdekutsche vorbei. Alle Leute erscheinen recht zufrieden, lachen, winken und rufen dem Kutscher freundliche Worte zu. Auf tunesisch natürlich. Wir passieren Standorte, wo viele Menschen und Pferde stehen, bereit um einen Ritt zu erlauben, oder Dromedare, auf deren recht gut gepolsterten Buckel man noch viel höher sitzen kann.

Als wir am Rand einer kleinen Ortschaft anhalten, meint der Kutscher ich solle ihm folgen bis zur nächsten Bank. Dieser Geldautomat schluckt meine Karte nicht und ein Einheimischer versucht es mit seiner eigenen Kreditkarte, aber umsonst. Kaputt meint er und setzt sich wieder in seinen Wagen, dessen laufender Motor am Strassenrand rattert.

Dann versuchen wir einen zweiten Geldautomaten, auch vergebens und ich muss mich wundern, das waren sie noch nicht alle, denn quer über die Strasse, vorbei an diesen Kleinkrämerladen, Lederwarenhändler, Töpfereien und Silberschmieden läuft der Kutscher einige Meter vor mir her, sodass ich fast den Atem verliere. Dann kommen wir zu einer anderen Bank, wo ich endlich das benötigte Geld abzapfen kann. Wir müssen wieder zurück zur Kutsche, die aus welchen Gründen auch immer nicht ins Dorf hinein durfte. Die Insassen haben sich nicht auf die Strasse getraut und warten schon ungeduldig auf unsere Rückkehr. Hindurch eilend, durch die mich begaffenden Einheimischen, fühle ich etwas von dem Treiben des kleinen Ortes, in dem sich irgend etwa tut, was ein Ortsfremder nicht sofort erkennen kann. Dann erst als wir in die Nähe unserer parkenden Kutsche kommen merken wir, dass man sich auf eine Hochzeitszeremonie vorbereitet, bei welcher auch mancher Schabernack mit überdimensioniertem Papp - Reiter auf geschmücktem Pferd, zu sehen ist.

Inmitten einer kreischenden Frauenschar bewegt sich wahrscheinlich die Braut. Von verschleierten Mädchen in der Zuschauermenge war kaum eines zu sehen. Sie zeigten meist ihre lebenslustigen und auch anmutigen Gesichter. Ältere Frauen waren ebenso frei auf Frischluft

aus und ungetrübten Blickes bekleidet und nichts erinnerte uns an fundamentalistische oder fanatische Gepflogenheiten des Schleiertragens.

Malbrouck, so heisst unser Pferd, zieht kräftig an, nach dieser kurzen Rast und nachdem ich wieder Platz genommen habe, mit dem vielen Geld in der Tasche, denn wir hatten überhaupt keine Dinare, als wir anreisten.

Wir steuern auf Midoun zu, eine kleine aber sehr gefällige Ortschaft, gelegen zwischen der so genannten Hotelzone und der Ostküste, bekannt als die Plage de Sidi Mahrès. Die Zeit reicht nicht, um bis zur Moschee El-Kateb zu gelangen, welche eine Miniaturausgabe der Hagia Sophia in Istanbul sein soll.

Über die asphaltierte Strasse geht es weniger holprig eine kurze Strecke, dann aber nehmen wir wieder die staubigen Abkürzungen, eigentlich querfeldein.

Gregory übernimmt stolz die Pferdeleine vom Kutscher und natürlich lauern die Buben wieder, ob das Pferd nicht bald wieder Winde abgibt, was sie so recht lustig finden. Zum ersten Mal vernehmen wir, wie der Primärschüler sich komfortabel auf Französisch mit dem Kutscher unterhält.

***

Blütenstand der Hanfpalme *Trachycarpus fortunei* . Dies wird wohl die erste einheimisch werdende Palme sein, die bei uns kommende Winter überstehen wird.

Diesmal haben wir ein Auto mit Fahrer gemietet, um eine grössere Rundfahrt über die Insel zu machen. Wir wollen noch mehr von der Insel sehen, einen Gesamteindruck mit nachhause nehmen. Nicht nur im biologischen Gedächtnis sondern auch auf unsern elektronischen Speichermedien. Das Auto ist ein nagelneuer Peugeot, das Ebenbild meines Citroën C8, in welchem wir ausreichend Platz haben. Es geht in Richtung El Kantara, eine Bezeichnung, die mir

im Hinterkopf herumtanzt, ohne dass ich sofort darauf komme, woher ich diese Bezeichnung kenne. Erst zuhause angekommen kann ich nachforschen, dass es beim Bau des Suezkanals auch einen Ort gegeben hat, den man mit El Kantara Anhöhe bezeichnete. Doch das wird wohl nicht die Antwort auf meine Neugier sein. Meine Frau löst alsbald das Rätsel, denn sie bemerkt, dass sie in ihrer Jugendzeit einen Rock trug, den man mit Al Kantara oder so ähnlich bezeichnete und die Bezeichnung für Simili Sammet gebraucht wird. Also eine Bezeichnung, die ich als junger Freier zuerst gehört habe.

Bei der Anfahrt kommen wir an römischen Ruinen vorbei, die einst nahe am Strand gebaut waren und dann erreichen wir den bemerkenswerten Römerdamm, den die Römer in der Hochblüte ihrer Geschichte bereits bis zum Festland gebaut haben. In Äonen zu denken, vermögen die Buben noch nicht und so können sie sich auch nicht vorstellen, wie lange es her ist, dass dieser Damm das Eiland mit dem afrikanischen Kontinent verbindet. Wir wenden kurz nach der Auffahrt. Neben uns sehen wir eine dicke Rohrleitung, die über diesen Damm vom Festland herüber das nötige und wahrscheinlich auch trinkbare Wasser zur Insel bringt, denn die dort befindlichen Tiefbrunnen führen meistens nur Salz- oder sogar verseuchtes Wasser. Dieses Leitungsrohr ist gewiss die wichtigste Lebensader von Djerba. Jede Kontrolle um vom tunesischen Festland nach Djerba zu gelangen scheint ziemlich streng zu sein, was die Dienst tuende Polizei uns vorexerziert.

Dann fahren wir nordwärts und kommen zu dem erst neu, aus privaten Mitteln errichteten Museum von Guellala. Das „Musée du Patrimoine“ wurde auf dem höchsten Punkt der Gegend errichtet, behindertengerecht angelegt, sodass wir gemeinsam einen Besuch abstatten können. Dieser nimmt einige Zeit in Anspruch, während welcher unser Fahrer im Innenraum der Kasse auf uns wartet. Er hat sich selbstverständlich daran beteiligt, um mit unserm Rollstuhl die steile Rollstuhlstrecke zu meistern, die auf die Plattform zum Eingang des Museums führt.

Ein hochinteressantes und modern gestaltetes Museum, das unsere Bewunderung und viel Begeisterung hervorruft. Es verfügt über zahlreiche im Kreis um einen Innenhof herum gebaute Pavillons, spezialisiert auf Feste, Hochzeiten, Tradition, Kleidung, Kunsthandwerk, Mythen und Legenden. Hier kann man einen perfekten Einblick bekommen, in die alltäglichen Lebensabläufe in einer tunesischen oder in einer Berberfamilie. Utensilien, Kleidung, Musikinstrumente und vieles andere aus dem alltäglichen Gebrauch sind zu bewundern. Vieles haben wir noch nie vor Augen gehabt, nicht einmal auf Bildern. Die einzelnen Abteilungen gleichen Szenenbildern auf der Bühne des Lebens.

Bemerkenswert ist die separat errichtete Ölmühle, die schräg in die Erde führt, wo ein Dromedar zwecks Vorführung ein schweres Steinrad im Kreis bewegt und wo man auch die Abfälle sehen kann, die übrig bleiben, nachdem sämtliches Öl aus den Früchten gepresst ist. Dieser Bau in die Erde wird erklärt durch den idealsten Temperaturpunkt, der für eine gute Ölgewinnung notwendig ist. Die Ölgewinnung aus den hier wachsenden Früchten ist zwar karg, nimmt aber eine aussergewöhnlich hohe Stellung in der Ökonomie der Insel ein.

Nachdem unser Fahrer sich wiederum behilflich zeigt, um unsere Rollstuhlfahrerin bis zum Auto zu kutschieren, fahren wir in das nahe gelegene Töpferdorf von Guellala. Wir parken am Rande der Strasse, inmitten von einer nahezu unüberschaubaren, aber ordentlich aufgestapelten Töpferware, die von flachen und in herrlich bunt bemalten Schüsseln bis zu meterhohen Vasen reicht. In der Vorführungshalle können die Buben einem Töpfer zusehen, wie dieser so eine Vase auf dem, mit blanken Füssen getretenen Holzteller formt und gestaltet. Wir sind nicht wenig erstaunt, als man uns eine Erfindung vorführt, die am Ort entstanden ist. Es handelt sich dabei um das Zauberkamel. Schüttet man etwas Wasser oben in eine Öffnung hinein und dreht man das Kamel um, dann läuft das Wasser nicht heraus. Schüttet man wieder Wasser in eine andere Öffnung und dreht das Kamel wieder um, dann läuft auch diesmal nichts heraus. Wendet man das Kamel dann aber noch einmal, dann erst werden die beiden Flüssigkeiten vermischt und laufen gemeinsam aus. Der geschäftstüchtige Mann erläutert uns noch, dass er seinen Salat so zubereitet, indem er Essig und Öl innen im Zauberkamel vermischt, bevor er die Mischung auf den Salat gibt.

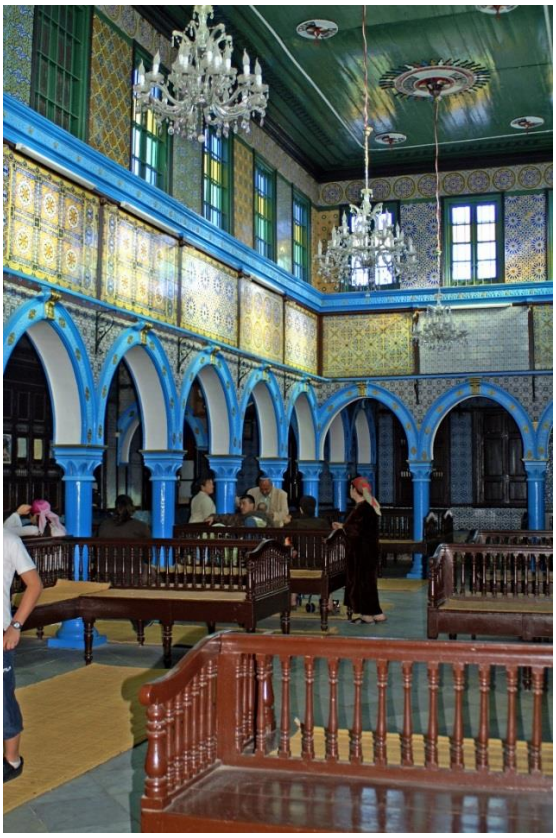
Da die Ware uns zu zerbrechlich erscheint, wollen wir nichts kaufen, obschon der Wunsch bestand irgendein solches Andenken mit nachhause nehmen zu wollen. Wir bleiben also bei der althergebrachten Mixmethode von Öl und Essig.

Die Fahrt geht weiter, durch eine gut unterhaltene Kulturlandschaft, mit vielen Olivenbäumen, die fachgerecht und weit genug auseinander gepflanzt worden sind, das heisst in Abständen von 25 Metern, damit sie auch optimalen Ertrag bringen. Die unästhetischen, betonierten Flächen, deren wir viele mitten in den Feldern sehen, erweisen sich als Regensammelstellen. Deren Fläche ist zum Zentrum hin geneigt und alles Wasser was darauf fällt wird in dem darunter liegenden Wasserspeicher gesammelt. Einige Äcker scheinen soeben gepflügt oder es könnte auch sein, dass hier bereits Kartoffeln angebaut worden sind. Die Djerbi, so nennt man die Einwohner von Djerba, die in diesem zentralen Teil der Insel wohnen scheinen nicht arbeitsscheu zu sein, denn die grossen Olivenhaine erfordern viel Arbeit, die in Gemeinschaft erledigt wird, da der Hain (Frawa genannt) meist im Besitz mehrerer Familien ist. Die mit Hausgärten umgebenen Gehöfte werden Menzel genannt. Es ist die kleinstmögliche Kultureinheit auf der Insel. Das Menzel erlaubt dem Djerbi einen eher spezialisierten Anbau für private Bedürfnisse, von Tomaten und Bohnen. Wenn die Fläche es erlaubt werden auch Obstbäume kultiviert, besonders Mandeln, Granatäpfel und Zitrusfrüchte. Im Olivenhain wird über Winter Gerste eingesät.

***

Auf der Strasse vor uns hält ein Personenwagen. Polizisten in Waffen stehen am Strassenrand und ein Spezialist geht mit seinem Hund rundherum das Auto dessen Türen weit offen stehen. Der Schäferhund schnüffelt in allen Winkeln des Wagens.

Wir sind in Erriadh angekommen und parken vor der jüdischen Synagoge La Ghriba, die am 11 April 2002 Opfer eines Sprengstoffanschlags geworden war. Sie kann inzwischen wieder besucht werden. Wir müssen mit dem Rollstuhl durch die Absperrung, wo wie am Flughafen, Rollstuhl und unsere Taschen durchleuchtet werden.



Zum ersten Mal in meinem Leben muss ich meine Schuhe ausziehen, um ein jüdisches Heiligtum betreten zu dürfen. Auch bedeckt man unser Haupt mit einer Kippa, bevor wir unsern Rundgang antreten.

Auf Anfrage erlaubt man mir erstaunlicherweise einige Bilder zu schiessen, was in den engen Räumlichkeiten nicht so einfach ist, zumal wir nicht die einzigen Besucher sind und sich eine Familie zu einer Feier dort eingefunden hat, wobei eine Obrigkeit ein Ölkännchen mit beiden Händen trägt, auf welchem eine Flamme zündelt. Die Familienmitglieder sind um ihn geschart, und greifen anscheinend als Ritual in die Flamme. Deren Fussbekleidungen liegen wirr vor der Schwelle zu einem Nebenraum und man muss Obacht geben, um nicht über diese vielfarbigen Wegelagerer zu stolpern.

Auf dem nachfolgenden Bild sieht man, welch herrliche Kacheln an den Wänden, zu kunstvoller Ornamentik zusammengestellt.

Gegen 18.00 Uhr sind wir wieder vor dem Hotelhaupteingang. Unser Rollstuhl wird aus dem Gepäckraum ausgeladen und wir verabschieden uns vom Fahrer, der einen recht sympathischen Eindruck auf uns hinterlässt.

***

Noch immer ist das Badewasser zu kalt. Das ständig wehende Lüftchen liesse sich noch von der Temperatur her ertragen, wenn nicht die zur Körperertüchtigung angetretenen Männlein und Weiblein auf den Rhythmus einer ohrenbetäubenden Musik zu tanzen begännen. Zum Glück dauert der Hops Zauber nur eine halbe Stunde und man fühlt sich sichtlich erleichtert, wenn die Musik abgeschaltet wird und wieder friedliche Stille die vom Wasser umgebenen Palmenhaine befällt. Es hätte auch keinen Sinn gemacht auf der Zimmerterrasse sitzen zu bleiben, denn dieser gegenüber wird an einem Neubau gearbeitet, wo man gerade daran ist, eine riesige Holzverschalung zusammen zu hämmern, was nicht weniger geräuschvoll ist.

Zum Glück habe ich ein einfaches Wellnessprogramm gebucht, wobei die Zeit im Genuss vergeht. Das bedeutet, dass ich meistens so gegen 14.00 Uhr etwa eine halbe Stunde lang mich ins Schwitzbad begebe, das man im arabischen Kulturkreis mit Hammam bezeichnet, und wo ich mich keinesfalls, trotz meiner Schwimmhose, auf die heissen Kacheln zu setzen vermag. Der Dampfraum ist etwa 4 Meter hoch und schätzungsweise 5 auf 6 Meter weit. Die Wände dieses fensterlosen Zimmers sind mit türkisbläulichen Kacheln bekleidet, auf welchen durch die Dampfschwaden hindurch arabische Ornamentik zu erkennen sind. Das bei uns bekannte türkische Bad ist eigentlich genau dasselbe. Ich habe dieses Bad viermal besucht und befinde mich jedes Mal allein in den Dampfwolken. Nur einmal hat meine Tochter mich begleitet. Es ist natürlich ein spezielles Erlebnis so zwischendurch unter die lauwarme Dusche zu gehen, um dann anschliessend mit einer Mischung von Algen und aromatischen Stoffen, speziell von Eukalyptus, komplett eingerieben zu werden. Danach gilt es, zum Abschluss noch einmal eine 10-minütige Sitzung im Dampfbad auszustehen. Ich muss mich auf der breiten Sitzfläche auf mein massgerecht gefaltetes Handtuch setzen, denn ohne diesen Schutz brennen mir meine beiden Sitzflächen, wie bei einem in die heisse Pfanne gelegten Steak, sofort an. Von der Decke tropfen heisse Wasserperlen auf den ganzen Körper und der Wasserhahn in der Ecke zischt manchmal, wenn er den heissen Fussboden, der ebenfalls nur mit Sandalen zu betreten ist, leicht überschwemmt. Nicht nur von meiner Stirne sondern auf meinem ganzen Körper öffnen sich die Hautporen wie Schleusen, sodass der mir innewohnende Schweinehund entweichen kann. Trotz meiner Herzoperation mit drei Bypässen habe ich diese Feuerprobe problemlos überstanden, denn ich war mir gar nicht sicher, ob ich noch solch einer massiven Einwirkung von aussen auf mein Innenleben standhalte.

Erholsam ist natürlich anschliessend auch entweder für eine halbe Stunde in eine grosse Sprudelwanne zu steigen, in der etwa 6 Leute Platz nehmen können. Ich habe dieser extrem sprudelnden Behandlung die Bezeichnung „Bouillabaisse“ verpasst. Doch die nachfolgende Unterwassermassagewanne hat mir es angetan. Eine halbe Stunde lang steuern geheime Kräfte Düsenpaare, die einmal die Wirbelsäule, dann die Beckengegend, die Knie, Waden und Enkel sowie die Fusssohlen abwechselnd mit kräftigem Strahl massieren. Es sind zwar 2 solcher Wannen vorhanden, doch bin ich jedes Mal allein dort in Behandlung und der Wassermann löscht das Licht jedes Mal, wenn er den Raum verlässt, wonach ich in einen erholsamen Halbschlaf sinke, aus dem ich dann brutal wieder erwache, wenn der Kompressor die Düsen ausschaltet.

Dann wird man in einem abgedunkelten Ruheraum zu einer Tasse heissen Eisenkrauttee eingeladen. Rundherum befinden sich Liegen, auf denen man sich bis zur nächsten Behandlung ausruhen kann. Während der Zeit wartet man also, bis der Massageraum frei wird, um dort von jungen Mädchen massiert zu werden. Lamia gibt mir ihr Alter mit 22 Jahren an, und erklärt mir den Masseusen Beruf auf der Insel erlernt zu haben. Ihr Können stellt sie alsdann während einer halben Stunde unter Beweis, indem sie den ganzen Körper mit einem ölig-aromatischen Stoff als Gleit Verbesserer einsalbt. Das Aroma der ersten Sitzung duftet noch kräftig am nächsten Tag, in der Bettwäsche und an den Kleidern. Doch schon bei der zweiten Sitzung habe ich Lamia gefragt, wo es denn dieses billigere Maschinenöl herhabe, das gar nicht so herrlich dufte als bei der ersten Sitzung. Ich hätte meinen durchaus menschlichen Körper inzwischen nicht in eine alte Lokomotive gewandelt, die geölt werden muss. Sie antwortet so, als ob sie glattweg nichts von der Frage verstanden habe. Wahrscheinlich ist dieser Ausweg die einzige Ausweichmöglichkeit, die man ihnen beigebracht hat, wenn den Mädchen unangenehme Fragen, egal welcher Art, gestellt werden, wobei ich mir vorstellen kann, dass dieser Beruf für so junge Mädchen eine gewaltige Standhaftigkeit erfordert. Auf meine Frage, wie viel man denn so als Masseuse verdiene, nannte Lamia mir die Summe von 5 Dinaren pro

Tag, was nicht einmal 4 € bedeutet. Einmal roch sie sehr stark nach Tabak und beim Gespräch über dieses Übel, das ich vor 40 Jahren als starker Raucher problemlos überwunden habe, frage ich sie, ob sie verheiratet sei. Ihre Antwort lautet: „Aujourd'hui les filles ne veulent avoir que des amis, mais pas de copains."Eine neue Zukunft ist für die Frauenwelt im arabischen Raum eingeläutet. Die Touristen sind zwar nicht immer gute Vorbilder, zeigen den einheimischen Frauen aber was sich in andern Ländern so an Freiheiten für die Mädchen und Frauen auftut.

***

Es wird auch eine ganztägige Schifffahrt, man nennt es Piratenschifffahrt, zur Flamingoinsel angeboten. Glücklicherweise lesen wir in unserm Reiseführer, dass die Flamingos sich kaum nach den Touristen richten, die erst im April dort erscheinen, derweil die stolzen Vögel bereits ausgangs Winter dieser Insel den Rücken kehren, um nach Süden zu fliegen und zurück bleibt nur der ganzjährig irreführende Name und manche abgebrochene Flamingo Feder.

Auf dem Piratenschiff täuscht ein mit eisernem Haken bewaffneter Kapitän Piratenstimmung vor und das Segelschiff wird natürlich mit Motor angetrieben, wenn Flaute herrscht. Diesen Tagesausflug hätten wir um ein Haar wegen der Buben gebucht, hätten wir uns nicht einigermaßen im Reiseführer etwas klüger gemacht.

Es handelt sich auf den ersten Blick um eine Orchidee die wie Nestwurz aussieht. *Neottia nidus-avis* ? Diese chlorophyllose Pflanze wächst parasitisch und ist spezialisiert auf Pilze. Der Fundort auf Sand jedoch, inmitten praller Sonne entspricht keinesfalls dem gewühnlichen Standort des Nestwurzes, der bei uns in dunklen Wäldern vorkommt. Daher muss man eine ähnliche chlorophylfreie Pflanze suchen, die in Sanddünen vorkommen kann, Sie ist keine Orchidee ernährt sich aber auch von Pilzen. Mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um den Fichtenspargel *Monotropa hypopitys* der zu den Ericaceae gehört. Auf der Weltverbreiterungskarte wird sie allerdings nicht auf Djerba als vorhanden markiert, welches ihr südlichstes Verbreitungsgebiet wäre..

Den Buben schien das nur passend, denn an einem vielseitigen Büffet, sich völlig frei von Bevormundung, selbst servieren zu können,hätten sie sich nach den bitteren Erfahrungen nicht im Traume einfallen lassen. Obschon sie die Geschichten aus Tausend und eine Nacht nicht kennen, wirkten die vorherrschenden Zustände im Esszimmer paradiesisch.

Obschon wir die Buben vorgewarnt haben nicht zu viel Eis, und besonders keinen Salat, von dem man nicht weiß womit er gewaschen ist zu essen, passiert es in der zweiten Woche, dass einer der Burschen am Durchfall leidet, Koliken hat und sich erbrechen muss. Die beiden andern werden am nächsten Tag ebenfalls von Übelkeit befallen, sogar deren Mutter sowie die Großmutter bleiben nicht verschont, sodass es unmöglich geworden ist noch weitere Ausflüge zu organisieren als jenen, der zu den Dromedaren führte und den 400 Krokodilen.

Dies bedeutet ebenfalls eine Kutschenfahrt, an die Ostküste. Auch an diesem Tag ist die Luft keinesfalls wärmer als an den Tagen vorher. Nach längerer Fahrt über unebene Feldwege erreichen wir die Lagune von Sidi Garous, den tiefsten Punkt der Insel. Hier hat noch keine Hotelkette den freien Zugang zum Meer versperrt, sodass nicht einmal die Ortsansässigen sich noch an ihren angestammten Strand begeben können. Eine riesige, flache, braungelbe Wanne, deren Boden sich wie festgestampft ansieht und die sich nach einem kräftigen Regen in einen großflächigen See verwandelt, tut sich vor uns auf. Die geologische Bezeichnung Salztonebene dürfte auf diese Fläche zustimmen. Kontakt dieses Beckens zum Meer besteht nicht. Nur hier und da stehen noch große Pfützen, durch welche sich unser Kutscher ebenfalls mit seinem Gespann hindurchwagt, bis wir an einen Strand gelangen, dessen Gestade schon in unsern Ohren rauscht, bevor wir es sehen können. Wir gehen zu Fuß durch den feinen Sand, der uns in die Schuhe steigt, wie Wasser. Am Strand finden wir eine große Menge an Muscheln. Keine Menschenseele ist zu sehen.

Nur die von ziemlich stark wehendem Wind getriebenen Brecher rollen pausenlos an die flache Küste, dass die Wellenkronen vor Gischt nur so schäumen. Sepiaschalen findet man in Hülle und Fülle im Sand herumliegend. Sie verraten uns, wo man die vielen Tintenfische fangen kann, welche beim Büffet angeboten werden. Ich erkläre den Buben, dass mein Kanarienvogel immer an einer solchen Sepiaschale in seinem Käfig knabberte, damit er daran seinen Kalkbedarf decken oder ergänzen konnte. Ich rate Gregory einmal im Internet nachzuschlagen, um Näheres über die Sepia zu erfahren. Das hat er auch zuhause getan und rief mich zu sich, als er in Wikipedia nachgeschlagen hat. Opa, lese doch einmal, was hier geschrieben steht. Ich war erstaunt, dass das Enkelkind sichtlich daran interessiert war, etwas hinzuzulernen. Ich tat ihm den Gefallen und bereits nach den ersten Sätzen merkte ich, was den Buben so interessiert stimmte. Da verriet ihm dieses kluge Lexikon, dass der Sepiatintenfisch einen Penis von nahezu einem Meter habe. Ich konnte glücklicherweise dem Buben vermitteln, dass dies mir nur eine ganz banale Information sei und mich sonst gar nicht aufrege: „Das ist gar nichts Aufregendes in der Natur, die sich vielseitig entwickelt hat. Auch die Pferde, Eseln und Elefanten sind von der Natur so ausgestattet worden, um sich artgerecht vermehren zu können.“ Das genügte ihm vollkommen. Ein mehr an Kommentar wäre mir wahrscheinlich nicht eingefallen. Es geht auch den Jugendlichen von heute nicht anders als uns, die sich meist heimlich aber immerhin sehr intensiv mit allem, was mit Sexualität zu tun hat, beschäftigen. Ich kann hier einfügen, dass er mir einmal ganz offen und ohne zu zögern, gestand, klammheimlich bei dem Stichwort Pornografie gesurft zu haben. Um einen möglichen Missbrauch zu unterbinden, haben wir die PC-Einstellungen selbstverständlich so verändert, dass dieser von den Kindern nicht mehr über fragwürdige Stichwörter angesteuert werden kann.

Es bleibt genügend Zeit um einige Bilder zu schießen und dann geht es wieder zurück über die nahezu endlose Lagune. Der rot - weiß gestrichene Leuchtturm, den wir in der Ferne sehen, erhebt sich 54 Meter über den Strand. Eine kleine Karawane mit Dromedaren zieht an uns vorbei. Sie tragen junge Leute, die sich freuen in so luftiger Höhe sitzen zu können und sanft geschaukelt zu werden. Am Horizont kann man die weiß gleißenden Fassaden der Touristensiedlung des Club Méditerrannée erkennen.

Dann nähern wir uns einem bisher nie erlebten Höhepunkt. 400 gefräßige Krokodile im „djerba explore parc“. In diesem Park gibt es drei Besichtigungs Abteilungen.

Das Laila Hadria Museum. Es geht dort um Kunst und Geschichte im Raume von Tunis bis Timbuktu; dann um das Djerba Heritage, einem traditionellen Dorf, das im Aufbau begriffen

ist und so wie das recht dürftig ausgestattete Museum keinesfalls wert ist, dass man einen separaten Eintritt bezahlt; dann erst kommt man in die 20000 m2 umfassende Anlage mit ausgedehnten Wasserbecken, worin sich 400 riesige Krokodile tummeln. Wir kommen genau zur rechten Zeit an, als das Gedränge der Menge mit Foto- und Filmapparaten an den abgesicherten Absperrungen beginnt. Von verschiedenen Seiten her wird faul riechendes Fleisch mitsamt Knochengerüst von Ziegen, Schafen oder auch anderem Schlachtvieh ins Gehege geworfen und die Krokos machen sich ganz behäbig über das Fressen her. Wir können den Tieren tief in den Schlund sehen, wohin der Fraß in großen Stücken verschwindet. Es ist abschreckend doch sehr interessant anzusehen. Angeblich handelt es sich um eine nahezu ausgestorbene Kokodilart, die hier mit großem Erfolg nachgezogen wird.

In einem zur Schau gestellten Brutkasten können wir frisch aus dem Ei geschlüpften Krokos bewundern.

Nun bleibt nur noch der bevorstehende Ritt auf dem Dromedar. Da die Sammelstelle dieses Ereignisses zwischen dem Hotel und der Hauptstadt liegt, müssen wir über die Hauptstraße zurück, was der kürzeste und weniger holprige Weg bedeutet. Manchmal behindert unsere Kutsche den Autoverkehr und auch auf Djerba gibt es die nervös hupenden Vorbeiflitzer, die den andern Verkehrsteilnehmer zeigen wollen, wie egoistisch sie sich den Verkehr vorstellen.

Dem Pferd schien dieses Gehabe schon lange nichts mehr auszumachen. Es trottet gemächlich weiter, nicht aber ohne seine Ohren ständig abwechselnd nach vorne und nach hinten zu richten, um ja nicht einen Befehl seines Gebieters zu überhören, was bei diesem Getöse gut möglich gewesen wäre.

Als wir am Ausgangspunkt ankommen, wo wir eine Herde Dromedare vermuten, sehen wir jedoch nur ein einzelnes Tier, während ein anderes schwer beladen hinter einem Palmenhain verschwindet. Alle Tiere sind also unterwegs. So steigen die drei Buben zum ersten Mal in ihrem Leben auf dieses eine mit Höcker ausstaffierte Tier, das flach auf dem Boden liegt. Wir machen die Kinder aufmerksam, dass sie sich absolut festhalten sollen, wenn das Tier sich erhebt, denn zuerst streckt es die Hinterbeine, wobei das Tier in starke Schräglage nach vorne kommt, dann erst erhebt das Höckertier sich auf die Vorderbeine und die Buben brauchen sich jetzt nur noch normal aneinander fest zu halten. Das macht einen riesen Spaß. Der Sohn des Kamelhalters nimmt sein Tier bei den Zügeln und schon stolzieren die Buben hoch zu Dromedar durch den Palmenhain, wo sie bald hinter einem Gebüsch verschwinden.

Da wir etwas spät dran sind, ist dieser Ausritt viel zu kurz bemessen, denn es dauert nicht lange, bis wir die Reiter wieder auftauchen sehen. Die Prozedur beim Absteigen ist wiederum etwas ungewohnt, da das Tier mit dem Zaum bodenwärts gedrückt wird, was natürlich bedeutet, dass das Kamel sich zuerst nach vorne neigt, wenn es in die Knie geht, um dann erst auch die Hinterläufe einzuknicken. Wir haben selbstverständlich etliche Bilder von diesem Ereignis gemacht.

Ich hatte bereits im Vornherein dem Kamelhalter gesagt, dass ich mir nicht so recht trauen würde und demzufolge auf einen Ritt verzichten wolle. Dieser aber lässt sich keinesfalls überreden, nimmt mich freundlich beim Arm und bringt mich neben dem Tier in Stellung. Natürlich treiben die Buben den Großvater an, doch auch auf dem Dromedar zu reiten. Was macht

ein Großvater nicht alles, um seinen Enkelkindern eine Freude zu bereiten. Kurz entschlossen willige ich ein. Der Kamelhalter kniet sich auf ein Knie nieder, neben das Tier und fordert mich auf sein anderes, noch hochstehendes Knie wie einen Schemel zu benutzen, um aufzusteigen, damit ich in den Sattel gelange. Ich traue diesem Knie keinesfalls zu, meiner Gewichtigkeit standhalten zu können. So versuche ich rittlings aufzusteigen, wie auf ein Fahrrad, und siehe da, es gelingt mir auf Anhieb ein Bein über den Sattel zu schwingen und schon packen mich 2 Gesellen, die vorsichtigerweise beidseitig aufpassen, damit ich nicht herunterfalle, und rücken mich zurecht. Dann erfasse ich den breiten, eisernen Sattelknauf und halte mich fest, denn die Prozedur, die jetzt kommt, habe ich ja schon beobachten können. Als man mich zu Recht gerückt hat, kommen noch einmal die Anweisungen mich absolut fest zu halten, da die Neigung nach vorne schon beachtlich sei. Das Tier erhebt sich etwas schwerfällig, zuerst auf die Hinterbeine und dann gleich auch auf die Vorderbeine. Ich bin schon mal auf einem Ross geritten, aber dieser viel höher liegende Sattel verlagert natürlich auch den Schwerpunkt anders, sodass man schon aufrecht sitzen muss. Die Buben kreischen und jauchzen vor Freude und schon wird das einmalige Ereignis elektronisch dokumentiert.

Als ich nun oben bin und das Tier sich anstellt zu schreiten, da bemerke ich ein etwas eigenartiges Benehmen. Das Dromedar wendet seinen Kopf nach mir um und blickt mich mit seinem mir zugewandten rechten Auge an, als ob es sich überzeugen wolle, welch menschliches Kaliber man ihm auf einmal aufgebürdet habe. Es ist mir, als ob das Tier sich freue, über diesen ungewohnten Gast und es bekundet alsdann seine Gefühle durch ein länger anhaltendes sehr eigenartiges Räuspern, bei welchem es in seiner Gurgel blubbert, so als ob es Wasser von irgendwo abzapfte. Auf meine Frage hin, was das für ein Zeichen im Benehmen des Tieres sei, meinte der Kamelhalter: „Das Tier freut sich und wir meinen, dass dieses Geräusch ein außergewöhnlich freundliches Lachen darstellt.“ Es ist mir auch demnach, als ich dem Tier nämlich in sein Auge blicke, als ob von da aus ein Funke tierischer Freude zu mir herüber springt. Das Tier lacht über mich oder wegen dieses Exoten auf seinem Buckel. Es fehlt noch, dass ich vermute, das Tier hätte mir zugeblinzelt, als ob es sagen wolle: „Wir beide wären bestimmt ein gutes Team“. Wir beide, dieses freundlicherweise als Wüstenschiff bezeichnete Tier und ich, bildeten jetzt eine Einheit und ich hätte mir gewünscht etwas länger von dieser spontanen, kameradschaftlichen Begegnung profitieren zu können. Doch die Zeit drängt, Feierabend winkt und schon positionieren sich die beiden Gesellen erneut rechts und links vom Tier, bevor der Kamelhalter es wieder mit dem Zaum der Erde zu bewegt, worauf es auch prompt reagiert. Die beiden Schützlinge brauchen nicht einzugreifen. Mein Absteigen geht reibungslos vonstatten. Zuerst knickt es nach vorne ein und ich hänge anormal etwas kopfüber nach vorne, wobei ich mich krampfhaft am Sattelknopf abstützte, dann erst lässt es sich sanft auf den Bauch nieder, indem es die Hinterbeine ebenfalls einknickt. Ich komme nicht daran vorbei, ich muss das Tier etwas ausgiebig mit beiden Händen tätscheln. Ich könnte mir vorstellen keine Probleme zu haben, einen längeren Ritt mit so einem Dromedar durchstehen zu können, zumal rein gefühlsmäßig sich so schnell eine gegenseitige Freundschaft aufbauen lässt.

Die Tage des Unwohlseins zogen sich etwas in die Länge und so musste der Plan über den Römerdamm bei El-Kantara hinüber zum Festland zu fahren, zu den Erdhäusern in Matmata, fallen gelassen werden. Ich allein blieb von diesem Übel verschont.

Mir wurde dafür aber eine außergewöhnliche Feilscherei beschert, die sich folgendermaßen abspielte.

Am Tag zuvor hatte mich mein alltäglicher Morgenspaziergang an den Hotelstrand geführt, um einige Bilder zu knipsen. Kamele und Pferde waren wie gewohnt mit von der Partie. Ein Mann, im windumwehten Burnus, näherte sich mir und bot mir seine Hilfe an, bei der Organi-

sation von Ausflügen, per Dromedar, auf dem Pferd oder in seinem neuen Mitsubishi Geländejeep. Ich hatte irgendwie Lust mit ihm ins Gespräch zu kommen. Die Festlandgeschichte und die Erdhäuser spukten noch in meinem Kopf. Ich bat ihn mir zu sagen ob auch er aufs Festland fahren würde und zwar über den Römerdamm bis hinab zu den Erdhäusern und zurück auf die Insel, mit der Fähre. Nun hatte er Gesprächsstoff und legte zuerst los, dass die Herren im Hotel die Gäste mit den Preisen begaunern und er bekannt sei als ehrlicher Mann. Seine Preise seien ehrlich und er würde dafür auch etwas bieten. Als er erfuhr, dass wir 6 Personen mit Rollstuhl seien, witterte er das Geschäft seines Lebens. Ich dürfe sogar, wenn ich meinen Führerschein bei mir hätte, selbst unterwegs fahren und er würde uns die wunderbarsten Sehenswürdigkeiten zeigen. Sogar wäre in seinem Preis ein prächtiges tunesisches Mittagessen in einer privaten Familie einbegriffen, wobei dann die Gastgeber in festlichen Kleidern bedienen würden. Auch meine Tochter dürfe unterwegs ans Steuer und er würde dabei für gute Unterhaltung sorgen. Was er sich dabei vorgestellt hat, kann ich nicht ergründen. Nachdem er nahezu endlos sein Angebot erläutert hat und viele meiner bedenklichen Fragen als absolut unbedenklich abfertigte, wollte ich zum Wesentlichen, zum Kern der Sache kommen, zu seinem Preis für dieses Angebot. Ich habe ihn mehrere Male bei seinen Erläuterungen unterbrochen, um den Preis kennen zu lernen, doch immer wieder verwies er mich, dass er konkurrenzlos billiger sei als jedes Angebot im Hotel.

Dann nannte er ganz flüchtig einen Preis, dessen Höhe ich zuerst absolut nicht einschätzte. Es war mir, als ob er 1000 Dinare gesagt hätte, alles inbegriffen. Wahrscheinlich war ich ein wenig erregt bei diesem Gerede, denn ich antwortete nur, dass ich keinesfalls gewillt wäre, über Preise zu feilschen. Ich war der festen Überzeugung, dass er es ehrlich meine und mir ein faires Angebot mache. Er nimmt dabei meine beiden Hände und preist mich ein feiner Mensch zu sein. Nur noch der berühmte Händedruck würde unsern Handel perfekt machen und ich würde mich noch wundern, wie perfekt die Ausfahrt mit ihm werde. Ich reiche ihm die Hand und wir machen ab, dass ich am nächsten Morgen um 9.30 Uhr vor dem Hotel mit meiner Familie erscheine. Er dürfe keinesfalls auf das Gebiet des Hotels fahren sagt er mir noch, bevor wir uns trennen. Der Handel scheint mir perfekt und ich bin in meinem Innern überzeugt, keinesfalls geprellt zu werden. Ich gehe an diesem Morgen zurück zu meiner Familie um ihnen beim Mittagstisch zu sagen welches Programm ich für den nächsten Tag arrangiert habe. Niemand kommt auf die Idee sich einen Gedanken über den Preis zu machen, da wir auch nur wenig Umgang mit diesem Geld haben, schien es meiner Tochter, jedoch ohne etwas zu mir zu sagen, dass dies doch etwas teuer sei. Doch beim Tisch beginnt der mir noch nicht bewusste gordische Knoten, den ich inzwischen geschlungen hatte, sich bereits selbst wieder zu lösen. Der erste der Buben beklagte sich bereits den ganzen Morgen über Koliken, die beiden andern folgen am Nachmittag und gegen Abend vermelden Mutter und Großmutter dasselbe Unwohlsein. Mir wird immer bewusster, dass eine so weite Autofahrt unter den gegebenen Umständen einfach verwegen sei, denn zu jedem Augenblick könnte einer von uns sich erbrechen oder sich in die allgegenwärtigen Sanddünen nieder hocken müssen. Es wurde nicht länger über den Preis gesprochen, doch gegen Abend mache ich mir noch einmal Gedanken über die ganze Geschichte und da plötzlich wird mir bewusst, dass der Beduine (vielleicht war es auch keiner) gesprochen hätte von 1000 Dinaren, was umgerechnet doch nahezu 30000 alte Luxemburger Franken ausmacht oder immerhin 750 € und dass ich gar nicht über diese flüssige Summe verfügen würde. Mir geht bei diesem Gedankengang plötzlich ein Licht der Erkenntnis auf, dass ich da einen absolut hirnrissigen Deal eingegangen sei. Zum Glück beschließen wir beim Abendessen, wo die drei Buben sich nicht einmal zeigen, weil sie im Bett liegen, dass wir bei unserer aktuellen gesundheitlichen Verfassung diese Fahrt überhaupt nicht antreten können und ich gezwungen sei, dem Beduinen abzusagen. Das bedeutet für mich die Rettung aus diesem unglücklichen und etwas zu wurstig abgeschlossenen Geschäft. Jetzt habe ich eine glaubwürdige Erklärung, warum wir die Fahrt absagen müssen. Die ganze

Nacht hindurch, wälze ich mich hin und her, suche freundliche und verschiedene Redewendungen, denn ich mache mir noch beachtliche Sorgen, mit welchem Grimm unser Mann, den auf ihn zukommenden Flop hinnehmen würde. Ich kann mir selbst nur einreden, keinesfalls über den Preis streiten zu wollen und nur ganz sachlich an das Problem heranzugehen. Am nächsten Morgen habe ich jedoch noch keine mich überzeugende Formulierung gefunden. Am Kaffeetisch tauchen die Buben erst nacheinander auf, trinken aber nur Tee, was die Großmutter und ihre Mutter ebenfalls bevorzugen.

Um 9.30 Uhr stehe ich auf dem nahezu 500 Meter langen Boulevard hinter dem Hotel, dessen beiden Enden mit einer eisernen Sperre abgeschlossen sind. Mir ist klar, dass mein guter Beduine mit seinem Mitsubishi nur außerhalb von diesem geschlossenen Areal parken kann. Ich trotte also an die nächstgelegene Pforte und warte in der bereits heftig drückenden Sonne. Aufsichtspersonal vom Hotel bewegt sich ebenfalls hin und her und als nach einer viertel Stunde ich noch immer keinen Mitsubishi, weder brummen höre noch sehe, scheint mir das Ganze schon gelaufen zu sein. Kurz flammt in mir der Gedanke auf, der gute Mann würde sich nicht hierher trauen, weil das Aufsichtspersonal vom Hotel sich ebenfalls hier in der Nähe aufhält. Als dieser sich dann auch noch neben dem eisernen Tor gegen die 2 Meter hohe Wand auf den Boden niederlässt, denke ich schon an Schlimmes. Um 9.50 Uhr taucht plötzlich das Gefährt auf. Heraus steigt mein Gesprächspartner von gestern. Er geht durch das eiserne Tor, sieht den Aufsichtsbeamten und begrüßt diesen mit einem herzlichen Händedruck. Das verwirrt mich zuerst, denn gestern hatte er noch Schwierigkeiten wegen diesen Leuten und heute?

Ich schreite aufrecht auf ihn zu. Ich fühle mich, wie in einem Ritterturnier, bei dem die Antagonisten sich im Angriff aufeinander zu bewegen. Er wundert sich wahrscheinlich, da ich meine Familie nicht bei mir habe. Schon aus kurzer Entfernung streckt er mir seine beiden Hände entgegen und versucht sich zu entschuldigen, weil er noch seinen Mitsubishi hat säubern müssen und neue Reifen auflegen, für diese spezielle Fahrt. Er zeigt also Gewissensbisse. Das nachfolgende Zwiegespräch erfolgte zwar in französischer Sprache, doch wird die deutsche Sprache der Dokumentation keinen Abbruch erteilen.

Ich komme direkt zur Sache, nicht ohne ihn sofort zu fragen, ob wir hier, gut sichtbar für jedermann, unser Gespräch weiter führen können. Das scheint ihm nichts aus zu machen, sodass ich ihm sofort erklärte, die Kinder und die Eltern hätten Durchfall, sodass wir uns heute nicht trauen würden, eine so weite Fahrt anzutreten. Außerdem möchte ich mit ihm noch einmal über unsere Abmachungen sprechen, da ich mir nicht mehr so recht sicher sei, welchen Preis er denn eigentlich für diese Fahrt verlange. Da er nicht sogleich mit der Sprache herausrückt, frage ich ihn kurz entschlossen, ob ich richtig gehört habe, dass er 1000 Dinar verlange, wogegen ich verstanden habe es wären nur 100 Dinar, denn mehr als 100 würde ich keinesfalls ausgeben. Wir setzten uns in seinen neuen Mitsubishi, der ganz gewiss einmal neu war, aber bereits ein bisschen von seiner ehemaligen Patina verloren hatte. Die Masche scheint immer wieder dieselbe zu sein. Er will meinen Vornamen kennen lernen. Er selbst würde Chalef heißen, hätte eine große Familie und sei Vater von etlichen Kindern. Ich hätte so einen schönen Namen und die ausländischen Touristen seien immer so fein mit ihm. Sie würden bereits aus dem Ausland mit ihm Geschäfte abwickeln. Sogar eine Villa hätte er privat zu vermieten, die immer wieder gefragt sei. So hätte er genau für heute zwei Frauen aus der Schweiz absagen müssen, weil er mir die Fahrt versprochen habe. Er begann zu lamentieren, dass er heute nun nichts mehr verdienen werde, weil es schon spät sei und dass er heute nur Unglück habe. Ich versuchte an seine Masche anzuknüpfen und meinte: „Ach, du lieber Chalef, du stehst nicht allein mit deinem Unglück, auch ich bekomme heute nicht das was ich erleben will, auch ich muss umdenken und heute zuhause bleiben. Aber, um auf den Preis zurückzukommen, kann ich dir nur sagen, ich werde für eine solche Reise nicht mehr als 100

Dinare ausgeben und eventuell nur noch separat das Mittagessen für uns alle bezahlen.“ Er bot mir selbstverständlich an, wenn nicht heute, uns dann am nächsten Tag nach Matmata zu fahren. Dann nimmt er tief Atem, um mir zu verkünden, dass er auch einverstanden sei, mir eine spezielle Reduktion, unter Freunden zu gewähren. Es würde mich dann nur 950 Dinare kosten. Im Gespräch ändert er wieder sein Thema und will etwas mehr über Luxemburg wissen. Dann sagt er plötzlich: „Gut, du teilst also deinen Leuten mit, dass wir morgen zum Preis für 950 Dinare fahren.“ Ich winke sofort ab und erkläre ihm klipp und klar, dass er von mir nicht mehr als 100 Dinare erhalten werde, da dies kurz vor der Heimreise mein letztes Geld und ich nicht wie er sich vorstelle, ein Krösus sei. Er beginnt zu jammern: „Ich kann diese Fahrt niemals zu dem Preis machen, niemand wird dir ein solches Angebot machen können.“ Er merkt, dass ich bereits zur Türklinke greife. „Henri, du bist ein feiner Mensch, du bist auch ein angenehmer Gesprächspartner, weil du so fein mit mir bist, mache ich noch einmal eine große Anstrengung, ich werde dir die Fahrt für 750 Dinare machen.“ Ich entgegne gerade so freundlich: „Mein Lieber Chalef, es tut mit bitter leid, dass wir beide heute in so einer misslichen Lage sind, du kannst uns nicht fahren, ich kann auch nicht allein fahren und noch immer willst du mir die Fahrt nicht verbilligen.“ Er begann wieder zu lamentieren: „Jetzt habe ich bereits den ganzen Morgen verloren. Das ist mir noch niemals passiert, dass mir ein Gast absagt. Doch, einmal war es doch so, da kommt dieser Mann zu mir und drückt mir das ganze Reisegeld in die Hand, indem er sagte. Hier Chalef, du hättest heute das Geld für deine Familie verloren. Hier, ich gebe dir alles, auch wenn ich nicht davon profitieren kann.“ Ich bin mir bewusst, dass dies ebenfalls eine besonders wertvolle Masche aus seinem Repertoire ist, doch lasse ich nicht locker, nehme kurzerhand die Türklinke in die Hand, öffne die Wagentür und setze einen Fuß in den Sand. Er hält mich am Ärmel zurück. „Lieber Henri, ich werde immer ärmer mit dir. Ich mache dir jetzt ein allerletztes Angebot, einen Preis, der von niemandem unterboten werden kann. Ich fahre dich und deine liebe Familie morgen zum Preis von 550 Dinaren.“

„Lieber Chalef, ich habe dir bereits besagt, dass ich nur noch 100 Dinare und etliche € besitze. Wenn du für die 100 Dinare nicht bis nach Matmata fahren kannst, dann biete mir eine andere Fahrt an. Du kennst dich doch sicher gut auf der Insel aus.“

„Lieber Henri, du bist ein weiser Mann, mit dir kann man sehr gut diskutieren, ohne sich dabei zu streiten. Für dieses Geld fahre ich dich zu den schönsten Sehenswürdigkeiten dieser Insel.“ Uff, dachte ich mir. Jetzt hast du ihn wenigstens auf einer Wende und bitte ihn mir einmal solche Sehenswürdigkeiten aufzuzählen, die er mir noch zeigen könne, da ich ja schon so manches gesehen habe. Alles, was er mir nennt, ist uns schon bekannt. Immer wieder meint er es gäbe da noch viele schöne Plätze, konkret aber war er ohnmächtig mir eine geografisch präzise Angabe zu machen. Ich setze den zweiten Fuß in den Sand. Dann geschieht etwas unerwartet Merkwürdiges. „Henri, schließe doch noch einmal die Tür. Jetzt werde ich dir mein allerletztes Angebot machen, für die Fahrt nach Matmata. Du wirst staunen was ich nicht alles für so einen lieben Gast, wie du es bist, machen will. Wenn ich auch keinen einzigen Dinar daran verdiene, ich werde dich für 350 Dinare, mit komplettem Programm nach Matmata fahren. Gehe zu deinen lieben Leuten ins Hotel und sage ihnen, mit welch einem ehrlichen Mann du es zu tun hast. Sie werden staunen und dir sagen, dass sie jetzt gerne mitfahren wollen, weil es eine so billige Reise wird.“

Inzwischen war es 10.45 Uhr geworden. Es beginnt sehr warm zu werden in dem alten neuen Mitsubishi. Ich kann und will ihm jetzt nicht vorwerfen, dass ich ihn jetzt bereits von 1000 Dinaren bis auf 350 Dinare, durch ständiges aber keinesfalls unanständiges Feilschen herunter gehandelt habe, denn das hätte ihn wahrscheinlich nicht fröhlicher gestimmt. Ich öffne erneut die Wagentür und setze beide Füße zur gleichen Zeit in den Sand. „Chalef, ich sage dir jetzt

noch Folgendes. Es besteht eine Hoffnung für uns beide. Wenn meine Familie damit einverstanden ist, zu diesem Preis mit dir zu fahren, und wenn diese alle sich so wohl fühlen, dass wir die Reise antreten können, dann werde ich heute Abend gegen 20.00 Uhr dich am Strand aufsuchen, um dir unsern Beschluss mitzuteilen. Ich meinerseits werde jedenfalls versuchen, meine Familie von deinem guten Angebot zu überzeugen.“ Chalef nahm meine beiden Hände in seine und flehte mich an. „Lieber Henri, tue das, du wirst sehen deine Familie wird dich loben, weil du so einen guten Handel gemacht hast. Sie werden alle gerne mitkommen.“ Ich strecke meinen Kopf nochmals unter das Wagendach und gebe ihm zu verstehen, dass ich froh bin, diese Angelegenheit so reibungslos über die Bühne gebracht zu haben, ohne dass wir uns gestritten haben. „Sag deiner Familie, dass ich selber sehr traurig bin, weil meine Leute sich so unwohl fühlen und wir deshalb heute absagen mussten. Vielleicht klappt es morgen. Auf jeden Fall bin ich froh einen so fairen Gesprächspartner gehabt zu haben und wünsche dir, dass du in Zukunft weiter gute Geschäfte machen wirst. Du bist jedenfalls ein sehr feiner Tunesier. Ich habe mich gefreut, dich kennen gelernt zu haben.“

Ich verlasse fluchtartig den Ort des Feilschens und bin überaus glücklich heil aus dieser Redeschlacht herausgekommen zu sein. Auch wenn ich ein bisschen gelogen habe, was meine Geldreserven anbelangt, betrogen habe ich jedenfalls niemanden.

Als ich dann zurück im Hotel bin, fällt mir ein Reiseangebot des Hotels in die Hand, worauf die Fahrt nach Matmata angeboten wird. Ich stelle dem Reiseleiter sofort die Frage, ob in dem angegebenen Preis auch ein Mittagessen enthalte sei. Seine Antwort war: „Bei diesen Preis von 250 Dinare haben sie alles inklusive, Fahrt für alle, inklusive Mittagessen im Hotel. Nur sollten sie wissen, dass Luxair dabei einen Zuschuss von 100 Dinaren gewährt hat.“

Mein guter Chalef war also keinen Deut billiger geworden, als die von ihm als Gauner bezeichneten Reiseanbieter im Hotel. Er hätte mich nur um 100 Dinare übers Ohr gehauen und sich sicherlich den ganzen Tag über sein gutes Geschäft gefreut.

An diesem Abend ging ich nicht zum Strand.

Das Fußvolk hat sich auch recht bald einigermaßen erholt, um am vorletzten Ferientag noch im italienischen Restaurant des Hotels eine italienische Spezialität zu genießen. Diesmal wurde à la carte am Tisch serviert und gegessen. Natürlich eine italienische Spezialität. Als ich aber eine Flasche Chianti bestelle, was doch unbedingt zu einem italienischen Gericht gehört, da meint der Oberkellner, in Tunesien würde man nur einheimischen Wein servieren und keinesfalls Wein aus dem Ausland importieren. So mussten wir uns mit dem einheimischen Rotwein begnügen, der allenfalls zu den bestellten Teigwaren passte. Die Buben natürlich freuten sich auf ihre beliebte Pizza und als dieses nette Familienessen vorüber ist, herrscht bereits tiefschwarze Nacht draußen. Das überaus sanft wehende Lüftchen ist außergewöhnlich lauwarm, nahezu wie in einer Mainacht. Anscheinend zirpen Grillen und sägen Zikaden an irgendetwas herum, doch meine Ohren sind nicht mehr aufnahmefähig für Geräusche die über 15000 Hertz liegen. Wir spazieren noch kurz an den mit Palmen bestickten Pools vorbei, machen in der klaren Nacht einige Sternbeobachtungen und wenden uns alsbald unsern Zimmern zu.

Noch erinnere ich mich daran, dass an diesem Freitag aus der Ferne, ein recht ungewohntes Geräusch an unser Ohr tönte. Nach einer Weile wird es uns bewusst, dass es der Muezzin sein muss, in der Ortschaft nebenan, der über Lautsprecher zum Freitagsgebet aufruft. Mein erster Gedanke ist, dass glücklicherweise die Religionsverkünder hier zu Lande die Angewohnheit haben nur im Innern der Gotteshäuser zu predigen, denn ich kann nicht sagen dass dieser ohrenbetäubende Lärm in meinem Heimatort großen Anklang gefunden hätte.

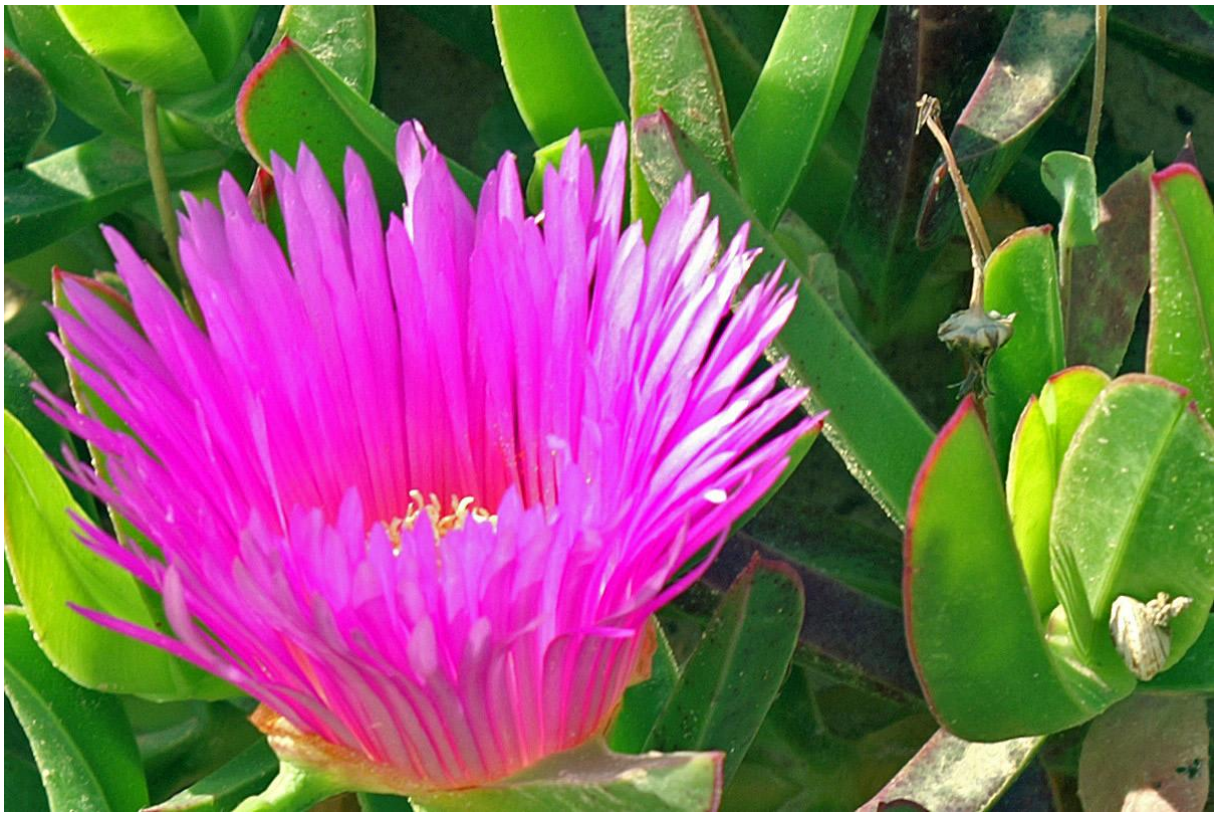
Um die lieben Leute zuhause in ihrem Schlaf nicht zu stören, mussten wir für den Rückflug unser Flugzeug erst gegen 3.00 Uhr in der Nacht besteigen, damit die Ankunft in Luxemburg später als um 6Uhr am Morgen geschehe. Bevor aber haben wir dann noch eine Unstimmigkeit zu klären, die bedingt hätte, dass wir bereits am Morgen unsere Zimmer hätten räumen müssen, um bis gegen Mitternacht uns irgendwo in der Empfangshalle, die Langeweile um die Ohren schlagen zu müssen. Meine Tochter bewirkt dass der Vertreter von Luxair einverstanden ist, die infrage kommenden Zimmer noch bis zum Abend extra zu buchen. Die nachfolgenden Prozeduren sind nahezu dieselben wie bei der Ankunft, nur dass es uns etwas merkwürdig vorkommt, weil 2 andere Rollstuhlfahrer beim Hotel nicht in den Bus zu steigen brauchen und als einer von ihnen sich erstaunt erkundigt, warum er denn per Taxi gefahren werde, erhält er zur Antwort, dies wäre so von Luxair organisiert. Uns hat die Reisegesellschaft kein Taxi geschickt und meine Frau muss wieder von starken Männern usw.

Gegen sieben Uhr lagen wir zuhause in unserm gewohnten Bett.

Natürlich habe ich unsere Beschwerden niedergeschrieben und an die Fluggesellschaft geschickt. Bis heute hat man uns nur eine Untersuchung der Angelegenheit versprochen.

Nachträglich kann man uns jedoch keinesfalls jenen elementarsten Komfort zukommen lassen, den man sich vor Eintritt einer solchen Reise vorgestellt hat.

Wir hätten andererseits vielleicht niemals eine uns so tief bewegende, ja beglückende Freude erleben können als jene, die uns unterwegs nachhause befiel. Wir Erwachsene stellten urplötzlich fest, dass alle drei Buben aufgehört haben zu stottern. Sie sprechen ab sofort frisch-fröhlich frei und unbeklemmt. Diese Ferien haben sich zweifellos für die ganze Familie gelohnt und sind für die Zukunft der Burschen und deren seelische Befreiung ein absoluter und sich lohnender Gewinn.



Henri Regenwetter

15.5.2007

PS. Die bei Luxair vorgebrachten Reklamationen wurden geprüft und für berechtigt gefunden, denn der uns zugesagte Gutschein entschädigt uns einigermaßen für die in Kauf genommenen Unannehmlichkeiten.

Impressionen auf Teneriffa I

Wenn Windhunde jaulend sich von den Anaga-Hängen in nahezu bodenlose Abgründe stürzen, und sich dann heulend auch durch engste Tür- und Fensterspalten zwängen;

Wenn zottige Phoenix Palmen sich sträuben ihre Köpfe dem Ufer zu zu neigen und die darin gebrüteten Jungtauben ihre Sicherheitsgurte fester schnallen müssen, um nicht bereits zu fliegen, bevor sie es gelernt haben;

Wenn aufspringende Scharen, von Dunsthäschen, mit dem Wind quer über die schäumende Brandung surfen;

Dann bist Du auf Teneriffa.

Wenn alsbald Dunstschleier ockern das erquickende Blau vom Dach der Insel saugen;

Wenn Barankas und steile Felsstürze sich mit nebligen Mäntel umhüllen:

Wenn nur am Gestade noch ungetrübte Blicke auf verblassende Klippen Dich entzücken;

Wenn gischend die tosende Brandung hoch auf sich bäumt, bevor sie sahnig anlandet;

Dann beherrschen Passatwind und die Flut, die Punta del Hidalgo.

Wenn Dein vulkanisierter Untersatz Dich hinaufliftet zum Erbauer, des eruptierten Hauses;

Wenn in den lichten, endemischen Wäldern, die letzten Guanchen noch Kiefernspreu kratzen, für ihre immer magerer werdende Fauna in Stall;

Wenn Du Zeit findest zum Verschnaufen, beim Kurvendrehen, um an malerischen Miradores Deine schwammig, Lust saugende Blicke einzutauchen, bis tief hinab in die felsigen Buchten, des weltumfassenden, blauen Weggenossen;

Wenn Bäume und Sträucher flüchten, weil sie die Höhe nicht mehr vertragen, in dem ihnen Tod bringenden und erstarrten Inferno;

Wenn dennoch urplötzlich ein tief dunkles Grün und Myriaden von gelben Ginsterblüten, rotem *Echium* und blauen Teideveilchen, stellvertretend die Palette dieser vielfarbigen Lavawüste erweitern;

Wenn glänzend schimmernde Smaragdeidechsen, sonnenhungrig über die gleissenden und längst versteinerten Magmawalzen wedeln;

Wenn dazu hochmütig, der weit über Dir thronende und mächtige Hausherr, im weissen Schlafmantel, scheinbar gutmütig, auf Deine Dich tief bewegenden Eindrücke herabschaut;

Wenn Beklemmnis Dich beschleicht, weil dessen bis zum Horizont reichendes Atrium, wie eine von magischer Hand geknetete Mondlandschaft, grandios aber Furcht erregend Dich auf einmal zu verschlingen droht

Dann bist Du weit bis in die gähnende und pulslose Herzkammer vorgedrungen, des im Leichenhemd schlummernden Vulkans,

El Teide.

5.3.2005-18.3.2005

Henri Reger

Impressionen aus Teneriffa II

2008

Immer noch heulen die Windhunde,
An der Punta del Hidalgo.

Wie drei Jahre zuvor.*)

Kaum werden sie es je verlernen.

Bei steigender Flut
Tobt immer noch schäumend das Meer sich aus,
Dessen Urkraft zweimal am Tag leicht erlahmt
Anlauf nimmt, um frischen Schub zu zeugen
Im ewigen Wellengang der Gezeiten.

Sturmträchtige Passatwinde rütteln wach
Was sonst verträumt sich dem Besucher bietet.
Selten nur und Scheinwerfer gleich
Schieben gleißende Sonnenstrahlen
Sich durch die aufgerissenen Lücken,
Im grauen, zerfetzten Nebelhemd.
Lichtkegel huschen chaotisch übers Land,
Als hieße es Gefangene der Insel zu bewachen.

Am Strumpfband des weit oben thronenden Teide
Wölbt grenzenlos, sich die blaue Schädeldecke,
Blendend den Blick, hinab auf seidige Wolkenkissen,
Sperrend die Sicht zum tiefen Gestade.

Pausen- und gnadenlos feuert
Das Helium zehrende Kraftwerk
Hinein ins erstarrte,
Scheinbar nur lebloses Magma,
Um vereint,
Mit spärlichem Wolkenguss,

Dies urbar zu sprengen
Damit gedeiht,
Was wohl sich fühlt
Auf so unwirtlicher Bühne.

*

"Rossa, Rossa"
Artikuliert Christina Maria auf Spanisch
Die rassige,
Tiefschwarz behaarte Masseurin,
Während sie dir eine Wellnessmassage
Mit Aromatherapie verpasst.
Du hast wiederholt um die Herkunft des Duftstoffes gebeten.
Bis endlich dein Groschen fällt
Und du begreifst
Dass sie dich mit ihren noch jugendlich zarten Händen
Und duftendem Rosenöl balsamiert.

*

Wenn du an der Westküste der Insel,
Von der sonnengebadeten Playa de Santiago,
Hinauf dich schraubst, bis in den Ort mit gleichem Namen,
Um unmittelbar jäh, dich erneut in den Abgrund zu stürzen,
Musst du über die berüchtigte,
Mehr als steil
Und halsbrecherisch
In die Tiefe jagende,
Nur talseitig bewehrte
Chinesische Mauer, von Masca.

Das Endlose saugt dich hinab.

Während du flankiert bist
Von einer vulkanischen Eigerwand
Die Steinschlag drohend,
Steil in den bläuigt lächelnden Himmel strebt.

Wenn du gewagt hast
Respektlos, kaum zögernd und voller Tatendrang,
In die erste nahezu grifflos abfallende Kurve zu steuern,
Verabschiedet sich jede Hoffnung aufs Zurück.

Auf dem Weg, sich windend in den Abgrund,
Wird dir schnell bewusst,
Dass beim geringsten Fehltritt auf die Pedalen
Du, wie beim ersten Flug Lilienthals vom Lichterberg,
Unbarmherzig abhebst
Um, zwar nach weitaus längerem Freiflug,
Viel zerbrechlicher zu landen.

Nicht einmal ein tollkühner Drachenflieger
Fände in dieser moosbewachsenen Felsenkluft
Den sicheren Stehplatz, zum Landen.

Wenn dir dann ein ebenso risikofreudiger Fahrer
wie du dir entgegenkommt,
Um dich in erschreckender Tuchfühlung,
Aber respektvoll zu kreuzen,
Dann schießen Unmengen Adrenalin
In deinen unbeirrbaren Dickkopf,
Der das verwegene Abenteuer nicht scheute
Unterwegs sich auch mit einem maßgeschneiderten Bus
Inmitten einer Paragrafen ähnlichen Kurvenfolge
Zu messen,
Derweil dir folgend
Genauso wie vor dir, andere Bekloppte,
Ärgernd sich ihrer misslichen Hanglage im Stau nicht erwehren können

*

Stramm korsettiert,
Im Leihwagen Fiat Diabolo,
Hoffen beide wir nun auf ein "Fiat voluntas mea“, denn
Millimeterarbeit wird nicht nur dem trächtigen Busfahrer abverlangt
Sondern auch peinlichste Genauigkeit, von mir.

Während ich kalte Nerven zeige,
die Ohren einziehend,
Um mit meinem Untersatz,
Das sich hoffentlich ergebende Öhr, herbei zu sehnen
Merke ich erschrocken,

Dass dieser Stau nur von meinem erfolgreichen Manöver abhängt.
Nicht aber wie plötzliches Nass,
Irgendwo hervorquillt
Und eisig den Rücken mir hinunterläuft.

Ich ahne nicht wie hilflos neben mir die Partnerin,
Vielleicht todängstlich, aber erstaunlich tapfer
Und jeder Gelenkarthrose zum Trotz,
Sich am Türgriff,
Wie an einen Rettungsring festklammert,
Und dabei fast verpasst, manchmal zu verschnaufen.

Dann spüre ich, was ein erlösendes Aufatmen bedeutet,
Weil es der Busfahrer doch schafft,
Das Nadelöhr
Nur eine Handbreit zu öffnen,
Damit unser Kamel ohne Kratzer hindurch kann,
Um dieser beklemmenden Zangengeburt zu entrinnen.
So kann der Bus den Freiraum nutzen,
Für sein weit hinein buchtendes Heck .

Mit Erleichterung merke ich wie der Verkehrsstau,
Wahrscheinlich auch im Innern aller inkriminierten Blechkästen,
Mancher Angststau sich auflöst.

Weil ich die Situation so glücklich gemeistert habe,
So denke ich,
Bräuchte ich eigentlich mit sechsundsiebzig Jahren
Den Altersführerschein nicht zu erneuern.
Er wäre bereits
„Con brio“ bestanden.

Traurig stimmt es
Wenn man den wohl einst besuchenswerten
Parque Exotico nahezu vergeblich sucht
Da Hinweisschilder abgerissen sind.

Wenn deine Spürnase trotzdem fündig wird,
Musst du mit Schrecken erfahren,
Dass freiwillige Helfer,
Tagtäglich auf sich opfern,
Weil nahezu 200 verwahrloste Tiere
Und noch viel mehr seltene Pflanzen,
Ohne fließende Wasserzufuhr auskommen müssen.
Kein Telefon installiert ist und auch keine Elektrizität.
Verbindungen zur Außenwelt sind einfach abgenabelt.

Agonie ist angesagt.
Und doch prahlt man immer noch mit den Qualitäten dieses Parkes
Im Reiseführer und auf den neuesten Flyer.
Derweil andere zwar äußerst sehenswerte Touristenmagnete
Und die bereits vor der Eröffnung stehenden Mammutprojekte
Mit öffentlichen Geldern bezuschusst werden.

Schande eigentlich, fällt auf jene die diese Vorteile
Grenzen- und gewissenlos selbstherrlich nutzen.
Naturliebe und Hilfe zum rettenden Schutz sind plötzlich vergessen.

*

Jetzt hast du verdient die köstliche Küche der Guanchen zu genießen.
Lass dir zum Trost einen "Flor de Chasna" kredenzen,
Wenn du genauso wie ich Gaumenfreude verspürst,
Beim Schlürfen eines fruchtigen Gewürztraminers,
Denn auch diese Kreszenz ist ein herzhafter "Blanco afrutado"
Mit 10,5 %igem Alkoholgehalt
Ein kostbar, süffiges Sonnenkind Teneriffas.

*

Post Scriptum.
Was aber am Tag unserer Heimreise passierte
Passt wohl kaum auf die berühmte Kuhhaut
Und noch viel weniger in eine Komposition von lyrischen Impressionen.

Fünf Polizisten,
Drei zu meiner Rechten, von der Policia locale,
Zwei zu meiner Linken, von der Guardia civil,
Fast wie im Engelsgebet,
Bemühen sich aufopferungsvoll,
Mit Muskelkraft
Und auch per Funk
Um unser gestrandetes Vehikel wieder flott zu machen,
Wobei sie sich nicht scheuen
Eigenhändig ein defektes Rad zu wechseln.

Weil sie aus ritterlicher Berufsethik,
Geldbelohnung ablehnen,
Beehre ich sie freundlichst,
mit einem spontan und ehrlich gemeinten Kompliment
„You are the Angels oft the road“
Füge aber,
zur allgemeinen Belustigung, hinzu
„Unfortunately, only sometimes“.

Sie bieten, falls benötigt, weitere Hilfe an.
Ich scheue mich alsdann nicht,
Mit einem dankbaren Druck,
Deren ölbeschmierte Hände
Herzhaft zu umfassen.

Ohne Servoassistenz erreichen wir den Aeropuerto Reina Sofia
Wo uns der nächste Schicksalsschlag trifft.
Voll ins Genick.
Im Bruchteil einer kurzen Unaufmerksamkeit
Hat plötzlich in der weiten,
unbelebter Flughafenhalle,

Mein Rucksack mitsamt umfangreichem Fotomaterial Keines-
falls selbständig, das Weite gesucht.

Dies ater,

Beschrieb schon Livius den Tag, nach der verlorenen Schlacht,
Die das Schicksal Roms besiegelte.
Wir Luxemburger meinen dagegen:
„Et hätt é wuel besser gehaat dësen Dag am Bett leien ze bleiwen“.
Doch wir wollten zurück,
Zu den stressmilderden Penaten.

Bis auf die Erinnerungsbilder zu obigem Text Ist
ohne Zweifel all das Geklaute zu ersetzen.
Vielleicht schickt die Flughafenpolizei,
Deren Präsenz wir vermissten,
Uns zum Trost
Eine Kopie
Der Videoaufzeichnung.
Hola!